

MARGARETE BUBER-NEUMANN

**ALS GEFANGENE BEI
STALIN UND HITLER**
EINE WELT IM DUNKEL



Biographie

»Bei einigen Menschen ist Tun und Reden identisch; zu diesen wenigen gehört Margarete Buber-Neumann. Sie wurde in sowjetischen und nationalsozialistischen KZ's dazu befähigt, jegliche Praxis und Theorie eines totalitären Systems, sei es kommunistisch oder faschistisch, zu entlarven, und dies lange vor Solschenizyn.« *Rudolf Krämer-Badoni*





ÜBER DAS BUCH:

«Sie kam 1931 als Delegierte der KPD nach Moskau. Dort wurde 1937 Heinz Neumann, mit dem sie zusammenlebte, verhaftet. Bald darauf wurde sie selbst für sieben Jahre eingekerkert und nach Sibirien verbannt. 1940 wurde sie von den Russen an die Nazis ausgeliefert und bis 1945 im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück festgehalten... Diese Frau ist ein Wunder an Willenskraft. Der Leser fragt sich Seite um Seite, wie ein Mensch die täglichen Schikanen, die Dunkelhaft, Prügelstrafen und Erniedrigungen überstehen konnte. ‚Als Gefangene bei Stalin und Hitler‘ ist leidenschaftslos geschrieben und gerade darum für den Leser glaubwürdig.»

Wirtschaft und Erziehung

DIE AUTORIN:

Margarete Buber-Neumann wurde 1901 in Potsdam geboren. Nach erster Ehe mit Rafael Buber, dem Sohn des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber, begegnete sie ihrem späteren Lebensgefährten Heinz Neumann, einem der führenden Funktionäre der KPD. Sie kam 1931 mit Neumann als Delegierte der KPD nach Moskau. Dort wurde Neumann 1937 verhaftet. Sie sah ihn nie wieder. Bald darauf wurde sie für sieben Jahre nach Sibirien verbannt. 1940 wurde sie von den Russen an Hitler ausgeliefert und bis 1945 im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück eingekerkert. Nach 1945 wurde sie zu einer unerbittlichen Gegnerin des Totalitarismus und zu einer leidenschaftlichen Verteidigerin der parlamentarischen Demokratie. Sie lebte bis zu ihrem Tod 1989 als politische Publizistin in Frankfurt am Main.

Weitere Veröffentlichungen:

Milena – Kafkas Freundin (Neuaufll. 1986); *Die erloschene Flamme* (1989); *Von Potsdam nach Moskau* (1990).

Margarete Buber-Neumann

Als Gefangene bei Stalin und Hitler

Eine Welt im Dunkel

Ullstein

Biographie
Ullstein Buch Nr. 35333 im Verlag Ullstein
GmbH, Frankfurt/M – Berlin

Ungekürzte Ausgabe

Umschlagentwurf: Jutta Schneider
Unter Verwendung eines Fotos vom Ullstein
Bilderdienst, Berlin (M. Buber-Neumann,
1968) Alle Rechte vorbehalten © der Ori-
ginalausgabe 1985 by Verlag Busse + Seewald
GmbH, Herford Printed in Germany 1993
Gesamtherstellung:
Ebner Ulm
ISBN 3 548 35333 9

Mai 1993

Gedruckt auf Papier mit chlorfrei gebleich-
tem Zellstoff

Von derselben Autorin
in der Reihe
der Ullstein Bücher:

Die erloschene Flamme (33107)

Milena (30248)

Von Potsdam nach Moskau (34685)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Buber-Neumann, Margarete:

Als Gefangene bei Stalin und Hitler: eine Welt im Dunkel/Margarete Buber-Neumann. –

Ungekürzte Ausg. – Frankfurt/M; Berlin: Ullstein, 1993 (Ullstein-Buch;

Nr. 35333: Biographie) ISBN 3-548-35333-9

NE:GT

Meiner Mutter

Inhalt

Vorspiel zur Tragödie

Es lebt sich fröhlicher	9
Hinterbliebene	14
Die Geächteten	20
Leben auf Widerruf	24
Verhaftet	29
Zelle 31	34
Die Verblendeten	42
Frauenschicksale	47
Ein Geburtstag	52

Die Verdammten dieser Erde

Verhöre	57
Urteil	64
Transport	67
Ankunft in Karaganda	76
Am Ende der Welt	82
Erste Arbeit	88

Sibirischer Alltag

Im Strafblock	95
Boris	102
Im Herzen der Steppe	111
Die Arbeitstiere	117
Herbst	125
Zurück nach Burma	131
Im Krankenhaus	137
Sibirischer Winter	143
Ein Wendepunkt	150

Zwischen Furcht und Hoffnung

Zum Sammelpunkt zurück	155
Abschied von Karaganda	160
Wiedersehen mit der Butirka.....	164
Was wird aus uns?	173
Fahrt ins Ungewisse	179

Ausgeliefert

Die Brücke von Brest-Litowsk.....	185
In den Händen der Gestapo	192
Berlin – Alexanderplatz 1940	200
Zum Konzentrationslager verurteilt	206

Ravensbrück

Eine neue Hölle.....	215
Unter Dirnen und Kriminellen	225
Und wieder: Lagerleben.....	231
Jäger und Gejagte.....	238
Als Blockälteste bei den Bibelforschern	245
Ein Reich der Ordnung.....	250
Besichtigung	257
Moderne Märtyrer	261
Milena	267
Nachbar Tod.....	278
Das Lager wächst	294
Arbeit für das Reich	299

Der Abgrund

Als Sekretärin bei der Oberaufseherin	309
Ein Mensch mit seinen Zweifeln.....	314
Dunkelarrest.....	328

Umnachtung und Genesung	340
-------------------------------	-----

Die Toten und die Überlebenden

Sklaven am laufenden Band.....	349
Milenas Ende.....	355
Die Welt da draussen	358
Todkrank im Revier	362
Das Morden geht weiter	367
Die letzten Tage von Ravensbrück.....	374

Das Geschenk der Freiheit

Die Welt ohne Stacheldraht	383
Mit Pferd und Wagen	391
Begegnungen mit der Vergangenheit	400
Das Ende der Herrlichkeit.....	414
Unter ehemaligen Genossen.....	429
Elbübergang	436

Heimkehr

Ein dramatischer Bericht.....	447
... als sei nichts geschehen.....	456
Gomorrha 1945	461
Die letzte Etappe	465
Personen-und Sachregister	473

Vorspiel zur Tragödie

Es lebt sich fröhlicher

Es war der 30. April 1937. Moskau bereitete sich auf die Feier des 1. Mai vor. Die starke russische Frühlingssonne überflutete die Ulitza Gorkowo. Ich versuchte, mit einem Paket unterm Arm, hastig an dem sich langsam vorwärtsschiebenden Menschenstrom vorbeizukommen. Lautsprecher, die an den Häuserwänden befestigt waren, wurden ausprobiert. Der «Triumphmarsch» aus «Aida» schmetterte über die Strasse. Ich wollte in eine Seitengasse einbiegen, um nur schnell zu entkommen, um den festlichen Lärm nicht mehr hören zu müssen, aber eine Menge Menschen, Männer und Frauen, noch in die winterlichen grauen Wattejacken eingemummt, staute sich an der Ecke und füllte die ganze Strassenbreite, um zuzusehen, wie ein riesiges Stalinbild an der Hausfassade emporgezogen wurde. – Wenn ich nur nichts mehr zu sehen brauchte ... Wohin man auch blickte, überall Stalinbilder. Aus den Schaufenstern, von den Häuserwänden, über den Eingängen der Kinos, immer das gleiche Gesicht mit dem hängenden Schnurrbart. – Und dröhnend hallte ein Wiener Walzer durch die schmale Seitengasse, die zur Petrowka führt.

Mit Herzklopfen rannte ich weiter. Zwei Tage hatte ich versäumt, mich zwei Tage lang meinem Schmerz überlassen, während er in irgendeiner Zelle der Lubjanka sass. Wie konnte ich mich nur so vergessen.

Als ich über den Platz vor der Grossen Oper kam, hatte man dort eine über zehn Meter hohe Holzstatue eines schreitenden Stalin in langem Soldatenmantel errichtet, und unzählige rote Fahnen umflatterten ihn.

Ob man mir das Paket mit den Lebensmitteln und der Wäsche überhaupt abnehmen wird? Und den Brief? –

Ich flüsterte die russischen Sätze vor mich hin, um mich nachher vor dem Gefängnisshalter nicht zu versprechen: «Mein Mann Heinz Neumann wurde am 28. April von der NKWD verhaftet. Wo befindet

er sich? Kann ich ihn besuchen? Kann ich ein Paket und einen Brief abgeben?»

Der Lubjanka schräg gegenüber lag die Auskunftsstelle für die Hinterbliebenen der durch die NKWD Verhafteten. Der Raum war gedrängt voll Menschen. Vor einem Schalter hatte sich eine lange, vielfach gewundene Schlange gebildet. Die dort Wartenden wagten nicht mehr laut zu sprechen. Schon hier wehte Gefängnisluft. An der Eingangstür stand ein Mann in NKWD-Uniform.

Schrecklich langsam rückte ich in der Schlange vorwärts. Ich sah in allen Gesichtern die gleiche Angst, das gleiche Leiden. Man sprach leise miteinander: «Haben Sie Ihren schon gefunden? Durften Sie Geld einzahlen? Wie lange ist er schon drin?» Und dann immer wieder derselbe Bericht: «Nachts so gegen ein Uhr sind sie gekommen. Nach Waffen haben sie gefragt, alles durchgesucht und nichts durfte er sich mitnehmen. Und ich weiss bestimmt, dass er unschuldig ist.»

Das Herz klopft, der Mund ist ausgedörrt. Jetzt noch drei vor mir. Ich versuche, die Fragen und die Antwort des Beamten zu verstehen, habe aber mein Russisch ganz vergessen. Und dann stehe ich vor dem Fensterchen. Es ist so hoch, dass man mit Mühe hineinsehen kann, und dahinter sitzt ein unbewegtes Gesicht mit einem Kneifer. Ich stottere meine eingelehrten Sätze, komme gar nicht bis zum Ende, will den Brief durch das Loch reichen – das Paket ist viel zu gross –, aber ein hartes «Njet!» schneidet jede weitere Frage ab, und schon schiebt mich der Menschenstrom zur Tür hinaus. Mit Tränen in den Augen stehe ich blinzeln auf der sonnigen Strasse, das Paket unterm Arm und den Brief in der Hand. – «Sie müssen nach der Butirka gehen, vielleicht können Sie ihn dort finden!» Das Mütterchen im Kopftuch spricht tröstend auf mich ein. «Meiner ist auch nicht da. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Weg, und wie man es machen muss.» Während wir durch die geschmückten Moskauer Strassen gehen, unter den Transparenten mit der Aufschrift: «Es lebt sich besser, es lebt sich fröhlicher! (Stalin)», erzählt mir die alte Arbeiterfrau, dass man vor ein paar Tagen ihren Kolja, den Jüngsten, geholt hat. «Ja, da sagt man ihnen immer, sie sollen kritisieren, und wenn mein Kolja ein bisschen

viel getrunken hat, dann kritisiert er eben. Nun haben sie ihn geholt. Er hat auf dem Bau gearbeitet, er ist ein so guter Junge.» Ich will irgendetwas Freundliches zu ihr sagen: «Glauben Sie nicht, dass er wiederkommen wird?» – «Aber wo denken Sie hin! Wer einmal in dieser Fleischmaschine drin ist, kommt nicht heil wieder heraus!»

In einer langen, hohen Mauer ist eine kleine Pforte. Drinnen ein schmaler Hof, von dem eine Treppe zum Raum mit den Auskunftschaltern des politischen Untersuchungsgefängnisses Butirka führt. Im Hof und auf der Treppe hockten und standen die Menschen. Kinder umspielten die wartenden Mütter. Ich erfuhr, dass man sich drinnen, hinter der Tür, bei einem Posten melden, seinen Pass vorzeigen musste und dann eine Nummer erhielt. – «Ja, aber ich habe keinen Pass. Ich bin eine Ausländerin. Meine Aufenthaltserlaubnis haben sie in der Komintern zurückbehalten», erklärte ich dem Posten. «Bringen Sie Ihr Dokument, und Sie werden einen Durchlassschein erhalten!» war die kurze, korrekte Auskunft des Soldaten. Ich ging zu meiner guten Alten. Sie wusste da keinen Rat. «Ja, so sind eben die Bestimmungen.» Mit einem freundlichen «AufWiedersehen!» trennten wir uns.

Mein Zimmer im Hotel «Lux», dem Gemeinschaftshaus der Komintern, zeigt noch die Spuren des wüsten Durcheinanders nach der Haus-suchung und Verhaftung meines Mannes vor nun drei Tagen. Auf dem Boden liegen Bücher und Papierfetzen.

Jetzt kommen die drei Maifeiertage, die Gefängnis-schalter werden geschlossen sein, und ich kann nichts für ihn tun. Wie schrecklich war die Nacht vom 27. zum 28. April! So gegen ein Uhr schlug es dröhnend an unsere Zimmertür. Ich sprang aus dem Bett, knipste das Licht an. Die Schläge gegen die Tür wiederholten sich. «Heinz, um Gottes willen, wach doch auf!» Er drehte sich lächelnd auf die andere Seite.

Zitternd öffnete ich die Tür. In ihrem Rahmen standen drei uniformierte NKWD-Beamte und der Kommandant des «Lux». Ihre Worte drangen nicht in mein Bewusstsein. Es dröhnte, es hämmerte, es sang in den Ohren. Meine Stimme versagte den Dienst.

Knarrende Stiefel erfüllten unser Zimmer. Sie umstanden das Bett des friedlich schlafenden Delinquenten. Erst das «Nejman stawajtje!»

(Neumann, stehen Sie auf!) liess ihn hochfahren. «Haben Sie Waffen?» war die nächste Frage. Nur einige Sekunden stand ein fast kindliches Entsetzen auf seinem Gesicht, dann, als ob er erwache, wurde er grau und mager, entschlossen, um das Leben zu kämpfen. Seine Faust fuhr über die Bettdecke: «Ich protestiere gegen meine Verhaftung!» – «Das können Sie später tun», erwiderte höhnisch der Natschalnik des Kommandos. Er trug eine randlose Brille, die ihm das Aussehen eines Intellektuellen gab.

«Ziehen Sie sich an!» war das nächste Kommando. Dann trat er ans Fenster, schloss es und zog die Gardinen sorgfältig zu. Der Kommandant des Hotels, Gurewitsch, sass mit ausgestreckten Beinen in einem Sessel, während die drei anderen die Durchsuchung des Zimmers begannen.

«Mach doch nicht ein so entsetztes Gesicht.» Ohne Zittern in der Stimme, ohne ein Zeichen von Verzweiflung oder Angst begann Heinz, mich zu trösten. Der Natschalnik unterbrach uns: «Es ist Ihnen verboten, Deutsch zu sprechen.»

Einer von den drei NKWD-Leuten, ein kleiner, runder Kerl, der die tausend Bände unserer Bibliothek absuchte und jedes einzelne Buch durchblätterte, schleppte wie ein apportierender Hund einen interessanten Fund nach dem anderen zu seinem Vorgesetzten. Auf dem Fussboden häuften sich Bücher trotzkistischen, sinowjewistischen, radekistischen, bucharinistischen Inhalts. Aufgeregt überbrachte er einen Brief Stalins an Neumann aus dem Jahre 1926, der in irgendeinem Buch gesteckt hatte. In diesem Schreiben fordert Stalin Neumann auf, in der «Roten Fahne», dem damaligen Zentralorgan der KPD, einen politischen Angriff gegen Sinowjew zu starten. Der Bebrillte las ihn aufmerksam und sagte dann kühl und geschäftlich: «Um so schlimmer.» Bald war das Zimmer in eine Staubwolke gehüllt. Am Schreibtisch sass der Natschalnik und räumte ihn bis auf den letzten Zettel aus. Jede Fotografie, die Briefe meiner Kinder, alles wurde beschlagnahmt.

Wir sassen uns gegenüber, meine Knie wollten nicht aufhören zu zittern. Heinz fügte zwischen die russischen Sätze kurze deutsche Anweisungen ein. Wir sprachen unsere eigene Sprache. «Stalin trägt die

Verantwortung für unzählige Verbrechen. Wenn du am Leben bleiben solltest und noch einmal ins Ausland kommst, gehe zu Friedrich Adler...» Und dann immer wieder liebevoll: «Sei nicht so verzweifelt, vielleicht sehen wir uns doch irgendwann wieder...»

Langsam dämmerte hinter den Gardinen der Tag. Die Geräusche des grossen Hotels drangen zu uns. Aber dieses Tageslicht und dieser Morgen waren nicht für uns bestimmt. Unsere letzte Stunde war gekommen; ich war ausgelöscht, keines Wortes fähig.

Der NKWD-Natschalnik setzte das Protokoll der Durchsuchung auf: «Sechzig Bücher trotzkistischen, sinowjewistischen, kamenjewistischen, bucharinistischen Inhalts, einen Koffer voll Manuskripte, Briefe, Schriftstücke.»

Heinz nahm Mantel und Mütze. Ich hielt mich am Bücherbrett fest, drückte die Fingernägel ins Fleisch, biss auf die Lippen, um nicht zu weinen. Wir umarmten uns. Da kamen die Tränen. «Du darfst nicht weinen.» – «Beeilen Sie sich! Los!» Heinz ging zur Tür, drehte sich noch einmal um, lief zurück, küsste mich: «Weine nur, ach, du hast allen Grund zu weinen!»

Das Zimmer war leer, das Licht brannte. Aufgerissene Schubladen, überall Bücher und Papierfetzen ...

Am Tage nach den Maifeiern klingelte das Telefon. Die Kinderfrau meiner Freundin Hilde Duty bat mich schluchzend, sofort ins Vestibül des «Lux» hinunterzukommen. Da stand sie mit Hildes Töchterchen, der kleinen Swetlana, und flüsterte mir erregt ins Ohr: «Heute Nacht haben sie Hilde verhaftet!» Über das liebe Bauemgesicht der alten Kinderfrau rannen unaufhaltsam die Tränen. «Greta, Sie müssen mir helfen! Oh, mein Gott! Oh, mein Gott!» Und während wir mit entsetzten, erschreckten Gesichtern in der Ecke flüsterten, gingen durch das Vestibül mit den riesigen Wandspiegeln und dem lächerlichen Prunk des beginnenden Jahrhunderts die Angestellten der Komintern zur Arbeit, alle diese «Gerechten», die durch «Wachsamkeit» ihr Leben zu retten gedachten und nicht zögerten, ihre Kameraden der NKWD zu verraten.

«Dschura, bitte, weinen Sie nicht mehr. Ich werde alles tun!» Tränen erstickten meine Stimme. Swetlana blickte prüfend auf uns beide: «Wann kommt die Mama zurück?» Dschura fuhr mit dem Zipfel ihres

Kopftuches über die nassen Runzeln: «Bald, Kukuschka, meine Liebe ...» Und dann gingen sie durch die Drehtür hinaus auf die Strasse. Beim Zurückgehen in mein Zimmer traf ich den alten polnischen Revolutionär Waletzki. Der hatte immer freundschaftlich gegrüsst. Auch jetzt nickte ich in Erwartung eines Grusses – Waletzki senkte den Blick mit verlegenem, schuldbewusstem Gesicht. Eine Geächtete, die Hinterbliebene eines Verhafteten durfte er nicht mehr sehen. – Überall auf den Korridoren begegnete ich verächtlich neugierigen Blicken. Es ist nicht leicht, ihnen standzuhalten, wenn einem die Tränen im Halse sitzen.

Fünf Nächte waren schon vergangen, und ich war immer noch nicht verhaftet. Noch hatte ich nicht gewagt, mich mit einem unserer guten Freunde in Verbindung zu setzen, denn ich durfte sie doch nicht gefährden. Jedesmal, wenn das Telefon klingelte, nahm ich zögernd und voller Angst den Hörer ab, da alle unsere Gespräche überwacht wurden. – Unser Freund Joseph Lengyel rief an: «Warum meldet ihr euch nicht? Ist etwas geschehen?» Es knackte im Hörer, die Überwachung hatte sich eingeschaltet. «Gar nichts, nein, es geht mir gut!»

«Kannst du morgen ins Café ‚Sport‘ kommen?»

«Ja.»

Aber was wird geschehen, wenn man mich beobachtet? Nein, ich kann es nicht verantworten. Und doch ging ich. Der Wunsch, einen Menschen zu sehen, in der Not einen Freund zu wissen und über meine Qualen sprechen zu dürfen, trieb mich zu dieser Begegnung.

Hinterbliebene

Heinz Neumann und ich hatten in den zwei Jahren unseres Moskauer Aufenthalts, da wir als «politisch unzuverlässig» galten, nur noch sehr wenige Menschen, die zu uns hielten, deren Freundschaft stärker war als die Angst. Diese wenigen Freunde haben auch nach der Verhaftung meines Mannes treu zu mir gestanden.

Wir trafen uns heimlich, irgendwo an der Peripherie der Stadt, von

einer Verabredung zur andern zitternd, ob wir uns je wiedersehen würden. Und alle hat das Schicksal ereilt, alle unsere Freunde wurden vor mir verhaftet. Ich musste die Schrecken des Zurückbleibens wieder und immer wieder erleben, bis endlich nach einem Jahr die Reihe auch an mich kam.

Einige Tage, nachdem die NKWD Heinz weggeführt hatte, teilte mir der Kommandant des «Lux» meine Umquartierung in den sogenannten «Nepflügel» mit. Das war ein altes Häuschen, das im Hinterhof des Hotels stand, in dem die Familien der Verhafteten untergebracht wurden. Ich zog in ein Zimmer zusammen mit Michailina, der sechzigjährigen Schwester von Gorski, einem polnischen Mitarbeiter der Komintern, der vor Kurzem verhaftet worden war. Gorski hatte fast ein Jahrzehnt im polnischen Zuchthaus zugebracht. Seine Schwester Michailina weilte erst kurze Zeit in Moskau. Sie war aus Warschau gekommen, um den Bruder nach der langen Haft zu besuchen. Michailina hatte sich nie mit Politik beschäftigt, sie war ihr Leben lang nur eine gute Hausfrau gewesen. «Und hier in Moskau verhaften sie meinen Bruder? In der Sowjetunion, dem Lande seiner Sehnsucht?» Sie zerbrach sich den Kopf, was er wohl verbochen haben könnte, er, der den grössten Teil seines Lebens für die Sache des Kommunismus im Zuchthaus gesessen hatte. – Michailina erzählte mir, dass sie sich kurz nach der Verhaftung des Bruders an die Komintern gewandt habe, mit der Bitte, ihr ein Ausreisevisum zu geben, damit sie heimfahren könne. «Nicht einmal angehört haben sie mich! Einfach den Hörer abgehängt. Und dann kam Gurewitsch und hat gesagt, ich müsse sofort mein Zimmer räumen. In dieses finstere Loch haben sie mich gesteckt! Ist es nicht, um den Verstand zu verlieren?!»

Jeder Raum dieses Hauses barg eine andere Tragödie. Mütter, Kinder, alte Frauen verbrachten ihre Tage mit der Suche nach ihren Angehörigen von einem Gefängnis zum anderen oder dem Verkauf der letzten Habseligkeiten, denn es gab für «Hinterbliebene» weder Arbeit noch irgendeine Unterstützung. Nachts aber warteten sie auf ihre eigene Verhaftung. Durch Wochen und Monate schon stand der Koffer bereit, der sie nach Sibirien begleiten sollte.

Es waren schon vierzehn Tage seit der Verhaftung von Heinz ver-

gangen. Jeden Tag stand ich in der Schlange vor einem anderen Gefängnis. Vor der Lubjanka, vor Sokolniki, vor der Butirka und dem Militärgefängnis Lefortowo. An allen Schaltern musste ich hören: «Er ist nicht hier!» Vor allen Gefängnissen drängten sich Hunderte von Frauen, um ihre verhafteten Männer zu suchen, oder falls sie sie schon gefunden hatten, die monatlichen fünfzig Rubel einzuzahlen, denn das war die einzige Vergünstigung für politische Untersuchungshäftlinge. Da hatte ich gemeint, man könne Pakete abgeben, Briefe schicken oder etwa sogar eine Besucherlaubnis bekommen. Nein, so etwas kannte man in der «Sowjetdemokratie» nicht. – Einmal, als ich vor der Butirka wartete, stand in derselben Schlange ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen. Meine Nachbarin wandte sich an sie und fragte: «Für wen willst du denn einzahlen?» – «Für Papa und Mama», lautete die schüchterne Antwort.

Und dann kam der glücklichste Tag in diesen ersten Wochen des Herumirrens von einem Gefängnis zum anderen. Man nahm am Schalter mein Geld entgegen. Heinz sass in der Lubjanka. In meiner Erregung zahlte ich gleich fünfzig Rubel ein, obgleich die Frauen mich unterrichtet hatten, man solle zweimal im Monat je fünfundzwanzig Rubel hinbringen, weil man dann eine Kontrolle hatte, wo sich der Verhaftete befand. Aber das vergass ich in meiner Freude. Ich unterschrieb eine Quittung; die mit mir wartenden Frauen hatten mir erzählt, dass dieses Stück Papier mit meiner Unterschrift dem Verhafteten zum Gegenzeichnen in die Zelle gereicht wurde. Heute noch oder morgen wusste also Heinz, dass ich noch in Freiheit war und dass ich nach ihm suchte.

Dann stand ich auf dem Platz vor der Lubjanka, einem grossen Ziegelbau, auf dessen Giebel eine riesige rote Fahne weht, neben der Tag und Nacht ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett Wache hält, und die nachts mit Scheinwerfern bestrahlt wird. Mein Blick ging über die vielen, mit Kästen verhängten Zellenfenster. Wo mochte Heinz sitzen? Wenn ich ihn doch nur einmal sehen könnte! Aber, er lebte ja noch! Auf dem Heimweg spürte ich zum erstenmal, dass es Sommer geworden war.

In der folgenden Nacht hatte ich einen Traum. Hoch oben auf einem schmalen Dachvorsprung der Lubjanka stand Heinz. Gelähmt sah ich, dass er herabspringen wollte. Mit ausgebreiteten Armen entfaltete er

über sich wie Flügel ein grosses rotes Tuch, und als ich aufschrie, stürzte er hinab in die Tiefe. Da lag er vor mir im Rinnstein, und eine Blutlache umfloss ihn.

Ich begegnete der Frau des deutschen Genossen Schubert. Da ich nicht wusste, ob sie mich grüssen wollte, blickte ich auf die andere Strassenseite. Aber sie blieb stehen, fasste mich am Arm. «Was ist denn mit dir? Warum kommst du nicht mehr zu uns?» – «Wie kann ich wagen, euch zu gefährden?» Aber sie lud mich dringlich ein, sie zu besuchen. – Schubert war seit Monaten ohne Arbeit. Er erzählte mir, dass er jede Nacht auf seine Verhaftung warte und selbst das kleinste Stückchen beschriebenes Papier bereits verbrannt habe. «Heinz ist ebenso unschuldig wie ich, wie alle, die schon verhaftet wurden und die, die noch drankommen werden. Wir sind die Opfer der russischen faschistischen Politik. Man serviert uns ab, weil man uns nicht mehr nötig hat!» Sein Gesicht war verfallen und gelb. Die Hände dieses grossen, starken Arbeiters zitterten wie die eines Greises. «Kümmere dich um meine Frau und das Kind, wenn ich weg bin. Sie kann nicht russisch.»

Eine Woche später wohnten schon beide bei uns im Nepflügel. Am selben Tag kamen noch viele andere deutsche Hinterbliebene. Die NKWD hatte «Eine Nacht für die Deutschen» veranstaltet.

Mit einem Omnibus fuhr ich gegen Abend die Leningrader Chaussee hinaus zum Treffpunkt mit unserem Freund Heinrich Kurella. Ich prägte mir genau die Gesichter derjenigen ein, die mit mir einstiegen, um festzustellen, ob vielleicht einer an der gleichen Haltestelle wie ich wieder aussteigen würde. In einem Park am Rande der Stadt wartete ich. – Ob er kommen wird? Vielleicht haben sie ihn schon geholt? Ihn werden sie auf keinen Fall vergessen. –

Kurella, der Bruder des heutigen führenden Kulturfunktionärs der SED, Alfred Kurella, arbeitete bis Ende 1936 in der Komintern. Bei einer der üblichen Parteiversammlungen zur Zeit der «Tschistka» (Parteireinigung) richtete eine Hamburger Kommunistin an ihn die Frage: «Warum sieht man dich so häufig im ‚Lux‘ in das Zimmer 175 gehen?» Kurella antwortete vor der ganzen Versammlung: «Heinz

Neumann ist mein Freund, und ich pflege ihn täglich zu besuchen.» Das genügte. Kurz darauf nahm man ihm die Arbeit, dann das Zimmer, und jetzt wartete er auf sein Ende.

Diesmal war er noch gekommen! Er stand wartend unweit des Parkeinganges. Wir begrüßten uns, als sei unser Wiedersehen ein Wunder. «Ich habe Heinz gefunden! Er ist in der Lubjanka! Und ich konnte ihm fünfzig Rubel einzahlen!» – «Weisst du schon etwas über die Verhaftungen der letzten Tage?» – «Jetzt ist die Rote Armee dran. Tuchatschewski, Jakir, Blücher, Gamamik, die gesamte Garnitur der alten Offiziere aus der Zeit der Revolution und des Bürgerkrieges. Ob er denen auch einen öffentlichen Prozess machen wird? – Wie ist es nur denkbar, dass bei den Prozessen keiner aus der Rolle fällt, keiner in den Saal hineinschreit: ‚Das ist ja alles Betrug! Diese Protokolle sind erlogen vom ersten bis zum letzten Wort!?' – Es wurde dunkel, man schloss den Park. Wir liefen durch die Strassen. «Gibt es denn keine Möglichkeit zu entkommen? Müssen wir uns abschlagen lassen wie Kaninchen? – Wie konnten wir nur Jahre hindurch das alles kritiklos hinnehmen? – Doch wir wollten eben glauben. Jetzt müssen wir für unsere Gläubigkeit bezahlen.» – Das war unsere letzte Begegnung. Bei der nächsten Verabredung wartete ich zwei Stunden vergeblich. Heinrich Kurella war auf dem Wege zum Bahnhof verhaftet worden. Er wollte in die Krim fahren und über das Schwarze Meer entfliehen.

Noch einer unserer Freunde hatte mich nicht im Stich gelassen. Es war der ungarische Genosse Joseph Lengyel, den ich in den ersten Tagen nach der Verhaftung von Heinz im Café «Sport» traf. Er war mit einer Russin verheiratet. Sie luden mich ein, sie zu besuchen. Trotz grösster Bedenken und mit allen Vorsichtsmassnahmen ging ich zu ihnen. Sie hatten ein Zimmer in einer der typischen russischen Wohngelegenheiten, die aus sechs Zimmern bestand und früher von einer Familie bewohnt wurde, aber jetzt sechs Familien Unterkunft bot. Die zur Wohnung gehörige Küche und das Badezimmer wurden gemeinsam benutzt. Was gab es da für Schwierigkeiten allein in der Küche. Jedem stand nur ein kleines Eckchen zu, wo er seine Mahlzeiten vorbereitete,

eine warf der anderen Nachlässigkeit und Schmutz vor, und geklatscht wurde ohne Ende. – Wenn ich dort zu Besuch war, durfte ich nur leise sprechen, denn niemand sollte hören, dass wir Deutsch redeten. Lengyel versuchte, mir irgendeine Abschreibearbeit zu verschaffen. Er selbst war schon monatelang arbeitslos. Als Mitarbeiter einer Zeitschrift hatte er einen Artikel veröffentlicht, der nicht auf der «richtigen politischen Linie» lag. Er wurde entlassen und erhielt als Parteistrafe «eine strenge Rüge mit letzter Verwarnung». Einen Roman, den der Staatsverlag in Moskau zuerst angenommen hatte, in dem Lengyel das Leben eines Ausländers in der Sowjetunion schilderte und dabei die Hungerjahre 1930/31 erwähnte, wurde mit dem Vermerk abgelehnt: «In der Sowjetunion hat niemals Hunger geherrscht.»

Josephs Frau erzählte mir von ihrer Schwester, die Malerin war. Deren Mann wurde schon Ende 1936 verhaftet, und sie blieb zurück mit mehreren kleinen Kindern. Sie war eine begabte Künstlerin, und es hatte ihr bis zur Verhaftung ihres Mannes nicht an Aufträgen gemangelt. Aber nun war ihre Lage kritisch. Sie bewarb sich um den Entwurf eines Plakates zum Revolutionsfeiertag am 7. November. Das Thema lautete: «Stalin unter Kindern.» Das Plakat sollte einen Kinderspielplatz zieren. Sie reichte den ersten Entwurf ein und erhielt ihn zurück mit der Bemerkung: «Der Entwurf ist gut, aber das Gesicht Stalins muss freundlicher sein.» Sie fertigte einen lächelnden Stalin an, bekam es aber ein zweites Mal zurück: «Noch nicht freundlich genug!» Erst dann glückte es ihr, einen strahlenden Stalin, umringt von einer begeisterten Kinderschar, als «befriedigendes Resultat» abzuliefern.

Unter den Frauen der Verhafteten gab es auch solche, die nicht zu ihren Männern hielten, nicht in die Gefängnisse liefen, um die kümmerlichen fünfzig Rubel einzuzahlen, sondern als gute Stalinistinnen sich von ihnen lossagten. Sie gaben öffentliche Erklärungen gegen ihre armen Männer ab, in denen sie sich von deren politischen Vergehen «abgrenzten», «Parteitreue» und zukünftige «Wachsamkeit» gelobten. Zum Teil gingen sie sogar soweit, in diesen Erklärungen die strenge Bestrafung ihrer Männer zu fordern. Zwar verhinderte ein solches Verhalten nicht immer die eigene Verhaftung, aber es war eine Chance.

Die Geächteten

Schon lange vor Neumanns Verhaftung hatten wir als politisch Geächtete gelebt. Heinz Neumann war im Frühjahr 1932 wegen politischer Abweichungen von seiner Funktion als Mitglied des Politbüros der Kommunistischen Partei Deutschlands abberufen worden. Er war anderer Ansicht als Stalin über die Methoden des Kampfes gegen die Nationalsozialisten. Zwar hatte er bereits 1934 eine selbstkritische Erklärung abgegeben, in der er sich aller möglichen Fehler bezichtigte. Aber er war nicht soweit gegangen, sich die Schuld am Siege des deutschen Faschismus zu geben, wie es die Komintern offenbar von ihm verlangte. Daher wurde seine Erklärung als «unbefriedigend» abgelehnt.

Wir waren im Mai 1935 nach Moskau gekommen. – Neumann wurde aus dem Schweizer Zuchthaus Regensdorf unter Polizeibewachung auf ein russisches Transportschiff in Le Havre gebracht. Schon auf dem Schiff sagte er mir: «Vielleicht wird man mich in Leningrad verhaften.» Es kam nicht so. Wir erhielten sogar in Moskau ein Zimmer im Hotel «Lux», dem Gemeinschaftshaus der Komintern, was aber anscheinend ein Versehen war, denn schon am Tage nach unserer Ankunft telefonierte Wilhelm Pieck, der damalige Parteisekretär der KPD, und forderte uns auf, sofort in das Emigrantenhotel im Stadtteil «Baltschuk» überzusiedeln. Wir kamen diesem «Befehl» nicht nach.

In Moskau war die Atmosphäre zum Ersticken. Ehemalige politische Freunde wagten nicht mehr, einander zu besuchen. Das Hotel «Lux» konnte man nur mit einem Durchlassschein betreten. Jeder Besucher wurde registriert. Dadurch hatte die NKWD eine vorzügliche Kontrolle. Die Telefone in den einzelnen Zimmern des Hotels wurden überwacht. Immer wieder bemerkten wir das knackende Geräusch, nachdem die Verbindung hergestellt war. Die Post unterlag selbstverständlich einer Kontrolle. – Die Furcht vor Bespitzelung nahm solche Formen an, dass gute Freunde, wenn sie es doch gewagt hatten, zu Besuch zu kommen, sich zuflüsterten:

«Habt ihr euer Zimmer auch genau durchsucht, ob man nicht irgendwo einen Abhörapparat einmontiert hat? Ist nicht vielleicht irgendwo ein Mikrofon angebracht? Etwa in der Lampe? Vielleicht im

Telefon?» Ich erlebte, dass ein Bekannter alle Steckkontakte auseinandemahm und sie nach einer Membran untersuchte.

Es gab kaum einen Emigranten, der sich nicht wenigstens einmal während der letzten zehn Jahre einer «Abweichung» schuldig gemacht hätte, und damit hielten die «Kaderabteilung der Komintern» oder die «Internationale Kontrollkommission» jeden an der Gurgel. «Gib eine befriedigende Erklärung ab. Bekenne deine politischen Fehler. Folge dem Gebot der ‚Wachsamkeit‘ und decke jegliche kritische Haltung der Menschen, mit denen du verkehrst, schonungslos auf! Gib jede Äusserung in deiner Umgebung, die nach ‚Abweichung‘ schmeckt, zu ‚Protokoll‘! Nur dann werden wir überzeugt sein von deiner Parteitreu und dich in die Arbeit einreihen.»

In den zwei Jahren unseres Moskauer Aufenthaltes bis zu Neumanns Verhaftung verging wohl kein Monat, in dem er nicht entweder zur «Internationalen Kontrollkommission», zur «Kaderabteilung der Komintern» oder zur «Kaderabteilung des Verlages Ausländischer Arbeiter» – wir waren in diesem Verlag als Übersetzer tätig – gerufen wurde. Entweder forderte man ihn auf, endlich eine «befriedigende» Erklärung über seine politischen Fehler abzugeben, oder man «zog ihn für kritische, parteifeindliche Äusserungen zur Verantwortung».

Ich will nur einen charakteristischen Fall schildern. Es fand ein Fest – besser gesagt ein «Kameradschaftsabend» – des Verlages statt. Erscheinen war Pflicht. Solche Feste waren das Dümme und Traurigste, was man sich an Geselligkeit nur denken konnte. Man hatte auf Kommando fröhlich zu sein, so wie man ja auch auf Kommando demonstrieren musste. – An diesem Abend war der Verleger Wieland Herzfelde aus Prag anwesend. Neumann, der ihn kannte, setzte sich zu ihm, erfreut, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem er sich unterhalten konnte. Wir sassen noch keine Viertelstunde, als eine junge Deutsche an unseren Tisch trat, Wieland Herzfelde und Neumann begrüßte und sich zu uns setzte. Sie hiess Hilde, war aus Prenzlau, hatte irgendwann einen Russen mit Namen Kamarow geheiratet und lebte schon einige Zeit in Moskau. Sie nannte sich nur noch Kamarowa,

sprach Deutsch mit russischem Akzent und betonte bei jeder Gelegenheit, dass sie eine «Komsomolka» sei; sie war eine bekannte Denunziantin. Ich stiess Neumann unter dem Tisch an und sagte einen Satz mit dem Wort «einerlei», das war unser Zeichen, wenn Gefahr drohte. – Die Unterhaltung stockte ein wenig und wurde dann langweiliger und langweiliger. Ich stand auf, verabschiedete mich und ging nach Hause. Nach einiger Zeit kam auch Neumann zurück, und ich fragte ihn sofort besorgt: «Hast du auch wirklich nichts Gefährliches gesagt?» – «Aber wo denkst du hin, ich kenne doch dieses Ekel.»

Nach einer Woche wurde Neumann zur Kaderabteilung des Verlages Ausländischer Arbeiter beordert. Auf dem Tisch lagen zwei engbeschriebene Bogen, und der Vorsitzende der Kaderabteilung stellte die Frage: «Haben Sie am soundsovielten folgenden Ausspruch getan: ‚Nicht diese Dreck-Tschistka wird uns retten, sondern eine zukünftige weltumfassende Tschistka?‘?» Neumann antwortete, dass er so etwas nie geäußert habe. Er sagte: «Zu meiner Verteidigung kann ich nur vorbringen, dass mir mein Stilgefühl eine Formulierung wie Dreck-Tschistka verbietet.»

In den Parteiversammlungen jedes Betriebes hatte zur Zeit der «Tschistka», der Parteieinigung, jeder Kommunist die Pflicht und das Recht, Parteigenossen öffentlich zu befragen, in deren politischer Vergangenheit man «Abweichungen» vermutete. Der Gefragte musste Rede und Antwort stehen, musste sich öffentlich selbstbeichtigen und demütigen, um nicht bestraft oder aus der Partei ausgeschlossen zu werden. Sehr häufig war ein solcher Angriff in einer Parteiversammlung der Auftakt zur späteren Verhaftung durch die NKWD.

Eigentlich waren Neumann und ich seit dem Tage unserer Ankunft in Sowjetrussland Gefangene, und so wie wir hatten alle dort lebenden Emigranten keine Möglichkeit, das Land zu verlassen, falls sie nicht mit einem «Komintemauftrag» hinausgeschickt wurden. – In Moskau lebte z.B. der deutsche Schriftsteller Alfred Kurella. Der französische Schriftsteller Henri Barbusse hatte in seinem Testament Alfred Kurella dazu bestimmt, seinen literarischen Nachlass zu überarbeiten und herauszugeben. Diese Arbeit musste selbstverständlich in Paris stattfinden. Die NKWD verweigerte Alfred Kurella die Ausreise.

In einer Septembernacht – Michailina, die in der letzten Zeit kränkelte, hatte sich schon zu Bett gelegt – erwachten wir plötzlich vom Getrappel vieler NKWD-Stiefel auf dem Korridor. Mit den Worten: «Haben Sie Waffen?» drangen zwei Uniformierte in unser Zimmer ein. Ich erwartete meine Verhaftung und nannte meinen Namen. Aber noch war ich nicht an der Reihe. Der Besuch galt meiner alten Zimmergenossin Michailina. Sie konnte sich vor Erregung nicht ankleiden. Mit zerbrochener Stimme bat sie um Geduld. – Man wollte sie daran hindern, ihren Koffer mitzunehmen. – Zum Abschied sagte ich ihr: «Michailina, ich komme bald nach.»

In dieser Nacht hatte man alle hinterbliebenen Frauen der polnischen Komintemsektion verhaftet. Zu ihrem Abtransport ins Gefängnis benutzte die NKWD einen Omnibus. – Nach Jahren erfuhr ich zufällig, dass die sechzigjährige Michailina zu acht Jahren Konzentrationslager verurteilt worden war.

So nach und nach verkaufte ich alle meine Bücher. Was es an Belletristik in unserer Bibliothek gegeben hatte, war schon fort, jetzt kamen die politischen Bücher an die Reihe. Einmal ging ich mit einem Koffer voller Hegel- und Leninbände in den Keller eines Antiquariates in der Ulitza Gorkowo. Da fiel mir ein neuer Verkäufer auf, der gar nicht in dieses Milieu passen wollte. Jeder Bewegung sah man an, dass er nicht hierher gehörte. Ich öffnete den Koffer und bot ihm meine Bücher an. Da meinte er lachend: «Was haben Sie da? Hegel und Lenin? Solche Literatur ist nicht mehr gefragt. Bringen Sie lieber Kriminalromane!» Dann blätterte er ein wenig in den Bänden herum, sah die vielen Kopierstiftnotizen des Besitzers, nickte verständnisvoll und sagte: «Natürlich kaufen wir alles.» Er zahlte einen ungewöhnlich hohen Preis. – Als ich in den nächsten Tagen wieder in den Keller stieg, mit einer neuen Ladung Bücher, darunter auch zwei Kriminalromane, war der sympathische Verkäufer nicht mehr da. – Ich erzählte dieses Erlebnis meinem Freund Joseph Lengyel. – «Weisst du, wer das war? Béla Iles. Den hatten sie strafweise in den Bücherladen gesteckt. Vor ein paar Tagen wurde er verhaftet.»

Béla Iles, ein ungarischer Schriftsteller, hatte, einige Monate bevor ich ihm da im Bücherkeller begegnete, ein Buch geschrieben, das den Moskauer Metrobau verherrlichte. Der Held seines Romanes war der

politische Leiter des Baues. Iles' Buch war durch die Zensur gegangen, bereits gedruckt und stand kurz vor der Veröffentlichung – da beging der politische Leiter des Metrobaues – ein Russe – Selbstmord. Béla Iles' Buch wurde eingestampft, er selber mit einer Parteistrafe bedacht und von seiner Arbeit entfernt. Er ging nach Hause, setzte sich in die Badewanne und drehte den Gashahn auf. Aber sein Selbstmordversuch wurde vereitelt, man brachte ihn ins Leben zurück. Zur Strafe musste er Verkäufer werden.

Leben auf Widerruf

Der frühe russische Winter hatte schon begonnen, als der Hotelkommandant Gurewitsch sich meiner erinnerte und mich aus dem Nepflügel warf. Er wies mir zusammen mit Charlotte Scheckenreuther, der Frau des bekannten deutschen Kommunisten Hugo Eberlein, einen Raum über einer ehemaligen Werkstatt an. Die Fenster schlossen nicht, der Herd war zerfallen, und vor uns lag ein russischer Winter. – Im Nepflügel hatte es wenigstens noch Zentralheizung gegeben, aber jetzt hiess es, mit unseren paar Rubeln auch noch Brennmaterial besorgen. Das Geld wurde immer knapper, deshalb schlossen wir uns zu einer Kochgemeinschaft zusammen, Werner, der siebzehnjährige Sohn Hugo Eberleins, Julius Gebhard, dessen Frau verhaftet worden war, Charlotte Scheckenreuther und ich. Der einzige Verdienner von uns viere war Werner Eberlein. Er hatte nach der Verhaftung seines Vaters die «Karl-Liebknecht-Schule» verlassen und arbeitete nun als Transportarbeiter. Er verdiente im Monat etwa 100 Rubel. Dieses Geld genügte, um ihn mit Not und Mühe zu ernähren. Damals kostete im Staatsladen 1 Kilo Rindfleisch zwischen 9 und 10 Rubel, Schweinefleisch auf dem freien Markt aber 17 Rubel, 1 Kilo Butter zwischen 16 und 22 Rubel, das billigste Brot pro Kilo 90 Kopeken. An den Kauf von Schuhen oder Kleidern konnte ein Arbeiter mit Werners Verdienst überhaupt nicht denken. Ich erinnere mich noch, dass Damenschuhe zwischen 100 und 250 Rubel kosteten.

Neben unserem Raum lag das Zimmer der Familie eines russischen Metallarbeiters, der früher einmal in der Komintern tätig gewesen

war. Im Jahre 1917 hatte er in den Reihen der Revolutionäre gekämpft. Nach und nach lernten wir unsere Nachbarn kennen. Wir kochten gemeinsam mit unseren Petroleumkochern auf einem Tische im Korridor. Da sahen wir uns gegenseitig in die Töpfe und wussten bald, woran wir waren. Die Frau erfuhr von unserer Not und erkundigte sich, wo wir «unser Zeug» eigentlich verkauften? «Natürlich auf dem freien Markt und in den Kommissionsgeschäften.» – «Da wird man Sie schön übers Ohr hauen mit Ihrem schlechten Russisch. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen helfen. Ich versetze sowieso fast jeden Monat in der letzten Woche, wenn das Geld nicht mehr langt, ein paar Sachen.» So kam es, dass wir gemeinsam loszogen, und sie half uns, wo sie nur konnte. – Eine Russin, eine Fremde, wagte es, mit uns über die Strasse zu gehen, gab sich Mühe, dass wir nicht hungern brauchten, während die meisten unserer eigenen Genossen nicht einmal mehr den Mut aufbrachten, uns auf der Strasse zu grüssen. So hatte man sie durch das Kominternregime mit seinen Methoden der «Wachsamkeit» und der «Erklärungen» demoralisiert.

Ich erfuhr, dass sie eigentlich schon längst ihr Zimmer hätte räumen müssen, weil der Mann nicht mehr bei der Komintern arbeitete, aber sie hatte glücklicherweise einen Sohn bei der Roten Armee; da durfte die Familie nach dem Gesetz nicht exmittiert werden.

Als ich das Zimmer unserer Nachbarin betrat, bemerkte ich erstaunt in der Ecke eine Ikone. Ein revolutionärer Arbeiter, der sich einen Heiligenschrein aufbaut? Und das in einem Gebäude der Komintern? – Durch ein Gespräch mit ihm wurde ich bald aufgeklärt. Nach der Arbeit sass er am Tisch und las die «Prawda». Der Leitartikel behandelte den spanischen Bürgerkrieg. Plötzlich knurrte er wütend: «Diese Hunde brennen die Kirchen ab, diese verdammten Gottesleugner!» Ich fragte ihn betroffen: «Meinen Sie etwa die Republikaner?» – «Na, selbstverständlich meine ich dieses Pack!» Ich schwieg erschüttert. Die Haltung dieses einst revolutionären Arbeiters war sehr bezeichnend. Enttäuscht und verbittert über die Zustände in Sowjetrussland war er zurückgekehrt zum Kirchenglauben, und die positive Einstellung der «Prawda» zu den spanischen Republikanern genügte für ihn, um sie fanatisch abzulehnen.

Auf dem Hinterhof des Hotels «Lux» gab es verschiedene Werkstätten, unter anderem auch eine Tischlerei, die Möbel für das Komintembäude und das Gemeinschaftshaus herstellte, denn es war damals in Sowjetrußland ein schwieriges Problem, irgendwelche Möbel zu kaufen.

Unser Zimmerfenster sah gerade auf den Eingang der Tischlerei, und da konnten wir fast jeden Tag den Führer der Deutschen Kommunistischen Partei, Wilhelm Pieck, sehen, wie er in die Tischlerei ging, um sich die Holzarten für seine neuen Möbel auszusuchen und genau zu kontrollieren, ob auch alles nach Wunsch angefertigt würde. – Während die NKWD jede Nacht unter den Komintemitgliedern wütete, während man im faschistischen Deutschland die revolutionären Arbeiter verfolgte, einkerkerte und hinrichtete, hatte Wilhelm Pieck «Möbelsorgen».

Im Dezember 1937 kam ich wieder an den Schalter der Lubjanka, um meine fünfundzwanzig Rubel einzuzahlen. Ein scharfes «*Ewo njet!*» (Er ist nicht da) schallte mir entgegen. Bestürzt lief ich von einem Gefängnis zum anderen, von der Butirka nach Lefortowo, von Sokolniki wieder zurück in die Lubjanka. Nirgendwo fand ich Heinz Neumann. – Da gab es noch die sogenannten Sekretariate der verschiedenen Staatsanwaltschaften. Dort konnte man angeblich eine Mitteilung über den Verlauf der Untersuchung oder Auskunft über das Urteil, das über ein Familienmitglied gefällt wurde, bekommen. Jede Instanz hatte ihre eigene Auskunftsstelle. In all diesen Warteräumen standen Hunderte von Menschen in der Hoffnung, irgendetwas über ihre verschwundenen Angehörigen zu erfahren. Manchmal kam eine Frau aus dem Zimmer, in dem die Auskunft erteilt wurde, schluchzend wieder heraus, und ich hörte: «Zehn Jahre!» Oder: «In ein fernes Lager mit Schreibverbot!» Aber die meisten erfuhren nichts. Mir sagte man, zu welcher Instanz ich auch kam: «Die Sache Ihres Mannes liegt nicht bei uns!» – Voller Zagen ging ich schliesslich zur Auskunftsstelle des Obersten Kriegsgerichtes. Da sassen nicht mehr als zwanzig gutangezogene Frauen im Vorzimmer, und unter den Wartenden herrschte ein fast familiärer Ton. Es waren meist Frauen verhafteter hoher Parteifunktionäre und Offiziere. Die Auskunft erteilte ein Offizier der NKWD. Er war sehr höflich, sehr gut erzogen und liess sich meine An-

gelegenheit genau auseinandersetzen. Dann musste ich zurück in den Warteraum, bis er mich nach einer halben Stunde wieder aufrief. Seine Haltung war sehr verändert, kühl teilte er mir mit: «Über die Akten Neumanns wird keinerlei Auskunft gegeben!»

Kurz danach kam mir das Gerücht zu Ohren, dass Heinz Neumann erschossen worden sei. – Nein, das glaubte ich nicht. Dann hätte doch ein Prozess stattgefunden, oder man hätte mir eine Mitteilung gemacht.

Eines Nachmittags im Januar 1938 klopfte es an unsere Tür. Herein kamen zwei NKWD-Beamte. Jetzt ist es soweit! Nein, auf dem mir überreichten Zettel stand nichts von Verhaftung: «Konfiskation des Eigentums von Heinz Neumann.» Die Schränke wurden geöffnet. Die letzten Wäschestücke und einen Anzug, den ich aufgehoben hatte, falls er doch einmal heimkehren sollte, musste ich hergeben, und dann sahen sie die Schreibmaschine. Ich begann um sie zu kämpfen, behauptete, dass sie mir gehöre, mein Arbeitsinstrument sei, aber nichts nützte. Sie nahmen mir die letzte Möglichkeit, Geld zu verdienen. – «Konfiskation des Eigentums» bedeutete, dass der Verhaftete eine Strafe von mindestens zehn Jahren Zuchthaus erhalten oder zu erwarten hatte. Am gleichen Tage wurde das Besitztum von Heinrich Kurella beschlagnahmt.

Die Verhaftungen gingen weiter. Bela Kun und der grösste Teil der ungarischen Emigranten waren an der Reihe. Im Februar 1938 wurde auch mein Freund Joseph Lengyel geholt. Seine Frau stand nun mit mir zusammen in den Schlangen vor den verschiedenen Gefängnissen und suchte ihren Mann Woche um Woche.

Schon im Mai 1937, kurze Zeit nach dem Verschwinden meines Mannes, teilte ich auf einer Karte meiner Schwester Babette, die in Paris in der Emigration lebte, mit, was geschehen war. Da ich als selbstverständlich annahm, dass alle meine Briefe von der Zensur geprüft werden, bat ich sie, mir von jetzt ab postlagernd zu antworten. So korrespondierten wir auf Karten ein ganzes Jahr hindurch bis zu meiner eigenen Verhaftung. Zwischen belanglose Sätze schoben wir alle wichtigen Mitteilungen. Auf diese Weise wusste meine Schwester um meine trostlose Lage und machte Versuche, mir zu helfen und mich zu retten. Eines Tages wurde ich zur Zollstation bestellt. Dort

händigte man mir ein Paket mit zwei Seidenkleidern aus, die in Prag von einem unbekanntem Absender aufgegeben worden waren. Die Kleider wanderten sofort auf den Freien Markt, und ich konnte wieder einen Monat lang leben. Ein anderes Mal brachte mir der Geldbriefträger 200 Rubel. Als Absender zeichnete: Iwan Buber, Moskau mit einer Strassenangabe. Ich lief sofort, um diese Strasse und Adresse festzustellen. Es war: «Das Volkskommissariat für Verteidigungsweisen.» – Dann, im Jahre 1938, kam wieder eine Postkarte: «Gedulde Dich noch kurze Zeit, Dir wird geholfen!» Eine Woche danach erhielt ich ein Schreiben vom französischen Konsulat in Moskau, das mich aufforderte, an einem bestimmten Tage dort vorzusprechen. Bevor ich mich auf den Weg machte, nahm ich Abschied von den Freunden, steckte alles noch vorhandene Geld, Zahnbürste und Seife in die Tasche, weil Verhaftungen beim Verlassen eines Konsulates an der Tagesordnung waren. Ich machte einen grossen Umweg durch alle möglichen kleinen Gassen, um zu beobachten, ob man mich verfolgte. Vor dem französischen Konsulat standen Miliz und verdächtig aussehende Zivilisten. Ein Sturm von widersprechenden Gefühlen erfüllte mich: Soll ich hineingehen? Vielleicht retten sie mich wirklich, vielleicht werde ich nicht verhaftet, komme nicht nach Sibirien? Ob man mir in diesem Hause vielleicht Asyl gewähren wird?

Der Konsul erklärte, ein Telegramm aus Paris sei für mich eingetroffen, dass die französische Regierung bereit sei, mir einen «Sauf Conduit» für die Reise nach Paris zu geben und mir eine Aufenthaltserlaubnis von drei Monaten bewillige. «Darf ich auf Ihre Unterstützung hoffen, um ein Ausreisevisum von den Russen zu bekommen?» fragte ich zögernd. Der Konsul antwortete: «Sie sind keine französische Staatsbürgerin, und mit den ‚Russkis‘ wollen wir nichts zu tun haben.» Ich stammelte etwas über meine Lage, über meinen Mann, über meine drohende Verhaftung. Er zuckte nur die Achseln und verabschiedete mich mit vollendeter Höflichkeit.

Ich kam aus dem Konsulat wieder nach Hause und ging einige Tage später mit dem «Sauf Conduit» zur Passstelle, um ein Ausreisevisum zu beantragen. Dort riss man die Augen auf. Wie war ich als Deutsche in den Besitz dieses französischen Dokuments gekommen? Man nahm

meinen Ausreiseantrag entgegen, und ich erhielt eine Aufenthaltserlaubnis von – sage und schreibe – zwölf Tagen. Bei den geltenden Bestimmungen hätten mir als einer deutschen «Hinterbliebenen» nur fünf Tage zugestanden. Die nächsten Tage und Nächte durchlebte ich zwischen Angst und Hoffnung. Wird man mich gleich verhaften? Oder bekam ich das Ausreisevisum?

Nach einigen Wochen bestand kein Zweifel mehr, die Russen verweigerten mir die Ausreise. – Für die NKWD musste das ein Grund mehr sein, mich zu verhaften.

Es wurde Frühling. Ich hatte schon aufgehört zu warten; der Koffer, der mich nach Sibirien begleiten sollte, war schon viele Male umgepackt worden. Immer mehr von seinem Inhalt wanderte auf den Freien Markt. Sollte man mich vergessen haben? – Das nicht. Nur den Haftbefehl hatte die NKWD wohl verlegt, denn als ich ihn in Händen hielt und entzifferte, stellte sich heraus, dass er schon am 15. Oktober 1937 ausgestellt worden war, mir aber erst am 19. Juni 1938 präsentiert wurde. Michailina hatte mir einmal gesagt, man gewöhne sich ans Verhaften. Sie hatte recht gehabt. Die beiden eintretenden NKWD-Beamten mit ihrem «Haben Sie Waffen?» und der Durchsuchung des Zimmers schreckten mich nicht mehr.

Verhaftet

Als ich im Morgengrauen in einem Fordauto, den Koffer vor mir, zwischen zwei NKWD-Beamten durch die Strassen Moskaus in der Richtung zur Lubjanka fuhr, waren eine beleuchtete Normaluhr und die Feststellung ‚So was wirst du lange nicht mehr sehen‘ mein letzter Eindruck in der Freiheit, die ich nun für sieben Jahre verlieren sollte. Dann fuhren wir in den Hof der Lubjanka ein; man führte mich durch irgendeine Pforte in eine kleine Zelle mit Tischchen und Schemel. Gleich darauf wurden mir ein langer Fragebogen, Tinte und Feder überbracht. Die Aufnahmeformalitäten begannen. Nachdem alles ausgefüllt war, führte mich ein Soldat in eine sogenannte «Hundehütte». Das ist eine schmale Zelle ohne Fenster, mit einer Bank, auf der sit-

zend man mit den Knien fast die Tür berührt. Der «Spion», ein kleines Guckloch in der Tür, wurde alle zwei Minuten geöffnet, und das Auge eines Soldaten war zu sehen. Die Zelle hatte Licht. Von Zeit zu Zeit schaltete man irgendwo einen Ventilator ein, es brauste, und durch ein Loch über der Tür strömte kühle, merkwürdig riechende Luft in die Zelle. Nach kurzer Zeit war ich tief eingeschlafen und erwachte erst, als man die Zellentür aufschloss und ich kopfüber hinauspurzelte.

Ein Soldat führte mich wieder über Korridore. Sie waren mit Fliesen belegt, und meine Schritte klapperten wie in einem Hallenbad. In einem Raum stand eine Frau mit weisser Schürze. Halb schien sie Krankenschwester, halb Marketenderin. Schütterer, dunkle Haare, drahtig wie eine aufgezapfte Rosshaarmatratze, bedeckten die Stirn, und hektische Röte überzog die Backenknochen. Ich erlebte meine erste Körpervisitation. Ich kam mir vor wie eine Prostituierte. Von da an war ich kein normaler Mensch mehr, ich hatte nur noch den Wunsch, mich zu rächen, nur einmal mit dem Absatz in dieses Gesicht treten zu können, in diese Fratze mit den Rosshaaren.

Dann ging es wieder über beleuchtete Gänge, Treppen hinauf, bis sich eine von den vielen Türen öffnete und ich in einem kleinen Raum mit drei Betten und einigen Schemeln stand. Durch das vergitterte Fenster oben an der Wand sickerte Tageslicht. Auf einer Pritsche sass eine Frau und kramte friedlich in dem mitgebrachten Sack. Sie war völlig gefasst. Staunend sah ich, dass sie mehrere kleine Säcke aus ihrem Bündel herauszog, Säcke in den verschiedensten Grössen. Sie bemerkte meine Verwunderung und erklärte: «Der grosse Sack da ist für die Kleider, damit sie mir in Sibirien nicht gestohlen werden, der mittlere für Brot, der da für getrocknetes Brot, und in den kleinen kommt das Salz. Ja, ich habe mich diesmal besser vorbereitet als das vorige Mal. Da sass ich als ‚Shena‘ (Ehefrau), und sie haben mich nach ein paar Monaten Untersuchungshaft wieder rausgelassen. Ich hatte Zeit, mich auf meine neue Verhaftung ‚in eigener Angelegenheit vorzubereiten.› – Die Tür wurde aufgeschlossen, und eine Neue kam herein, die erbärmlich weinte und ihre Unschuld beteuerte. Kurz darauf brachte man mich in eine neue Zelle, in der nur zwei Pritschen standen. Vor dem Fenster hing ein Blechkasten, so dass man den Himmel

nicht sehen konnte, aber ich muss gestehen, dass ich gar nicht auf den Gedanken kam, einen Himmel zu suchen, die Angst vor dem Kommenden nahm mich ganz gefangen. Bei jedem Geräusch auf dem Gefängniskorridor starrte ich zur Tür. Das Schloss knackte, und ein junges Mädchen in gelbem Sommerkleid, mit frischem Gesicht und dunkelbraunen Locken trat herein. Mit einem Ruck setzte sie sich auf die Pritsche und schüttelte sich vor Lachen. «Wie recht meine Mutter doch hatte!» prustete sie. «Heute früh, als ich das Kleid zum erstenmal anzog, sagte sie zu mir: ‚Vielleicht beginnt mit diesem neuen Kleid auch ein neuer Abschnitt deines Lebens.‘ Jetzt hat er schon begonnen!» Und ein neuer Heiterkeitsausbruch folgte. Unbekümmert erzählte sie dann, dass sie beim Verlassen der Universität verhaftet worden sei. Sie studierte Medizin. Zwei Männer hätten sie aufgefordert, in ein Auto zu steigen, und hier in dieser Zelle sei sie nun gelandet. Sie hatte angeblich keine Ahnung, welches der Grund ihrer Verhaftung sei.

Auch in dieser Zelle klapperte alle paar Minuten der «Spion». Dieses Guckloch hatte, um den Schrecken zu erhöhen, die Form eines grossen menschlichen Auges, so dass man sich immer angestarrt fühlte. – Zum ersten Mal ass ich aus einem Blechnapf. Es war eine braune, runde Hundeschüssel. Die dünne Linsensuppe, die nicht schlecht roch, wollte und wollte nicht rutschen. Dazu gab es einen Kanten russischen Schwarzbrot, die Tagesration, das ich sonst sehr gern ass, aber die Lubjanka hatte mir die Lust dazu genommen.

Es scharfte an unserer Tür, die Klappe wurde geöffnet und meine hübsche Zellenkameradin militärisch aufgefordert, sich «ohne Sachen fertigzumachen». Sie strich das Kleid glatt, fuhr mit der Hand über die Haare und ging mit einem Lächeln hinaus.

Jetzt werde ich gleich an der Reihe sein! Ob sie irgendetwas von meinen geheimen Begegnungen mit Heinrich Kurella oder Joseph Lengyel wissen? Ob ihnen vielleicht eine Äusserung von mir denunziert worden ist? Wenn ich bloss besser Russisch könnte! Und in der Erregung lief ich meine ersten fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück in einer Gefängniszelle. – Es mochten nicht mehr als zwei Stunden vergangen sein, da kehrte das Mädchen zurück. Sie wagte nicht zu

sprechen, starrte nur angstvoll auf den «Spion». Es war nicht möglich, auch nur ein Wort aus ihr herauszukriegen.

Wieder wurde die Tür aufgeschlossen. Eine Neue, eine alte Frau in bäuerlicher Kleidung mit einem kleinen Bündel, kam herein. Aufatmend setzte sie sich nieder und blickte mit einem zufriedenen Kopfnicken sich in der Zelle um: «Gott sei Dank, dass ich noch einmal in meinem Leben nach Moskau kommen durfte. Die ganze Zeit habe ich es mir gewünscht. Wie nett es hier ist. Man hat Licht und Wärme, das Essen wird einem gebracht, und so sauber ist es hier. Man braucht sich gar keine Sorgen mehr zu machen.» Ich glaubte, sie sei verrückt geworden. Aber dann erzählte sie, dass sie als Sozialrevolutionärin vor Jahren schon in «freie Verbannung» nach Sibirien verschickt worden war. Dort hatte sie einsam in einer «Semljanka» (Erdhütte) gelebt. «Wenn die Bauern nicht barmherzig gewesen wären und mir das Essen gebracht hätten, wäre ich verhungert. Ach, und die Einsamkeit! Meine einzige Gesellschaft war eine Katze. Und die Sorgen mit dem Holz, und der lange, lange Winter. Immer habe ich davon geträumt, noch einmal nach Moskau zu kommen. – Jetzt ist man wieder unter Menschen. – Wie glücklich ich bin!» Als ich dieser ehemaligen Angehörigen einer terroristischen Organisation der Zarenzeit noch stauend zuhörte, schallte es schon wieder durch die Klappe: «Fertigmachen ohne Sachen!» Das junge Mädchen wurde ein zweites Mal zum Verhör geholt. So ging es die ganze Nacht hindurch. Nach ein oder zwei Stunden kehrte sie für zehn Minuten in die Zelle zurück. Sie sprach nicht, warf sich sofort auf die Pritsche und schlief ein. Aber immer von neuem riss man sie aus dem Schlaf. Die sogenannten Kettenverhöre sind eine beliebte Methode der NKWD.

Während der ganzen Nacht brannte das Licht. Ich sass auf einem Schemel gegen die Wand gelehnt, denn wir hatten nur zwei Pritschen. Auf der einen schlief friedlich atmend die alte Sozialrevolutionärin.

Oben durch die Spalte zwischen Fensterkasten und Mauer sah man schon Tageslicht, als das Mädchen in seinem neuen Kleid wieder zurückgebracht wurde. Sie sass gekrümmt auf einem Schemel mir gegenüber und erzählte schluchzend: «Meinen Freund haben sie auch verhaftet. Er ist Student. Welch ein Wahnsinn, er soll ein Attentat vor-

bereitet haben, ein Attentat auf Stalin, und ich soll es gewusst haben, sagen sie. O mein Gott! O mein Gott!» Ihr Gesicht war vom Weinen geschwollen und ganz verschmiert. An die zerwühlten Haare und das zerdrückte Kleid dachte sie nicht mehr. – Die Alte redete ihr mütterlich zu, aber da war aller Trost vergebens.

Ich hockte auf dem Betrand der alten Sozialrevolutionärin und musste ihr vom Ausland erzählen, von Deutschland, von allem, was sich in den letzten Jahren ereignet hatte, und von unserem Leben in Moskau. Ihre Art war so liebenswürdig und bezwingend, dass ich fast die Lubjanka vergass. Zwei Tage nur teilten wir dieselbe Zelle; doch ich liebte und bewunderte diese prachtvolle Frau schon. Sie machte mir das schönste Kompliment meines Lebens, als sie mir lächelnd auf die Schulter klopfte und meinte: «Du bist auch eine, die in Sibirien nicht umkommen wird!»

Sie ging schon am zweiten Tag zum Verhör, und als sie zurückkam, berichtete sie schmunzelnd ihr Erlebnis beim Untersuchungsrichter. «Als ich reinkomme, sitzt da so ein junges Bürschchen von kaum vierundzwanzig Jahren, ich frage ihn: ‚Na, mein Junge, Ältere als dich gibt’s wohl schon nicht mehr bei der GPU? Die sind wohl schon alle verhaftet?‘ Da hat er mich angeschnauzt und gesagt: ‚Setzen Sie sich, Bürgerin!‘ und gleich damit begonnen, mir meine Anklage vorzulesen: ‚Anna Pawlowna ... wird beschuldigt der Vorbereitung des Terrors ...‘ So weit ist er gekommen. Da habe ich ihn unterbrochen und gesagt: ‚Nein, Batuschka, du irrst dich! Ihr bereitet den Terror vor, aber wir werden schiessen!‘ Das aber war ihm gar nicht recht, und er schickte mich gleich zurück in die Zelle.» Diese alte Kämpferin stand nach allem, was sie erlitten hatte, noch immer mutig zu ihrer politischen Überzeugung.

Am dritten Nachmittag schon musste ich Abschied nehmen von meinen ersten Zellengenossen. Ohne verhört zu sein, holte man mich, und wieder ging es durch die blankgeputzten, mit Fliesen belegten Gänge der Lubjanka. Der Geruch nach Desinfektion und Entlausung, die ganze Sauberkeit dieser vorschriftsmässig geputzten Vemichtungsmaschinerie erfüllte mich mit lähmender Angst. – Bevor ich noch

recht zu mir kam, stand ich schon auf einem Hof vor einem geöffneten Gefangenenwagen. Daneben stand ein ebensolcher Wagen, auch ein «Schwarzer Rabe», wie die «Grüne Minna» in Russland genannt wird. Dieser andere aber war gar nicht schwarz, sondern schneeweiss angestrichen und mit der Aufschrift versehen: «Brot, Brötchen, Kuchen.» Er war also ein getarnter «Rabe».

Man öffnete einen winzigen Verschlag im Inneren meines Wagens, so gross etwa wie ein Kasemenspind, und schubste mich hinein. Wieder ging es in schneller Fahrt durch die Moskauer Strassen, diesmal eingesperrt in einem Schrank. Von ferne klingelten die Elektrischen und hupten die Autos. Ja, die da draussen leben weiter, als ob nichts geschehen sei...

Zelle 31

Der «Schwarze Rabe» bremste, fuhr langsamer, irgendein Tor wurde geöffnet. Wir waren angekommen. Ich hörte Frauenstimmen, mein Spind ging auf, und dann stand ich auf einem Hof zusammen mit etwa zehn Frauen, alten und jungen, mit Bündeln und Koffern. «Dawaj! Dawaj!» Los! Los! kommandierten die Soldaten und drängten uns durch eine Tür in einen grossen, wartesaalähnlichen Raum. «Wo sind wir eigentlich?» – «In der Butirka.»

Wir kamen in Einzelzellen ohne Fenster. Die Aufnahmeformalitäten begannen. Der Koffer wurde mir weggenommen. Einen Kopfkissenbezug, darin die Decke und einige Wäschestücke, liess man mir. Eine Aufseherin in NKWD-Uniform führte mich durch Gänge und Korridore, wobei sie regelmässig wie im Takt mit einem Vierkant-schlüssel gegen ihr Koppelschloss schlug. – Mit diesem Geklapper warnte sie entgegenkommende Häftlingsgeleite. Denn niemals durften die Häftlinge verschiedener Zellen einander zu Gesicht bekommen. – Auch die Butirka hatte ein vorzüglich organisiertes Gefängnisregime.

Als Zelle 31 aufgeschlossen wurde, blieb ich entgeistert im Türrahmen stehen. Erst das «Dawaj!» und der Stoss der zuklappenden Tür beförderten mich hinein. Mein erster Gedanke war: Eine Irrenanstalt! Hundert fast nackte Frauen hockten, lagen, kauerten auf Brettern dicht

aneinandergedrängt. Der ganze Raum war ein einziges Gewimmel, die Luft kaum einzuatmen. Ein summendes Geräusch erfüllte die Zelle. Alles flüsterte. Keine wandte sich mir zu. Da stand ich mit meinem Bündel. Dann setzte ich mich verlegen auf den Rand der Bretter und starrte auf diese Menge Gesichter. Auf allen vieren drängte sich eine nach vorn, bis sie neben mir sass und flüsterte: «Du bist doch sicher eine Deutsche, das sieht man gleich?» Das war Käthe Schulz aus Berlin, ein rotblondes, zartes Mädchen mit liebenswürdigem Kindergesicht, die leicht lispelnd ein unverfälschtes Berlinerisch sprach. «Hier darfst du nur flüstern, ja nicht auf den Brettern laufen, nur krabbeln. Der reine Affenstall ist das! Die Zelle ist für fünfundzwanzig Personen gedacht, und jetzt sind wir schon hundertundzehn. – Ich werde der Starosta Bescheid sagen, damit du einen Platz bekommst.» Und schon kroch sie davon.

Tasso Salpeter, eine Georgierin, war Starosta der Zelle 31. Sie begrüßte mich sehr freundlich: «Wo werden wir Sie nur unterbringen? Es ist zum Verzweifeln hier. Einige Tage müssen Sie es neben der Parascha aushalten, bis sich ein besserer Platz findet.»

So lag ich dann neben der «Parascha», wie der Kübel im russischen Gefängnisjargon heisst. «Parascha» ist das Diminutiv von Praskowja, einem russischen Frauenvornamen. – Meine Nachbarin war eine Epileptikerin, die man wegen ihrer «schlechten Führung» in diese Ecke verlegt hatte, und dann kamen die Frauen, die weder Decke noch Mantel besaßen und die auch niemanden gefunden hatten, der sie freundlich unterschlupfen liess. Denen war es am Fenster zu kalt, also mussten sie den Gestank ertragen. Um allen hundertundzehn Frauen Platz zu verschaffen, hatte man die fünfundzwanzig Betten heruntergeklappt und mit Brettern bedeckt, den sogenannten «Naris». Aber nicht nur über die Betten, auch über den Gang zwischen den Bettenreihen waren Bretter gelegt, so dass die ganze Zelle mit Brettern ausgelegt war. Frei war nur ein kleines Stück des Mittelganges vorn an der Tür, wo ein Tisch mit vielen Fächern stand, in dem unsere Blechnäpfe und das Brot untergebracht wurden. Neben der Zellentür stand rechts und links je ein riesiger Kübel. Jeder Häftling verfügte ungefähr über dreissig Zentimeter Raum. Auf dem Rücken zu schlafen war unmöglich, dazu reichte der Platz nicht aus, und wenn man sich nachts umwenden

wollte, wenn die schmerzende Hüfte den Schlaf verscheuchte, musste man erst seinen rechten und linken Nebenmann aufwecken, damit sich alle zu gleicher Zeit drehten. Die Zelle lag zu ebener Erde, und von den alten, erfahrenen Moskauerinnen unter den Häftlingen hörte ich später, dass man an den Wänden noch die Stellen sehen könne, wo früher Ringe eingelassen waren für die Ketten der gefesselten Häftlinge in den Zeiten vor der Revolution. – Aber eins hatten diese Häftlinge der Zarenzeit sicher vor uns voraus, nämlich mehr Platz zum Liegen, und mir will scheinen, noch manches andere.

Die ersten Tage in Zelle 31 waren wie ein Alptraum. Vor den Zellenfenstern hingen Kästen aus undurchsichtigem Glas. Es wurde niemals richtig Tag in diesem Raum. Zuerst konnte ich die nackten Frauen nicht unterscheiden. Keine sprach ein lautes Wort, viele verständigten sich durch Zeichen. In den Ecken unter den Fenstern hockten sie, tief über irgendeine Arbeit gebeugt. Manche Leiber waren bläulich blass. Und dann der Gestank! Jedesmal, wenn eine den Deckel der «Parascha» hob, musste ich mich fast erbrechen. Und dabei soll man essen und schlafen! Meine Nachbarin, die ein seltsam anziehendes Gesicht mit weit auseinanderstehenden Augen hatte, verhielt sich scheu und feindselig mir gegenüber. Gleich am ersten Tag, nach einem mir unverständlichen, gezischten Wortwechsel mit der links von ihr Liegenden, hatte sie einen Anfall. Sie stürzte von den Brettern herunter auf die Fliesen, gerade in die Pfütze neben der «Parascha». – Die Gesichter glänzten von Schweiß und waren aufgedunsen von der Hitze. An der gegenüberliegenden Wand lehnte eine junge Frau, die nach dem Essen stöhnte und sich würgend in irgendein Tuch erbrach. Ihr ausgemergelter Oberkörper war völlig nackt, und die schlaffen Brüste hingen bis auf den Bauch herunter. Ich dachte nur immer: Warum deckt sie sich nicht zu? – Noch wusste ich nicht, wie schnell die Frauen in der Haft jedes Gefühl für ihren Körper verlieren. – Eine andere, in schwarzer Seidentriothose, starrte trübe vor sich hin und zupfte ständig Haare aus dem Kinn. Da lag eine mit dem Kopf im Schosse der Nachbarin, die ihr fachkundig die Läuse absuchte. Manche schliefen trotz Verbots den ganzen Tag und verpesteten die Luft.

Eine Dicke mit aufgeregten Augen war ständig in Bewegung. Sie krabbelte mit ihrem gewaltigen Hintern über die Bretter von einer Gruppe zur anderen und dirigierte irgendeine geheimnisvolle Tätigkeit.

Dort, wo die Zellenwand einen Vorsprung hatte, war der Platz Tassos. Meine Blicke ruhten auf diesem schönen Gesicht aus. Sie hatte dunkle, strahlende Augen mit Brauen wie Vogelflügel, eine energische, gebogene Nase und einen ausdrucksvollen Mund. Das Weiss ihrer Zähne war unübertrefflich. Aber das Schönste schienen mir ihre Bewegungen. Sie durfte als einzige auf den Brettern laufen, wenn sie zur Zellentür musste, um mit dem «Korpusnoj», dem Leiter eines Gefängniskorridors, oder den Aufseherinnen zu verhandeln. Sie rettete uns vor vielen Zellenstrafen durch ihr geschicktes Parlamentieren. Tasso verlor nie den Humor. Als wir uns nach einiger Zeit anfreundeten, begrüßte sie mich jeden Morgen, indem sie die Enden ihrer schwarzen Zöpfe unter die Nase klemmte wie einen Hängeschnurrbart und dabei ein Auge listig zukniff. Wir beide wussten, welchen Landsmann sie meinte.

Mein guter Geist in diesem undurchdringlichen Wirrwarr wurde Käthe Schulz. Eigentlich hiess sie Käthe Schmidt, aber die NKWD führte sie unter dem Namen ihres falschen Passes. Diese Methode wandte man bei ausländischen Emigranten gern an, weil dadurch die Nachforschungen der Verwandten vereitelt wurden. Käthe war ein Berliner Arbeitermädchen. Mit siebzehn Jahren war sie schon Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes gewesen. Nach der Ermordung Horst Wessels im Jahre 1931 verhaftete man sie als Mitglied derselben kommunistischen Strassenzelle, zu der auch Ali Höhler, der Mörder Horst Wessels, gehört hatte. In dem darauffolgenden Prozess wurde sie freigesprochen. Als aber im Jahre 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen und der Horst-Wessel-Prozess wieder aufgenommen wurde, verhalf man Käthe Schulz zur Flucht aus Deutschland. Sie kam über Prag nach Moskau und begann als Stenotypistin in der «OMS-Abteilung» der Komintern (Abteilung für Internationale Verbindung) zu arbeiten. 1937 verhaftete man ihren Chef Abramow-Mirow und alle Mitarbeiter dieser Abteilung. Man erzählte, Abramow-Mirow sei angeklagt worden, für fünfzehn Länder gleichzeitig Spiona-

ge betrieben zu haben. – Käthes Anklage lautete: «Unterstützung der Spionagetätigkeit Abramow-Mirows.» – «Weisst du, Grete, ich habe gar keine Angst. Die Partei wird mich bestimmt retten. Die wissen doch, dass ich unschuldig bin», sagte sie mir mit kindlich gläubiger Stimme. – «Welche Partei meinst du denn?» – «Die KPD natürlich! Wilhelm Pieck kennt mich doch sehr gut!» Ich versuchte sie zu warnen: «Du glaubst doch nicht etwa, dass der auch nur einen Schritt für dich tun wird? Der ist doch nur Handlanger der NKWD, der eifrig seine ehemaligen Genossen ausliefert, nur um sein eigenes Fell zu retten.» Aber alle meine Einwände prallten an ihrer unerschütterlichen Naivität ab. Später unterliess ich solche Gespräche, weil ich erkannt hatte, dass sie sinnlos waren. Erst 1940, als ich nach Deutschland ausgeliefert wurde, erfuhr ich von einer Deutschen, die aus Zentralsibirien kam, dass sie Käthe Schulz in Kotlas auf dem Wege nach dem Femen Osten begegnet sei, die zu zehn Jahren Konzentrationslager verurteilt war. Käthe war ein zartes Grossstadtmädchen, das schon in der Untersuchungshaft oft ohnmächtig wurde. Wie sollte sie zehn Jahre Sibirien überstehen! – Ich sehe sie immer vor mir, wie sie am Abend vor dem «Einschluss» vorsichtig über die Liegenden stieg, in jeder Hand eine Streichholzschachtel, in der einen Vaseline, in der anderen Mentholsalbe, und mit leiser Stimme, so wie eine Speiseeisverkäuferin, rief: «Menthol! Vaseline! Wer hat noch nicht!? Wer will noch mal!?» Die ganze Zelle liebte sie zärtlich.

Es gab noch eine Deutsche bei uns in Zelle 31, Grete Sonntag aus Mannheim-Viernheim. Ihr richtiger Name war Anne Krüger. Sie sass schon acht Monate in Untersuchungshaft, als ich in die Butirka kam. Sie arbeitete zusammen mit ihrem Mann in der russischen Provinz in einer Lederfabrik, und man hatte beide am Vorabend des Revolutionsfeiertages 1937 verhaftet. Ihre Anklage lautete: Konterrevolutionäre Agitation. – Den ganzen Tag über sprach sie kaum ein Wort. Ihr Gesicht war von Erbitterung verzerrt. Die Mundwinkel hingen herunter. Die dunkelbraunen glatten Haare trug sie nachlässig am Hinterkopf mit einer Schnur zusammengebunden. Ihre Sachen hütete sie peinlich. Sie besass nur, was sie am Leibe trug. Jeden Abend glättete sie die paar Stücke, und auch das winzigste Löchlein wurde sorgfältig ge-

stopft. Ihr ganzer Stolz waren die hohen Stiefel, die sie in der Lederfabrik als Prämie für vorbildliche Arbeit bekommen hatte. Da sie kein Wort Russisch sprach, fühlte sie sich ständig übervorteilt und angegriffen. Sie behauptete, man spreche schlecht über sie. Sie wurde von Tag zu Tag feindseliger. Es dauerte lange, bis sie mit mir über ihre Anklage sprach. «Ich war doch immer eine gute Kommunistin, habe mein Leben lang in der Fabrik gearbeitet und niemals etwas Unrechtes getan. Was will man bloss von mir?» – 1936/37 begann man in allen Fabriken, wo deutsche Spezialarbeiter tätig waren, mit deren Ausweisung nach Hitler-Deutschland. In der Lederfabrik fanden erregte Debatten darüber statt. Grete Sonntag sagte im Laufe eines Gespräches zu einem jungen deutschen Arbeiter: «Du könntest ruhig nach Deutschland zurückgehen, du warst nicht in der KPD und bist ganz unbelastet.» Diese Unterhaltung hörte ein anderer deutscher Arbeiter und denunzierte sie bei der NKWD. Darauf erfolgten Verhaftung und Anklage. Grete Sonntag wurde später, in der gleichen Nacht wie ich, zu fünf Jahren Konzentrationslager verurteilt. Aber darüber berichte ich noch. –

Der Tag in der Butirka begann schon um halb vier Uhr morgens mit dem Ruf: «Fertigmachen zum Austreten! Dawaj! Dawaj! Schneller, schneller!» Alle suchten dann aufgeregt nach dem Beutel mit dem Waschzeug, jeder wollte möglichst rasch zur Stelle sein. Die Toilette, zu der wir hundertzehn Frauen geführt wurden, hatte nur fünf Aborte und ungefähr zehn Wasserhähne. Die Klos waren offen, nur ein Loch am Boden und ohne Sitzgelegenheiten. Es bildeten sich sofort Schlangen vor jedem, ebenso vor den Wasserleitungen. Man stelle sich vor, was das heisst, seine Notdurft verrichten, während zwanzig Augenpaare mehr oder minder wütend auf einen blicken und nicht mit aufmunternden und hämischen Zurufen gespart wird, denn die Wartenden wollen auch noch an die Reihe kommen. Dasselbe spielte sich vor den Wasserhähnen ab. Wer übertriebener Reinlichkeit frönte, der konnte was erleben. Diese Prozedur durfte für alle hundertzehn nicht länger als vierzig Minuten dauern. –

Nach einiger Zeit war mein Platz nicht mehr neben der «Parascha». Mit jedem neuen Zugang rückte ich dem Fenster näher, und bald lag

ich zwischen Käthe Schulz und einer russischen Gymnastiklehrerin, zu deren Lieblingsbeschäftigungen ein Spiel mit Streichhölzern gehörte, bei dem man erfahren konnte, ob der Weg in die Freiheit führte oder nach Sibirien. Natürlich war ein solches Spiel streng verboten, aber verboten war ja alles, bis auf das stille Dösen. Nähen war verboten, Sprechen, Singen, Laufen. Trotzdem wurde leidenschaftlich genäht und gestickt. Doch für die ganze Zelle gab es am Morgen nur eine Nadel und etwas Faden, um die Löcher zu stopfen und die Knöpfe anzunähen. Wehe, wenn wir beim Nähen eines Kleidungsstückes erwischt wurden: dann setzte es Spaziergangsentzug, Einkaufssperre und Bibliothekssperre, und immer gleich für die ganze Zelle. Aber Häftlinge wissen sich zu helfen. Man fertigte sich die schönsten Nähadeln aus Streichhölzern an. Diese besaßen wir, weil wir rauchen durften. Wir rieben sie an der rauhen Zellenwand oder an einem Stück Kristallzucker sorgfältig und langsam von allen Seiten, bis sie ganz dünn waren. Dann wurde an dem einen Ende, ebenfalls durch Reiben, eine Spitze hergestellt und das andere Ende mit dem Fingernagel vorsichtig eingekerbt. Da hinein klemmt man den Faden. Man kann sich vorstellen, wie viele Streichhölzer zerbrechen, bevor die Herstellung einer einzigen Nadel gelingt. Das waren «Nadeln», die sich besonders zum Sticken eigneten. Dann gab es noch eine raffiniertere Sorte: Man opferte aus seinem Kamm einen Zahn und unterwarf ihn der gleichen Prozedur. Mit der geheiligten Zellennadel, deren Verlust schwere Zellenstrafen nach sich zog, bohrte man, nachdem sie durch ein angezündetes Streichholz glühend gemacht war, durch das stumpfe Ende ein Nadelöhr.

In unserer Zelle gelang es sogar, ein Kleid zuzuschneiden und zu nähen für eine Frau, die schon lange in Untersuchungshaft sass, auf der Strasse verhaftet worden war und nichts hatte als das, was sie auf dem Leibe trug. – Das politische Untersuchungsgefängnis in Moskau erlaubte den Häftlingen nicht, sich von zu Hause Sachen schicken zu lassen, gab aber auch keine Gefängniswäsche, keine Kleidung und Decken. In der Gefängniskantine konnte man lediglich Handtücher und Männerunterhemden kaufen. Einige Häftlinge erstanden also sechs Handtücher aus grobem, ungebleichtem Leinen. – Aber wie schneidet

man ein Kleid zu, wenn man keine Schere hat? Auch dieses Problem wurde gelöst. Der «Schnitt» wurde mit dem verkohlten Ende eines Streichholzes auf den Stoff gezeichnet. Dann schlug man den Stoff längs der Konturen des Schnittes um, fältelte die so entstandene Kante, zündete sie mit einem Streichholz an, schlug die Flamme aber sofort wieder aus – und der Stoff war an der gewünschten Stelle durchgebrannt. Den Faden zum Nähen zog man aus allen Kleidern. Besass man ein Trikothemd, so reichte es nach einem halben Jahr Untersuchungshaft bestimmt nur noch bis zum Nabel. Es wurde von unten her aufgeräufelt. So kam man auch zum Stopfgarn für die Strümpfe. Man verkürzte einfach die Strumpflängen. Besonders begehrt waren die bunten Fäden aus Pullovern und Jacken zum Sticken. Die Russinnen waren Meisterinnen in diesem Fach. Das Handtuchkleid wurde von der dicken Lettin, die immer von einer Gruppe zur anderen rutschte, mit Kreuzstich am Halsausschnitt und am Rocksäum verziert. Mir ist es als eines der entzückendsten Sommerkleidermodelle im Gedächtnis geblieben.

Zu den Freuden des Gefängnisdaseins gehörte der Spaziergang. Zwanzig Minuten am Tag, manchmal auch in der Nacht, brauchte man nicht auf den Brettern zu hocken, konnte die Beine bewegen und Luft holen. Aber die Gefängnisordnung verstand es, einem auch dieses Vergnügen zu vereiteln. Wenn man den engen Gefängnishof betrat, den hochaufstrebende Mauern einfassten, wo kein Grashalm wuchs, ertönte das Kommando «Hände nach hinten!» – «Augen niederschlagen!» Zwei Aufseherinnen bewachten den Spaziergang. Schweigend, paarweise ging es immer im Kreis herum. – Einmal sass eine Krähe auf dem Mauerrand. Gott, die kann fliegen, wohin sie will! Ob man je wieder im Leben über eine Wiese gehen wird? Manchmal hörte man in der Feme die Geräusche der Strasse, und einmal flog sogar ein Flugzeug über unseren Gefängnishof. Mit offenem Mund starrten wir hinauf, bis uns das kreischende Kommando zur Besinnung brachte.

Die Verblendeten

Nach und nach lernte ich meine russischen Zellengenossen kennen. Was waren das für merkwürdige «Politische»? Mit Ausnahme von Tasso habe ich während der ganzen Zeit in der Butirka von keinem russischen Mitgefangenen ein Wort der Kritik an der Sowjetregierung gehört. Wenn sie nur geschwiegen hätten aus Angst vor Denunziation, wäre es noch begreiflich gewesen, aber da gab es einige Cliques, die in Beteuerungen ihrer Ergebenheit und Parteitreue miteinander wetteiferten. Ihre Wortführerin war Katja Semjonowa. Sie war eine unteretzte Frau von ungefähr dreissig Jahren, mit kurzgeschnittenen glatten Haaren, die sie mit einem Kamm straff nach hinten gesteckt trug. In der Zelle trug sie ein Männertrikot und schwarze, kurze Turnhosen. Ihre Bewegungen waren betont männlich. Sie hatte eine Art, am Bund ihrer Turnhose herumzunesteln, als schnalle sie sich den Lederriemen fester, und beim Spaziergang ging sie gewöhnlich als erste im Kreis, mit herausgedrückter Brust und einem Gesicht, als schreite sie in einer Demonstration. Mit dieser Katja kam ich einmal ins Gespräch. Zwar wurde mir von Seiten der «Parteiaristokratie» der Zelle heftiges Misstrauen entgegengebracht, erstens, weil ich eine Ausländerin war, und zweitens, weil man ihnen wohl auch einige meiner kritischen Äusserungen hinterbracht hatte. Aber Katja sprach trotzdem mit mir, weil ich immerhin schon ein «alter» Untersuchungshäftling war. Ich fragte sie: «Warum wurdest du eigentlich verhaftet?» – «Ich bin das Opfer einer trotzkistischen Verleumdung. Aber diesen Verbrechern werde ich es heimzahlen. Die sollen noch an mich denken!» ereiferte sie sich. «Da bist du also ebenso unschuldig wie wir alle hier?» setzte ich das Gespräch fort. Erregt gab sie zurück: «Wie kannst du so etwas sagen! Ich kenne nur meine Angelegenheit und die einiger Freunde. Du musst wissen, dass ich aus einer Familie stamme, in der es neun Stachanowzi gibt, und in meinem ganzen Betrieb war ich bekannt als parteilose Bolschewikin!» – «Aber Katja, glaubst du nicht, dass alle Frauen hier in der Zelle genauso unschuldig sind wie du? Du hast doch mit vielen von ihnen über ihre Anklage gesprochen. Hast du denn nicht den Eindruck, dass auch sie zu Unrecht verhaftet sind?» Mit fanatischem Ge-

sicht zischte sie mich an: «Man verhaftet noch nicht genug! Wir müssen uns vor den Verrätern schützen! Und wenn es auch ein paar Unschuldige trifft. Wo gehobelt wird, fallen Späne!» Hier hatte ein Mensch nicht das Geringste aus seinem Schicksal gelernt. Zwar wusste sie, dass sie selber sich keines Verbrechens schuldig gemacht hatte. Trotzdem schloss sie aus dieser Tatsache nicht auf die Unschuld ihrer Mitgefangenen. Man hatte ihr ein Unrecht zugefügt, aber nicht das Regime war schuld daran, nein, «trotzkistische Verräter» waren die Verantwortlichen. Sie war zwar kein Parteimitglied, aber dennoch eine überzeugte Kommunistin. Sie betrachtete die Massenverhaftungen unschuldiger Menschen als unvermeidliches Übel, mit dem man sich abfinden musste, denn es ging allein darum, das «grosse Ziel» zu erreichen. Diese Unempfindlichkeit gegenüber dem Leiden anderer, dieses Unvermögen, die wahren Zusammenhänge zu erkennen, war damals typisch für viele der verhafteten Kommunistinnen. Diese Einstellung bedrückte mich oft noch mehr als die Trostlosigkeit des Gefängnislebens. Katja Semjonowa war ein besonders unsympathischer Fall, aber sie war nicht allein, das beweist eine Geschichte, die ich hier einfügen will. Sie wurde mir erst ein Jahrzehnt später erzählt, aber sie spielte sich zum Teil in jenen schrecklichen Jahren ab.

Erich Schmidt, ein deutscher Arbeiter, hatte seit frühester Jugend nur für die kommunistische Bewegung gelebt. 1933 musste er emigrieren, aber er empfand es nicht schmerzlich, seine Heimat zu verlassen, denn er fuhr ja in die Sowjetunion, das Ziel seiner Sehnsucht, das grosse Vaterland aller Kommunisten. Dort durfte er mitarbeiten am Aufbau des Sozialismus, und das war ihm Belohnung genug. Um dieses Vorrecht zu ertragen er ohne Murren alle Härten des sowjetischen Lebens, denn auch dieser Gläubige musste bald feststellen, dass die Sowjetunion noch recht wenig Ähnlichkeit mit einem Paradiese hatte. Er verlor seinen Glauben nicht, und das umso weniger, als es ihm einmal gelungen war, eine Ungerechtigkeit abzuwehren: Kurz nach seiner Ankunft in der Sowjetunion hatte er eine Polin geheiratet, mit der er zwei Kinder hatte. Im Jahre 1936 erhielt die Frau plötzlich den Befehl, dass sie Sowjetrussland binnen dreier Tage zu verlassen habe. Schmidt war überzeugt davon, dass es sich um einen Irrtum han-

delte. Er lief von der Komintern zur NKWD, von der «Roten Hilfe» zur KPD-Vertretung, und schliesslich trug er tatsächlich den Sieg davon: Die Ausweisung wurde zurückgenommen. Das stärkte seinen Glauben ausserordentlich, und als er Ende 1936 selber verhaftet wurde, war er selbstverständlich wieder davon überzeugt, dass er einem «Irrtum» zum Opfer gefallen war, der sich bald aufklären musste. Aber er sass monatelang in Untersuchungshaft, ohne dass er verhört wurde, und als schliesslich sein erstes Verhör stattfand, musste er feststellen, dass es sich weder um einen Irrtum noch um eine Verwechslung handelte. Man warf ihm, dem loyalen, bedingungslos gläubigen Kommunisten, konterrevolutionäre Umtriebe vor. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Tagelang suchte er in seiner Erinnerung nach Worten oder Taten, die nicht im Einklang mit den Wünschen und Zielen der Partei gestanden hatten, aber er fand nichts. Sein Gewissen war rein. Er verfiel immer mehr, sprach nicht mehr mit seinen Zellenkameraden und suchte verzweifelt eine Antwort auf seine Fragen. Aber plötzlich ging eine Veränderung mit ihm vor. Er wurde wieder mitteilnehmend, seine Gesichtszüge glätteten sich, und nachts schlief er ruhig und fest. Selbst das Urteil von zehn Jahren «Arbeitsbesserungslager» nahm er gefasst und mit einem Lächeln hin. Seine Zellengenossen glaubten, er habe den Verstand verloren, aber in Wirklichkeit war nichts anderes geschehen, als dass er die gesuchte Antwort endlich gefunden hatte. Die Lösung war ganz einfach. Es handelte sich um eine Verschwörung. An der Spitze der NKWD sass ein Feind, ein Verräter, ein Trotzkist. Dieser Mann war der wirkliche Konterrevolutionär. Er liess unschuldige Menschen verhaften, um die bolschewistische Partei zu schwächen. Er bereitete so den Sturz der Sowjetregierung vor. Und Erich Schmidt vertraute blind auf die Weisheit Stalins und der anderen Sowjetführer. Über kurz oder lang musste man dem Verräter auf die Schliche kommen. Erich Schmidt trat den langen Weg in die sibirische Haft an im vollen Vertrauen darauf, dass er bald von jedem Verdacht gereinigt zu seiner Familie zurückkehren werde. Gleich nach seiner Ankunft in Workuta verfasste er ein umfangreiches Dokument, um auf alle Fälle seine persönliche Unschuld schriftlich festzulegen. Er berichtete von seiner Liebe zur Partei, seiner unermüdlichen Arbeit in

ihrem Dienste, seinem Kampf gegen die Nazis vor der Emigration. Über jeden Gedanken, den er gedacht, jeden Schritt, den er getan hatte, legte er Rechenschaft ab. Seinen Verdacht, die Antwort auf seine Fragen, verschwieg er. Man nahm das Dokument entgegen und liess ihn weiter in den Kohlengruben arbeiten. Nichts geschah.

Aber eines Tages konnte er sein grosses Geheimnis nicht mehr bei sich behalten. Er vertraute sich einem Mitgefangenen an, dem er sogar den Namen des Mannes verriet, den er für den «trotzkistischen Saboteur» hielt. Kurze Zeit darauf wurde er vor ein Gericht der inneren NKWD des Lagers gestellt und zu einer Strafe von weiteren zehn Jahren wegen konterrevolutionärer Agitation verurteilt. Der Mithäftling hatte ihn denunziert.

Von seinen nun insgesamt zwanzig Jahren hatte Erich Schmidt drei Jahre abgessen, als er im Dezember 1939 unter Bewachung nach Moskau transportiert wurde. Also hatte er doch recht gehabt! Die Verschwörung war aufgedeckt worden. Tausende unschuldig Verhafteter, darunter auch er, würden zu ihren Familien zurückkehren. Doch in Moskau war von Freiheit nicht die Rede. Er erhielt nur ein neues Urteil: Ausweisung aus dem Territorium der Sowjetunion. Als er fragte, wohin man ihn ausweisen wolle, erhielt er keine Antwort. So kam es, dass Erich Schmidt in Brest-Litowsk mit dem gleichen Transport wie ich von der NKWD der SS übergeben wurde.

Beim Verhör in seiner sächsischen Heimatstadt sagte er ohne Zögern aus, dass er stets ein gläubiger Kommunist gewesen sei und es auch bleiben werde. Das war der Gestapo offenbar noch nicht vorgekommen. Sie behandelte ihn als harmlosen Irren und liess ihn nach kurzer Zeit laufen. Bald darauf sollte er eingezogen werden, aber er erklärte, er sei überzeugter Pazifist. Man steckte ihn kopfschüttelnd zu den Sanitätern. Auf diese Weise überlebte er den Krieg, und als er 1945 heimkehrte, glaubte er, seine Träume seien in Erfüllung gegangen. Der Kommunismus hatte wenigstens in dem Teil Deutschlands gesiegt, wo er daheim war. Sofort bot er sich zur Mitarbeit an. Nur wollte er vorher noch etwas Wichtiges erledigen. Er wollte rehabilitiert werden. Der Makel des Vorwurfs, er sei ein Konterrevolutionär gewesen, musste von ihm genommen werden. Ausserdem hatte die

NKWD ihm versprochen, seine Familie werde ihm nach Deutschland nachgeschickt werden. Auch dieses Versprechen war noch nicht eingelöst worden. Erich Schmidt lief mit seinem Anliegen von einer Stelle zur anderen, setzte Schriftsätze auf und sass stundenlang in den Vorzimmern der Parteifunktionäre. Fast drei Jahre lang kämpfte er um seine Rehabilitierung, bis er sich in letzter Minute vor der neuerlichen Verhaftung rettete, indem er bei Nacht und Nebel nach Westdeutschland floh. Dort starb er bald darauf als gebrochener Mann. Aber in diesen letzten Jahren hatte er doch endlich begreifen gelernt, was in Sowjetrussland wirklich geschah.

Der Fall Erich Schmidt mag ein besonders hartnäckiger Fall von Verblendung gewesen sein, aber er ist doch in vieler Beziehung symptomatisch. Der «trotzkistische Saboteur» an der Spitze der NKWD, wie er in Schmidts Vorstellung lebte, und die «trotzkistischen Verräter», denen die parteilose Bolschewikin Katja Semjonowa sich zum Opfer gefallen glaubte, gehören unbedingt der gleichen legendären Familie an.

Katja Semjonowa war auch eine von denen, die das Wort «Disziplin» ständig im Munde führten. Diszipliniert hat der Häftling bis zum Schreibtag zu warten, der alle paar Wochen stattfindet und an welchem es Papier und Tinte gibt, um nutzlose Gesuche und Beschwerden an Gefängnisverwaltung oder Untersuchungsrichter einzureichen. Diszipliniert hat man die Gefängnisordnung zu befolgen, ohne Strohsack, ohne Decke, ohne Kopfpolster auf den unebenen Brettern zu liegen und sich mit ungefähr dreissig Zentimeter Platz zu begnügen. Wehe, wenn eine wagte, bei der Gefängnisverwaltung gegen diese ungeheuerlichen Zustände zu protestieren. Nicht die Gefängnisverwaltung allein verwarhte sich gegen eine solche Frechheit. Die grosse Menge der russischen Häftlinge selbst verachtete und verurteilte eine solche Frau, weil sie «Disziplinlosigkeit» an den Tag gelegt hatte.

Frauenschicksale

Besonders im Gedächtnis blieben mir die Frauen, die nach mir kamen, also die «Zugänge». Aus einem Provinzgefängnis wurde eine Mathematikstudentin eingeliefert. Sobald sie auf den Brettern sass, schlief sie auch schon. Zum Austreten musste man sie mit Gewalt wecken. Sie schien bewusstlos vor Müdigkeit; und dann sahen wir beim Waschen ihren Körper. Schwarze Striemen liefen über Gesäss und Oberschenkel. Aber sie war nicht die erste, an der wir solche Zeichen wahrgenommen hatten. Auch die dicke Lettin mit den aufgeregten Augen hatte man beim Verhör blau geprügelt.

Ich sass noch nicht lange in der Butirka, als Tasso zu mir kam und mir zuflüsterte: «Du musst vorsichtiger sein mit deinen Äusserungen. Führe keine politischen Gespräche mehr. In der Zelle sind Spitzel!» Damit begann eigentlich unsere Freundschaft, und so nach und nach erfuhr ich ihre Geschichte. Sie war die Frau eines Offiziers der Leibwache Stalins. Ihr Mann stammte aus Lettland. Salpeter bekam nach der Verhaftung Jagodas, des Volkskommissars für Innere Angelegenheiten und Chefs der GPU, dessen Wohnung zugewiesen. Sie war völlig eingerichtet. Tasso, ihr Mann und ein gemeinsamer Freund gingen durch die Räume, um sie sich anzusehen. Sie kamen in ein Zimmer, das in mittelasiatischem Stil, mit Teppichen an Wänden und auf dem Fussboden, eingerichtet war. Auf einem der Wandteppiche über dem Diwan hing ein Bild Stalins. Tasso zeigte auf das Bild und sagte, zu ihrem Mann gewandt: «Das muss da weg!»

Einige Zeit darauf wurden Salpeter und Tasso verhaftet. Als Tasso zum Untersuchungsrichter kam, gab man ihr als Grund der Verhaftung an, sie habe auf das Stalinbild gedeutet und gesagt: «Dermuss da weg!» Sie stritt es energisch ab. Ich muss einfügen, dass der wirkliche Grund der Verhaftung von Salpeter und Tasso natürlich nicht diese Äusserung war. Tassos Mann wurde wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Liquidierung des Stabes der alten Offiziere der Roten Armee und der Erschiessung der Marschälle der Sowjetunion verhaftet, und Tasso wäre sowieso als seine Frau geholt worden. Aber ich habe stets wieder festgestellt, dass der NKWD daran gelegen ist, immer eine konkrete An

klage zu formulieren, sozusagen der erfolgten Verhaftung nach-, trüglich eine Berechtigung zu geben. Die Anklagen gegen die sogenannten politischen Verbrecher variieren zwischen «Konterrevolutionärer Agitation», «Konterrevolutionärer Organisation», «Vorbereitung zum bewaffneten Aufstand», «Vorbereitung des Terrors» und «Spionage». So hörte ich einmal von der folgenden grotesken Anklage: «Spionage für irgendein Land.» Unter den hundertzehn Frauen der Zelle 31 gab es nur diese fünf Varianten, abgesehen von einigen Ehefrauen, die oft ohne jedes Verhör und auch ohne eine besonders formulierte Anklage ihr Urteil erhielten.

Aber zurück zu Tassos Anklage. Sie leugnete bei allen ihren Verhören, den erwähnten Ausspruch getan zu haben. In der Zeit unserer gemeinsamen Haft wurde Tasso nur selten zum Verhör geführt. Noch im Untersuchungsgefängnis wurden wir voneinander getrennt, aber wir trafen uns ein Jahr später im Konzentrationslager Karaganda, und da erzählte sie mir den weiteren Verlauf ihrer Untersuchung. Eines Nachts holte man sie aus der Zelle und sperrte sie in Dunkelarrest. Sie wusste, dass das eine Massnahme des Untersuchungsrichters war, der sie zu einem Geständnis zwingen wollte. In dem Loch, in das man sie steckte, gab es weder Fenster noch eine Sitzgelegenheit. Sie musste am Boden hocken, ständig im Dunkeln, und erhielt als einzige Nahrung Wasser und Brot. Über der Tür befand sich ein Lüftungsloch. Und eines Tages warf man mit einem Projektionsapparat durch diese Öffnung Bilder an die gegenüberliegende Zellenwand. Russische Landschaften, dann kaukasische – Tasso war Georgierin –, dabei begann eine Musik kaukasische Volkslieder zu spielen. Tasso erklärte mir, dass sie ganz unberührt blieb. – Dann aber kamen Bilder von Kindern und dann – von Kinderleichen. – Kurz vor der Verhaftung war Tassos zweijähriges Töchterchen gestorben. Zu den letzten Bildern ertönte eine Stimme durch die Lüftungsklappe: «Tasso, du lügst! Tasso, du lügst!»

Noch unter dem Eindruck dieser Bilder holte man sie zum Verhör. Der Untersuchungsrichter forderte sie auf zu gestehen. Sie behauptete nach wie vor, diesen Ausspruch nicht getan zu haben. «Wir werden Sie sofort überführen», sagte höhnisch der Untersuchungsrichter. Die Tür ging auf, Tassos Mann wurde hereingeführt, begleitet von seinem Un-

tersuchungsrichter. «Er sah erbarmungswürdig aus», erzählte mir Tasso. «Er wagte nicht, mich anzublicken. Sein Gesicht war abgezehrt. An seinen Handgelenken sah ich blutrote Striemen, wie von lange getragenen Fesseln. Mein Untersuchungsrichter sagte: ‚Werden Sie nun gestehen?‘ – ‚Ich habe nichts zu gestehen!‘ antwortete ich. ‚Dann werden wir gezwungen sein, durch die Aussagen Ihres Mannes zu beweisen, dass Sie lügen!‘ Darauf wandte sich der Untersuchungsrichter an meinen Mann und fragte: ‚Was hat Ihre Frau gesagt, als Sie damals gemeinsam durch die Räume Ihrer neuen Wohnung gingen?‘ Das erstmal hob mein Mann den Kopf und warf einen ängstlichen Blick auf mich, dann blickte er seinem Untersuchungsrichter ins Gesicht und sagte tonlos vor sich hin: ‚Der muss da weg!‘ – ‚Dass du dich nicht schämst! Wie kannst du nur so lügen!‘ fuhr ich ihn an. Dann führte man meinen Mann hinaus. – Auf diese Gegenüberstellung hin wurde ich zu acht Jahren verurteilt.»

An der Zellenwand, zwischen den beiden Fenstern, hing eine auf Pappe geklebte Gefängnisordnung. Ich lebte erst einige Tage in Zelle 31, hatte noch gar nicht den Mut gehabt, an die so weit entfernt liegende Wand zu krabbeln, um mich mit den Gefängnisgesetzen vertraut zu machen, da wurde sie aus der Zelle entfernt. Alle vermuteten, dass nun neue, noch strengere Verordnungen erlassen würden. Aber schon nach einigen Tagen kehrte die Pappe zurück. Sie hatte nur eine andere Unterschrift erhalten. Der alte Gefängniskommandant war verhaftet worden. Zweimal wurde im Laufe meiner kurzen Untersuchungshaft der Kommandant der Butirka «ausgewechselt», und ganz gegen Ende meines dortigen Aufenthaltes verschwand die gedruckte Gefängnisordnung überhaupt.

Besonders gefürchtet war der «Obysk», die Durchsuchung. Mindestens alle vier Wochen fand eine solche drakonische Massnahme statt. Mitten in der Nacht ertönte der Ruf: «Die ganze Zelle fertigmachen mit Sachen!» In grösster Eile steckte man alles, was man besass, in den Sack. Jeder hatte nur den einen Gedanken: Alles Verbotene muss sofort verschwinden! Deshalb stürzten wir zum Kübel, um alle

möglichen Gegenstände wegzwerfen. Es scheint fast unglaublich, was sich Häftlinge, trotz strengsten Verbots, alles anfertigen. Man besass zwar seinen Blechnapf, aber die Frauen hatten Bedürfnis nach mehr «Geschirr». Und woraus wurde das hergestellt? Aus weichem Schwarzbrot, das man gut mit Spucke vermengte. Daraus knetete man Schalen, die dann getrocknet wurden. Sehr beliebt waren Schachfiguren aus Brot. Die weissen wurden mit Zahnpulver angestrichen. Selbstverständlich verbot die Gefängnisordnung auch das Schachspielen.

Dann torkelten die Frauen, leise vor sich hin fluchend, aus der Zelle hinaus in einen besonders für die Durchsuchung bestimmten Raum. Die Prozedur begann. Zuerst Körpervisitation und dann Durchsuchung der Sachen. In Erinnerung an die erste Erniedrigung brach mir jedesmal der Schweiß aus. Die NKWD-Beamtinnen leuchteten uns mit der Taschenlampe in den Mund, desgleichen in die entgegengesetzte Körperöffnung. Auch in Achselhöhlen konnte man spitze Gegenstände verborgen halten. Man suchte nach Glasscherben, Konservbüchsendeckeln, Metallstücken, Messern, Spiegeln usw. Natürlich auch nach Kassibern oder irgendwelchen Papierfetzen. Das nahm die lächerlichsten Formen an. An meiner Wäsche waren ausländische Fabrikmarken, die die kontrollierende Aufseherin wahrscheinlich für Geheimzeichen hielt und sorgfältig abtrennte. Das gleiche geschah mit jedem Stückchen Gummiband. Daran konnte man sich unter Umständen aufhängen. Selbst die Schuhe wurden besonders vorgenommen. Da gab es Aufseherinnen, die gemeinerweise einfach die Sohlen losrissen. Dann lief man in Sibirien eben auf einer Schlappsohle herum. – So ein «Obysk» dauerte viele Stunden.

Die Gefängnisverwaltung pflegte von Zeit zu Zeit die Zellen aufzulösen, damit die Häftlinge einer Zelle nicht zu vertraut miteinander würden und keine engen Bindungen unter ihnen entstanden.

Mit den Zugängen aus einer anderen Zelle kam Franziska Levent-Levith, eine Deutsche. Sie stammte aus Danzig, war die Tochter eines Kapellmeisters und hatte sich mit dem Russen Levent-Levith verheiratet. Ihr Mann arbeitete im russischen Spionageapparat. Die letzten

Jahre waren sie in England gewesen. 1937 rief man ihn nach Moskau zurück. Sie wohnten eine Nacht im Hotel «Metropol» und wurden am nächsten Tage zusammen verhaftet. Franziska kam also ohne eine Vorstellung vom russischen Leben, ohne ein Wort Russisch sprechen zu können, ins Untersuchungsgefängnis Butirka. Sie war eine grosse, blonde Frau, und man sah ihr bereits diese wenigen Monate Untersuchungshaft an. Alles war schlaff an ihr, sogar ihre Backen hingen herunter. Als ich die ersten Worte mit ihr wechselte, ihr ins Gesicht blickte, hatte ich das Gefühl, «um Gottes willen, sie ist wahnsinnig». Ihre Augen konnten keine Sekunde stillstehen, sie liefen hin und her, so als ob sie einem vorbeifahrenden Zuge folgten, und dann begann Franziska aufgeregt zu flüstern: «Weisst du, ich muss dir etwas erzählen. Meine erste Zelle war eine Schule für illegale Arbeit. Und ich habe meine Prüfung nicht bestanden. Da musste man nämlich ein Examen machen, ob man sich für Spionagetätigkeit eignet.» – «Aber Franziska, so was gibt's doch gar nicht, das ist ja Unsinn!» redete ich ihr zu. «Du weisst das bloss nicht, hier gibt es ganz besondere Zellen, da sind solche drin, die nur zu diesem Zweck verhaftet wurden. Wenn man die Prüfung besteht, dann kommt man wieder heraus und wird zu einer neuen Arbeit kommandiert. Aber ich habe die Prüfung nicht bestanden. Da musste man ganz merkwürdige Dinge wissen, die ich nicht begreifen konnte, zum Beispiel haben sie da an ihren Aluminiumbechern Bändchen in verschiedenen Farben, rote, blaue, grüne, rosa, und ich hätte eine ganz bestimmte Farbe wählen müssen, die man mir zugedacht hatte. Das konnte ich überhaupt nicht begreifen. Darum wurde ich immer ausgelacht.» (Die Häftlinge versehen die völlig gleichen Aluminiumbecher mit Zeichen, um sie beim Verteilen von Tee wiederzuerkennen.) «Ebenso gab es beim Spaziergang die Tage für den kleinen und die Tage für den grossen Kreis. Und die anderen machten sich immer Zeichen und warteten darauf, dass ich einen neuen Fehler beging. – Auch in den Bibliotheksbüchern fand man geheimnisvolle Chiffren, die man entziffern sollte. Nichts habe ich gekonnt! Und nun werde ich zur Strafe verurteilt.» Jedem von den Häftlingen, der Deutsch verstand, erzählte sie die Geschichte immer von neuem. Bald wollte sie keiner mehr anhören. Man lächelte mitleidig und tippte sich

an den Kopf. – Einmal erzählte uns Franziska, dass sie schneidern könne. Das brachte uns auf einen Einfall. Wir Deutsche trugen Poloblusen, die den Russinnen besonders gut gefielen. Franziska meinte, man könne aus zwei Männerunterhemden, die wir in der Kantine kaufen konnten, eine solche Bluse fabrizieren. Einige legten Geld zusammen, kauften vier Hemdchen, und Franziska begann, geschützt durch die Rücken der Auftraggeberinnen, ihre Arbeit. Der Heilerfolg war grossartig! Immer seltener sprach sie über die «geheimnisvolle Zelle», ihre Gedanken waren vom Blusennähen völlig in Anspruch genommen. – Nach ganz kurzer Zeit ging Franziska, ohne ein Verhör gehabt zu haben, zusammen mit mehreren anderen Frauen abends gegen zehn Uhr aus der Zelle. «Die bekommen ihr Urteil», meinten die Sachverständigen.

Ein Geburtstag

Nach über einem Monat Aufenthalt in der Butirka wusste ich immer noch nicht den Grund meiner Verhaftung. Ausser zum Fingerabdruck und dem Gefängnisfotografen wurde ich nicht aus der Zelle gerufen. Jeder Tag bereicherte meine Kenntnisse über die Art der Verhöre, der Anklagen, der Urteile. Tassoklärte mich auf: «Mit ‚Spionage‘ musst du mindestens rechnen, vielleicht auch mit konterrevolutionärer Organisation» Du darfst keinen Schreck kriegen, das bekommen sie alle. Du musst vor allem beim Untersuchungsrichter festbleiben, sagen, dass du von nichts etwas weisst, dass du niemals politisch tätig warst, sondern dein ganzes Leben lang den Haushalt besorgt und gekocht hast. Und das Wichtigste: Unterschreibe nie ein Protokoll! Wenn dich der Untersuchungsrichter auch tagelang stehen lässt. Es ist immer noch besser, lange in Untersuchungshaft zu sitzen, als nach Sibirien zu kommen.» – So nach und nach nahm auch der Schrecken vor den Nächten ab. Ich lernte auf den Brettern zu schlafen, bekam auf beiden Seiten der Hüften abgeriebene Stellen wie ein Gaul, dem die Zugriemen das Fell abgeschuert haben, und durch das ständige Hocken schwanden die Beinmuskeln dahin.

Der Einkauf war ein grosses Fest für Zelle 31. Alle Häftlinge, die Geld auf einem Gefängniskonto hatten, konnten sich daran beteiligen. Wenn die Zelle keine Strafe hatte, kam das ungefähr einmal im Monat vor. Dann wurde eine genaue Liste unserer Wünsche aufgestellt. Es gab Brot, Heringe, Bonbons, Zucker, Seife, manchmal sogar Wurst oder Käse. Von Handtüchern und Unterhemdchen sprach ich schon. Ein paar Häftlinge wurden zur Kantine geführt, um die Sachen abzuholen. Uns war geradezu feierlich zumute, man konnte fast vergessen, dass man in der Butirka sass. Von dem Gesamteinkauf wurde ein bestimmter Teil für die «Habenichtse» zurückbehalten, ausserdem war es Pflicht jedes Geldbesitzers, mindestens einen Habenichts mitzuvorsorgen. – Dann wurden die Schätze auf dem Tisch ausgebreitet, und die Verteilung begann.

Mein erster Geburtstag in der Gefangenschaft fiel in die Untersuchungshaft in der Butirka. Auf irgendeiner Liste hatte Tasso den Tag bemerkt. Nach der Mittagssuppe hatte ich wie immer an der Wand gelehnt und geschlafen. Als ich erwachte, breitete sich zu meinen Füßen ein wunderschöner Geburtstagstisch aus. Einige gestickte Handtücher waren die Tischdecke, in einem Blechnapf, der auch mit einem Handtuch ausgelegt war, lagen Geschenke vom letzten Einkauf, in einer anderen Schüssel «belegte Brote». Mit einem Faden hatte man das Schwarzbrot in dünne Scheiben geschnitten und mit «Salat» belegt. Dieser Salat waren aus der Suppe gefischte Kohlstücke, die zerkleinert und mit Salz und Zwiebeln vermennt als Delikatesse galten. Mit aus Brot geformten Buchstaben lag um den Geburtstagstisch herum der Glückwunsch: «Mögen alle Deine Wünsche in Erfüllung gehen!» Beim Erwachen überreichte mir Tasso ein «Telegramm»: In einem Bibliotheksbuch lag aus winzigen Brotbuchstaben: «Ich umarme Dich! Heinz.» Auch eine aus Brot geformte Weinflasche stand auf diesem «Tisch» und in einer Brotvase drei Rosen, die man kunstvoll aus Zwiebeln geschnitten hatte. Tee wurde in die Becher geschenkt, wir stiessen an und lachten – da ging plötzlich die Klappe an der Zellentür auf. Eine wütende Aufseherinnenstimme keifte: «Bringen Sie sofort her, was Sie dort haben!» Wir versuchten, alles unter den Brettern ver-

schwinden zu lassen, aber es war schon zu spät. Die Aufseherin hatte durch den «Spion» unserer Geburtstagsfeier zugesehen. Die ganze Zelle erhielt eine Meldung und acht Tage Spaziergangsentzug. Die Folge davon war, dass Katja Semjonowa und ihre Clique eine Hetze gegen Tasso begannen, sie als «undiszipliniert» kritisierten und ihr vorwarfen, sie vernachlässige ihre Starostapflichten im Interesse einer Ausländerin.

Grete Sonntag wurde zum Verhör geholt und kehrte erst nach Stunden ganz verzweifelt zurück. Am nächsten Tage sass sie auf den Brettern und hatte sogar vergessen, sich die Haare zu kämmen. Ich sah, wie sich ihr Mund ununterbrochen bewegte. Sie sprach mit sich selbst. Ich krabbelte zu ihr hinüber, und sie begann zu erzählen: «Gestern haben sie mich dem Arbeiter aus unserer Fabrik gegenübergestellt. Denk dir nur, dieses Schwein hat vor dem Untersuchungsrichter wiederholt, was ich gesagt habe. Die ganze Zeit hatte ich doch geleugnet. Wenn ich doch sterben könnte! Warum musste gerade mir das passieren!»

In unserer Zelle sassen eine ganze Reihe Offiziersfrauen. Wir verabredeten mit einigen, deren Verhöre bereits abgeschlossen waren und die bald zum Urteil gehen würden, dass sie versuchen sollten, uns ein Zeichen zu geben, wieviel Jahre sie bekommen hatten. Unsere Zelle lag zu ebener Erde, und durch einen Spalt im Kasten, der vor dem Fenster hing, konnte man einige Stufen der Treppe erspähen, die auf den Gefängnishof führte. Wir besprachen, dass eine aufpassen sollte, wenn man die Verurteilten zum Spaziergang führte. Sie sollten dann auf dem Rücken soviel Finger spreizen, wie sie Jahre erhalten hätten. Die Verabredung gelang, wir sahen fünf gespreizte Finger. Die Freude unter den Russinnen war gross. «Nur fünf Jahre! Das ist ja grossartig! Bis vor Kurzem gab es für Ehefrauen nie unter zehn Jahren!»

Eines Tages kam ein Zugang, der die ganze Zelle erschütterte. Eine Frau in Lagerkleidung, in dunkelgrauer gesteppter Wattejacke, einer ebensolchen runden Mütze und in Schafstiefeln. Sie hatte ein blasses Madonnengesicht und schlichtes, glattes Haar, das sie in einem Knoten trug. Man flüsterte sich zu: «Die kommt aus Sibirien.» Es dauerte lange, ehe sie zu sprechen begann. Das erste, was sie verlangte, war ein Buch. Nach ein paar Tagen wussten wir, wie es um sie stand. Sie war zweiunddreissig Jahre alt, von Beruf Lehrerin, eine Popentochter,

die vor neun Jahren wegen «konterrevolutionärer Tätigkeit» verhaftet und zu zehn Jahren verurteilt worden war. Sie kam aus dem Lagergebiet von Kolyma, das im Femen Osten am Polarkreis liegt. Ein Jahr ihrer Strafe wurde ihr wegen guter Führung und vorbildlicher Arbeit geschenkt. Sie konnte sich ein Paar Schaftstiefel kaufen. In ihrem Entlassungsschein stand, dass sie sich in ihren Heimatort begeben müsse. Sie fuhr aber direkt nach Moskau und ging, so wie sie aus dem Konzentrationslager kam, in Wattejacke, runder Ohrenklappenmütze und Schaftstiefeln, ins englische Konsulat. Dort bat sie, man möchte ihr die Ausreise nach England ermöglichen, sie habe dort eine Tante. Man versprach im Konsulat, sich zu erkundigen, und verabschiedete sie höflich. Auf der Strasse wurde sie von der NKWD verhaftet.

Sie redete nicht über das, was mit ihr in der Lubjanka geschehen war, nur ihr Gesicht und ihr Schweißen verrieten es. Als ich sie das erstmal nackt in der Badestube sah, erschrak ich vor der Leichenfarbe ihres Körpers und dem aufgelockerten Fleisch. Das war sicher eine Folge des Skorbut. Man konnte ihr die neun Jahre KZ ansehen!

Nach kurzer Zeit wurde die Lehrerin mit ihren Sachen aus der Zelle geholt, und wir vergassen sie. Mehrere Wochen vergingen, da kam wiederum ein «interessanter» Zugang. Alle knieten auf den Brettern. «Was ist denn das für eine? Ein Papuaneger?» Erschöpft sank eine Frau auf die Bretter. Die Haare standen ihr in einem Wust um den Kopf. «Bitte, gebt mir etwas Wasser!» Da erkannten wir unsere Lehrerin wieder. Nach vierzig Tagen Dunkelarrest kam sie zurück in unsere Zelle. Vierzig Tage nicht gewaschen, nicht gekämmt, bei Wasser und Brot im Dunkeln. Man hatte sie dadurch zwingen wollen, auszusagen, was sie in der englischen Botschaft erzählt habe. Wir bemühten uns, ihr die Haare auszukämmen, aber es war vergeblich, sie mussten abgeschnitten werden. – Gar nicht lange danach verliess sie unsere Zelle und kam nie wieder.

Die Verdammten dieser Erde

Verhöre

«Margarita Genrichowna Buber-Nejman, ohne Sachen!» ertönte es eines Nachts durch die Zellenklappe. Keiner meldete sich. Erstens schlief ich fest, und ausserdem reagierte ich auf diesen merkwürdigen Namen noch nicht. Mit einigen Stössen brachten mich meine Nachbarinnen in die grausige Wirklichkeit zurück. Die Haare zerwühlt, die Schuhe nicht richtig zugemacht, stolperte ich über die Schlafenden hinweg zur Tür. Draussen auf dem Korridor standen die Aufseherin und ein Soldat. Er fragte mich nach meinem Namen und forderte mich auf, ihm zu folgen. Plötzlich fühlte ich mich am Arm gepackt, machte einen Versuch, mich loszureissen, aber mit Polizeigriff stiess mich der Posten wie einen Schwerverbrecher vor sich her. Eine Treppe kam, mein Herz schlug zum Zerspringen. Der Treppenschacht war sorgfältig mit feinmaschigem Draht überspannt, damit sich lebensmüde Häftlinge nicht hinabstürzen konnten. Dann kamen wir in einen langen Korridor, die Schritte wurden durch Läufer gedämpft, die Türen hatten Klinken, es mutete wie Freiheit an. Vor einer Tür wurde Halt gemacht, mein Arm losgelassen, der Soldat öffnete, und ich stand in einem Büroraum mit weitgeöffneten Fenstern, durch die der Geruch von feuchtem Sommerlaub hereindrang. An der Wand hing ein Stalinbild, und hinter dem Schreibtisch sass ein robuster junger Mann mit aufgekrempeelten Ärmeln und dem selbstbewussten Gesicht eines beschränkten Menschen.

«Wie heissen Sie? Setzen Sie sich!» Mein Untersuchungsrichter sprach deutsch mit mir. An der Aussprache erkannte ich den Wolgadeutschen. Ich konnte keine Antwort geben. Die Zunge war wie gelähmt und Mund und Kehle ausgedörrt. Es kamen nur irgendwelche gurgelnden Geräusche heraus. Wenn ich nur eine Zigarette hätte! Da lagen welche auf dem Tisch. Ohne weitere Vorbereitung verlas er die Anklage: «Sie sind angeklagt der konterrevolutionären Organisation und Agitation gegen den Sowjetstaat. Was haben Sie dazu zu sagen?»

Was er bloss meint? Wer kann mich denn da denunziert haben? Ob sie von irgendwelchen Gesprächen oder geheimen Begegnungen wissen? – «Hören Sie nicht? Sie sollen antworten! Wo und mit welchen Mitteln haben Sie konterrevolutionäre Organisation und Agitation betrieben?» «Niemals.» – «Sie sind eine unverschämte Lügnerin! Vielleicht überlegen Sie sich's noch mal! Ich habe Zeit! Stehen Sie auf!» Er zündete sich eine Zigarette an. Wieviel Stunden er mich wohl stehen lassen wird? – Manche mussten es drei oder vier Tage aushalten. – Der Lichtschein aus dem Fenster fiel auf feuchte Lindenblätter. Wo hatte ich das nur schon einmal gesehen? – «Haben Sie darüber nachgedacht?» – Er hatte die Zigarette noch nicht beendet. – «Ihr Gedächtnis scheint sehr schwach zu sein.» – «Ich habe niemals irgendeine feindliche Handlung gegen die Sowjetunion begangen.» Er schnaufte und polterte: «Lügen Sie nicht! Wir wissen genau über Sie Bescheid!»

Ob die meine Besuche in der französischen Botschaft kennen? Was für ein widerliches Gesicht der hat.

«Wann und wo soll ich denn konterrevolutionäre Organisation und Agitation betrieben haben?» – «Das frage ich Sie! Seien Sie nicht so unverschämt! Glauben Sie, wir haben keine Mittel, Sie mürbe zu kriegen? Wenn Sie so weiter leugnen, werde ich Sie monatelang, nein jahrelang, in der Zelle sitzen lassen, bis Sie zur Besinnung kommen.» Und schon hatte er auf einen Knopf gedrückt, der an seinem Schreibtisch angebracht war. Der Soldat kam herein und führte mich mit Polizeigriff zurück in die stinkende Zelle. – Als ich an Käthes Seite krabbelte, lag sie da mit offenen Augen. Aufgeregt hatte sie meine Rückkunft erwartet. Wie gut das war! Ich hätte sie streicheln mögen.

Nach einigen Tagen war ich wieder dran. Es begann das gleiche Spiel. Mein Untersuchungsrichter verlangte Aussagen, und ich bat ihn, mich zu fragen, da ich keine Vorstellung hätte, was eigentlich mit dieser Anklage gemeint sei. Eine entsetzliche Angst quälte mich, die NKWD könnte irgendetwas über meine Gespräche mit Freunden wissen. Dieses zweite Verhör unterschied sich von dem ersten dadurch, dass mein Untersuchungsrichter zwei Zigaretten rauchte, bevor er mich mit Drohungen und Verwünschungen zurück in die Zelle bugsieren liess. – Ich zerbrach mir den Kopf, auf welchem Material sie diese Anklage aufgebaut haben mochten. Aber schon beim dritten

Verhör hatte es mein Untersuchungsrichter satt. Es wurde ihm wohl zu langweilig mit mir. «So, jetzt werde ich es Ihnen sagen, wo und wann Sie konterrevolutionäre Organisation und Agitation gegen den Sowjetstaat betrieben haben. Sie wollen doch nicht etwa leugnen, dass Sie im Jahre 1931/32 in der Kommunistischen Partei Deutschlands in Opposition gewesen sind?»

«Ich war in der Kommunistischen Partei Deutschlands niemals in Opposition.» Und noch bevor er mich anschauen konnte, fuhr ich fort und machte einen groben Fehler. – «Aber was hat eine oppositionelle Einstellung in der deutschen KP eigentlich mit konterrevolutionärer Organisation und Agitation gegen den Sowjetstaat zu tun?» Da brach mein Wolgadeutscher in ein hysterisches Geschrei aus: «Sie sind nicht nur eine Konterrevolutionärin, Sie sind auch eine Trotzkistin!»

Aus den nächsten Fragen sah ich, dass meine Anklage die gleiche sein musste wie die meines Mannes. «Was wissen Sie über die Fraktionstätigkeit Heinz Neumanns?» Natürlich log ich, nichts davon gewusst zu haben, versuchte zu erklären, dass ich als einfaches Parteimitglied der KPD keinen Einblick und keine Kenntnis hatte von den Auseinandersetzungen, die sich im Zentralkomitee und Politbüro der KPD abgespielt hatten. Während dieser Fragen und Antworten wurde mir klar, dass ich nur ein Anhängsel, nur ein ganz unbedeutender «Fall» sein musste. Die «Gruppe Neumann» war offenbar schon abgeurteilt worden. Der Untersuchungsrichter schien bloss den einen Wunsch zu haben, die Sache so schnell wie möglich zu Ende zu bringen. Aber zu welchem Ende?

Er begann, das Protokoll aufzusetzen. Seine Handschrift glich der eines Buchhalters aus Gustav Freytags «Soll und Haben», und die Sätze, die er formulierte, hatten den gleichen Stil. Im Protokoll gab es Fragen wie: «Haben Sie teilgenommen an der Fraktionsarbeit Heinz Neumanns in der KPD?» – «Waren Sie in Opposition?» – «Mit wem haben Sie in Moskau verkehrt?» – «Welche politischen Gespräche fanden in Ihrem Zimmer im Hotel ‚Lux‘ statt?» – «Wer pflegte Ihren Mann zu besuchen?»

Ich beantwortete alle Fragen in meinem Interesse mit ja oder nein. Gespräche hatte ich natürlich nie gehört, und Freunde waren nur sol-

che gekommen, die sich nicht mehr in Sowjetrußland befanden. Der Untersuchungsrichter machte keinen Versuch, irgendwelche Aussagen zu erpressen. Ich las jede Seite des deutschen Protokolls sorgfältig durch. Zum Schluss forderte er mich auf: «Unterschreiben Sie!» Ich muss ehrlich gestehen, ich hatte das Gefühl, dass man es eigentlich ruhig tun könnte. Es sah alles so ordentlich und einwandfrei aus. Wenn ich nicht unterschreibe, wird er mich jahrelang sitzen lassen, in diesem entsetzlichen Untersuchungsgefängnis. Aber da fielen mir die Warnungen Tassos ein: «Unterschreibe nicht, man wird das Protokoll fälschen!» – Mit Flüchen schickte mich der Untersuchungsrichter zurück in die Zelle.

Vierzehn Tage danach holte man mich wieder in der Nacht. Diesmal kam ich in ein anderes Zimmer, zu einem anderen Untersuchungsrichter. Der sprach russisch. Er überreichte mir einen Zettel, auf dem stand russisch: «Die Untersuchung hat ergeben, dass Margarita Genrichowna Buber-Nejman der konterrevolutionären Organisation und Agitation gegen den Sowjetstaat für schuldig befunden wurde.» Ich wollte meinen Augen nicht trauen, las es immer noch einmal. Vielleicht war es ein Missverständnis? Ich liess mir vom Untersuchungsrichter die Bedeutung der Worte erklären. Es stimmte genau. Das also war das Ende. Auf einmal ergriff mich Panik. Ich wusste kaum, was ich tat, als ich fragte: «Darf ich in deutscher Sprache einige Sätze auf die Rückseite dieseszettels schreiben?» Er erlaubte es mir. Da schrieb ich: «Ich protestiere gegen die Methode der Untersuchung, die ohne jegliche Beweisführung mich der konterrevolutionären Organisation und Agitation gegen den Sowjetstaat für schuldig befindet. Ich verlange eine neuerliche Untersuchung.»

Nach drei Tagen, nach einer für russische Verhältnisse ganz ungewöhnlich kurzen Frist, holte man mich wieder zum Verhör, brachte mich in das Zimmer des Wolgadeutschen Untersuchungsrichters, in dem er und ein älterer Mann mit weissem Haar und rosigem Gesicht, anscheinend auch ein Untersuchungsrichter, sassen. Der Alte forderte mich freundlich auf, Platz zu nehmen. Neben dem Schreibtisch sass in unterwürfiger Haltung der Wolgadeutsche. Der Weisshaarige wandte sich an mich: «Ist Ihnen im Laufe der Untersuchung ein Unrecht ge-

schehen? Weshalb protestieren Sie gegen die Methode der Untersuchung?» Aus der Art, wie die Frage gestellt wurde, entnahm ich, dass er glaubte, ich beschwere mich über irgendwelche Misshandlungen durch den Untersuchungsrichter. – «Nein, so habe ich das nicht gemeint. Man hat mich zwar als Lügnerin beschimpft, mir gedroht, mich jahrelang in Untersuchungshaft zu behalten, falls ich nicht gestehe, aber mein Protest richtet sich gegen das Verfahren, das mich der konterrevolutionären Organisation und Agitation gegen den Sowjetstaat beschuldigt, ohne irgendwelche Beweise dafür zu erbringen. Mein Untersuchungsrichter hat von der Tatsache, dass ich als einfaches Parteimitglied keine Ahnung von den Differenzen im Politbüro der Kommunistischen Partei Deutschlands haben konnte, nicht Notiz genommen. Er hat weder versucht, mir zu beweisen, dass ich in der KPD in Opposition war, noch dass ich jemals irgendwann und irgendwo konterrevolutionäre Agitation und Organisation gegen den Sowjetstaat betrieben habe. Wie kann man mich für schuldig befinden, ohne es bewiesen zu haben?»

Der alte Untersuchungsrichter hörte sich meine Einwände an, gab aber keine Antwort auf meine Fragen, sondern erklärte: «Ich habe den Eindruck, dass in Ihrer Sache ein Irrtum vorliegt. Doch bin ich überzeugt, dass sich alles aufklären wird. Bestimmt wird alles für Sie ein gutes Ende nehmen.» Er sprach in ruhigem, väterlichem Tone und gewann immer mehr mein Vertrauen. Warum sollte ich ihm eigentlich nicht glauben? Ist nicht vielleicht meine ganze Verhaftung ein Irrtum? Und als er dann begann, ein neues Protokoll zu schreiben, Wort für Wort so, wie ich es wünschte, mich immer wieder fragte, ob ich auch einverstanden sei, hatte ich schon keine Zweifel mehr an einem guten Ausgang. Das Protokoll war beendet, und er reichte mir das erste Blatt zur Unterschrift. In diesem Moment kamen alle Zweifel und alles Misstrauen zurück: «Nein, ich werde nicht unterschreiben!» – «Aber weshalb denn nicht?» – «Ich traue Ihnen nicht.» Mit puterrotem Kopf sprang mein Wolgadeutscher Untersuchungsrichter auf und fuchtelte mit der Faust: «Wie können Sie es wagen, in einem solchen Ton mit einem Staatsanwalt der Sowjetunion zu sprechen!» – Der Alte griff begütigend ein, forderte mich nicht weiter auf zu unterschreiben, son-

dern drückte auf den Knopf. Es klopfte, ein Soldat erschien in der Tür, und zurück ging es durch die nun schon bekannten Gänge, begleitet vom Klappern des Vierkantschlüssels auf dem Koppelschloss.

Inzwischen war es Herbst geworden. Am engmaschigen Gitter, das die Kästen vor den Fenstern nach oben hin abschloss, rieselte der Regen herab. Tage um Tage sahen wir keinen Himmel. Einmal sollten wir Bücher bekommen. Ich bat Tasso, uns ein deutsches Buch zu bestellen, da zwei von uns nicht russisch lesen konnten. Wir erhielten einen Band Brentano mit «Hinkel, Gockel und Gackeleia» und seinen herrlichen Gedichten. Käthe Schulz und ich lernten eins auswendig, um etwas zu haben, das sich für immer mit unserer Haft in der Butirka verband, und um uns nie zu vergessen. Da sassen wir Rücken an Rücken und lernten.

«Von den Mauern Widerklang.
Ach, im Herzen fragt es bang
Ist es ihre Stimme?
Und vergeblich sucht mein Blick
Klinget mir ein Ton zurück,
Ist's nur meine Stimme.
An der Mauern hohem Rand
Sind die Blicke hingebannt,
Doch ich seh' nur Sterne.
In der hohen Himmelssee
Ich die Sterne küssen seh'
Wären's unsere Sterne ...»

Wir sassen beieinander, flüsterten unsere Lieblingsgedichte und summten uns Volkslieder ins Ohr. – «Habt ihr eigentlich schon Säcke genäht? Wollt ihr denn gar kein Brot trocknen?» mahnte die russische Nachbarschaft und schüttelte die Köpfe über unseren Leichtsin. – Immer und immer wieder sprach man von Sibirien. Als schon der erste Schnee gefallen war, wurde die Zelle 31 aufgelöst. Eines Nachts ertönte der Ruf: «Alles fertigmachen mit Sachen!» Wir vermuteten eine Durchsuchung, und aller verbotene Besitz flog in die Kübel. Aber es

war viel schlimmer, wir mussten uns von allen Freunden und Bekannten trennen. Solche Abschiede sind herzerreissend.

Auch in Zelle 23, meiner neuen Unterkunft, befanden sich über hundert Frauen. Aber dort herrschte ein anderer Ton, da gab es keine Tasso, die schlichtend und vermittelnd eingriff. In dieser Zelle begegnete ich Gertrud Tiefenau. Sie sass bereits anderthalb Jahre in Untersuchungshaft. Im Sommer 1937 hatte die NKWD sie verhaftet, so wie sie ging und stand. In Söckchen, mit nackten Beinen, dünner Bluse und leichtem Rock, ohne Mantel, ohne Strümpfe, ohne Decke verbrachte sie bereits anderthalb Jahre in der Butirka. Manchmal fand sich eine mitleidige Seele, die sie für die Nacht mit unter ihren Mantel oder ihre Decke nahm, sonst aber lag sie auf blossen Brettern wie ein Hund. In den kalten Jahreszeiten konnte sie niemals den Spaziergang mitmachen, und als es warm wurde und sie wieder versuchte, mit auf den Gefängnishof zu gehen, fiel sie sofort in Ohnmacht.

Gertrud Tiefenau wurde fast von allen Häftlingen gehasst. Man nannte sie die «deutsche Faschistin», denn sie begnügte sich nicht mit Eingabeschreiben oder Bitten an die Gefängnisverwaltung, sondern ergriff jede Gelegenheit, um gegen die ihr widerfahrenen Ungeheuerlichkeiten zu protestieren. Jeden Morgen verlangte sie, den «Korpusnoj» zu sprechen. Sie forderte von ihm nichts anderes als ihre Kleider und Wäsche, die sie in ihrem Zimmer bei der Verhaftung zurückgelassen hatte. Durch ihre ständigen Proteste war sie natürlich gefängnisbekannt. Bei den Auseinandersetzungen mit der Gefängnisbehörde geriet sie gewöhnlich in heftige Erregung und schrie die Beamten an: «Ihr seid keinen Deut besser als die deutschen Faschisten! Nein, schlimmer seid ihr, weil ihr behauptet, Sozialisten zu sein!» Diese Auftritte trugen ihr immer wieder Dunkelarrest ein, und die Gefängnisverwaltung dachte nicht daran, ihr auch nur ein einziges Kleidungsstück zu geben. Da sie auf der schwarzen Liste stand, kam sie automatisch über die Maifeiertage und im November zur Feier der Oktoberrevolution in Dunkelarrest. Sie erzählte mir, dass man sie einmal viele Stunden nackt in eine Zelle gesperrt habe. Trotz der Erfolglosigkeit ihres Kampfes war sie nicht kleinzukriegen. Leider hatte sie durch ihre Heftigkeit auch ständig Zusammenstösse mit ihren Leidensgenossen und war dabei oft im Unrecht.

Sie war verhaftet worden, weil sie in ihrem Betrieb – sie arbeitete als Metallarbeiterin – bei einer Unterhaltung mit russischen Arbeitern geäußert hatte: «Der einzige Nazi mit Verstand ist Goebbels.» Die Anklage lautete «konterrevolutionäre Agitation».

Urteil

Mein Aufenthalt in Zelle 23 sollte nur kurze Zeit dauern. Nach dem letzten Verhör machte ich mir Hoffnungen, sah mich schon in Paris, und alle Gedanken an Sibirien schob ich weit weg. Da, eines Abends um zehn Uhr, rief man durch die Klappe: «Stefanie Brun und Margarita Genrichowna Buber-Nejman fertigmachen mit Sachen!»

Was kommt jetzt? Gelähmt und unfähig, selbst den Sack zu packen, schüttelte ich viele Hände zum Abschied, blickte in viele teilnahmevolle, traurige Gesichter und ging mit Stefanie Brun, einer Polin, der Schwester des Volkskommissars Unchlicht, hinaus. Ich wusste nur allzugut, um zehn Uhr abends gerufen werden bedeutete zur Urteilsverkündung gehen.

Draussen auf dem Flur standen sechs andere Frauen mit Bündeln, unter ihnen Grete Sonntag. Wir mussten paarweise antreten, und schweigend ging es durch das nächtliche Gefängnis. Im Takt des Vierkantschlüssels und meines pochenden Herzens sang es mir immerzu in den Ohren: «Frisch auf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd ...»

Man schloss eine Zelle auf. Wir saßen auf einer Bank, ohne uns zu kennen, ohne uns auch nur zu sehen, neben jeder lag ein Bündel, jede starrte auf die Tür. Wer wird die erste sein? Die Hände waren erstarrt, und in den Ohren sang und sang es ohne Ende ... «Stefanie Brun!» Sie erhob sich ganz langsam, hielt sich beim Hinausgehen an der Wand fest. Ich sah ihre kleine, geaderte, gelbe Hand und die merkwürdigen Beine, die am Knöchel genauso dick waren wie an den Waden. Die Tür hinter ihr klappte zu. Eine Frau wimmerte leise. – Nach kaum zwei Minuten kam sie zurück und sagte mit tiefer, zerbrochener Stimme: «Acht Jahre». – Der nächste Name: «Margarita Genrichowna Buber-Nejman.» Gleich neben der Zelle führte man mich in ein gros-

ses Zimmer, mit einem über Eck stehenden, rotverhangenen Tisch, an den Wänden grosse Bilder von Stalin und Lenin. Hinter dem Schreibtisch sass ein frisch rasierter, rotwangiger NKWD-Offizier in nagelneuer Uniform mit hellbraunen Schulterriemen. Er überreichte mir mit den Worten: «Können Sie russisch lesen?» einen Zettel, auf dem in Schreibmaschinenschrift stand: «Margarita G. Buber-Nejman als sozialgefährliches Element zu fünf Jahren Arbeitsbesserungslager verurteilt...» Er hielt mir einen Bleistift hin, mit dem ich wohl unterschreiben sollte. Ich verstand nicht recht, was er sagte. «Unterschreiben soll ich das? Geben Sie mir Papier, ich will gegen dieses Urteil protestieren! Ich bin unschuldig. Ich verlange ein Gerichtsverfahren!» – «Papier und Tinte erhalten Sie, sowie Sie in Ihrer Zelle sind.» – Ein Soldat packte mich am Arm. Dann sass ich auf der Bank neben Stefanie Brun. Ein nächster Name wurde gerufen. Eine nach der anderen kehrte zurück. Grete Sonntag mit fünf Jahren, Nadja Bereskina mit fünf Jahren, die Kusine des Marschall Jakir mit zehn Jahren, die Schneiderin Rebekka Sagorje mit acht Jahren, die junge Tochter eines Offiziers der Roten Armee mit fünf Jahren, eine Russin, langjährige Mitarbeiterin der Komintern, mit zehn Jahren. Keine weinte, keine schrie verzweifelt, keine sprach ein Wort. Die Urteile wurden durch die Besondere Kommission gefällt.

Dann führte man uns acht Frauen vorbei an der modrig riechenden Badestube, wo ein Heimchen eintönig zirpte, bis zu einer kleinen Tür, die sich auf einen winkligen Hof öffnete. Eine grelle elektrische Lampe beleuchtete den gotischen Bogen einer altertümlichen Pforte. Man brachte uns Verurteilte in das Erdgeschoss des «Pugatschew-Turmes», jenes Turmes, in dem, wie man erzählt, der Bauemrevolutionär Pugatschew, der gegen Katharina II. einen Aufstand angezettelt hatte, in Ketten lag, bis er gevierteilt wurde. Sie führten uns in einen halbkreisförmigen Raum, dessen gotisch gewölbte Decke von einem mächtigen Pfeiler getragen wurde, mit einem winzigen Spitzbogenfensterchen ganz oben unter der Decke. Der Raum zwischen Wand und Säule war mit denselben «Naris», mit Brettern, belegt, wie in allen anderen Zellen der Butirka. Durch den Turm liefen dicke Zentralheizungsrohre, die immerzu knackten und gluckerten. Wir sassen auf den Brettern, keine zog sich den Mantel oder die Schuhe aus.

In Kopftuch oder Mütze, neben sich den Sack, verharrten alle die ganze Nacht hindurch in Schweigen. Nur einmal flüsterte Stefanie Brun neben mir: «Ob man auch das überlebt?» Grete Sonntag hatte sich gegen die Säule gelehnt. Ihre traurigen Tieraugen starrten auf die gegenüberliegende Wand. – Es kam der Morgen, die Klappe fiel herunter, und man reichte acht Rationen Brot und einen Kessel mit heissem Teewasser herein. Eine nahm es entgegen, legte es auf die Bretter und kroch zurück auf ihren alten Platz. Keine dachte an Essen und Trinken. – Plötzlich merkten alle auf. In einer Ecke hinter der Säule plätscherte Wasser. Eine von uns hatte entdeckt, dass es in dieser Zelle eine Wasserleitung gab. Sie war aufgestanden und wusch sich zögernd die Hände und das heiße, übernachtete Gesicht. Ich merkte, wie Grete Sonntag sich zu bewegen begann. Sie zog mit schnellen, bestimmten Bewegungen ihre Schafstiefel herunter, setzte die Baskenmütze ab, legte den Mantel sorgfältig neben sich, schlüpfte aus Bluse und Rock, strich sie glatt und breitete sie auf die Bretter. Sie zog sich nackt aus und begann sich prustend zu waschen. Dann kam noch eine dazu und noch eine, und zum Schluss standen alle acht Frauen um den Wasserhahn herum. Man fing an zu sprechen, ermunterte sich gegenseitig, und als Rebekka Sagorje bemerkte, man könne auch seine Wäsche hier waschen, priesen alle diese schöne Zelle, in der es sogar eine Wasserleitung gab, und es schien, als hätten die Frauen Sibirien völlig vergessen.

Jeden Tag verlangten wir von der Aufseherin Papier und Tinte, um gegen unsere Urteile zu protestieren, jeden Tag vertröstete man uns auf den nächsten. – Noch unterschieden sich die Tage der Verurteilten durch nichts von denen der Untersuchungshäftlinge, nur dass ein alter Turm unsere Unterkunft geworden war. Immer noch gab es für uns täglich zwanzig Minuten Spaziergang, jetzt aber auf einem kleinen winkligen Hof, manchmal auch mitten in der Nacht.

Einmal gingen wir um Mitternacht. Es war Schnee gefallen. Vor mir lief Rebekka Sagorje in dünnen Halbschuhen und einem braunen eleganten Samtmantel. Wenn wir in den Lichtkreis der Lampe kamen, sah man die kleinen Schneeflocken in ihrem blonden, gewellten Haar hängen, und ihr Gesicht, das mich immer an den Jünger Johannes vom Abendmahl Leonardo da Vincis erinnerte, war von der kühlen Nacht-

luft gerötet. Manchmal klang von Weitem ein «Stoj!» (Halt) von den Wachttürmen des Gefängnisses, sonst hörte man nicht einmal unsere Schritte im weichen Schnee. Da kam plötzlich durch die Nacht das Weinen eines neugeborenen Kindes. Unsere Schritte stockten, und wir suchten mit den Blicken, woher es wohl käme, wo hier im Gefängnis ein Säugling sein könnte? Es kam aus dem Pugatschew-Turm. Wir standen und lauschten diesen so menschlichen Tönen, und unsere Aufseherin liess uns gewähren, vergass sogar «Ruki nasad!» zu kommandieren. Über uns im Turm sassen verhaftete Mütter mit neugeborenen Kindern.

Transport

Wir acht Frauen begannen uns auf den Transport nach Sibirien vorzubereiten. Auf den Zentralheizungsrohren trockneten wir Brot. Jede nähte sich aus irgendwelchen Fetzen Stoffsäckchen in verschiedenen Grössen. Über die Zukunft wurde selten gesprochen. Von ihren Kindern erzählten alle. Die, deren Kinder noch klein waren, hatten weniger Sorgen als die Mütter von schon erwachsenen Töchtern oder Söhnen. Stefanie Brun quälte sich Tag und Nacht mit dem Gedanken, ob ihre sechzehnjährige Tochter nicht auch verhaftet worden sei, denn nach dem Sowjetgesetz werden auch erwachsene Kinder für die angeblichen politischen Vergehen ihrer Eltern verantwortlich gemacht.

Dann kam der Tag des Abtransportes aus der Butirka. Wir gingen mit unseren Bündeln in eine sogenannte Abgangszelle, erhielten unsere Handtaschen und Koffer zurück, aus denen Wertgegenstände und Geld herausgenommen worden waren, dafür bekamen wir aber sorgfältige Quittungen ausgehändigt. Auch die Trinkbecher und Schlüssel wurden uns fortgenommen und noch einmal eine gründliche Körpervisitation nach irgendwelchen Mordinstrumenten durchgeführt. An einem Spätnachmittag bestiegen wir in einem Hofe des Untersuchungsgefängnisses den «Schwarzen Raben».

Ich war die letzte, und es war keine freie Zelle mehr im Wagen, so stand ich im Mittelgang. Im Dämmerlicht bemerkte ich hinter einem

Gitter, das den Wagen in zwei Hälften teilte, Männerhäftlinge. Ich erfuhr, dass unter ihnen zwei Deutsche waren. Sie kamen sofort ans Gitter, und ich sah die ersten Männer in Lagerkleidung, mit gesteppter Wattejacke und Hose und runder Ohrenklappenmütze. Die beiden waren Lehrer an der «Karl-Liebknecht-Schule» in Moskau gewesen, Lüschen und Gerschinsky, und hatten bereits zwei Jahre Konzentrationslager hinter sich. Jetzt waren sie, nach einer neuerlichen Untersuchungshaft von sieben Monaten, auf dem Wege zurück nach Sibirien, um ihre weiteren zweieinhalb Jahre abzubüssen. «Wir kommen jetzt in den Waggon, wo man die Transporte nach Sibirien zusammenstellt, da werden wir dir erzählen, was wir hinter uns haben.» Aus den Zellen riefen die Frauen, ob die Männer in Untersuchungshaft nicht ihren verhafteten Verwandten begegnet seien. Nur Grete Sonntag erfuhr, dass ihr Mann vor Kurzem ebenfalls zu fünf Jahren Konzentrationslager verurteilt worden war, aber schon auf dem Transport sei.

Auf einem Güterbahnhof wurden wir ausgeladen. Wir mussten zu fünfen antreten. Vorn die Frauen und hinten die Männer. Soldaten mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten liefen aufgereggt um uns herum. Die Kusine Jakirs erbrach sich vor Aufregung. Es war ein feuchter, nebliger Abend. Als wir dastanden, sah ich eine Strasse hinunter, die zwischen Bretterzäunen hinführte, und dort gingen zwei Menschen eng umschlungen durch den Abend. Mich packte ein entsetzlicher Schmerz um die verlorene Freiheit. – Mit «Dawaj! Dawaj!» trieb man uns über die Schienen, und plötzlich ertönte ein Kommando: «Niederhocken!» Ich verstand es nicht, mir war das Wort unbekannt, und erst als die anderen sich in den Schmutz setzten, tat ich das gleiche. Neben mir kauerte Nadja Bereskina und kicherte: «Was soll das bedeuten?» – «Das weiss ich auch nicht.» – «Aber sicher müssen wir uns vor irgendjemand verstecken», war Nadjas Erklärung.

Dann ging es weiter. Wir näherten uns einem Eisenbahnwagen ohne Räder, dem sogenannten «Peresylnij-Waggon». Bevor wir hineingingen, flüsterte mir Nadja zu: «Du darfst da drinnen nicht sagen, dass du eine ‚Politische‘ bist, besser ‚Prostitutka‘ oder ‚Unterschlagung‘.»

Man schob uns durch die Waggontür in einen spärlich erleuchteten

Raum, der der Länge nach von einem Gitter durchschnitten wurde, das bis zur Decke reichte. Es stank nach Petroleum, Tabak und schwitzenden Menschen. Stimmengewirr und Rufe empfingen unseren Transport. Und wie in einem Tierkäfig lagen hinter dem Gitter in zwei Etagen Menschen, meist auf dem Bauche, das Gesicht dem Gitter zugewandt. Durch eine Schiebetür zwängte sich einer nach dem anderen mit seinem Bündel in den schmalen Gang zwischen Gitter und Kojen. Ich sah nichts als kahlgeschorene Männerköpfe und nackte Oberkörper. Von allen Seiten rief man: «Wieviel Jahre?» – «Weshalb?» – «Kommt ihr aus der Butirka?»

Eine helle, durchdringende Kinderstimme übertönte den Lärm. Ich lehnte mich gegen das Gitter, um besser sehen zu können. Sollte das wirklich ein Kind gewesen sein? Da entdeckte ich zwischen all den Männerköpfen ein verschmitzt lachendes Jungengesicht. «Aber wie alt bist du denn?» – «Dreizehn Jahre, Tante!» – «Und weshalb?» – «Wegen Diebstahls», kam es stolz zurück.

Das war das erste Kind in Haft, das ich in meinem Leben sah. Aber für den Jungen schien der Zustand keine Schrecken zu haben. Er war unter seinesgleichen und wusste, wie man sich in einem solchen Fall zu benehmen hatte.

Wir standen und blickten hilflos um uns, nirgends fand sich ein Platz. Nur Nadja Bereskina war gleich untergekommen. Jetzt verstand ich ihre geflüsterte Mahnung: Für eine Prostituierte rückte man sofort zusammen, aber «Politische» waren nicht begehrt. – Nach langem Herumfragen krochen wir in irgendeine Ecke der obersten Etage. Neben mir grölte ein Besoffener. Wenn man sich aufrichtete, stiess man gegen die Decke. «Hier werden wir die ersten Kleiderläuse fangen», stellte Stefanie Brun sachverständig fest. «Hoffentlich benimmt sich der neben dir halbwegs anständig. Der scheint bis zum Rand voll zu sein. Woher die wohl Wodka bekommen?» – «Sicher haben sie den Soldaten bestochen?» – «Komm, Gretuschka, nur nicht unterkriegen lassen, wir rauchen eine Machorka!» Und mit zitternden Händen drehte sie eine für sich und eine für mich. Ich musste diese Kunst erst erlernen.

Vom Gang her rief ein Mann: «Wo ist die Deutsche?» Ich rutschte

nach vom. Unten stand Lüschen, einer der beiden deutschen Lehrer. «Seid ihr untergekommen?» – «Ja, so halbwegs, willst du zu uns heraufklettern? Hocken kann hier noch einer.»

Zusammengekauert sassen wir auf den Brettern, und Lüschen erzählte von seinem Schicksal und dem Polarlager Kolyma. Er und Gerschinsky hatten als Emigranten in der Sowjetunion gelebt. Sie waren von Beruf Lehrer und unterrichteten an der «Karl-Liebknecht-Schule» in Moskau. 1937 wurden beide von der NKWD verhaftet und des Trotzkismus angeklagt. Als Belastungsmaterial und Beweise für ihre trotzkistische Tätigkeit legte ihnen der Untersuchungsrichter einige Verlagsprospekte vor, die den beiden Lehrern von deutschen Emigrantenverlagen aus der Schweiz, aus Holland und der Tschechoslowakei zugeschickt worden waren. Da in diesen Verlagen auch Bücher erschienen, die in Russland als trotzkistisch verboten waren, galten die Prospekte als trotzkistisches Material und deren Besitzer als Trotzkisten.

Beide wurden zu fünf Jahren Konzentrationslager verurteilt und nach Kolyma in Nordsibirien transportiert. Ich hörte das erstmal vom Leben im Lager, von der Arbeit in den Goldgruben Kolymas, der Polarnacht, von Skorbut und dem langsamen Sterben der Häftlinge an Herzschwäche. «Das Gefährlichste ist, sich im Bergwerk irgendeine Verletzung zuzuziehen und dann liegen zu müssen. Dann schwellen die Beine an, als habe man Wassersucht. Kolyma liegt nämlich auf einem Hochplateau, ein paar hundert Meter über dem Meeresspiegel, und die Polarluft ist ohnehin schon dünn genug. Da macht das Herz nicht mehr mit. – Ausser der Goldgrube haben wir dort noch eine agrarische Versuchsstation. Dort arbeiten hauptsächlich die Frauen. Vierhundert in Kolyma geborene Kinder gibt es, die sind sogar verhältnismässig gesund. Die schönste Zeit dort oben ist im kurzen Sommer die Heuernte. Dann müssen alle mithelfen. Na, und während der Zeit werden eben die Ehen geschlossen und neue Kinder gezeugt ...»

Vor dem Gitter ging der Posten auf und ab. Wir sassen im Dunkeln und flüsterten. Um uns schnarchte und stank es. Aus irgendeiner Ecke kam das Getuschel von Liebenden. – Nach Monaten, manchmal jahrelanger Untersuchungshaft trafen hier in dieser Höhle Männer und

Frauen zum erstenmal wieder aufeinander. Und das Bedürfnis nach Liebe liess die Menschen alle überstandenen Leiden und die Angst vor dem Kommenden vergessen.

«Aber warum hat man euch denn nach Moskau zurückgeholt? Erzähle bitte alles», bat Stefanie Brun. – «Das ist das schändlichste und traurigste Kapitel. Der ehemalige Direktor der ‚Karl-Liebknecht-Schule‘, der auch als Häftling in Kolyma war, hat uns denunziert, der Lager-NKWD verraten, in der Hoffnung, dadurch seine Strafzeit zu verkürzen. Er behauptete, wir seien nicht nur Trotzlisten, sondern auch Spione. Daraufhin transportierte man uns zurück nach Moskau. Wir sassen sieben Monate in der Butirka. Beim Untersuchungsrichter hat man uns unmenschlich geprügelt. Den Gerschinsky haben sie auf eine heisse Zentralheizung gesetzt, bis er sich den Hintern verbrannt hatte. Aber das gefälschte Protokoll haben wir trotzdem nicht unterschrieben. So blieb es bei dem ersten Urteil von fünf Jahren, und jetzt geht es zurück für den Rest der Strafe. Ob wir das überleben? Ich glaube kaum. Weisst du, mein Vater wohnt in Berlin in der Bergstrasse Nr. 5. Wenn du am Leben bleiben solltest, schicke ihm doch eine Nachricht, damit er erfährt, wie ich enden musste ...»

Lüschen war siebenundzwanzig Jahre alt. Als ich sein Gesicht bei Tageslicht sah, wusste ich, dass er aufgegeben hatte ...

Am nächsten Morgen begann man, Transporte zusammenzustellen. Zuerst kamen die nach Zentralsibirien und dem Femen Osten, dann gingen die nach Nordsibirien ab, mit ihnen Lüschen und Gerschinsky. Wir drückten uns die Hände zum Abschied, und Lüschen drehte den Kopf weg, weil wir seine Tränen nicht sehen sollten.

Gegen Mittag stellte man eine Gruppe von fünfzehn Frauen und vielen Männern zusammen. Stefanie Brun, Grete Sonntag, Rebekka Sagorje, Nadja Bereskina, die junge Polin und ich waren unter ihnen. Zu fünfen angetreten, den Sack auf dem Rücken, ging es im Eiltempo über die Schienen immer den Bahndamm entlang bis zu einem Gefangenewagen. «Halt!» Nun schon das drittemal im Laufe einer Stunde wurden wir aufgerufen und mussten uns melden: Gefangenennummer, Namen, Straftat und Dauer der Haft: «Nr. 174475 Margarita Genrichowna Buber-Nejman, Sozialny Opasny Element, fünf Jahre.»

Noch ging es stockend, aber im Laufe der nächsten Jahre lernte ich es herunterschnurren.

Unter Gebrüll und Geknuffe erklimmen wir das hohe Trittbrett des Gefangenenwaggons, eines normalen russischen Eisenbahnwagens, dessen Abteile ohne Fenster und Beleuchtung und mit Schiebegittern gegen den Gang abgesperrt waren. Ein «Coupé» hat fünf Liegeplätze, wenn man die Gepäckbretter dazurechnet, sieben. Man stopfte uns sechzehn Frauen in ein Abteil. Neun mussten eng zusammengedrückt, mit dem Gesicht dem Gitter zugewandt, liegen. Die anderen sassen unten auf den Bänken. Der Transport nach Sibirien dauerte wochenlang, und nur in zwei Etappengefängnissen wurde Station gemacht. In allen übrigen Abteilen des Waggons lagen die Männer. – Hier wurde schon nicht mehr geflüstert, sondern laut geschimpft. Es fluchte die Begleitmannschaft, es fluchten die Häftlinge. Beim Austeilen von Brot und Tee stellte sich heraus, dass es keine Trinkgefässe gab, denn im Gefängnis hatte man uns alles Geschirr abgenommen. Endlich fand sich eine kleine verrostete Konservenbüchse, aus der wir alle sechzehn tranken. Die Transportverpflegung bestand aus täglich 600 Gramm Schwarzbrot, einem getrockneten Salzfisch in der Grösse eines Bücklings und dreimal täglich Tee mit je einem Stück Zucker. Das war alles. Der Fisch war so hart wie Pappe, und sein Fleisch dunkelrot vom Salz. Hatte man ihn vor Hunger verspeist, so kam man um vor Durst. – Je weiter wir uns von Moskau entfernten, umso spärlicher wurde der Reiseproviant. Zuerst verschwand der Zucker, dann die Teeblätter im heissen Wasser, und zuletzt gab es nur noch einen halben Salzfisch. Die Begleitmannschaft wurde von Tag zu Tag nachlässiger und fauler. Sie hatten keine Lust, Teewasser zu holen, also mussten wir dursten. Den ganzen Tag über schrien und bettelten die Gefangenen: «Genosse Natschalnik, gib uns Wasser, gib uns Tee!» – «Seid still! Auf der nächsten Station hol' ich was», antwortete der gleichgültig vor dem Gitter patrouillierende Soldat.

Schlimmer noch stand es mit dem Austreten. Der Waggon war mehr als doppelt belegt. Es gab nur ein Klosett, und die Posten wollten die Häftlinge nicht den ganzen Tag hin und her führen. So verfügten sie: «Dreimal am Tag kommt ihr raus, und jeder nur für zwei Minuten.» Während dieser zwei Minuten sah der Soldat interessiert durch

den «Spion» in der Klosettür zu. Wir waren wohl vier oder fünf Tage unterwegs, als ich bei dieser Gelegenheit die Nerven verlor und den harmlos grinsenden Burschen mit allen deutschen Flüchen bedachte, die mir einfielen. Das hat ihn aber gar nicht beeindruckt. – Die Männer pinkelten einfach durchs Gitter auf den Gang hinaus.

Von den sechzehn Frauen in unserem Abteil kannte ich nur die fünf aus der Butirka. Die übrigen kamen aus einem anderen Moskauer Untersuchungsgefängnis. Wir waren alle Politische. Unbegreiflich schien mir die gute Laune der meisten. Wir befanden uns auf dem Wege nach Sibirien, alle waren zu fünf bis zehn Jahren verurteilt, wir lagen dicht zusammengepresst, nur mit Mühe konnte man die Arme bewegen, an richtigen Schlaf war nicht zu denken. Was taten aber die Frauen? Beim Abtransport aus dem Gefängnis hatten sie ihre Handtaschen zurückerhalten und damit Spiegel, Puder und Lippenstift. Sie puderten und schminkten sich und begannen, durch das Gitter mit der Begleitmannschaft zu flirten. Was habe ich damals das weibliche Geschlecht gehasst! Wie konnten sie nur denen zulächeln, die mithalfen, uns die Freiheit zu rauben, die ein Teil des NKWD-Apparates waren? Traurig und bedrückt waren nur Stefanie, Rebekka Sagoije, Grete Sonntag und ein stilles, blondes Mädchen, das aussah wie ein richtiges Haustöchterchen. Jedesmal, wenn sie ihre Personalien hersagen musste, bekam sie einen roten Kopf: «Konterrevolutionäre Organisation, acht Jahre!»

Wir kamen ins Gespräch. Sie hatte als Sekretärin bei einem Fabrikdirektor gearbeitet. Politik interessierte sie nie. Beim Untersuchungsrichter wurde ihr eine Anklage vorgelegt, dass sie zusammen mit ihrem Chef und dreissig ihr zum grossen Teil Unbekannten in einer konterrevolutionären, trozkistischen Organisation tätig gewesen sei, die Sabotageakte in ihrer Fabrik durchgeführt habe. Sie erklärte beim Verhör, nichts davon zu wissen, nie etwas Derartiges von ihrem Chef gehört zu haben. Der Untersuchungsrichter forderte sie unter Drohungen auf, ihre Verbrechen einzugestehen. Sie beteuerte immer wieder ihre Unschuld. Da liess er sie mit kurzen Unterbrechungen zwei Tage lang stehen. Als sie aber auch dann noch nicht die gewünschte Aussage machte, packte er sie am Hals und würgte sie so lange, bis sie das Be-

wusstsein verlor. Dann unterschrieb sie alles. Darauf verhaftete die NKWD ihren ehemaligen Chef und die dreissig anderen.

Nach ein paar Tagen im «Stolypinsky-Waggon» liess die Munterkeit der Frauen merklich nach. Man wusste kaum noch, ob es Tag oder Nacht war. Alle lagen oder kauerten mit angezogenen Beinen und dösten vor sich hin. Einige wollten wissen, dass wir schon hinter Kasan seien. Manchmal hielt unser Waggon viele Stunden, und die Luft wurde zum Ersticken. Der Hahn im Klosett gab schon lange kein Wasser mehr. Wozu auch waschen? Es war alles so gleichgültig. Wenn man nur schlafen könnte und nie mehr aufwachen. Es mochten acht, zehn oder zwölf Tage seit Moskau vergangen sein, da riss uns das Kommando: «Alles fertigmachen» aus unserer Lethargie. Sysran war erreicht, unser erstes Etappengefängnis. Ganz erschöpft und verdreht krochen wir hinaus. «Dawaj, dawaj! Zu fünfen antreten!» Und los ging es im Trab über die Eisenbahnschienen. Beim Güterbahnhof standen zwei Lastautos. Wir zerrten uns gegenseitig hinauf. Die kalte Luft machte uns schwindlig. Man zwängte immer mehr Häftlinge auf das Auto, und los ging es in schneller Fahrt durch die Stadt, in der es nur Holzhäuser zu geben schien. Eins sah aus wie das andere. Ich stand am Rand des Wagens und hielt mich krampfhaft an einer Eisenkette fest. Ein kleiner Junge auf Schlittschuhen raste ein Stück neben uns her und schrie aus voller Kehle: «Volksfeinde! Volksfeinde!»

Das überfüllte Gefängnis von Sysran nahm uns auf. Eine faulig riechende, dunkle Badestube, die Entlausung und dann endlich eine Zelle, die nass war wie ein Felsenkeller, mit Pritschen aus ungehobelten Brettern. Wir erfuhren, dass das Gefängnis früher eine Gerberei gewesen war. Man brachte uns eine Suppe, die zwar warm, aber sauer war. Wir verschlangen sie mit Heisshunger. – Nachts schreckte ich aus dem Schlaf. Auf unseren Pritschen und auf dem Fussboden wimmelte es von Ratten, die sich quietschend um unser getrocknetes Brot balgten und so «zutraulich» waren, dass sie ungeniert über die Schlafenden weghuschten. Als es Tag wurde, stellten wir fest, dass alle Brotsäcke talergrosse Löcher hatten.

Drei Tage durften wir in diesem Rattenparadies ausruhen. Dann ging es weiter. – Unser Transport hatte sich um einige Männer, mehre-

re Offiziersfrauen, fünf Hochschwängere, eine Greisin und zwei weibliche Kriminelle vermehrt.

Den Weg zur Bahn mussten wir zu Fuss zurücklegen. Auf der dunklen, verschneiten Strasse marschierte unsere Kolonne. Die Schwangeren und die Alte stapften mühsam in ihren Filzstiefeln in der letzten Reihe. «Los, schneller!» bellte ein junger russischer Posten. «Nicht Zurückbleiben, ihr Weiber!» Die Kolonne zog sich immer mehr auseinander. «Genossen da vorne, rennt nicht so, die Frauen können nicht Schritt halten!» Die Kolonne stand, und ein paar Häftlinge lösten sich aus der Reihe. Trotz wütender Proteste der Posten kamen sie zu den Frauen: «Gebt eure Bündel her! Geht nach vorn in die erste Reihe und bestimmt das Tempo! Lasst die Soldaten ruhig brüllen!» Sofort folgten ihrem Beispiel auch andere Männer, und wir marschierten ohne die Säcke leicht und unbeschwert bis zum Güterbahnhof.

Im Waggon begann eine förmliche Schlacht um die Plätze. Erst nach grossem Krach räumte der begleitende NKWD-Natschalnik noch ein Abteil für die Frauen. In unserem «Coupé» hatten sich die beiden Kriminellen breitgemacht, und jede beanspruchte ein Gepäckbrett für sich, auf dem vorher je zwei Frauen gelegen hatten. Als wir dagegen protestierten, keiften sie: «Kommt uns nicht zu nahe! Wir haben Tripper und Syphilis!» Keine von uns war diesen Megären gewachsen, also mussten wir uns noch enger zusammenpressen.

Schon lag der Ural hinter uns. Durch einen Posten hatten wir erfahren, dass das Ziel unserer Reise Karaganda war.

Wieviel Tausende Kilometer trennten uns nun schon von Moskau, und welche unüberwindliche Strecke von zu Hause, von den Menschen, die wir liebten, von unserer Heimat. – Ich lag, das Gesicht ans Gitter gepresst, und konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten in hoffnungsloser Verzweiflung. – «Warum weinst du?» fragte der Wachposten, blieb am Gitter stehen und versuchte mich zu trösten: «Es wird nicht so schlimm, du kommst auch mal wieder nach Hause.»

Ankunft in Karaganda

Am Abend wurden wir auf dem Güterbahnhof in Karaganda ausgeladen, ungefähr hundert Männer und Frauen. Es war Glatteis, und die entkräfteten Menschen mit ihren Bündeln purzelten nur so über die Schienen. «Dawaj, dawaj», brüllte die gereizte Bewachungsmannschaft und fuchtelte mit ihren Bajonetten. Wir wurden über einen grossen Platz getrieben auf ein strahlend erhelltes Holztor zu, an einem gespenstisch beleuchteten hölzernen Wachturm und einem langen Stacheldrahtzaun vorbei. Das Kommando «Stoj!» erschallte, und wir traten einzeln in den Quarantänekpunkt des Konzentrationslagers Karaganda ein. Die Prozedur dauerte stundenlang. Wir hockten frierend auf unseren Bündeln, dann ging es in die Badestube. Alle Kleidungsstücke sollten zur Entlausung abgegeben werden. Jeder versuchte zu retten, was er konnte, denn es war bekannt, dass dabei nicht nur die Stoffe versengt wurden, sondern mit noch mehr Läusen zurückkamen. In der Badestube hatten Männer die Aufsicht. Die Proteste der Frauen gegen ihre Anwesenheit wurden mit Gelächter beantwortet. Jeder Häftling erhielt eine Blechmarke, auf die er beim Wasserkessel eine halbe Holzbütte voll heissen Wassers bekam. Eine solche sibirische Badestube ist ein stinkender, feucht-glitschiger Raum, wo sich alles drängt und nirgends ein trockener Fleck zu finden ist, wo man Kleider und Wäsche ablegen könnte. Oft kommt es zu wütenden Streitereien, und durch das Gewühl gehen Männer hin und her und füllen die Wassertonnen, wozu natürlich später genug Zeit wäre, aber es machte ihnen anscheinend Spass, im Vorbeigehen die nackten Frauen auf den Hintern zu klatschen.

Im Quarantänekpunkt des Lagers Karaganda waren wir in einer Erdhütte untergebracht. Das ist eine Lehmbaracke, bei der das Dach fast bis auf den Erdboden reicht und die Wohnräume sich unter der Erde befinden. Diese Erdhütten sind wie Keller. Im Winter sieht man von ihnen nur einen grossen Schneehaufen, und wenn es über Nacht geschneit hat, muss man sich am Morgen durch den Schnee graben. In unserer Semljanka befand sich ein grosser Raum mit einem zerplatzten Lehmofen, roh zusammengeschlagenen Brettern als Schlafstätten,

und auf dem Lehmfußboden der Schmutz und die Überbleibsel von vielen vor uns hier durchgegangenen Transporten.

In einem kleinen Vorraum lag ein Haufen grosser Steinkohlenklumpen, daneben eine Axt, aber nirgendwo auch nur das kleinste Stück Holz. Wie soll man da Feuer machen? Ich stieg die Treppe hinauf und begab mich auf die Suche nach Brennholz. Hier im Quarantänepunkt konnten wir uns das erstmal «frei» bewegen, waren nicht mehr in eine Zelle eingeschlossen und wurden auch nicht auf Schritt und Tritt bewacht. Stacheldraht und ein Wachturm an jeder Ecke genügten anscheinend. Ich sah vor einem Schuppen Kisten liegen, also das gesuchte Holz, ergriff eine davon, lief zurück in unsere Hütte und machte mich gleich an die Arbeit, die Bretter zu zerhacken. Doch kam ich nicht weit damit, ein Mann stürzte die Treppe herunter und packte mich unter Flüchen am Arm. «Los! Mit zum Natschalnik! Kisten klauen, das könnte dir so passen!» Wenn meine Mithäftlinge nicht für mich eingetreten wären, hätte der erste Tag meines Lagerdaseins im Arrest geendet. Einige Holzsplitter hatten wir aber retten können. Ich nahm die umgedrehte Axt und begann die Steinkohlenklumpen zu zerkleinern. Dafür war aber die Axt nicht eingerichtet. Die Schneide lockerte sich, und beim kräftigen Ausholen flog sie mir an den Kopf. Wenn der nicht so fest gewesen wäre, hätte ich mir viele Jahre Konzentrationslager erspart. Als wir endlich Feuer gemacht hatten, qualmte der Ofen aus allen Ritzen, und wir hatten die Wahl zwischen Frieren und Ersticken. Die Ernährung im Quarantänepunkt war ganz besonders schlecht. Es gab eine Graupensuppe, die immer sauer war, und eine kleine Ration Brot. Bei dieser Gelegenheit muss ich gleich erwähnen, dass ein grosser Unterschied zwischen der Ernährung im Untersuchungsgefängnis und der im Lager Karaganda bestand. Die Brotration war ungefähr die gleiche, aber die Suppe im Lager war wässrig und ohne eine Spur von Fett, und Grütze gab es nur selten. Dabei wurde von uns die schwerste körperliche Arbeit verlangt.

Wenn wir uns waschen wollten, kletterten wir aus unserer Hütte heraus, holten uns eine Konservenbüchse voll Schnee und liessen ihn auftauen. Das war unser Waschwasser. Die Frauen mussten noch nicht arbeiten; sie taten alles, um sich selbst unter diesen erbärmlichen Um-

ständen «schön» zu machen. War ihre Toilette beendet, spazierten sie hinaus in die strahlende sibirische Sonne, dorthin, wo die Männer, die mit unserem Transport gekommen waren, damit beschäftigt waren, Löcher in den hartgefrorenen Boden zu schlagen und Pfähle einzurammen. Sie begrüßten die Häftlinge, flirteten und schäkerten mit ihnen. Und wie erbärmlich sahen diese «Kavaliere» aus! Die ungeschorenen Bärte liessen kaum die Gesichter erkennen; ihre Bewegungen waren schlaff und kraftlos, die Mäntel schlotterten nur so an ihren Körpern. Aber wenn sich die Frauen näherten, begannen auch sie sich zu ermuntern.

Nach einigen Tagen überlegten Grete Sonntag und ich, ob es nicht besser sei, irgendwo zu arbeiten, anstatt in unserer Erdhütte zu frieren oder zu ersticken. Vielleicht liesse sich irgendeine Beschäftigung finden, bei der man sich auch waschen konnte. Wir gingen zur Verwaltung und brachten unser Anliegen vor. Dort staunte man über diesen ungewöhnlichen Einfall und fragte, was wir denn tun möchten. «Gibt es hier keine Waschküche?» – «Aber natürlich.» Man schickte uns zum Natschalnik der Waschküche, die in der gleichen Baracke wie die Badestube war. Der Natschalnik war ein Häftling. Er sagte: «Also ihr wollt hier arbeiten? Das Pensum sind pro Mann fünfundsiebzig Stück Wäsche täglich, dafür steht ein Stück Seife zur Verfügung.» Die Seife war so gross wie eine Streichholzsachtel. Er warf uns die Wäsche auf den Boden, es waren fünfundsiebzig Männerhemden und -Unterhosen. Als wir uns die Sachen näher ansahen, merkten wir, dass die Wäsche nur so von Kleiderläusen kribbelte und wibbelte. Wir überlegten, dass es das Beste sei, sie erst mit heissem Wasser zu übergiesen, um die Läuse zu töten, und sie dann zu waschen. In der Waschküche gab es einen Wasserträger, denn in der Steppe muss man das Wasser aus Ziehbrunnen holen. Er füllte uns den Waschkessel. Wir machten ein munteres Feuer und begannen zu arbeiten. Da standen wir am Waschtrog und rubbelten auf den dreckigen Hosen und Hemden herum. Neben uns lehnte der Wasserträger, der, wie wir später erfahren, in seinem Zivilberuf Einbrecher war und eine ganz furchtbare Viagesage hatte. Nachdem er eine Weile zugesehen hatte, sagte er freundlich: «Was macht ihr eigentlich? So ist das nicht richtig. Ihr müsst auf

Lagermanier waschen, auf Lagermanier!» Wir guckten erstaunt auf. «Wie ist denn das?» – «Man nimmt die Seife, steckt sie in die Tasche, und die Wäsche schmeisst man in den Kessel und lässt sie eine Weile gut durchkochen.» Das leuchtete uns ein, und wir dankten für den guten Rat. Während wir noch mit unserer Wäsche beschäftigt waren, kam unser Dieb wieder an und sah uns mit Wohlgefallen zu. Er fragte ohne jede nähere Erklärung: «Wollt ihr ein Butterbrot und eine Gurke haben?» Wir waren starr über diese Freundlichkeit. «Sicher, wenn Sie so etwas haben und es uns schenken wollen!» Er ging fort und kam wahrhaftig mit zwei Scheiben Butterbrot und zwei sauren Gurken zurück. Wir dankten ihm strahlend und assen mit Heisshunger. Kaum war der letzte Bissen heruntergeschluckt, als unser Wohltäter vertraulich mir zuflüsterte: «Komm, wir wollen uns umeinander drehen.» Und dabei drehte er die Daumen umeinander und machte eine einladende Kopfbewegung in Richtung der Badestube. «Was sagen Sie? Ich kann nichts verstehen, ich spreche schlecht russisch. Was wollen Sie von mir?» Seine Pantomimen wurden deutlicher, und es bestand kein Zweifel mehr, wie unser Dieb bezahlt sein wollte. Ich erklärte aufgeregt Grete Sonntag, die kein Wort Russisch verstand, die Situation. Ich begann auf ihn einzureden und erklärte ihm, dass wir Deutsche seien und bei uns solche Angelegenheiten nicht auf diese Weise geregelt würden. Er lachte hellauf. «So, Deutsche seid ihr!? Nein, Häftlinge in Karaganda, und wenn ihr das nicht lernt, so werdet ihr bald verhungern!» Doch nach einigem Hin und Her stellte er wahrscheinlich fest, dass wir zu blöde seien, und gab seine Bemühungen auf.

Nach vierzehn Tagen wurde unser Transport in den Sammelpunkt des Lagers Karaganda übergeführt. Dort herrschte ein ganz anderes Treiben. In mehreren grossen, hohen Holzbaracken lagen Hunderte von Menschen, die auf ihren Abtransport in die einzelnen Rayonabschnitte des riesigen Lagers warteten. Die Frauenbaracke war ein grosser Raum. An den Wänden liefen in zwei Etagen Bretter, in der Mitte des Raumes ebenfalls. Die Wanzen hingen unter den Brettern in dichten Trauben und stürzten sich des Nachts über die Schlafenden. Wir hatten in Karaganda, Gott sei Dank, Kohle, denn das Lagergebiet reichte bis an das Kohlenbecken von Karaganda, in dem auch Häftlin-

ge arbeiteten. Hier, im Sammelpunkt, sah ich zum erstenmal in grossen Mengen kriminelle und asoziale Häftlinge, ausserdem viele in einer erschreckenden Weise zerlumpte und heruntergekommene Menschen. Wenn mittags die dünne Sojasuppe ausgeteilt wurde, gingen alte, gebrechliche Männer herum, hielten flehend ihre Konservenbüchsen hin und bettelten um ein wenig von dieser «Balanda».

Es kam die erste Nacht im Sammelpunkt. Man hatte uns von allen Seiten gewarnt, auf unsere Sachen achtzugeben, da die Kriminellen wie die Raben stahlen. Da war es das Beste, sich auf seine Besitztümer zu legen und den Sack mit dem Rest seiner Habe als Kopfkissen zu benutzen. Aber man musste sich nicht nur vor Dieben schützen, sondern auch vor den Wanzen. Völlig angezogen, mit Handschuhen, die mit einer Schnur fest um die Handgelenke gebunden wurden, mit einem Kopftuch, über das Gesicht ein zweites Tuch gebunden, in das zwei Löcher zum Atmen geschnitten worden waren, so lag man auf den Brettern. Aber die Wanzen sind sehr klug und finden immer noch eine Ritze, durch die sie hereinschlüpfen können. Sie krochen sogar in die Nasenlöcher.

In dieser ersten Nacht tobte draussen ein Schneesturm. Ich lag mit dem Kopf gegen das kleine Barackenfenster und war noch nicht lange eingeschlafen, als plötzlich der Schnee über mich wehte und ich erschrocken auffuhr. Da erst merkte ich, dass man hinter mir die Fensterscheibe herausgeschnitten und mein Bündel unter dem Kopf weggezogen hatte. Die Diebe waren wirklich Fachleute.

Am nächsten Morgen meldete ich den Diebstahl bei der Barackenältesten und fragte, ob man nicht irgendetwas unternehmen könne, die Sachen zurückzubekommen. Sie schüttelte bedauernd den Kopf. «Das hat überhaupt keinen Zweck. Wer weiss, ob nicht einer von der Bewachungsmannschaft mitbeteiligt ist.» – «Aber in der Skibluse befinden sich meine Quittungen und Ausweise, die ich vom Untersuchungsgefängnis für die einbehaltenen Sachen und mein Geld bekommen habe», wandte ich ein. «Da können wir einen Versuch machen. Wenn du einverstanden bist, schicken wir einen Unterhändler in die Männerbaracke und lassen mitteilen, dass die Ausländerin auf ihre Lumpen

verzichtet, ihre Dokumente aber zurückhaben möchte.» Ich willigte ein. Nach kurzer Zeit erschien vor meinen Brettern ein elegant gekleideter Jüngling, der einen schicken Mantel mit wattierten Schultern trug und eine Pelzmütze kokett auf einem Ohr sitzen hatte. «Sind Sie die Ausländerin, die ihre Papiere zurückhaben möchte?» Lächelnd überreichte er sie mir. Ich bin überzeugt, dass eben dieser junge Mann der Dieb war.

Das war meine erste Lehre, aber trotz grösster Vorsicht besass ich in kurzer Zeit nur noch die Sachen, die ich am Leibe trug.

Die Kriminellen sind in Sibirien die Häftlingsgattung, der es am besten geht. Sie haben die einträglichsten Posten inne, halten fest zusammen und sind, man könnte fast sagen, organisiert. Für sie bedeutet die Haft keine Unterbrechung ihres gewohnten Daseins. Das Gefängnis gehört zu ihren Berufsrisiken. Verfügt der Führer der Kriminellen zum Beispiel, dass am nächsten Tage nicht gearbeitet wird, so wagt keiner seiner Untertanen, gegen seinen Befehl zu handeln, obgleich nach der Lagerordnung von Karaganda auf fünfundzwanzig Arbeitsverweigerungen die Todesstrafe stand. Die Kriminellen blicken voller Verachtung auf die Politischen herab, auf die Feinde der Sowjetunion, während sie stolz darauf sind, zwar Kriminelle, aber doch gute Sowjetbürger zu sein. Ebenso tief verachten die «grossen Kriminellen» die sogenannten «Kusotschniki», die kleinen Gelegenheits- und Taschendiebe.

Im Sammelpunkt von Karaganda erschien mir das Treiben der Kriminellen noch sehr romantisch. Der grosse Barackenraum war nachts von einer Petroleumfunzel erleuchtet. Auf den mittleren Brettern, in der zweiten Etage, sass eine ganze Gruppe von Männern und Frauen und spielte Karten. Die Frauen trugen trotz der ziemlich niedrigen Temperatur nur Büstenhalter und Höschen. Um den Kopf hatten sie auf eine ganz besondere Manier bunte Tücher schief über die Stirn gewunden; die Enden hingen malerisch an der Seite herunter. Man erzählte mir, dass sie oft ihre sämtlichen Kleider verspielten und dann gezwungen waren, sich neue zu stehlen. Wodka gab es bei ihnen immer, und auch an Essen mangelte es nicht.

Laut Lagerordnung ist es streng verboten, dass ein Männerhäftling die Frauenbaracke betritt und umgekehrt. Wenn die Nachtwache, die

um Mitternacht durch die Baracken geht und mit einer Lampe die Reihen der Schlafenden ableuchtet, einen Mann findet, so wird er unter grossem Krach festgenommen und in Arrest gesteckt. Aber dieses Gesetz galt nicht für alle Häftlinge. Ich habe oft gesehen, dass Kriminelle unangetastet zwischen Frauen lagen. Es bestand ein stilles Einvernehmen zwischen Bewachungsmannschaft und den Kriminellen.

Am Ende der Welt

Im Sammelpunkt wurden die Häftlinge auf ihre Arbeitstauglichkeit untersucht. Man wartete in endlosen Schlangen. Wenn man an der Reihe war, forderte der Arzt jeden auf: «Zeigen Sie mal Ihr Bein.» Man stellte den Fuss auf eine Bank, der Arzt betastete das Schienbein, und dann vermerkte er in seiner Liste, ob man erste, zweite oder dritte Kategorie sei, das heisst für schwere, mittlere oder leichte Arbeit zu verwenden. Mein Bein war leider erste Kategorie.

Täglich wurden Transporte in die verschiedenen Abschnitte des Lagers zusammengestellt. Ich kam mit ungefähr achtzig Männern und Frauen, unter ihnen Grete Sonntag, Stefanie Brun, Rebekka Sagorje und Nadja Bereskina, in eine Gruppe, die man dem Rayonabschnitt Burma zuteilte. Wir fuhren drei Stationen mit der Eisenbahn, immer durch Lagergebiet, und wurden in Sharik ausgeladen. Von dort aus ging es ungefähr zehn Kilometer zu Fuss durch die öde, flache Steppe-landschaft, wo kein Baum und kein Strauch wächst. Fern am Horizont sah man Gebirgszüge.

Karaganda liegt in der Kasakstanschen Steppe, die früher «Kirgisische Hungersteppe» hiess, was sehr zutreffend ist. Hier gab es bis Ende der zwanziger Jahre keine festen Siedlungen. Die Kasaken lebten als Nomaden, zogen mit ihren Viehherden von Wasserstelle zu Wasserstelle, denn nur dort gedeiht im Sommer das Gras. Wohl um das Jahr 1931 hatte man begonnen, die Steppe zu kultivieren. Diese ehrenvolle Aufgabe wurde den Häftlingen zugewiesen. Man versuchte den Anbau von Sonnenblumen, Weizen und Steppengerste. Wenn es

im Frühjahr einige Male regnete, war von diesem jungfräulichen Boden eine gute Ernte zu erwarten, blieb aber der Regen aus, dann verbrannte die Sonne alles Wachstum erbarmungslos. In den schlimmen Jahren 1938 und 1939 konnte sich das Lager Karaganda nicht selbst erhalten und erhielt vom Staat eine minimale Zuteilung. Unsere Ernährung war ganz besonders dürftig. Es ist mir nie gelungen festzustellen, wie gross eigentlich dieses riesige Lager war. Ich weiss nur von fünf Rayons, die hundert und mehr Kilometer voneinander entfernt lagen. Jeder Rayon teilte sich wiederum in viele Unterabschnitte, die meistens nur aus einigen Viehställen und jämmerlichen Lehmhütten bestanden.

Unser Transport wurde in die Badestube von Burma geführt. Dort herrschte wieder das gleiche Bild. Entlausung, Männer im Baderaum, rationiertes heisses Wasser. Burma war so überfüllt, dass wir Zugänge keinen Platz in einer Baracke bekamen, sondern in der feuchten Badestube übernachteten mussten. Am nächsten Tage gingen wir im Lager umher und besahen uns unsere neue Heimat. Die Badestube lag etwas abseits von der «Hauptstrasse Burmas». Richtige Strassen gab es im ganzen Lager Karaganda eigentlich nicht, nur getretene Pfade oder von Ochsenwagen und Lastautos eingefahrene Wege, und auch Häuser konnte man die Gebäude an beiden Seiten der breiten Lagerstrasse kaum nennen. Alles war auf die primitivste Weise aus gelbbraunem Lehm erstellt, das Verwaltungsgebäude, die Unterkünfte für die Bewachungsmannschaften, die Küchenbaracken und die Hütten für die Häftlinge, genauso wie die grossen Ställe für das Vieh und die Getreidespeicher. Nur zwei Häuser glichen normalen menschlichen Behausungen, hatten richtige Fenster, hinter denen man sogar Gardinen sah. Dort wohnten der Kommandant Serikow und der Chef der inneren NKWD des Lagers. Auf der einen Seite, wo die Lagerstrasse etwas bergan ging und sich dann in der Steppe verlor, lagen noch mehrere Hütten, die mit Stacheldraht umzäunt waren, der Strafblock und das Gefängnis. Burma hatte zwar keine Mauern, aber man erzählte uns, dass auf jeden Häftling, der es wagte, sich weiter als einen halben Kilometer vom Lager zu entfernen, ohne Anruf geschossen würde.

Ogleich an diesem ersten Tage die Wintersonne auf dem Schnee glitzerte und ein hoher blauer Himmel sich über Burma wölbte, waren

wir zu Tode traurig und verzweifelt in dem sicheren Gefühl, nie wieder lebend aus dieser Einöde herauszukommen.

Neben der Badestube war ein kleiner Raum, der Frisiersalon. Bei dem georgischen Friseur, einem sympathischen jungen Häftling, konnte man sich für sechzig Kopeken rasieren oder die Haare schneiden lassen. Nach drei Tagen Aufenthalt in der Badestube waren wir schon miteinander bekannt geworden, und er fragte uns: «Wollt ihr euch nicht auch die Haare schneiden lassen?» «Ja, sehr gern, aber wir haben doch kein Geld.» – «Euch schneide ich sie auch umsonst.»

Grete Sonntag und ich litten sehr unter Hunger. Alle unsere Gedanken drehten sich um Brot. Wir erfuhren, dass es in Burma vier verschiedene Küchen, vier verschiedene Lebensmittelzuteilungen gab. Die unterste, die schlechteste, der wir zugeteilt waren, erhielten die Feldarbeiter und der Strafblock, die zweite die Reparaturwerkstatt und Teile der Büroarbeiter, die dritte die Arbeiter des Transport- und Bauwesens und die vierte und beste das agrotechnische Personal. Die dieser vierten Küche Angeschlossenen wurden halbwegs ausreichend ernährt. Das war nämlich die verhaftete technische Intelligenz, und die benötigte die Lagerverwaltung zur Erfüllung des Plansolls.

Wir erkundigten uns bei unserem freundlichen Friseur, ob es nicht eine Arbeit für uns gäbe, und wir erfuhren, dass man zum Abladen zwei Frauen brauche. Auf einem Lastauto mit drei Männern und einem Bewachtungssoldaten fuhren wir zum Bahnhof Sharik. Es ging über Stock und Stein, und wir mussten uns festklammern, um nicht herunterzufliegen. Auf dem Bahnhof führten uns die Männer zu einem Waggon Steinkohle und bedeuteten uns, die Kohle abzuladen. Da tat ich etwas, was ich später nicht mehr gewagt hätte, ich verweigerte die Arbeit. «Sie können uns wohl nicht zumuten, in unseren Privatkleidern Kohlen abzuladen. Ausserdem ist das eine Männerarbeit.» Merkwürdig war die Wirkung dieser Äusserung auf die Männer. Zuerst lachten sie erstaunt, teilten dem Soldaten mit, was die Ausländerin gesagt habe, forderten uns aber nicht ein zweites Mal auf. Sie selbst rührten jedoch auch keine Schaufel an. Nachdem wir eine Weile herumgestanden hat-

ten, kam wieder einer zu uns und fragte, man könnte fast sagen, in höflichem Ton: «Wollen Sie vielleicht Säcke abladen?» – «Ja, wenn sie nicht zu schwer sind», erwiderte ich. «Nein, es sind kleine Säcke.» In einem Waggon waren ungefähr vierzig Pfund schwere Säcke mit zerschlagenem Hutzucker. Wir machten uns, angezogen durch den köstlichen Inhalt, sofort daran, das Lastauto zu beladen, wobei uns die Männer munter halfen. Als der Wagen voll war, forderten sie uns auf, hinten aufzusitzen und über den Zucker zu wachen. Grete Sonntag und ich fieberten förmlich nach dem Zucker. Wie können wir nur etwas von diesem Zucker stehlen? Das Lastauto fuhr los. Nach einer kurzen Strecke hielt es in der Nähe einiger Lehmhütten, wo Kasaken wohnten. Die Männer und der Soldat stiegen ab. Einer wandte sich an uns mit einem verschmitzten Lächeln: «Passt auch ja gut auf den Zucker auf, bis wir wieder zurückkommen!» Und wie haben wir aufgepasst! Wenn die Säcke nicht aufgehen wollten, bohrten wir einfach ein Loch hinein und steckten uns den Zucker in alle Taschen, in die Hosen und wo es sonst nur einen Platz gab. Leider waren wir noch Neulinge und nahmen viel zu wenig, wir hatten schreckliche Angst, man würde im Lager eine Körpervisitation vornehmen. Als wir dort ankamen, erfolgte gar nichts, nicht einmal abladen brauchten wir, denn da waren schon genug Interessenten, die sich ebenfalls Zucker «besorgen» wollten. Dann sassen wir in der Badestube und lutschten mit Hingabe unseren geraubten Zucker.

Endlich konnten wir aus der Badestube ausziehen. Eine ausgehängte Tür wurde in einer Baracke über zwei Holzböcke gelegt, das war das Bett für Grete Sonntag und mich. Benachteiligt war der, der auf dem eisernen Türschloss zu liegen kam. Am selben Tage mussten wir uns beim Leiter der Finanzabteilung melden. Dort wurde die Arbeit zugeteilt. Den Namen dieses Mannes habe ich vergessen, aber ich werde mich mein Leben lang an seine Menschlichkeit erinnern. Er war ein politischer Häftling. «Ihr seid beide Deutsche? Was wollt ihr denn hier tun?» fragte er freundlich. «Das ist nicht so einfach mit uns. Grete Sonntag kann gar nicht Russisch, und ich kann es auch nicht sehr gut.» – «Ja, aber ihr seid doch kultivierte Leute, ihr könnt doch keine schmutzige Arbeit machen! Da werde ich euch mal zu Konstantin

Konstantinowitsch schicken, das ist der Leiter des Büros der Reparaturwerkstatt für landwirtschaftliche Maschinen, dort könntet ihr dann beide im Büro als Lehrlinge anfangen.» Wir dankten ihm sehr und machten uns auf den Weg zur Reparaturwerkstatt. Unterwegs grollte zwar Grete Sonntag: «Das ist ja Unsinn, ich will nicht ins Büro, ich bin eine Arbeiterin und keine Angestellte. Es wäre lächerlich, wenn sich hier für mich, eine Lederarbeiterin, keine Beschäftigung finden sollte. Wo es so viel Vieh gibt, müssen doch auch Felle verarbeitet werden.» Ich versuchte sie zu beruhigen: «Lass man, im Büro ist es viel besser. Da sitzt man wenigstens im Warmen, und du wirst schon Russisch lernen.»

Der Leiter des Büros der Reparaturwerkstatt, Konstantin Konstantinowitsch, ebenfalls ein politischer Häftling, machte, nachdem ich ihm erklärt hatte, wer wir seien und was wir wünschten, ein galliges Gesicht: «Das hat mir gerade noch gefehlt. Ich habe schon genug, die nichts tun. Nicht einmal Russisch könnt ihr! Zu was soll ich euch denn da eigentlich brauchen?» – «Vielleicht überzeugen Sie sich erst mal davon, ob wir etwas können oder nicht. Ausserdem sollten wir doch als Lehrlinge beginnen», ereiferte ich mich. Wie ein Schulmeister holte Konstantin Konstantinowitsch Papier und Bleistift, wir mussten uns setzen, und er diktierte einen russischen Text. Grete Sonntag erklärte, sie könne nicht Russisch; ich schrieb irgendetwas. «Die (er meinte mich) kann hierbleiben, die andere kann ich nicht brauchen!» Damit waren wir entlassen.

Auf dem Rückweg machte mir Grete Sonntag Vorwürfe, sie in eine so unangenehme Situation gebracht zu haben. So gingen wir zu unserem freundlichen Arbeitsvermittler und teilten ihm unsern Misserfolg mit. Mit besorgtem Gesicht sagte er: «Was soll ich ihr nur für eine Arbeit geben?» Als ich ihm erzählte, dass Grete Sonntag Lederarbeiterin sei und wünsche, in ihrem Beruf zu arbeiten, wehrte er aufgeregt ab: «Nein, das kann ich nicht verantworten, das ist hier in Burma unmöglich!» – «Ja, aber warum denn, wenn sie es doch selbst gerne möchte?!» wandte ich ein. «Hier in Burma herrscht eine verheerende Viehseuche, die Brzelose, und wer mit Fellen arbeitet, wird unweigerlich angesteckt. An Brzelose sterben im Lager sehr viele Menschen, oder sie bleiben ihr Leben lang Krüppel. Ich kann es nicht verantwor-

ten, einen Menschen zu solcher Arbeit zu schicken.» Grete Sonntag sagte nur: «Was für ein Blödsinn, die russischen Schweine stecken sich an, weil sie keine Ahnung von Sauberkeit haben. Ich kann schon dafür sorgen, dass ich nicht krank werde. Sage ihm, ich will auf eigene Verantwortung diese Arbeit übernehmen.» Ich übersetzte dem Leiter der Finanzabteilung begrifflicherweise nur einen Teil dieser Rede.

Darauf kam Grete Sonntag in die «Fellbase» – so nannte sich das hochtönend. Ihr Natschalnik war ein Jude aus Weissrussland, der etwas Jiddisch sprach und sich mit ihr verständigen konnte. In der winzigen Baracke herrschte eine Unordnung, die nicht mehr übertroffen werden konnte, und dazu ein Gestank, der einem den Atem verschlug. Grete Sonntag sah sich das Chaos an, machte eine Reihe bissiger – und ich muss schon sagen, gerechtfertigter – Bemerkungen und begann am nächsten Tage, dort zu arbeiten. Ihr Wohn- und Schlafräum war ein winziger Verschlag in dieser Hütte.

Schon nach einigen Tagen war die «Fellbase» nicht wiederzuerkennen. Die Felle waren sauber abgeschabt und mit Salz eingestreut. Da gab es einen Raum, in dem nur die sogenannten Merluschkafelle lagen. Das sind wertvolle Felle von neugeborenen Schafen. Jedes Fell war mit einem Zettel versehen, eingeteilt in erste, zweite und dritte Kategorie. In einem anderen Raum lagen die weniger wertvollen Felle, sauber aufgeschichtet wie Matratzen. Grete Sonntag hatte sich, obwohl sie nur einen einzigen russischen Satz beherrschte, aus dem Krankenhaus Gummihandschuhe und eine desinfizierende Flüssigkeit besorgt und hielt sich und ihre Umgebung einwandfrei sauber.

Grete Sonntag hatte noch eine andere Funktion. Wenn die Häftlinge von den verschiedenen Unterabschnitten auf Ochsenwagen oder Lastautos die Felle ablieferten, wurden diese von ihr auf einer grossen Waage nach ihrem Gewicht kontrolliert. Und wehe, wenn ein Gramm fehlte! Jeder Häftling hatte begrifflicherweise nur ein Ziel: Felle zu stehlen und sie gegen Lebensmittel bei den Kasaken einzutauschen. Grete Sonntag hatte dafür kein Verständnis. Ordnung musste sein, auch im Konzentrationslager.

Einige Monate später, als ich schon lange im Strafblock war, erfuhr ich, dass vom Verwaltungspunkt des Lagers Karaganda, aus Dolinki,

eine besondere Kommission angereist kam, um sich das Wunderwerk der «Njemka», der Deutschen, die «Fellbase» in Burma, anzusehen.

Erste Arbeit

Ich selber begann als Statistiklehrling im Büro bei Konstantin Konstantinowitsch. Meine Kollegen waren Klement Nikiforowitsch, politischer Häftling und ehemaliger Schuldirektor aus Nowosibirsk, Semjon Semjonowitsch, politischer Häftling und ehemaliger Parteiarbeiter aus Weissrussland, Grigorij Iljitsch, politischer Häftling und ehemaliger Agronom aus Kasan, Maslow, ein Politischer mit einem Gesicht wie Nikolaus II., und ein schwer malariakranker Kassierer von der kaukasischen Eisenbahn, dessen Namen ich vergessen habe. Sie empfingen mich mit grosser Herzlichkeit. Jeder bemühte sich, mir zu helfen. Fast alle sprachen Deutsch. Es entstand ein förmlicher Wettbewerb, doch der sechzigjährige Klement Nikiforowitsch schlug alle. Er zitierte aus den deutschen Klassikern, und einmal zeigte er mir voller Stolz ein kleines, selbstgefertigtes Heft mit lateinischen Zitaten. Da sass ich zwischen den ausgemergelten Menschen, die schon drei, vier und mehr Jahre Haft hinter sich hatten. Allen sah man den Hunger an. Ihre Backen waren eingefallen, die Augen unnatürlich gross, fast alle hatten Zahnlücken, denn in Karaganda gab es niemand, der plombierte, da wurden schmerzende Zähne einfach herausgerissen. Und dann die, jämmerlichen Anzüge! Schwarzgraue, wattierte, gesteppte Jacken, ebensolche Kulihsosen und dunkelgraue Hemden. Die Haare waren kurz geschoren, rasieren konnte man sich nur sehr selten. – Doch in der Erinnerung scheinen mir ihre Gesichter die schönsten und menschlichsten, die ich je gesehen habe. Ich hatte eine Statistik über die Arbeit der Traktoren zu führen: wieviel Stunden Arbeitsausfall zu verzeichnen waren, wodurch der Arbeitsausfall verursacht wurde, ob durch Schuld des Häftlings oder durch Treibstoffmangel oder Motorschaden usw. usw. Das musste genau kontrolliert werden. Unter den dortigen Arbeitsbedingungen und Lebensverhältnissen war diese

Einrichtung besonders grotesk. In der Reparaturwerkstatt mangelte es unentwegt an Maschinenteilen, aber eine Stunde Arbeitsausfall durch die Schuld eines Häftlings musste «statistisch erfasst werden».

Konstantin Konstantinowitsch, ein Ungar, passte vorzüglich zum Natschalnik für dieses Büro. Er war ein vertrockneter, engstirniger Bürokrat. Der Leiter der Reparaturwerkstatt war ein tschechischer Ingenieur, German Germanowitsch, dem man noch ansah, dass er in Freiheit einmal einen runden Schmerbauch gehabt hatte, der jetzt traurig herunterhing. Ich versuchte mehrere Male, mit ihm in ein Gespräch zu kommen. Er konnte sehr gut Deutsch. Aber er war derart verängstigt, dass es nicht möglich war, über «guten Tag» und «heute scheint die Sonne» hinwegzukommen. German Germanowitsch hatte westeuropäische Begriffe von Ordnung. Die landwirtschaftlichen Maschinen standen alle in Reih und Glied: die Mährescher nicht unter freiem Himmel, sondern in Schuppen. Die Reparaturwerkstatt und ihre Umgebung unterschied sich auffallend von den Fabriken und Fabrikhöfen, die ich sonst in Russland gesehen hatte.

Die Büroangestellten wurden auch als «Stossbrigaden» bei der Frühjahrsbestellung herangezogen, selbstverständlich «freiwillig». Dabei erinnere ich mich an etwas ganz Unglaubliches: Die Häftlinge wurden aufgefordert, von ihrem «Verdienst» freiwillig Staatsanleihe zu zeichnen. Und es gab viele, die nicht wagten, sich zu weigern. «Freiwillig» arbeiteten wir von Sonnenaufgang bis zwölf Uhr mittags auf dem Feld, und von ein Uhr bis acht Uhr abends im Büro. Zu dieser Arbeit wurden wir unter lautem Geschrei von einem Brigadier aus der Baracke geholt. Auf dem Felde war ein bestimmtes Pensum zu hacken. Damals hatte ich noch so viel Kraft, dass es mir nicht besonders schwerfiel, sogar noch Klement Nikiforowitsch zu helfen, der schon beinahe fünf Jahre in Haft war und sich schrecklich abmühte, um fertig zu werden. Diese Feldarbeit wurde besonders bezahlt. – Im Sommer 1939 wurden für Feldarbeit bei geschafftem Pensum täglich 20 Kopeken gezahlt. Hatte man einmal im Monat das Pensum nicht erreicht, erhielt man gar nichts. So konnte man im Monat bei stets erfülltem Pensum auf höchstens sechs Rubel kommen. Aber ein Kilo Heringe im Lagerladen kostete siebeneinhalb Rubel, ein Kilo Brot fast einen Rubel. Traktoristen, Agronomen und sonstiges technisches Personal

wurden natürlich besser bezahlt. Ich hörte, dass ein Mähdrescherführer im Monat über hundert Rubel verdiente.

Von dem gestuften Ernährungssystem habe ich schon gesprochen. Im Sommer 1939 wurde eingeführt, dass das agrotechnische Personal, das in der vierten und besten Küche war, sein Essen vom Verdienst zu bezahlen hatte.

Während meiner Bürozeit gehörte ich zur zweiten Küche, war aber trotzdem immer hungrig. In dieser Zeit wohnte ich in der Baracke jenseits eines kleinen Teiches. Man musste über einen Staudamm gehen, um dorthin zu gelangen. Der Damm war von Häftlingen erbaut worden, um ein Wasserreservoir für die Lagergärtnerei zu schaffen. Auf der anderen Seite des Staudamms, in einer leichten Bodensenke, lag die Gärtnerei mit künstlich bewässerten Kartoffelfeldern, Tomatenpflanzungen, Melonen- und Gemüsebeeten und Treibhäusern. Auf dem Steppenboden gedieh alles vorzüglich, wenn man für die rechte Bewässerung sorgte. Die Ernte aus der Gärtnerei kam aber dem einfachen Häftling nicht zugute. Ich kann mich nicht erinnern, dass sich jemals eine Kartoffel in die Suppe der untersten Küche verirrt hätte.

Meine Wohnbaracke war eine Lehmhütte mit einer so niedrigen Decke, dass man sie mit der Hand erreichen konnte. Die Wände waren nicht gekalkt, sie waren rau und ein Eldorado für Wanzen. Der Fussboden bestand aus gestampftem Lehm, konnte also nur trocken gefegt werden, und beherbergte eine ganz besonders kräftige Flohrasse, die doppelt so gross war wie unsere westeuropäische. Die Baracke hatte winzige Fenster, fehlende Scheiben waren durch Lumpen ersetzt. Ich schlief auf meiner ausgehängten Tür, selbstverständlich ohne Strohsack, ohne Kopfkeil. Decken hatte nur, wer sie von zu Hause mitgebracht hatte. Gemeinsam hielten sich die Bewohner der Baracke eine «Ndewalnaja», ein «Mädchen für alles». Meist waren das alte, arbeitsunfähige Häftlinge, die vom Lager keinerlei Entlohnung bekamen, und dem jeder aus dem Zimmer monatlich etwas Geld gab. Für die zahlenden Mitglieder des Raumes holte unsere «Ndewalnaja», die eine Kriminelle war, mittags die Suppe und half ihnen auch sonst, für «Habenichtse» wie mich tat sie keinen Handschlag, sondern behandelte sie wie lästige Parasiten.

Die «Ndewalnaja» eines anderen Raumes in dieser Baracke war eine Berlinerin, Margarete Paulowna, mit einer dicken Brille, ins Gesicht hängenden grauen Haarsträhnen, geschwollenen Beinen und Säcken unter den Augen. Sie erzählte mir, und ihre Brille war von Tränen beschlagen, dass ihre beiden Söhne, der eine als Schauspieler, nach 1933 in die Sowjetunion emigriert seien und sie mit herausgenommen hätten. Beide wurden verhaftet, sie nach ihnen. Der Untersuchungsrichter habe sie aufgefordert, die russische Staatsbürgerschaft anzunehmen, und sie habe nicht gewagt, «nein» zu sagen, weil sie fürchtete, dann nie mehr im Leben ihre Söhne wiederzusehen. Aber wenn sie gewusst hätte, dass man sie alte, arbeitsunfähige Frau nach Sibirien schicken würde, wäre es besser gewesen, nach Hitler-Deutschland zurückzugehen.

In unserer Baracke war ein Raum für Mütter und Kinder. Als ich dieses Zimmer betrat, mussten sich meine Augen erst an den dicken Qualm gewöhnen, um richtig sehen zu können. Von der Zimmerdecke hingen an Stricken Holzkisten, und in diesen Kisten lagen in Lumpen gewickelt die Babys. Aber in Burma blieben Mütter und Kinder nicht lange. Sie wurden auf Ochsenwagen in sogenannte Kinderabschnitte befördert. Frauen, die kurze Strafen erhalten hatten, und das waren nur kriminelle und asoziale, konnten bis zur Entlassung bei ihren Kindern bleiben.

Nachdem ich erfahren hatte, dass man für «freiwillige Arbeit» bezahlt wurde, borgte ich mir sechzig Kopeken von Klement Nikiforowitsch und ging stolz in die Badestube zum georgischen Friseur. Unsere Begrüßung war sehr herzlich. «Wie gefällt Ihnen denn Ihre Arbeit? Zu welcher Küche gehören Sie?» leitete der Friseur das Gespräch ein, während er sehr langsam und ausführlich an meinen Haaren herumschnitt, um mich dann ohne Überleitung zu fragen: «Haben Sie eigentlich schon einen Lagermann?» Ich verneinte lachend. Nach einer kurzen Pause: «Wollen Sie nicht meine Lagerfrau werden? Ich verdiene fünfundzwanzig Rubel im Monat und habe gute Beziehungen zur Küche, bekomme Fleisch und alles Mögliche. Ausserdem schlafe ich in einem eigenen Raum, und wenn Sie meine Frau sind, können Sie sich täglich in der Badestube waschen.» Das alles sprudelte er wie auswendig gelernt hervor. Als ich einwandte, dass das doch aber nicht

genüge, um sich zu verheiraten, dass man sich doch eigentlich kennen und lieben müsse, meinte er: «Ja, ich verstehe schon, aber in Sibirien muss eine Frau sich vor allem einen Lagermann nehmen, um nicht zu verhungern.» Ich versprach ihm, mir das durch den Kopf gehen zu lassen und ihm irgendwann Bescheid zu sagen. «Ich warte acht Tage auf Sie. Versprechen Sie mir, sich bis dahin zu entscheiden?»

Als ich eines Abends aus dem Büro kam, erwartete mich auf der Lagerstrasse ein Arbeiter aus der Schmiede der Reparaturwerkstatt. Er fragte mich, wie lange ich schon in Sibirien sei, woher ich käme und zu wie vielen Jahren ich verurteilt worden sei. «Haben Sie schon einen Katylok?» (Das ist eine vier Liter fassende Konservenbüchse, die die Häftlinge als Essgeschirr benutzen.) Im Lager erhält man weder Essgeschirr noch Löffel. Als Neuling muss man immer seinen Nebemann darum bitten. – «Nein.» – «Soll ich Ihnen einen machen?» – «Das wäre sehr schön.» Am nächsten Tage stand er wieder da, mit einer nagelneuen Konservenbüchse, die sogar einen Griff aus Draht hatte. Ich bedankte mich überströmend für das schöne Geschenk, und wir gingen plaudernd über die Lagerstrasse. Ich erfuhr, dass er in der Freiheit Lokomotivführer gewesen war. – Er war erstaunlich gesprächig, und bevor ich dieses Erlebnis zu Ende erzähle, muss ich sagen, dass ich mir bis heute noch nicht darüber klar bin, ob dieser Mann ein Provokateur war oder mir ein solches Vertrauen entgegenbrachte, weil ich Ausländerin war.

Nach einigen Tagen kam ein neues Geschenk: ein kleiner Blechnapf. Der übertraf an Wert noch bei Weitem die Konservenbüchse. Schon nach kurzer Zeit begann mein Schmied, ganz merkwürdige politische Ansichten zu äussern. Er erzählte begeistert von einer nationalen Widerstandsbewegung unter den Kasaken, die nur darauf warteten, dass der Krieg mit Deutschland ausbrechen und deren letzte und einzige Hoffnung Hitler sei. Ich war erschüttert und widersprach aus voller Überzeugung: «Ja, um Gottes willen, da kommen sie ja vom Regen in die Traufe! Wissen Sie denn überhaupt, was Hitler bedeutet? Das hiesse ja doch eine Diktatur durch die andere ablösen!» Er aber blieb Feuer und Flamme für Hitler. – Noch ein schönes Geschenk brachte er mir, ein selbstgemachtes Messer. Es war streng verboten, ein Mes-

ser zu besitzen, aber jeder Häftling, der etwas auf sich hielt, schmugelte sein Messer durch alle Untersuchungen. Das geschenkte Messer hatte die Grösse eines Dolches, einen Griff aus Hartgummi, der mit kleinen Metallstückchen hübsch verziert war.

Sibirischer Alltag

Im Strafblock

Eines Tages erkundigte ich mich bei meinen Kollegen aus dem Büro, die alle schon jahrelang in Haft waren, ob sie je Schritte unternommen hatten zur Wiederaufnahme ihres Verfahrens. Doch Klement Niko-forowitsch erklärte mir, dass ein solches Gesuch sinnlos sei, und wenn überhaupt, dann nur von aussen her eingereicht werden könnte, nur von den Angehörigen. Das wollte mir nicht einleuchten. «Ich habe den Eindruck, dass ihr alle euer Schicksal ohne jeden Protest hinnehmt. Ich werde mich an das Oberste Gericht der Sowjetunion wenden und eine Wiederaufnahme des Verfahrens verlangen.» Aufgeregt riet man mir von allen Seiten ab. «Du wirst deine Lage nur verschlechtern! Solche Eingaben wandern in den Papierkorb. Dir ist noch nicht klar, wo du dich befindest.»

Und trotz ihrer eindringlichen Warnungen ging ich am nächsten Tag während der Mittagszeit in das Büro des Natschalniks der NKWD, meldete mich und brachte mein Anliegen vor: «Ich möchte eine Eingabe an das Oberste Gericht machen. Darf ich sie in deutscher Sprache schreiben, denn ich beherrsche das Russische noch nicht gut?» Es kam die freundliche Antwort: «Aber selbstverständlich, und wenn Sie es geschrieben haben, bringen Sie's bitte zu mir.» – «Und noch eine Bitte: Ich habe eine Mutter, die wohnt in Potsdam, in Deutschland. Sie weiss nicht, wo ich geblieben bin. Ist es erlaubt, ein Lebenszeichen zu senden? Nur einen Gruss auf einer Postkarte, dass es mir gutgeht?» – «Jawohl, das ist erlaubt.»

Vierzehn Tage nachdem ich diese Eingabe und die Postkarte beim Natschalnik der NKWD abgegeben hatte, erschien ein Häftling, der bei der Verwaltung arbeitete, forderte mich auf, die Arbeit im Kontor zu beenden, ging mit mir zu meiner Baracke, wo ich die Sachen holen musste, und brachte mich zum «Strafblock».

Der Ordnung halber konnte ich aber erst um sechs Uhr abends in

den Strafblock eingeliefert werden, sass also vor seinem Stacheldraht auf meinem Bündel und gab mich der tiefsten Verzweiflung hin. In den Strafblock zu kommen ist so, als ob man noch einmal verhaftet wird. «Im freien Lager» geht man von und zur Arbeit ohne jegliche Bewachung. Nach der Arbeit hatte man noch ungefähr eine Stunde Zeit bis zum Lagerschluss gehabt. In dieser Stunde konnte ich Grete Sonntag besuchen. Dann hatten wir zusammen über die Steppe geblickt und uns über den herrlichen Himmel gefreut. Gerade jetzt wurde es Frühling, es war Mitte Mai, und die Steppe begann zu blühen. Ganze Felder von feingefiederter Iris gab es da, auch eine Tulpenart, und dann grosse Strecken mit gelben Blumen, dazu verlor ich die mir so lieb gewordenen Menschen aus dem Büro. Mir war zum Heulen zumute.

Der Strafblock war ein kleines, von Stacheldraht umzäuntes Gebiet, in dem es eine Frauenbaracke, eine Männerbaracke, ein kleines Haus für den Natschalnik und den Starosta (Ältesten) und das Lagergefängnis gab. Am Eingang stand eine Holzbude, in der eine Wache sass, und durch einen schmalen Gang trat jeder Häftling einzeln ein.

Der Schmutz war im «freien» Lager schon erschütternd, aber im Strafblock schier unmenschlich. Der kleine Platz zwischen Baracken und Abortgruben war mit Exkrementen besät. Die Häftlinge machten sich nicht mehr die Mühe, bis zur Grube zu gehen. Über dem ganzen Platz lag ein bestialischer Gestank. Die Frauenbaracke war noch niedriger und jämmerlicher als meine bisherige Bleibe. Die Schlafstellen hatte man aus dicken und dünnen Brettern zusammengeschlagen, und in einigen Räumen lagen die Frauen auf Reisiggeflecht.

Wie überall im Lager gab es auch im Strafblock politische Häftlinge und Kriminelle. Der Starosta war wegen Unterschlagung verurteilt. Er förderte, wo er nur konnte, die asozialen Elemente, drückte ein Auge zu, wenn sie sich weigerten, zur Arbeit zu gehen; er verteilte zumeist die Lagerkleidung unter sie und machte seine Genossen zu «Brigadieren», die für die Arbeit einer Kolonne verantwortlich waren. Von ihnen wurde jedem Mitglied der Kolonne die Arbeit zugewiesen. Es waren die gleichen Typen wie im deutschen Konzentrationslager

die «Kapos». Den Insassen des Strafblocks war es verboten, aus dem Lebensmittelladen einzukaufen.

Für die Kriminellen galt das nicht, sie hatten ihre Verbindungen, und der Starosta duldete es schweigend. Um eines Diebstahls willen wurde natürlich kein Finger gerührt.

Mit diesen Menschen in einer Baracke zusammenwohnen zu müssen, ist die ärgste Strafe. Die Zahl der Häftlinge im Strafblock wechselte ständig. Sie schwankte zwischen einigen hundert und fünfzig Menschen. Vom Strafblock gingen Transporte in die Unterabschnitte zu den schlimmsten Arbeiten. Die alten Häftlinge schaffte man in Invalidenabschnitte, wo sie nur 200 Gramm Brot täglich erhielten und bei «leichter Arbeit» verhungerten. Schwer Syphiliskranke, und davon gab es eine Menge, kamen auf die Abschnitte für Geschlechtskranke.

Gegen drei Uhr morgens klang durch die fahle Steppendämmerung ein Trompetensignal, der Weckruf von Burma. Es war der erste Morgen im Strafblock. «Dawaj, los, Weiber, aufstehen!» brüllte der Starosta und schlug mit der Faust an die Tür des Barackenraumes. Gott sei Dank, dass diese Nacht vorüber war! Auf den unebenen Brettern konnte man keine Schlafstellung finden; die Knochen waren wie wundgerieben. Schon nach den ersten Stunden erschöpften Schlafes erwachte ich; es gab keine Stelle, die nicht juckte. Man fuhr sich über das Gesicht, es stank nach Wanzen; wo man auch hingriff, zerdrückte man die grässlichen Biester. Der ganze Körper brannte von Läusebissen. In der Dunkelheit führte man einen hoffnungslosen Kampf gegen die Blutsauger.

Aus der stinkenden Lehmhütte krochen die Frauen. Fluchend, schlaftrunken, fröstelnd bahnten sie sich einen Weg über den mit Haufen besäten Platz zur Abortgrube oder hockten sich ungeniert hin, wo sie gerade gingen und standen. – Der gegenüberliegende Männerblock erwachte mit Husten und Spucken.

Der Wind wehte den Gestank der Abortgruben über den Platz zwischen den beiden Baracken, wo sich in der kalten Morgenluft die Häftlinge nach Suppe anstellten. Auf der einen Seite der verschmierten Tonne stand die Schlange der Männerhäftlinge, auf der anderen die der Frauen. Aller Blicke hingen an der Schöpfkelle, jeder glaubte sich be-

nachteiligt, das Gekeife nahm kein Ende. Nicht einmal eine Schöpfkelle besass der Strafblock. Da hatte man einen zerbeulten Emaillebecher mit einer Schnur an einen Knüppel gebunden. Manche blieben gleich neben der Tonne stehen und tranken ihre Hirsosuppe aus, um vielleicht noch eine Nachkelle zu ergattern.

Schwarz schnitt die Silhouette der Berge in den goldenen Morgenhimmel. Bald wird die Sonne aufgehen, die Sonne, der du früher einmal zugejubelt hast und mit deren Erscheinen am Horizont jetzt deine Sklavenarbeit begann. Schon schrie man zum Zählappell. Die Kolonnen formierten sich zur Feld- und Gartenarbeit. Ich gehörte zu den kräftigen Häftlingen und musste aufs Feld.

Einen Sackfetzen um die Schulter geworfen, den «Katylok» in der Hand, zog ich mit der Kolonne hinaus in die Steppe. Vorn die Frauen und hinten die Männer, begleitet von einem Berittenen mit aufgefplantem Bajonett.

Die Sonne begann zu wärmen, ich hob die Schultern, atmete, und meine Blicke gingen über die unendliche Ebene im Westen. Hier wirst du nie wieder lebend herauskommen, wirst verrecken wie ein Vieh. Wir marschierten auf dem staubigen Feldweg, die meisten schienen noch im Gehen zu schlafen, sie schlurften durch den Staub mit ihren grossen Gummischuhen. Nach einer Stunde etwa wurde «Halt» kommandiert. Ein riesiges Sonnenblumenfeld war unser Arbeitsplatz und Hacken unsere Beschäftigung. Der Brigadier wies die Arbeit an: «Alle 30 Zentimeter ein Sonnenblumenpflänzchen stehen lassen und die Furche auf beiden Seiten von Unkraut säubern!» Das Tagespensum betrug 3'000 Meter. Wenn du es erfüllst, waren dir 600 Gramm Brot gewiss.

Die Furchen wurden verteilt. Es gab Männer und Frauen, die sich kannten, vielleicht sogar solche, die sich gerne hatten, die nebeneinander hacken wollten. Wie schön das sein musste, für irgendeinen Menschen nötig zu sein!

Ich begann, drauflos zu hacken. Die Sonnenblumenpflänzchen waren mit der Maschine gesät und noch keine fünf Zentimeter hoch. Zwischen den dicken Keimblättern erschienen gerade die ersten beiden zarten Sprossen. Es war nicht leicht, sie vom Unkraut zu unterschei-

den. Immer wieder schlug ich daneben. Aber wozu sich eigentlich Mühe geben? Wollen die mich zwingen, die Steppe zu kultivieren? Erbarmungslos hackte ich alle Pflänzchen in Grund und Boden. Alles werde ich vernichten und ausrotten! Ich richtete mich auf. Da kam einer zu Pferde gerade meine Furche entlanggeritten. Der Agronom, ein Häftling: «Verfluchtes Weib, was machst du für eine Arbeit?! Bist du blind? Kannst du die Pflanzen nicht vom Unkraut unterscheiden!» Wie bei einem preussischen Gutsinspektor waren Ton und Haltung. Er sprang vom Pferd, nahm mir die Hacke ab und zeigte mir mit ein paar kräftigen Schlägen, wie man zu arbeiten hatte. Ich schwieg und liess ihn zu Ende fluchen. Den ganzen Vormittag über war er mir dann auf den Fersen. Ausser ihm ging der Brigadier, auch ein Häftling, kontrollierend von Furche zu Furche. Nur der Wachtposten sass mitten im Feld, unbeweglich und hielt sein Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett vor sich.

Die Sonne begann, auf Kopf und Arme zu brennen. In immer kürzeren Abständen musste man den Rücken strecken und den Schweiss vom Gesicht wischen. Alle hatten mich schon überholt. Ganz vorn hackte ein junges Mädchen, sicher eine Bäuerin. Bei der ging es so geschwind, als liefe sie über das Feld. Später erfuhr ich, dass sie manchmal, wenn sie gerade Lust verspürte, ein doppeltes Pensum erfüllte, wofür sie 1'000 Gramm Brot erhielt und dem Agronomen eine Handhabe lieferte, um von den anderen Häftlingen ein erhöhtes Pensum zu erpressen. Rechts von mir bewegte sich eine ganze Gruppe, in dicken Staub gehüllt; die Frauen unterhielten sich kreischend. Alle kannten sich hier, nur ich hatte mit keinem etwas zu tun, hätte auch gar nicht gewusst, worüber ich mit ihnen hätte reden sollen.

In Abständen von ungefähr dreihundert Metern waren über das weite Feld Wassertonnen verteilt. Endlich hatte ich die erste erreicht. Das schweissüberströmte Gesicht beugte sich gierig über den Wasserspiegel, denn einen Trinkbecher besaßen wir nicht. Es war ganz gleich, was da auf dem Grund der Tonne herumschwamm, Reste der gestrigen Mittagssuppe, Gras, Schmutz, ganz gleich, man trank, wenn auch kurz vorher der Ochse des Wasserfahrers daraus gesoffen hatte, und eben eine mit ihrem dreckigen Katylok Wasser schöpfte, um sich

dann, mit dem Rücken gegen den Posten gewandt, irgendein verdächtiges Wäschestück auszuwaschen. Nur auf diese Weise konnten die Häftlinge überhaupt zum Wäschewaschen kommen, und unser einzig zuverlässiges Wasch- und Bleichmittel war die Sonne Kasakstans. Mit deren Hilfe ging auch ohne Seife der Schmutz heraus.

Immer weiter blieb ich hinter den anderen zurück. Der Brigadier lief hin und her mit seinem Holzbrett, das er in Ermangelung von Papier als Schreibblock benutzte, um denen, die ihr halbes Pensum geschafft hatten, einen Strich anzuzeichnen. Ob denn nicht bald Mittag sein wird? Schon längst hatte ich die letzte Krume aus dem Brotsack gekratzt, und nur für kurze Zeit hatte der Bauch voller Wasser das Hungergefühl verdrängt. Ich nahm alle Kraft zusammen, meine Furche war ein Gewirr von Unkraut. Da, ich holte gerade zum Schlage aus, sah ich ein Paar angstvoll aufgerissene Vogelaugen auf mich gerichtet. In einer kleinen Mulde, gut von Unkraut verdeckt, sass ein sandfarbenes Vögelchen auf seinem Nest. Hunger und Müdigkeit vergass ich vor Entzücken. Ich weiss nicht, warum es mich so heftig bewegte. Vielleicht, weil da etwas ganz Schutzloses, so völlig der Unbill des Lebens Ausgeliefertes war. Ich umging das Nestchen in grossem Bogen und hatte nur einen Gedanken: Wenn es bloss keiner entdecken und zerstören wird. Ein Kindervers aus der Schulfibel fiel mir ein: «Oh, rühre mein kleines Nest nicht an ...»

Ein Häftling mit langem Bart ging von Furche zu Furche, um die Hacken zu schärfen. Jetzt kam er zu mir, der letzten. «Gib deine Hacke her! Die schlechteste haben sie dir angedreht. Da brauchst du dich nicht wundem, wenn es nicht von der Stelle geht.» Er setzte sich und begann, die Scharfen mit einem Hammer zu beklopfen. Glücklicherweise unterbrach ich mich neben ihm.

«Bist wohl das erstemal auf dem Feld? Hab' dich noch nie gesehen?» fragte er freundlich. «Ja, Onkelchen, erst seit gestern bin ich hier.» – «Was ausgefressen?» blinzelte er mich verschmitzt an. «Nein, nur aus Dummheit», und ich erzählte ihm mein Unglück. «Bist etwa gar kein ‚russischer Mensch‘?» Ihm war meine schlechte russische Aussprache aufgefallen. «Nein, eine Deutsche.» – «Ach? Von der Wolga?» Er musterte mich erstaunt. «Aber nein, aus Deutschland.» – «Und was machst du denn hier?» Er begann plötzlich Deutsch zu spre-

chen, in altertümlich schwäbischem Dialekt. Er war ein Wolgadeutscher Bauer. «Du bist wohl eine Kommunistin?» kam es ein wenig misstrauisch heraus. «Ja, das war ich viele Jahre lang. Und dann kam Hitler...» Er beklopfte meine Hacke und nickte: «Ja, ja, da hast du auch Schlimmes hinter dir. Wärst auch besser daheim geblieben, als dich in der Fremde herumzutreiben. Dabei kommt nie was Gutes heraus. Ist's denn mit dem Hitler wirklich so schlimm, wie die unsern in der Zeitung schreiben? Ich denk mir halt, ärger als die's hier treiben, kann der's auch nicht. Nimmt Hitler den Bauern auch das Land? Mich haben sie zwingen wollen in die Kollektive. Alle in meinem Dorf haben nicht gewollt. Da hat die NKWD uns Männer weggetrieben. Fünf Kinder, das Älteste noch keine vierzehn Jahre, sind mit der Frau allein geblieben ... Was wird da aus den Feldern werden?» Von Weitem sahen wir den Brigadier auf uns zukommen. «Gib mir die Hacke zurück, er wird schimpfen», sagte ich aufstehend. «Lass nur, lass nur, wenn sie dir so ein Gelump zum Arbeiten geben, muss ich's halt reparieren. Setz dich nieder, vor dem brauchst du keine Angst haben», redete er mir gut zu. Aber ich hatte die Ruhe verloren, ihm länger zuzuhören. «Heute Abend, nach der Arbeit, kannst du mir weitererzählen.» – «Bilder von meinen Kindern und einen Brief von der Ältesten zeig ich dir dann. Die ist ein gescheites Mädchen.» – Schon von Weitem rief der Brigadier: «Na, mit deinem Pensum wird es wohl heute nichts werden.» Der Bauer drehte sich zu ihm um: «Was willst du? Gib dem Mädchen eine bessere Hacke. Aber wie soll sie's überhaupt können? Hat was anderes gelernt. Ist ein kultivierter Mensch.»

Der Brigadier lief knurrend vorüber, und der Alte wandte sich auch zum Gehen. «Wie lange haben wir denn noch bis zum Mittag?» rief ich dem Bauern nach, ohne beim Hacken innezuhalten. Er machte kehrt, blickte zu mir hinüber und kam langsam zurück: «Nein, du verstehst diese Arbeit wirklich nicht, machst dir viel zuviel Mühe. Hier wächst in diesem Sommer sowieso nichts mehr. Im Staub wird aus keiner Sonnenblume etwas.» Er nahm mir die Hacke aus der Hand. «Viel flacher musst du einschlagen. Sieh, so geht's noch mal so leicht.» Ich probierte es. Er hatte wirklich recht. «Du hast Hunger.

Willst wissen, wann die ‚Balanda‘ kommt? Da brauchst du nur auf deinen Schatten sehen. Ist er nicht länger als zwei Fuss, dann haben wir den halben Tag geschafft.» Das war die Sonnenuhr der Häftlinge. «Gleich ist es soweit. Da, schau, auf dem Weg kommt schon der Wagen.» – Wir verabschiedeten uns freundlich, und er versprach mir, für den Nachmittag eine leichte und scharfe Hacke zu besorgen und stapfte davon.

Ich bohrte den Stiel der Hacke in den Boden, um meine Furche wiederzufinden, und lief, wie alle anderen, ans Ende des Feldes, wo auf dem Ochsenwagen in einer dreckigen Holztonne, mit einem verschmutzten Sackfetzen zugedeckt, die langersehnte Mittagssuppe angekommen war. Eine alte Frau schöpfte sie aus. Es war das reinste Wasser, mit ein paar Kohlblättern und etwas Hirse darin. Dann verteilte der Brigadier das Brot. Solche, die nur 400 Gramm erhielten, wehrten sich schimpfend gegen diese Ungerechtigkeit. «Seht mal, die dicke Tanja kriegt natürlich ihre 600, wieso hat die ihr Pensum geschafft? Ja, nachts, da ist sie tüchtig», keifte eine mit ledernem Gesicht. Ein Fluch war die lebenswürdige Entgegnung der rundwadigen Tanja. So ging es die erste halbe Stunde der Mittagspause. Dann lagen alle ermattet in der kochenden Sonnenglut. Es gab keinen Baum, keinen Strauch. Auf dem Bauch, das Gesicht zwischen die Arme vergraben, die nackten Beine mit dem Sackfetzen umwickelt, versank ich sofort in einen bleiernen Schlaf.

Boris

Ich schreckte auf. Jemand hatte meine Schulter berührt, und als ich den Kopf hob, blickte ich in die lächelnden braunen Augen eines jungen Mannes: «Man hat mir gesagt, dass du eine deutsche Kommunistin bist. Stimmt das?» – «Ja. Und wer bist du?» – «Ich bin ein litauischer Genosse.» Wir reichten uns feierlich die Hände. «Seit wann bist du in Karaganda?» fragte ich, um das verlegene Schweigen zu unterbrechen. «Schon neun Monate, immer unter Bewachung.» – «Und weshalb?» – «Ja, weshalb? Du fragst aber sonderbar, was soll man darauf antworten? Willst du die ausgedachte Anklage der NKWD wis-

sen oder den Grund, warum man uns Kommunisten wegräumt?» – «Aber Menschenskind, nimm dich in acht. Wenn dich jemand hört! Ausserdem kennst du mich doch noch gar nicht.» – «Lass die Dummheiten! Du bist eine ausländische Genossin, und das genügt.» – «Wie heisst du eigentlich?» – «Boris Resnik. Und du?» – «Grete.» – «Das ist ein merkwürdiger Name.»

«Dawaj, los, an die Arbeit!» schrie der Brigadier. Boris fragte mich: «Wollen wir nebeneinander hacken?» – «Ja, sehr gerne, aber ich bin weit zurück, und wo ist denn deine Furche?» – «Da tauschen wir eben.» Er sprach mit einigen Häftlingen, die ihn alle gut kannten, und ohne Schwierigkeiten wurde der Tausch vollzogen.

Dann hackten wir nebeneinander, im gleichen Rhythmus, schnell, fast atemlos, alle dreissig Zentimeter eine Sonnenblume stehen lassend, rechts und links das Unkraut entfernend. – «Komm, lass uns eine Machorka rauchen.» Wir blieben stehen, wischten uns den Schweiss vom Gesicht, lachten und rauchten. «Lebst du schon lange in Sowjetrussland?» fragte ich. «In Haft anderthalb Jahre, vorher in der Freiheit zehn Monate. Dann haben sie mich schon geholt. W' eisst du, bei mir ist das nun schon mal so. Ich glaube, meine Lebensaufgabe ist es zu sitzen. In Litauen war ich kaum neunzehn Jahre alt, da wurde ich wegen Hochverrats zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Davon sass ich sieben Jahre ab. Wir waren da ein ganzer Schwung Kommunisten. Drei davon bekamen die Schwindsucht. Da hat man durchgesetzt, dass die Regierung unsere Haft vorübergehend bis zur Ausheilung unterbrach. Du staunst, aber so etwas gab es in Litauen. Ich kam auf Kosten der internationalen Roten Hilfe in ein Sanatorium. Aber komm, lass uns weiterhacken! ‚Popka‘ hat schon ein Auge auf uns geworfen.» – «Wer ist denn ‚Popka‘?» fragte ich erstaunt. «Da merkt man, dass du ein Neuling bist. ‚Popka‘ heisst Vogelscheuche, und so nennen wir hier den Posten, weil er den ganzen Tag wie ein Popanz auf dem Felde sitzt.»

Ich blickte in Boris⁴ junges Gesicht mit den grossen, glänzenden Augen. Er fuhr sich verlegen über die Bartstoppeln: «Schlimm, dass man wie ein Schwein aussieht!» – Gebückt hackten wir weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Sieben Jahre für kommunistische Tätigkeit, und jetzt hier in Sibirien? Wie kann ein Mensch das nur ertragen? Schon

hatten wir die anderen eingeholt. Am Nachmittag kamen alle langsamer vorwärts. «He, Boris! Hast du eine Genossin gefunden?» rief einer munter zu uns herüber. «Das ist ein Grieche», erklärte mir Boris. «Ein ganz netter Kerl, nur hält er es zu eng mit den Kriminellen und ist in alle Schiebereien verwickelt. Darum sitzt er auch im Strafblock.» – «Sag mal, Boris, wo endet eigentlich unser heutiges Pensum, wo ist das Ziel?» fragte ich keuchend. «Siehst du da vom, wo die mit dem weissen Kopftuch sitzt? Das ist Dschura, das kleine Luder. Die ist schon fertig. Aber setz dich ein wenig hin. Ich werde zwei Furchen auf einmal machen, bis du dich etwas ausgeruht hast.»

Boris hatte noch eine Zivilmütze auf, die trug er schief auf das eine Ohr gezogen. Er war schwarzhaarig und dunkelbraun gebrannt, und wenn er lachte, sah man alle Zähne. Er glich einem französischen Arbeiter, in seiner munteren Art sich zu bewegen. Und während er für mich mitarbeitete, lief ich zurück, um seine Häftlingsjacke und unsere beiden Konservenbüchsen, die am Feldrand lagen, zu holen und zum Ziel zu tragen, das wir nun bald erreicht hatten.

Es war noch viel Zeit bis Arbeitsschluss, da sassen wir schon glücklich auf Boris' gesteppter Häftlingsjacke in der weichen Sonne des Spätnachmittags. Boris drehte für jeden eine Machorka und reichte mir galant die meine, damit ich das Papier selbst anleckte. Auf der warmen Erde tummelten sich schillernde Käfer. Solche Farbenpracht sah ich nur in der Steppe. Da gab es irisierende, ganz goldene und blutrote mit tiefschwarzem, fast geometrischem Muster. «Sieh mal, Boris, da drüben scheint ein Wasser zu sein.» In einer leichten Bodensenke blühte das Steppengras, es bog sich und wogte im sanften Abendwind wie die Wellen eines grossen Sees. Es war still und friedlich auf dem abendlichen Feld. Alle, die ihr Pensum geschafft hatten, lagen lang hingestreckt in erschöpftem Schlaf. «Willst du mir nicht weitererzählen? Ich bin so gespannt. Du warst also im Sanatorium. Und dann?» – «Ja, dann, dann haben Genossen aus der illegalen KP mit mir die Verbindung aufgenommen. Das ging ganz leicht da im Sanatorium. Sie machten mir den Vorschlag, ob ich nicht fliehen wollte, sie würden die Flucht organisieren. Und ob ich wollte! Hatte ich doch noch drei Jahre Zuchthaus vor mir, und das mit einer kaput-

ten Lunge. Aber vor allem die Aussicht, in die Sowjetunion zu kommen, in das ‚Vaterland des Weltproletariats‘, wonach ich mich schon jahrelang gesehnt hatte, liess mir die Flucht als das höchste Glück erscheinen. Es gelang, man brachte mich über die Grenze. Ich wurde von der MOPR (Internationale Rote Hilfe) in Moskau empfangen, man feierte mich, und ich erhielt eine ‚Pudjowka‘, einen Aufenthaltschein für ein Sanatorium in Jalta am Schwarzen Meer. Da war es sehr schön. Mein Lungenbefund wurde in kurzer Zeit negativ, und ich beschloss, Arbeit zu suchen. Bevor ich eingesperrt wurde, hatte ich die Schuhmacherei erlernt. Im litauischen Zuchthaus aber brauchten die Politischen nicht zu arbeiten, auch waren wir nicht in Einzelhaft, sondern durften lesen und organisierten Kurse. So habe ich sieben Jahre gelernt, studiert und alle Schulkenntnisse nachgeholt, die mir fehlten, denn ich konnte als Junge keine höhere Schule besuchen. Mein Vater war Schuster, er starb ganz jung, und die Mutter musste uns vier Kinder ernähren. Wir hatten gute Lehrer im Zuchthaus, vor allem natürlich schulten wir uns politisch. In Jalta riet man mir, wegen der Lunge lieber im Süden der Sowjetunion zu bleiben. Darum ging ich nach Odessa und arbeitete in einer Schuhfabrik. Da lernte ich ein Mädchen kennen, das erste in meinem Leben, und wir heirateten. Das Glück dauerte aber nur ein halbes Jahr, dann holte mich eines Nachts die NKWD. Sie machten aus mir einen ‚Spion‘. Wie konnte es denn anders sein? Ich sei im Auftrage der litauischen Ochrana, die mich bereits im Zuchthaus angeworben habe, über die russische Grenze gekommen usw. Das war die Litanei meines Untersuchungsrichters. Und als dieses Vieh mich zwingen wollte, das Protokoll zu unterschreiben, da habe ich ihm bewiesen, dass ich wusste, ‚wie sich ein Kommunist beim Polizeiverhör zu verhalten hat‘. Er begann mich zu prügeln, und ich brüllte wie ein Stier, dass es über alle Korridore schallte. Er hörte sofort auf. Diese Methode hatten wir mit Erfolg in Litauen ausprobiert. Aber dadurch machte ich mir diesen Burschen zum Feind, und obgleich ich noch in der Untersuchungshaft einen Blutsturz bekam, erhielt ich sofort nach meiner Entlassung aus dem Gefängnislazarett mein Urteil von acht Jahren Konzentrationslager mit dem Vermerk ‚unter Bewachung‘ als Strafverschärfung. Von den neun Monaten

Burma erzähle ich dir später. Wie gut, dass ich dich getroffen habe! Du bist der erste Mensch hier im Strafblock, mit dem man reden kann. Begreifst du, dass uns hier niemand versteht? Wir ausländischen Kommunisten reden doch eine andere, nur uns verständliche Sprache. Ist es nicht, als ob wir uns schon jahrelang kennen? Sehen wir nicht die Geschehnisse, die Welt mit den gleichen Augen? Wie gut, dass wir uns getroffen haben! Ich habe so schrecklich viel zu fragen ...»

«Komm, noch eine Zigarette, bevor wir abmarschieren! Darf ich Margarete zu dir sagen? Es gibt ein schönes litauisches Lied mit deinem Namen.» – «Kannst du singen?» – «Ja, jetzt bin ich heiser von der Hitze und dem Staub, aber morgen, auf dem Feld, bekommst du meine Lieblingslieder zu hören.»

Die Sonne sank im Westen. Man rief zum Antreten. Wir gingen nebeneinander. Boris, schmutzig, unrasiert und zerlumpt; ich, die Füsse mit Fetzen umwickelt, in Gummischuhen, Grösse 45. Boris trug unsere beiden Konservenbüchsen.

Als ich dann am Abend auf den verwanzten Brettern lag, wollte das Lächeln in den Mundwinkeln nicht weichen. Gar nichts quälte mich mehr. Wenn auch vor den geschlossenen Augen endlose Reihen grüner Sonnenblumenpflänzchen vorbeiliefen und ihre dicken, fleischigen Keimblätter immer grösser wurden und über den Horizont hinauszuwachsen schienen, was konnte mich das schon quälen, da doch der morgige Tag wieder seinen Sinn hatte. Boris wollte mir litauische Lieder vorsingen.

Wenn ich an die ersten zwei Monate meines Aufenthaltes im Strafblock von Burma denke, an die Zeit meiner Freundschaft mit Boris Resnik, erinnere ich mich kaum noch an die Qualen des langen Arbeitstages, an den Hunger und die schrecklichen Nächte mit Wanzen und Läusen; ebensowenig wie an die Bösartigkeit und Gemeinheit der Mithäftlinge. Jeden Morgen, noch bevor man zum Zählpöpel rief, trafen wir uns auf dem Platz zwischen den Baracken. Boris drehte mir eine kunstvolle Machorka aus Zeitungspapier in Form einer kleinen Pfeife, und wir blickten gemeinsam auf das tägliche Wunder, die Sonne, die hinter den fernen Bergen hervorkam. Schon am ersten Morgen begegnete ich einem frisch rasierten Boris. Wie er es fertiggebracht hatte, blieb mir ein Rätsel. Am Abend stand er dann in der Ecke

hinter der Männerbaracke, wusch mit «organisiertem» Wasser von der Heisswassermaschine sein ausgebleichenes Hemd und hängte es zum Trocknen über den Stacheldrahtzaun, behielt es dann sorgfältig im Auge, bis es halbwegs trocken war, damit es ihm nicht gestohlen wurde.

Boris bekam eine Zusatzernährung aus dem Krankenhaus von Burma. Das verdankte er dem leitenden Arzt, auch einem Häftling. Schon nach den ersten Monaten im Strafblock erlitt Boris einen neuen Blutsturz. Man lieferte ihn ins Krankenhaus ein, und dort wurde er so halbwegs wieder hergestellt. Der Arzt beantragte für ihn als Schwind-süchtigen die Zuteilung von Krankenkost. Das war zwar nur ein Becher voll, nicht einmal ein halber Liter, aber es bestand aus Nudeln oder Grüte, es war etwas Nahrhaftes, und nur dadurch konnte sich Boris aufrechterhalten. Diese Essenszulage erregte bei den Mithäftlingen Wut und Missgunst. «Der soll krank sein? Seht nur, wie blühend er aussieht! Ja, ja, es kommt alles darauf an, dass man Beziehungen hat.»

Eines Morgens hatten wir beschlossen, uns bei der Gärtnereikolonne anzustellen. Boris hatte das Recht auf leichte Arbeit, ich aber nicht. Er ging aber fast immer aufs Feld, weil er den Gärtner hasste. Wir standen beim Arbeitsappell in der Gärtnerkolonne, als die kontrollierenden Soldaten, von einem kriminellen Häftling, der die Funktion eines Lagerältesten innehatte, begleitet, bei uns vorbeigingen. Der Lagerälteste wandte sich an Boris: «Mach, dass du in eine Feldarbeiterkolonne kommst! Das könnte dir so passen, dich in der Gärtnerei herumzudrücken!» Boris widersprach: «Du weisst sehr gut, dass ich das Recht habe, leichte Arbeit zu machen.» – «Was heisst hier Recht haben? Gesund und stark wie du bist!» – «Wenn du mir nicht glaubst, wende dich an den Arzt», entgegnete ihm Boris gereizt. Der Kriminelle geriet in Wut und brüllte über den ganzen Platz: «Ich weiss schon, was du in der Gärtnerei willst! Mit der Grete herumlieben! Nicht!? Ha, ha!» Allgemeines Gelächter antwortete ihm. In seiner Rage hatte der Lagerälteste ganz vergessen, dass ich nicht das Recht auf leichte Arbeit hatte. Nachdem er aber nun einen solchen Lacherfolg geerntet hatte, wandte er sich mit einem grossartigen «Hau ab!» zum Weitergehen, und wir marschierten mit der Gärtnereikolonne zum Tor hinaus.

In der Gärtnerei mussten wir mit der Hand das Unkraut aus einem Luzemefeld rupfen. Wir rutschten auf den Knien vorwärts und sangen leise vor uns hin. In unserer Reihe arbeitete eine junge Zigeunerin, und als der Gärtner, ein gefürchteter Antreiber, gerade einmal nicht zu sehen war, las sie uns die Zukunft aus der Hand. Da stand geschrieben, dass wir bald, sehr bald frei sein und noch viel Glück in diesem Leben haben sollten.

Die Gärtnerei wurde künstlich bewässert. Die Beete und Felder waren grün und fruchtbar. Sogar einige Pappelbäumchen gediehen dort. In deren Schatten sassen wir in der Mittagspause und erzählten uns unsere Träume, die ja im Leben der Häftlinge eine so grosse Rolle spielen. «Weisst du, Boris, gestern Abend lag ich auf den Brettern, mit dem Kopf am Barackenfenster, und blickte in den Sternenhimmel. Dabei schlief ich ein und hatte einen ganz merkwürdigen Traum: Langsam begann das Firmament zu kreisen, die Sterne verdichteten sich zu einer Kuppel von Rubinen, zu einer grossen funkelnden Krone, und von der Höhe des Himmels führte eine breite Terrasse, so wie im Potsdamer Park in Sanssouci, zu mir herab. Ich stieg hinauf, zog mich mühselig am seitlichen Geländer empor und stammelte die Worte: ‚Ach, könnte ich noch einmal glauben!‘ Die Stufen der Terrasse wurden immer steiler, und ich wusste, dass, wenn man die Kuppel erreichte, alles gut werden konnte. Aber die Anstrengung war übermächtig, und ich erwachte in Schweiss gebadet.»

In der kurzen halben Stunde, die uns am Abend bis zur Lagerruhe blieb, sassen wir oft auf dem stinkenden Platz vor den Baracken. Es war ein neuer Transport angekommen, darunter auch einige politische Häftlinge aus Georgien. Boris erzählte mir, dass einer von ihnen, ein achtzig Jahre alter Bauer, der Mann der Amme sei, die den jetzigen Volkskommissar für Innere Angelegenheiten, Beria, denselben Beria, der mein Urteil zu fünf Jahren Lager unterschrieben hatte, als Säugling genährt habe. Mit ihm waren noch ein georgischer Menschewik und ein Lehrer aus dem Kaukasus mit Namen Dsagnidse gekommen. Sie sassen mit uns zusammen und sangen eins ihrer melodischen georgischen Lieder. Da bat der Lehrer: «Sing uns doch mal ein deutsches Lied.» – «Ganz gern, aber ich kann auch ein georgisches Lied.» – «Was? Eine Deutsche will georgisch singen können?» staunten sie la-

chend. Und ich sang ihnen ein trauriges Lied, das mir Heinz einmal beigebracht hatte, weil es sein Freund Lominadse immer sang:

«Tawo tscherno
Bedi argit sgeria.
Tschango tscherno
Eschit argit sgeria ...»

«Oh, du mein Haupt, dir ist kein Glück beschieden, du meine Laute singst keine fröhlichen Lieder ...»

Unsere Georgier im Strafblock waren begeistert; wir sassen manchen Abend beisammen. Ich unterhielt mich mit dem alten Bauern, dessen Augen vor Zorn blitzten, als er mir erzählte, dass ihn der Mann, den seine eigene Frau genährt habe, verhaften liess, weil er sich weigerte, in die Kollektive einzutreten, dass man sich nicht geschämt habe, ihn zu zehn Jahren Konzentrationslager zu verurteilen.

Eines Tages verkündete der Natschalnik des Strafblocks, es müsse sofort Ordnung gemacht werden, denn es komme eine Kommission aus Dolinki, dem Verwaltungspunkt des Lagers Karaganda, um den Strafblock zu besichtigen. Unser Starosta, eine hörige Kreatur des kriminellen Natschalniks, lief aufgeregt herum und suchte nach Leuten zum Säubern. Die einzige, die plötzlich eine eifrige Tätigkeit entfaltete, war seine jugoslawische Freundin, die fürchtete, dass die Kommission den Starosta davonjagen würde, wenn sie diesen Saustall vor Augen bekäme. Diese Jugoslawin behauptete, eine Kommunistin zu sein. Vielleicht stimmte es auch. Auf jeden Fall war sie die bestgenährteste Frau des Strafblocks, drückte sich vor jeder Arbeit und führte auf Kosten des Starosta ein einträgliches Leben.

Der Erfolg der Reinigungsaktion war, dass das erste und einzige Mal die Exkreme auf dem Platz zwischen den Baracken entfernt wurden. Alle sonstigen Bemühungen, Ordnung zu schaffen, scheiterten an dem widerspenstigen Verhalten der Kriminellen, die sowohl den Natschalnik als auch den Starosta verhöhnten. Die Kommission kam. Sie bestand aus Serikow, dem Lagerkommandanten, und einigen

Uniformierten. Sie stolperten durch die verwahrlosten Baracken, hörten sich geduldig alle Beschwerden der Häftlinge an und gingen davon. Im Strafblock aber blieb alles beim alten.

Es ging das Gerücht durch den Strafblock, dass man einen Transport zusammenstelle, der nach Zentralsibirien oder nach dem Fernen Osten gehen solle. Alle gerieten in schreckliche Aufregung. Das bedeutete, dass die Menschen, die miteinander befreundet waren, auseinandergerissen wurden. Boris und ich wussten, dass man auch uns trennen würde. Und so kam es. Wir hatten einige Tage Zeit zum Abschied, zum Abschied für immer. Boris schnitzte aus einem Stückchen Holz eine Zigaretzenspitze und fertigte ein kleines Holzkästchen an, damit ich jeden Tag etwas von ihm in Händen hätte. Er versprach, mir eine Nachricht zu schicken, es wenigstens zu versuchen. Diese letzten Tage waren ein einziger Schmerz. Ich wusste, dass der Feme Osten für Boris das Todesurteil bedeutete. Ich konnte nichts tun, als ihm danken für diese zwei Monate Liebe, die mich alle Schrecken von Burma hatten vergessen lassen.

Am Abend kamen dann die Lastautos vor den Strafblock gefahren. Man verlas die Namen, und wir alle standen am Stacheldraht. «Grete, du darfst mich nie vergessen!» rief Boris beim Hinausgehen. Die Häftlinge sangen zum Abschied: «Ströme über die Ufer, grosse Wolga! Mein Liebster nimmt Abschied von mir. Der Wind bläht die Segel, mein Herz stöhnt vor Trennungsschmerz. Auf Wiedersehen! sagt der Liebste, und das Herz wird zu Stein. Lebewohl, lebewohl, und vergiss nicht meine Pein ...»

Als ich allein war, verliessen mich alle Kräfte. Immer häufiger konnte ich das Pensum nicht schaffen, und wenn ich nicht das Glück hatte, einen politischen Brigadier zu haben, der mein Pensum fälschte, gab es immer wieder nur vierhundert Gramm Brot am Tag. Vom frühen Morgen bis zum Mittag da draussen auf dem Felde dachte man an nichts anderes als an Brot. Eines Nachmittags, ich trug den Brotsack mit einem Teil der soeben erhaltenen Ration an einer Schnur um den Leib gebunden, störte mich das ständige Schlenkern beim Hacken. Ich legte den Sack in die Ackerfurche, um ihn alle paar hundert Meter nachzuholen. Da, als ich ihn nach einer Weile aufhob, war er leer, man

hatte das Brot gestohlen. Was das bedeutet, kann nur ein Mensch ermessen, der einmal wirklich gehungert hat. Das hiess, bis zum nächsten Mittag bei schwerer Arbeit nichts zu essen haben.

Schon im «freien» Lager wurde geflucht, aber im Strafblock gab es kaum einen Häftling, der nicht das ganze Vokabularium russischer Flüche beherrscht hätte. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich überhaupt ihren Sinn erfasst hatte, und es fiel wirklich schwer, nicht zu erröten. Für die Kriminellen und Asozialen war ich die «Njemetzkaja Faschistka», das heisst die deutsche Faschistin, denn so hatten sie die Zeitungspropaganda begriffen: deutsch war gleichzusetzen mit faschistisch. Ausserdem war ich eine Politische, das verachtungswürdigste Geschöpf auf russischem Boden. Einmal hackte neben mir auf dem Felde eine Asoziale. Es ergab sich, dass einige Male sie mich überholte, und ich ihr dann wieder nachkam. Es wurden keine Worte gewechselt. Als wir aber wieder einmal auf gleicher Höhe hackten, schleuderte sie mir einen Fluch entgegen, der sich gewaschen hatte. Und da geschah es, dass ich ohne Überlegung mit einem noch derberen antwortete. Selten habe ich eine solche Hochachtung in einem Gesicht gesehen wie in dem jener Frau.

Im Herzen der Steppe

Bald nach dem Abschied von Boris kam ich in eine Kolonne zur Bekämpfung der Brzelose, jener Viehseuche, die in Karaganda so viele Opfer forderte. Abends, als wir müde und zerschlagen von der Arbeit heimkehrten, wurden fünfzig Namen aufgerufen, darunter auch meiner. «Sofort antreten mit Sachen!» hiess es. Ein Häftling ist merkwürdig konservativ. Er will nicht fort aus der dreckigen, verwanzten Baracke, von diesem Stückchen Brett, an das er sich nun endlich gewöhnt hat, aber natürlich auch nicht fort von den schon bekannten Gesichtern.

Ein Ochsenwagen stand vor dem Stacheldraht des Strafblocks, und in der Dunkelheit wurden mit viel Geschrei die Bündel auf die Wagen geworfen. Dann traten wir zu fünfen an, und mit «Dawaj, dawaj!» ging es hinaus in die dunkelnde Steppe, hinter dem knarrenden Ochsenwagen her. Durch die kühle Nachtluft wurde man etwas munterer und be-

merkte den gewaltigen Sternenhimmel über sich. So einen Himmel gibt es wohl nur über Wüsten und Steppen. Aber bald wurden die Beine schwer. Man stolperte in den riesigen Gummischuhen über die ausgedörrten, holprigen Wagenspuren. Unser Marsch wirbelte den Staub auf. Bald hörte man keinen mehr reden, nur das monotone Zirpen der Grillen. Wenn man doch im Gehen schlafen könnte! Wo wird dieser Marsch enden? Der Magen knurrt, und man erinnert sich an nächtliche Wanderungen, die irgendwo in einem Zuhause endeten, in einem wohligen Bette. «Dawaj! Dawaj! Baby!» brüllte der Brigadier, und für kurze Zeit machte einen der Hass munter.

Eine Lehmhütte, keine Bretter, dafür aber Stroh am Boden. Ohne Licht wurden wir hineingetrieben wie das Vieh. Wir warfen uns auf das Stroh. In dieser Nacht störten mich nicht einmal die Wanzen.

Eine kleine Baracke für die Frauenbrigade des Strafblocks, ausserdem eine Männerbaracke, ein Haus für die Bewachungsmannschaften, eine Badestube, ein Arrestloch und eine ganze Reihe gut gebauter Schafställe: das war der Unterabschnitt Leninskoje. Am nächsten Morgen schon begann unsere Arbeit. Im Sommer sind die Schafe draussen auf der Steppe. Die Kolonne wurde ausgerüstet mit Spaten, Spitzhacken und Schaufeln. Die Aufgabe war, den Boden des Schafstalles und des umliegenden Gebietes aufzuhacken, diesen vertrockneten Mist auf Ochsenwagen zu laden, in die Steppe hinauszufahren und dort zu verbrennen. Es war eine Hundearbeit. Vor allen Dingen vor den Schafställen, wo der Boden von einem Netz von Queckenwurzeln durchzogen war und dem Spaten und der Spitzhacke trotzte. An einem Tage geschah ein Wunder. Wir mühten uns schweisstriefend ab. Der Soldat, der uns bewachte, stand in einiger Entfernung. Es war ein Kasake. Plötzlich legte er sein Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett auf die Erde, nahm einem Häftling die Spitzhacke aus der Hand und begann, eine tiefe Furche aufzuschlagen, so dass wir eine Ansatzstelle für unsere Spaten fanden. Das war das erste und einzige Mal, dass ich einen Bewachtungssoldaten gesehen habe, der uns geholfen hat. Man kann sich vorstellen, wie ihn die Häftlinge liebten. Mit ihm unterhielt man sich, mit ihm scherzte man. Ich will gleich noch ein Erlebnis mit diesem Soldaten erzählen. Viele Wochen später

befand sich unsere Brigade auf einem anderen Abschnitt beim Getreidereinigen. Eine Kolonne von sieben Frauen marschierte unter Bewachung des kasakischen Soldaten, der zu Pferde war, hinaus in die Steppe zu einem «Tog», einem ebenen Platz mit einer Getreidereinigungsmaschine. An diesem Tage waren wir sieben nur Politische. Auf dem Hinwege hatten wir uns schon munter mit dem Soldaten unterhalten und ihm erzählt, dass wir schrecklichen Hunger hätten. Dabei hatten wir ein bestimmtes Ziel vor Augen. Dieser «Tog» lag nämlich nicht sehr weit von der Eisenbahnstation Sharik. Unser Kasak war zu Pferde, und in Sharik konnte man Brot und Zucker kaufen. Ob er das für uns tun würde? Wir hielten es alle nicht für möglich. Aber der Hunger machte uns hartnäckig. «Sie wissen doch, dass wir alle Politische sind! Sie kennen uns doch! Uns können Sie wirklich trauen. Bitte, holen Sie uns doch nur ein wenig Brot.» – «Und wenn ihr nun alle ausrückt?» fragte er lachend. «Oder wenn gerade die Kontrolle kommt? Da werde ich auch ins Lager kommen oder noch schlimmer.»

Die Mittagszeit war vorüber, wir hatten schon die Hoffnung aufgegeben. Der Ochsenwagen mit der Suppentonne war davongeschaukelt. Wir arbeiteten, in schwarzen Staub gehüllt, beim Reinigen der Steppengerste. Wir hatten aufgehört, unseren Kasaken zu bitten. Da kam er auf uns zu: «Gebt die Brotsäcke her, aber schnell, und etwas Geld.» Und dann schwang er sich mit einem Satz auf sein kleines Pferd, und in einigen Minuten sahen wir eine Staubwolke am Horizont verschwinden. Es dauerte über eine halbe Stunde, bis er zurückkehrte. In dieser halben Stunde haben sieben Häftlinge um einen Bewachtungssoldaten gezittert. Wir suchten den Horizont ab, ob nicht etwa doch eine Kontrolle käme, dann wieder hingen unsere Augen an der Stelle, wo er verschwunden war, mit Angst und Bangen, dass ihm auch in Sharik nichts widerführe. Und dann wirbelte der Staub, und heran stürmte unser Kasak. Über dem Pferdehals baumelten die Brotsäcke, die halb voll Brot und halb voll Zucker waren.

In Leninskoje bekamen wir zwei Monate lang keine Seife. Eigentlich stand uns je Monat ein kleines Stück zu, etwas grösser als eine Streichholzschachtel, doch sehr weich und feucht. Aber sie hatten uns verges-

sen, oder irgendjemand hatte die Seife gestohlen. Der Schmutz war schon tief in die Haut eingedrungen, der pulverisierte Schafmist sass uns in allen Poren. Und an der Wand des Schafstalles hing ein grosses Plakat: «Es ist wegen der Ansteckungsgefahr mit der tödlich wirkenden Brzeloze verboten, während der Arbeitszeit zu rauchen oder zu essen. Vor den Mahlzeiten müssen die Hände gewaschen werden.»

Eines Tages kam der Kassierer, ein politischer Häftling, in einem Wägelchen auch auf diesen Abschnitt gefahren, um den dort Arbeitenden ihren Verdienst auszuzahlen. Ich wusste, dass man erst Monate später seinen Lohn erhält, und erwartete nichts. Da rief er meinen Namen auf. Und ich erhielt fünfundzwanzig Rubel auf einmal für die «freiwillige» Arbeit von damals, als ich noch im «freien» Lager war. Fünfundzwanzig Rubel sind im Lager ein Vermögen.

Um diese Zeit kam eine neue Brigade, darunter eine Deutsche mit dem Vornamen Olga. Ihre Familie war vor hundertfünfzig Jahren nach Russland gekommen, irgendein Ururgrossvater als Kapellmeister zu irgendeinem Zaren, und die Familie hatte sich rein deutsch erhalten bis in unsere Tage. Richtiger gesagt, sie waren noch deutscher geworden. Olga hatte nicht nur ein klassisch deutsches Gesicht, nein, ihre Lebensgewohnheiten, ihr ganzes Gehabe waren so deutsch, als seien sie der Zeitschrift «Daheim» entnommen. Sie war gross, hellblond, mit weisser Haut, die keine Sonne vertrug, sie hatte schmale Schultern und ausgebildete Hüften. Die Haare trug sie wie unsere Mütter in einem Knoten auf der Höhe des Hinterkopfes. Sie war aber erst dreissig Jahre alt. In ihrem Kleidersack war die Wäsche mit Lochstickerei sorgfältig übereinandergelegt. Mir schien nur das Wäscheband zu fehlen, auf dem in Kreuzstich stand: «Was Mütterchen mir einst beschert, halt ich in diesem Schranke wert...»

Olga war Pianistin, als Künstlerin in der Sowjetunion bekannt. Ihr Mann, ebenfalls ein Musiker, wurde verhaftet, nach ihm Olga. Ihre Anklage lautete auf «Spionage». Sie hatte im Ausland studiert und stand mit Freunden in Briefwechsel. Sie wurde zu fünf Jahren Lager verurteilt und bekam als Strafverschärfung «unter Bewachung».

Von Jugend auf hatte Olga Klavier gespielt. Sport oder körperliche

Arbeit waren ihr völlig fremd. In einer Bluse, die einmal weiss gewesen war, mit nackten Beinen und wild ins Gesicht hängenden Haaren, stürzte sie mit einem Eimer voll Getreide hin und her. Sie sollte den Trichter der Reinigungsmaschine füllen. Der Eimer entglitt ihren Händen, sie kam nicht schnell genug nach, und von allen Seiten ertönte es ununterbrochen: «Dawaj! Dawaj! Ja, so arbeitet die Intelligenz! Es wird höchste Zeit, dass die feinen Leute mal arbeiten lernen!» Schon nach ein paar Stunden war Olgas Gesicht von der Sonne puterrot gebrannt. Der Arbeitsgang wechselte. Sie sollte die Kurbel der Reinigungsmaschine drehen, aber sie schaffte es mit Mühe und Not zehnmal, dann bettelte sie erschöpft, man solle sie ablösen. An einem solchen Menschen tobt sich die ganze Brutalität eines Lagers aus. Als Olga nach ein paar Tagen mit von Sonnenbrand aufgeschwollenen Beinen und Händen kaum noch kriechen konnte und morgens den Brigadier anflehte, sie doch in der Baracke zu lassen, wandte sich der Chor der Häftlinge gegen sie: «Das könnte ihr so passen! Wegen eines bisschen Sonnenbrandes nicht zur Arbeit! Die ist nur zu faul! Wir mussten unser ganzes Leben lang schuften, aber die hat sich immer geschont!» Da sagte ich zu einer besonders Böartigen: «Werden bei euch in der Sowjetunion Künstler so verachtet? Wieviel einfacher ist körperliche Arbeit als Klavierspielen. Von der Sorte, die eine Getreidemaschine bedienen können, gibt es Millionen!» Aber mit dieser Verteidigung schadete ich Olga nur. Ausserdem war sie sehr unpraktisch und langsam. Abends rückten wir zerschunden und verstaubt wie die Kohlenträger von der Arbeit ein. Wir durften erst bei Sonnenuntergang das Feld verlassen; und in der Steppe ist die Dämmerung sehr kurz. So hatte man uns manchmal einen alten Kochkessel mit Wasser gefüllt, damit wir uns waschen könnten. Doch immer wieder sofften die Ochsen das Wasser aus. Dann rannte man mit seiner Konservendose trotz strengstem Verbot zu dem fast ausgetrockneten Ziehbrunnen, liess den «Katylok» am Strick hinunter, um ein wenig Wasser zu erwischen. Dabei musste man vorsichtig nach allen Seiten spähen, ob es auch kein Soldat bemerkte. Selbstverständlich fiel Olga immer herein. Dann hagelte es Flüche. Kaum hatte man sich ein wenig den Dreck im Gesicht herumgewischt, musste man zur Küchenbaracke stürzen,

damit man nicht um seine Hirsesuppe kam. Alle waren schon fertig und schleppten ihre Bündel aus der Baracke heraus, um sich für die Nacht ein Lager zu bereiten, nur von Olga keine Spur. Damals hatten wir die Erlaubnis erhalten, nachts vor der Baracke zu schlafen, weil es in den Hütten vor Wanzen nicht auszuhalten war. Drinnen blieben nur die ganz Abgehärteten, denen die Wanzen nichts mehr anhaben konnten. Wenn man abends die Baracke betrat, um sein Bündel herauszuholen, so musste man sich immerfort über Kopf und Schulter streichen, denn es regnete förmlich Wanzen; an den Wänden liefen sie wie auf Ameisenstrassen. Meinen «Katylok» liess ich in der Baracke, vorsichtshalber mit ein wenig Wasser gefüllt, weil ich schon Bescheid wusste, und wenn ich ihn dann morgens ausschwenkte, um nach Tee-wasser anzustehen, so war das Wasser wie mit Entengrütze von Wanzen bedeckt, die über Nacht hineingefallen waren. –

Wir schliefen auf dem blossen Steppenboden, mit dem Kopf gegen die Barackenwand, eine dicht neben der anderen. Auf einem Schemel, ungefähr fünf Meter von den liegenden Frauen entfernt, sass der Soldat, das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett vor sich, und hielt die ganze Nacht über Wache. Wenn man austreten wollte, musste man zu ihm gehen: «Darf ich austreten?» – «Dawaj!» Dann ging man ein paar Schritte in die Steppe und setzte sich hin. Eines Nachts erwachte ich, wollte austreten, der Schemel war leer. Ein grosses Problem! Wo war der Soldat? Wen sollte ich um Erlaubnis fragen? Einfach zu gehen, war lebensgefährlich, denn er hätte hinter mir herschiessen können. Da hörte ich rechts von mir ein Geräusch. Der Soldat lag neben einem Häftling in der Reihe der schlafenden Frauen. Kurz entschlossen erhob ich mich, ging zu dem sich liebenden Paar und fragte, ob ich austreten dürfe. Eine Antwort bekam ich nicht.

Aber zurück zu Olga. Fast jeden Abend wiederholte sich das gleiche. Alle lagen schon in Reih und Glied, nur Olga war noch nicht da. Der Soldat sass schon auf seinem Schemel, es war seit einer Viertelstunde Lagerruhe. Da fegte Olga mit ihrem Bündel aus der Barackentür. Ein Hagel von Schimpfworten empfing sie. Dann brauchte sie weitere zehn Minuten, um sich für die Nacht vorzubereiten. Lag sie dann endlich und ich atmete erleichtert auf, wandte sie sich zu mir und sagte in deutscher Sprache laut:

«Sieh mal, Grete, dort über den Hügeln der schöne Stern! Ist das nicht die Venus?» – «Verfluchtes Weib, wirst du endlich aufhören zu reden?» antworteten die Häftlinge und der Soldat im Chor. Die arme Olga endete nach kurzer Zeit auf einem Invalidenabschnitt, wo man bei leichter Arbeit täglich nur zweihundert Gramm Brot bekam.

Wenn wir morgens zur Arbeit gingen, war es empfindlich kalt, gegen Mittag erwärmte sich die Luft bis zu vierzig Grad. Die Neuen, die erst vor Kurzem im Lager eingetroffen waren, besaßen noch ihre Privatkleider, hatten Mäntel und warme Sachen, die zogen sie dann im Laufe des Tages aus und legten sie an den Rand des «Togs». Als sie eines Tages zu Mittag vom Felde zurückkamen, waren alle Kleidungsstücke verschwunden. Den Mantel einzubüssen, ist im Lager ein großes Unglück, denn damit verliert man auch die Decke für die Nacht. Wer hatte die Sachen gestohlen? Alle kannten die Täter, aber niemand wagte es laut zu sagen. Der Natschalnik des «Togs» war ein Krimineller, ein berühmter Moskauer Bandit, Iwan Petrowitsch. Sein Mitarbeiter war Sosnin, ein ehemaliger Advokat, der bereits von seinen zehn Jahren Lagerstrafe, zu denen er wegen eines Eifersuchtsmordes an seiner Frau verurteilt worden war, acht hinter sich hatte. Alle wussten, dass Iwan Petrowitsch und Sosnin die Diebe waren.

Die Arbeitstiere

In unserer Kolonne arbeiteten auch zwei Nonnen, die einem geheimen religiösen Orden angehörten. Sie wurden wegen «konterrevolutionärer Agitation» verurteilt. Sie trugen immer einen Strick um ihr Kleid gebunden, so dass es an eine Kutte erinnerte. Einmal, draussen auf der Steppe, während einer Mittagspause, sassen die beiden auf einem Getreidehaufen und sangen. Ich ging zu ihnen, um zuzuhören. Es waren schöne, alte Kirchenlieder. Als sie merkten, dass es mir Freude machte, wurden sie, die immer sehr scheu waren, ganz zutraulich und fragten, ob es in Deutschland auch Kirchenlieder gebe. Ich sang ihnen ein altes Marienlied vor, und es gefiel ihnen so gut, dass sie nicht genug bekommen konnten. So freundeten wir uns an. Einmal gab es

Fleisch in der Suppe. Das war zur Zeit, als die Mähdrescher in der Nähe unseres Abschnittes ernteten und aus der gleichen Küche verpflegt werden mussten. Grosse Freude herrschte. Da kam eine der Nonnen ganz schüchtern zu mir und erzählte, dass sie jetzt Fastenzeit hätten und kein Fleisch essen dürften, ob ich es wohl haben möchte. Ich habe nicht nein gesagt.

Die beiden lebten völlig isoliert. Sie wirkten sehr verängstigt und stellten niemals auch nur die geringste Forderung. So lagen sie, als die Kolonne nach Burma zurückkehrte und es sehr wenig Platz in der Baracke gab, in dem Schmutz unter den Brettern, ohne auch nur ein einziges Mal zu protestieren.

Dann war da noch Lydia in unserer Kolonne, ein armer Trottel, die ein rotes, völlig verschossenes Kattunkleid anhatte, sonst nichts. Auf der Brust zerschloss es schon, und sie versteckte immer schamhaft ihren Busen. Sie hatte keine Vorderzähne mehr, obgleich sie noch nicht dreissig Jahre alt war. Immer wieder erzählte sie mit strahlendem Gesicht von ihren Erfolgen bei den Männern. Sie stammte aus irgendeinem Dorf und war wegen unerlaubten Verlassens des Wohnsitzes verhaftet worden. Sie war der Kolonnennarr. Alle foppten sie: «Lydia, wo hast du deine Zähne gelassen? Wenn du dir welche machen lässt, werden wir dich lieben!» Um zu zeigen, was für ein Kerl sie war, drehte sie stundenlang die Kurbel der Reinigungsmaschine, und dabei lief ihr der Urin die Beine herunter. Sie bettelte unentwegt um Suppe: «Gebt Lydia ein Stückchen Brot!» flehte sie wie ein Kind.

Mir war im Büro der Reparaturwerkstatt einmal ein Heftchen in die Hand gefallen, worin genau angeführt war, wieviel Nahrungsmittel jedem Häftling zustanden. Im Gedächtnis blieb mir nur, dass die tägliche Fettzuteilung der untersten Kategorie drei Gramm je Häftling zu betragen hatte: «in Form von Sonnenblumenöl zu verabreichen». Auch diese drei Gramm kamen nicht bis zum Häftling, sie wurden bei der Ausgabe, in der Küche und zum Schluss noch beim Austeilen gestohlen. Denn zuerst schöpften sich die Freunde der Küche das Essen ab, und da Fett oben schwimmt, ergatterten sie auf diese Weise die spärlichen Fettaggen. Dann erst kamen alle anderen. Wieviel Kämpfe, wieviel Geschrei gab es beim Essenausteilen! In einem Abschnitt hatte dieses Amt eine Politische inne. Eine Kriminelle fühlte sich eines Ta-

ges benachteiligt, behauptete, eine kleinere Kelle bekommen zu haben als die anderen. Sie verlangte unter Drohungen einen Nachschlag. Die Politische weigerte sich. In der darauffolgenden Nacht wurde sie ermordet. Man fand sie am Morgen mit durchschnittener Kehle auf den Brettern. Die Kriminelle wurde verhaftet und erhielt drei Jahre Lager, als Zusatzstrafe für Mord an einem Mithäftling.

Ein wahrer Freudentag war für mich, als mir ein eben angekommener Häftling ein kleines Päckchen überreichte, worauf als Absender der Name Tasso Salpeters stand. Tasso war nach Burma gekommen, hatte erfahren, wo ich mich befand, und mir ein Päckchen Zucker geschickt.

In der Kolonne, die die Brzelose zu bekämpfen hatte, war auch Alexandra, die im Anfang so gern und viel gelacht hatte. Jetzt wurde sie von Tag zu Tag gedrückter und schweigsamer. Sie war klein und früher mal rund gewesen, hatte eine Stupsnase und zeigte beim Lachen alle Zähne. Aber nun begannen ihre Haare zu ergrauen und die schönen grossen Zähne abzuberechen. Alexandra war schon 1935 verhaftet worden. Sie hatte als Modistin in Moskau gearbeitet, zuerst in einem Geschäft, dann machte sie sich selbständig. Sie muss sehr geschickt gewesen sein. Man vermittelte ihr als Kundschaft die Damen der japanischen Botschaft. Sie ging zur Botschaft zum Anprobieren und wurde dort einmal zum Tee eingeladen. Kurz danach verhaftete sie die GPU. Ihre Unschuld muss so eindeutig gewesen sein, dass man sie nicht verurteilte, sondern in «freie» Verbannung schickte. Alexandra war verheiratet, ihr Mann Konzertsänger. Sie verlangte selbstverständlich nicht von ihm, dass er sie in die Verbannung begleitete, die eine kleine Stadt am Rande der Kasakischen Steppe war. Dort lebten schon viele Verbannte. Den meisten ging es sehr schlecht, denn sie hatten nichts zum Leben. Es gab keine Arbeitsmöglichkeit. Der einzige Beruf, den man ergreifen konnte, war der eines Wasserträgers. Die Ziehbrunnen lagen verstreut, zum Teil ausserhalb des Ortes, und die Verbannten trugen der kasakischen Bevölkerung das Wasser zu. Aber Alexandra bescherte den Frauen der kasakischen Sowjetbeamten, die bis dahin mohammedanisch gekleidet waren, die ersten europäischen Hüte und Kleider. Sie hatte durchschlagenden Erfolg, und als sie dann auch noch

begann, für die kasakische Männerwelt eine Art Uniformmütze zu kreieren, wurde sie mit Geld und Lebensmitteln überschüttet. Sie erzählte, dass sie nie vorher so üppig gelebt habe wie in dem Städtchen am Rande der Steppe. Sie bat und flehte ihren Mann in Briefen an, er solle sie wenigstens einmal besuchen. Er wagte es nicht. Sie hörte auf, ihm zu schreiben. Ihre Verbannung war auf drei Jahre festgesetzt. Nach zweieinhalb Jahren, eines Nachts im Winter 1938, wurden sämtliche Verbannte verhaftet und auf Schlitten zur nächsten NKWD-Stelle gebracht. Alexandra schilderte mir lachend ihr erstes Verhör: «Ich war in alles eingewickelt, was ich besass. Über dem Mantel noch ein Umschlagtuch, um den Kopf zwei Kopftücher. Ich sah aus wie eine Kugel auf Rädern, und an den Füßen trug ich dicke Filzstiefel. So kam ich herein zum Untersuchungsrichter und musste mich auf einen Schraubsessel setzen, der viel zu hoch war. Ich balancierte wie auf einem Thron und schwitzte entsetzlich vor Angst und Hitze. Da las er mir meine Anklage vor: «Sie haben gemeinsam mit den Verbannten des Ortes ... einen bewaffneten Aufstand vorbereitet!» Ich verstand gar nicht, was er meinte, und fragte: «Mit welchen Waffen denn, Herr Untersuchungsrichter?» Da musste selbst er lachen, wahrscheinlich bei der Vorstellung, wie ich Kugel einen Revolver schwingen wollte.»

Aber es endete gar nicht humoristisch. Alexandra wurde zu acht Jahren KZ verurteilt und kam nach Burma. Sie litt entsetzlich unter Hunger. Eines Tages, wir arbeiteten im Schafstall, blieb sie allein zurück, während wir dem Ochsenwagen folgten, um ihn abzuladen. Als wir zurückkehrten, gelang es mir gerade noch, Alexandra vom Strick loszumachen. Sie hatte sich an einem Balken aufgehängt.

Ich erzählte schon, dass mir fünfundzwanzig Rubel ausgezahlt worden waren. – Auf diesem Abschnitt gab es ein kleines Eselchen. Plötzlich iahte es durchdringend über den ganzen Platz. Da schrie alles voller Freude: «Der ‚Larjok‘ kommt.» Das war der Lagerkaufladen auf einer Holzkarre, davor ein Esel, der die Mutter unseres jungen Eselchens war. Eselchen und Häftlinge begrüßten gleich enthusiastisch den «Larjok». Eigentlich durften wir nichts kaufen, aber da war kein Halten mehr. Dieser Laden kam für die Traktoristen und Mähdre-

scherführer heraus auf die Felder. Ich kaufte im Überschwang der Begeisterung gleich ein Kilo Bonbons und ein ganzes Schwarzbrot. Dann standen wir, mit dem Staub von Brzeloemist von oben bis unten bedeckt, lutschten Bonbons und assen Brot und vergassen unsere tiefe Verzweiflung. Nach einer Weile zeigte mir Alexandra ihre wundgelutschte Zunge und lachte wie früher.

Doch noch einiges über die «freie Verbannung». Dazu verurteilte man Menschen, von deren Unschuld selbst der Untersuchungsrichter überzeugt war. Diese Menschen brauchte man zur Besiedlung Sibiriens, wie ja auch im Grunde genommen die Verurteilung zu Konzentrationslager, neben der Sicherheitsmassnahme gegen unzuverlässige Elemente, aus dem gleichen Grunde erfolgte. Das System der Zwangsarbeiterlager in der Sowjetunion ist ein sehr wesentlicher Bestandteil des gesamten sowjetischen Wirtschaftssystems. Bei der Vorbereitung der Fünfjahrpläne wird die Zahl der zwangsrekrutierten Arbeitskräfte sorgfältig einkalkuliert. Das geht so weit, dass im Jahre 1937 einmal die örtlichen NKWD-Stellen genaue Angaben darüber erhielten, wieviel Verhaftungen vorzunehmen und Urteile auszusprechen seien. Die Instanz, der alle sogenannten Arbeitsbesserungslager, Kolonien und so weiter unterstellt waren, hiess GULAG (Oberste Verwaltung der Lager). GULAG war zwar eine Abteilung der NKWD, aber sie stand in enger Verbindung mit der staatlichen Planungskommission. GULAG schloss auch mit einzelnen Fabriken, Kombinat und so weiter regelrechte Verträge ab, in denen über die zu liefernden Arbeitssklaven wie über eine willenlose Ware bestimmt wurde. Der Anteil dieser Arbeitssklaven am Aufbau der sowjetischen Industrie, an der Urbarmachung weiter Einöden, an der Gewinnung der Bodenschätze, der Erschliessung des Landes durch Eisenbahnstrecken und Wasserwege, der Anteil dieser Unglücklichen an dem angeblichen wirtschaftlichen Aufschwung des Riesenreiches konnte bis heute nicht genau errechnet werden. Er ist ungeheuer. GULAG, die gigantische Umschlagstelle für rechtloses Menschenmaterial, sorgte für sachgemässe Verteilung.

Die Jahre der grossen Säuberung versorgten GULAG mit einer Flut von Arbeitssklaven, aber auch die Nachfrage war gigantisch. Die Zahl der zu Zwangsarbeit Verurteilten, so gross sie war, reichte nicht aus.

Da mussten dann «freie» Verbannte, «freiwillige» Umsiedler und ähnliche Unglückliche, die sich in ihrem Status kaum von den Häftlingen unterschieden, die Lücken füllen.

Es ist oft vorgekommen, dass sich Verbannte freiwillig bei der NKWD gemeldet und um ihre Verhaftung gebeten haben, weil sie sonst hätten Hungers sterben müssen. Sie liegen oft wochenlang unter den Brücken unter freiem Himmel, weil sie nirgends eine Unterkunft finden, nirgends eine Arbeit. Sie verkaufen ihr Hab und Gut, oder falls sie im Besitz von Geld sind, leben sie davon eine Weile. Als KZ-Verurteilte haben sie wenigstens ihre lumpige Suppe, die tägliche Ration Brot und einen Platz in irgendeiner, wenn auch noch so jämmerlichen Hütte.

Wir hatten auf einem «Tog» gearbeitet, die Sonne war untergegangen, und es wurde kalt. Eine Kriminelle griff nach einem leeren Getreidesack, hängte ihn sich um die Schultern. Das sah ein berittener Posten. Er rief: «Nimm sofort den Sack herunter!» – «Nein, es ist mir kalt. Wenn wir abmarschieren, lege ich ihn wieder hin», antwortete die Frau. «Ich werde dir zeigen, wer hier zu gehorchen hat!» Der Soldat ritt auf sie zu und schlug sie mit der Nagajka über die Schulter. Die Kriminelle erhob ein mörderisches Geschrei, und als wir eingerückt waren, meldete sie sich sofort beim Natschalnik. Einige Tage später wurde der Soldat auf einen anderen Abschnitt versetzt.

In unserer Kolonne gab es eine Zigeunerin; sie war vielleicht sechzehn Jahre alt, recht hübsch, und hielt es für unter ihrer Würde, etwas zu tun. Sie war im Strafblock wegen Fluchtverdachts und zeigte voller Stolz eine offene Wunde am Bein, die sie sich zuzog, als sie im Winter barfuss aus dem Gefängnis floh, wo sie wegen Pferdediebstahls gesessen hatte. Ihr Vater war ein Pferdedieb, und auch sie «liebte» über alles Pferde. «Schon als kleines Mädchen wollte ich einen Hengst bändigen, da hat er mich in den Hals gebissen.» Sie zeigte uns die Narbe. «Das Schönste auf der Welt ist das Leben im ‚Tabor‘, im Zigeunerlager», sagte sie schwärmerisch. Und als einmal ein Soldat mit ihr anbändelte, führten sie folgende Unterhaltung: «Sina, bist du in eine Schule gegangen?» – «Nein, wozu habe ich eine Schule nötig?» – «Aber du

musst doch irgendetwas lernen, du musst doch auch ein kultivierter Mensch werden!» – «Geh zum Teufel.» – «Du weisst vielleicht nicht einmal, was Sozialismus ist?» Und sie antwortete ihm: «Lass dich begraben mit deinem Sozialismus! Ich bin ein freier Zigeuner!»

Dieses hübsche Mädchen floh in einer schönen Nacht zusammen mit einer Politischen, einer runden, blonden, gemütlichen Köchin aus Leningrad. Wie dieses Paar sich über eine gemeinsame Flucht verständigen konnte, blieb mir ein Rätsel. Damals arbeiteten wir in zwei Schichten Tag und Nacht auf dem «Tog» beim Getreidereinigen. Nachts wurde der Platz mit grossen Windlichtern erleuchtet.

Als es noch finster war, rückte die Kolonne von der Arbeit ein. Zwischen Ankunft und Verlesen der Namen waren die beiden verschwunden. In der Nacht war nicht an Verfolgung zu denken. Wir erwarteten aufgeregt den nächsten Tag. Aber auch da erwischte man sie nicht.

Am Morgen nach der Flucht kam ich zur Arbeit auf den «Tog», begrüßte meine Freundin, eine alte Zigeunerin, die zur Bewachung des Tog gehörte, und erzählte ihr die Neuigkeit. Ihr Gesicht verklärte sich: «Ja, ja, die Sina, die ist ein schlaues kleines Ding. Die hat es im Gefühl, dass irgendwo hier in der Steppe ein ‚Tabor‘ sein muss. Und wenn sie das erreicht, dann ist sie gerettet. Ach, wenn man noch einmal so jung wäre!» Darauf bot mir die Alte einen selbstbereiteten Kräutertee an, der zwar in der dreckigen Konservenbüchse sehr verdächtig aussah, aber ich durfte die Gastfreundschaft nicht verletzen. Ich reichte ihr dafür eine Prise Tabak für ihr kleines, mit Silber beschlagenes Pfeifchen. Wir blieben gute Freunde.

Aus Karaganda zu fliehen, war ein schweres Unterfangen. Während der Erntezeit, wenn die Getreidegarben auf den Feldern lagen, war es leichter, denn die Flüchtlinge, die ja nur nachts laufen konnten, fanden tagsüber in ihnen einen Unterschlupf. Am Tage wurde das ganze Gebiet von berittenen Soldaten durchstreift. Die Fliehenden mussten die Berge am Rande des Lagergebietes zu erreichen versuchen. Das war die Chance, nicht entdeckt zu werden. In meiner Karaganda-Zeit ist es fünf Häftlingen gelungen zu entfliehen. Zwei kriminelle Männer und

eine Frau hatten sich Pferde verschafft, und die Flucht gelang ihnen. Aber eine ukrainische Bäuerin, die in ihrem entsetzlichen Heimweh auch versucht hatte zu entkommen, wurde erwischt. Sie erhielt als Strafe zwei weitere Jahre Konzentrationslager und Strafblock.

Wir hatten niemals einen Sonntag oder einen freien Tag, nur während der Mai- und Novemberfeiertage wurden wir in die Baracke eingeschlossen und mussten nicht arbeiten. Doch wenn Mütterchen Natur uns gnädig war und im Sommer einen Sandsturm oder im Winter einen Schneesturm schickte, dann konnten wir feiern.

So ein Sandsturm, der oft tagelang anhielt, ist etwas Phantastisches. «Karagandik» heisst ein stachliges Gewächs der Steppe. Es ist rund wie eine Kugel und so gross wie ein Fussball. Um ein Heu zu ernten, an dem sich die Tiere nicht ihre Mäuler zerstechen, gehen die Häftlingskolonnen mit Hacken über die Steppe, um den «Karagandik» auszurotten. Die abgeschlagenen Pflanzen werden zu grossen Haufen geschichtet und als Brennmaterial benutzt.

Doch wenn der trockene Karagandik lebendig wird, beginnt der Sandsturm. Zuerst sieht man sie wie Igel langsam über die Steppe rollen, noch zögernd, von einer Richtung in die andere getrieben; dann beginnen sie zu jagen, zahllose Igel toben heulend über die Ebene, sie verwickeln sich, bilden einen Wirbel, erheben sich in die Luft und stürzen polternd zurück. Der Himmel wird schwefelfarben, der Horizont verwischt, und mit Gedröhne jagen die Pferdeherden, die Rinder und Schafe zu irgendeiner schützenden Unterkunft. Dann kommt der Sand. Wir aber hockten in der Baracke, glücklich über den geschenkten Tag. Draussen heulte der Sturm. Eine Wand von rasendem Sand. Zuerst grauer, dann gelber, heller, dunkler – ununterbrochen, Stunden hindurch. «Der kommt aus der Mongolei», meinten die Sachverständigen.

Wenn ich an die traurige Zeit im Abschnitt Leninskoje denke, fällt mir immer ein hölzernes Portal ein, das mitten in der Steppe stand, ein ganzes Stück von den Lehmhütten entfernt. Es führte kein Weg durch dieses Portal, aber es gab auch keinen Zaun, weder rechts noch links. Nichts als ein ragendes Prunktor, und zwischen den Schrägbalken stand in grossen Buchstaben geschrieben: «Es lebe der 20. Jahrestag der Oktoberrevolution.»

Herbst

Eines Abends, als wir von der Arbeit einrückten, stand ein Ochsenwagen bereit, rasch mussten wir unsere Bündel zusammenraffen, aufladen, und fort ging es in die Nacht hinein, so müde, verschmutzt und hungrig, wie wir waren. Nach einem Marsch von vielen Stunden, bei dem einige Frauen schlappmachten und auf den Ochsenwagen geladen werden mussten, merkten wir, dass wir den Bergen am Horizont nähergekommen waren. Und als wir endlich das Ziel erreicht hatten, in eine Lehmhütte stolperten und uns aufs Stroh warfen, waren wir in dem neuen Abschnitt «El Marje» angekommen.

El Marje lag eingebettet zwischen Hügeln, den Ausläufern des Ural. Wie Kulissen umschlossen die Berge die Talmulde und liessen nur auf einer Seite den Blick in die unbegrenzte Steppe frei. Es war Herbst geworden, ein sonniger sibirischer Herbst. Die Sträucher der wilden Rosen an den Abhängen der Berge glühten rot, und ein mattblauer Septemberhimmel überwölbte dieses liebliche Tal.

Aber für uns vom Strafblock gab es kein Verweilen im Anblick sanfter Hügelketten. In El Marje herrschte die Brzelose, und unsere Brigade von zwanzig Frauen war zu ihrer Bekämpfung eingesetzt. Der Natschalnik dieses Abschnittes erpresste von uns immer grössere Leistungen. Er war frei, aber man erzählte sich, er sei ehemals auch ein Häftling gewesen. Dieser Hund konnte nie genug bekommen. Entweder hatten wir die Wagen mit dem trockenen Brzelosemist nicht voll genug geladen oder den steinharten Lehm Boden in den Viehställen mit unseren Spitzhacken nicht tief genug aufgeschlagen. Wahrscheinlich musste er einer vorgesetzten Stelle seine Ergebenheit beweisen und deshalb ein Übersoll erfüllen. Er tat es auf unsere Kosten, wir waren ja seine Sklaven. Und wie der Natschalnik, so die Wachtposten, so der Brigadier. Das ging den ganzen Tag «Dawaj! Dawaj!» Es trieb der Brigadier, es hetzte der Soldat, es schrie der Natschalnik.

Schweissüberströmt, gekrümmt und ganz betäubt kamen wir nach Sonnenuntergang in unsere Hütte, und da gab es nicht einmal eine Pritsche. Wir schliefen auf dem Lehm Boden. Zum Waschen hatten wir keine Kraft mehr, und das will bei Frauen, noch dazu bei Politischen,

viel heissen. Der Hunger war schlimmer als je. Nur einmal noch im Leben ein ganzes Brot allein essen dürfen, war der sehnlichste Wunsch aller.

Wieder arbeitete ich zusammen mit meinen alten Kameraden, der stupsnäsigen Alexandra, die gar nicht mehr lachen wollte, Tamara, der kleinen Dichterin, und Tanja, die so schöne Volkslieder singen konnte. – Eines Morgens hatten Tamara und ich hohes Fieber. In diesem Abschnitt gab es kein Fieberthermometer, hier stellte der Natschalnik durch «Augendiagnose» fest, ob man krank oder arbeitsfähig sei. Wir zwei glühten, und er entschied: krank.

Wir lagen auf dem Lehm Boden der Hütte und lächelten uns strahlend an. Gott sei Dank, wir haben es geschafft. Wir durften liegen, ausruhen. Wir waren so zufrieden, dass wir jede Brzelose in Kauf genommen hätten.

Tamara war ein dunkeläugiges, feingliedriges Geschöpf von zwanzig Jahren. Als Tochter eines Arztes studierte sie auf Wunsch des Vaters Medizin, aber ihre Liebe gehörte der Poesie. Tamara schrieb Gedichte. Die Studenten ihrer Universität hatten einen literarischen Zirkel gebildet, in dem man diskutierte und aus eigenen Werken vortrug. Dort las Tamara ihre Gedichte, eine «Hymne an die Freiheit» wurde ihr zum Verderben. Die NKWD verhaftete sie und klagte sie der «Vorbereitung des Terrors» an. Denn welchen Diktator hätte sie anders meinen können als Stalin! Ihr Urteil lautete auf acht Jahre Konzentrationslager, im Strafblock zu verbüssen.

In Leninskoje hatte man Tamara den Mantel gestohlen, so blieb sie ohne Decke für die Nacht. Sie war jetzt schon so entkräftet, dass sie das Entlausen aufgab. Vor Magerkeit hingen ihr die Schultern vornüber. «Das schlimmste ist, dass meine Mutter allein zurückblieb, denn meinen Vater verhafteten sie ein halbes Jahr vor mir», erzählte sie mit nassen Augen.

Zu unserer beider Leidwesen hatten wir nach drei Tagen kein Fieber mehr. «An die Arbeit!» Man suchte einen Wasserfahrer. «Wer versteht, mit Ochsen umzugehen?» fragte der Natschalnik. Ich meldete mich und erhielt einen Strick mit der Weisung, mir zwei Ochsen in der Steppe einzufangen, aus dem Ziehbrunnen in der Ebene und einem an-

deren in dem kleinen Seitental Wasser zu schöpfen und die Baustellen damit zu versorgen. – Nach der «Brzelose-Kampagne» mussten unsere Frauen nämlich die Dächer und Wände der Viehställe ausbessern. Dazu brauchten sie Wasser, um den Lehmbrei zu mischen. –

Weit draussen in der Steppe lagen friedlich wiederkäuend so an die zehn Ochsen. Mit dem Strick in der Hand näherte ich mich ihnen langsam. Es war meine erste Bekanntschaft mit diesen braven Tieren. Aber als ich nur noch einige Meter von ihnen entfernt war, erhoben sie sich schwerfällig und trotteten gemächlich davon. Sie wussten genau, was ihnen bevorstand, und sie hassten die Arbeit. Die Verfolgung ging weiter; ich bekam Angst, dass der Natschalnik meine Unfähigkeit beobachten könnte. Je schneller ich lief, umso schneller rannten die Ochsen. Das stachlige Steppenkraut zerstach mir die nackten Beine. Da sann ich auf eine List. Ich legte mich ins Gras, und kurz darauf folgten die Ochsen meinem guten Beispiel. Darauf kroch ich vorsichtig von hinten an einen ahnungslosen Schwarzweissen heran und warf ihm den Strick über die Hörner. Er sprang auf. Zu spät! Und er ergab sich sofort in sein Schicksal. Nun stand ich vor einem neuen Problem: Wie fange ich mir einen zweiten Ochsen, ohne dass der erste wieder davonlief? Ich zog am Strick, und der Gefangene folgte mir. Und welches Wunder! Aus der Gruppe der davonlaufenden anderen Tiere löste sich ein brauner und ging gehorsam hinter uns her. Der Schwarzweisse hiess Wassja und derbraune Mischka. Sie zogen immer gemeinsam an einem Joch. Aber welche neue Schwierigkeit! Zwingen einmal zwei Ochsen in ein Joch und noch dazu in ein kasakisches! Da sind zwei Schrägbalken an der Wagendeichsel befestigt. Zwischen diese musste man die Köpfe von Wassja und Mischka klemmen. Wenn ich glücklich einen drin und an der Aussenseite des Schrägbalkens den Eisenpflock durchgesteckt hatte, lag inzwischen der andere ruhig an der Erde und kaute. Mein Glück war, dass am ersten Tage kein Natschalnik zusah. – Was für eine Tierquälerei ist so ein kasakisches Joch! Wenn ein Tier sich hinlegt, reisst es den Kopf des anderen mit herunter. Und wie sahen meine armen Ochsen aus. Jeder nahm sich das Recht, sie zu prügeln. Die Rücken zeigten blutverkrustete Stellen, sogar die Schnauzen waren wundgeschlagen.

Mit Mischka und Wassja durchlebte ich meine schönste Lagerzeit

in Karaganda. Mit «Zoby-Zopp»-Geschrei, das heisst rechts-links in der Ochsenprache, ging es langsam den Hügel bergan, nachdem der Ziehbrunnen in der Ebene ausgeschöpft war. Das zweite Wasserloch lag in einem kleinen Seitental und konnte nicht von dem wachthabenden Posten, der auf einem Hüttendach stand, eingesehen werden. An einer Biegung des Tals kommandierte ich «Stoj!» Sofort legte sich erst Mischka und dann Wassja nieder. Ich war ganz allein in dieser kleinen Mulde. Auf beiden Seiten stiegen grünspanschimmende Felsen auf, dazwischen rotglühende Hagebutten, wohin das Auge blickte. Ich kletterte über die Felsen und pflückte mit dem wilden Eifer des hungrigen Menschen meinen Brotbeutel voller Hagebutten. Dann schnell zurück, und nun kam die schwerste Arbeit, meine beiden Freunde zum Aufstehen zu bewegen. Da halfen leider nur Prügel – es waren eben doch Lagerochsen. Wie gerne hätte ich eine Viertelstunde im Gras gelegen und in den zarten Herbsthimmel geblickt. Aber schnell musste die verlorene Zeit aufgeholt werden, denn der Natschalnik beaufsichtigte persönlich die Ausbesserungsarbeiten bei den Ställen, und wehe, wenn es an Wasser gemangelt hätte. Mit lautem Geschrei näherten wir drei uns dem Wasserloch. Es erhoben sich Schwärme grünschillender Vögel, und mit einem «Zopp-Zopp» wendete ich im engen Tal mein Wägelchen und fuhr dicht an das Loch heran. Dann mit dem Eimer im Trab die Stufen hinunter und herauf, hin und her, bis beide Tonnen auf dem Wagen gefüllt waren, und das Tal hinab zum Schafstall. – So ging es den ganzen Tag mit «Zoby-Zopp», von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Am Abend nahm ich dann Mischka und Wassja das Marterjoch ab, klopfte sie zärtlich am Hals und kraulte die Locken zwischen den Hörnern. Dann liefen sie in die Steppe hinaus, glücklich, wenigstens für die Nachtstunden dem Joch entronnen zu sein.

Einmal kam auch nach El Marje der «Larjok». Er hatte nur Heringe und Nudeln zu verkaufen. Wir entschieden uns für Nudeln, die waren billiger, dachten aber gar nicht an die Schwierigkeit der Zubereitung. Wo sollten wir sie kochen, worin und womit? Die Russinnen waren ratlos. Da erinnerte ich mich, irgendwo etwas von Schafmist als vorzüglichem Heizmaterial gelesen zu haben. Mit den Erfahrungen eines

alten Wandervogels baute ich am Abend nach der Arbeit kunstgerecht zwischen Baracke und Abortgrube – denn nur dort erlaubte es der giftige Natschalnik – eine Feuerstelle. Zuerst wurde die Windrichtung geprüft und dann ein Graben ausgehoben, auf dem unsere Konservendbüchsen stehen konnten. Trockenem Schafmist gab es mehr als genug, und er brannte wie Zunder. Wir hockten und schürten und vergassen vor Eifer ganz unsere Müdigkeit. Als dann die Nudeln weich waren, das Salzwasser abgegossen, sassen wir gleich neben der stinkenden Abortgrube und verzehrten sie. Und während wir lachten und den Posten, der uns in die Baracke jagen wollte, immer wieder um «noch ein paar Minuten» baten, ging über den Bergen ein riesiger, gelber Mond auf. «Greta», flüsterte Tamara, «hier in El Marje spielt eine Szene in meinem Schauspiel, das ich später einmal, wenn ich wieder frei bin, schreiben werde ...»

Eines Mittags wurden wir von der Arbeit weggerufen; ein Lastauto stand bereit. Also hatten wir eine lange Reise vor uns. Unsere Frauenbrigade wurde zur Arbeit auf einen Ziegeleiabschnitt transportiert. Nach dem landschaftlich so schönen El Marje war es dort besonders trostlos. Öde, verbrannte, braune Steppe. In einer Niederung wurde der hellgraue, zähe Lehm gestochen und in Formen gefüllt. Diese Ziegel werden nicht gebrannt, sondern nur in der Sonne getrocknet.

Zusammen mit einer jungen kasakischen Mohammedanerin hatte ich die Aufgabe, die Ziegelsteine zu wenden. Sie waren in langen Reihen aufgebaut, wir gingen von Stein zu Stein und drehten sie. Schon nach einigen Stunden bluteten unsere Hände. Diese Ziegelsteine sind mehr als doppelt so gross wie die bei uns gebräuchlichen, und sie haben messerscharfe Kanten. Unser Glück war, dass der Posten und der Brigadier ein ausgedehntes Gebiet kontrollieren mussten. Hatten sie uns den Rücken gewandt, so setzten wir uns auf die Steine und faulenzten. Die junge Kasakin war eine gläubige Mohammedanerin. Um den Hals trug sie an einer Schnur ein aus rotem Stein geschnittenes Medaillon, auf das Mondsichel und Stern eingraviert waren. Sie hatte schwarze, glänzende Haare, die sie in zwei festgeflochtenen Zöpfen über die Schulter hängen liess. Sie lebte streng nach den Vorschriften

des Korans, was bei unsern Genossen ein höhnisches Gelächter hervorrief. Wenn sie zur Abortgrube ging, vergass sie niemals eine kleine Konservenbüchse mit etwas Wasser und wusch sich nach jedem Ausreten. Eine lange Hose, ohne die eine Mohammedanerin nicht gehen darf, konnte sie nicht bekommen; sie löste das Problem, indem sie die zerfetzten Strümpfe mit einer ebenso zerschlissenen kurzen Trikot hose zusammennähte. Es war eine Freude, in dieses schöne, breite mongolische Gesicht zu blicken, mit den freundlichen braunen Schlitzaugen und dem immer lächelnden Mund. «Du bist doch ein kultivierter Mensch, du kannst mir sicher sagen, ob ich noch einmal hier herauskomme», fragte sie zutraulich. «Warum bist du denn eingesperrt?» Sie zögerte verlegen mit einer Antwort. «Wenn du von mir einen Rat haben willst, so muss ich das erst wissen.» – «Ich bin ganz bestimmt unschuldig», dann fügte sie irgendeine religiöse Formel hinzu, die ich nicht verstand. Und langsam kam es heraus. «Mein Mann hat ein Mitglied des Sowjets unseres Ortes ermordet. Danach wurde die ganze Familie verhaftet. Mir sagte man, ich sei beteiligt gewesen an diesem Mord. Ich habe bestimmt nichts davon gewusst. Ich war nur zu Hause, habe nur für meine Kinder gelebt.» Und ihre flehenden Blicke waren auf mich gerichtet. «Du bist doch ein *grammatny tschelowjek*, ein Mensch, der lesen und schreiben kann, hilf mir doch, was kann ich machen, um wieder zu meinen Kindern zu kommen?» Was konnte ich ihr raten? Es war erschütternd. Ich konnte nur trösten: «Du wirst sicher eine Wiederaufnahme deines Verfahrens bekommen. Hast du noch Verwandte draussen, denen du eine Mitteilung machen kannst?» – «Nein, aus meinem Ort sind alle verhaftet.» Als wir so sassen, kam über die Steppe eine dicke Staubwolke. Meine kleine Kasakin wurde ganz aufgeregt: «Da kommen meine Leute, die sind Hirten!» In ungefähr hundert Meter Entfernung liessen sich zwei Hirten nieder, und wir sahen, wie sie ein Feuerchen machten, um sich ihr Essen zuzubereiten. Die Hirten waren auch Häftlinge, bekamen aber, da sie tagelang mit den Herden durch die Steppe wanderten, ihre Lebensmittelration für längere Zeit ausgehändigt. Und es war allgemein bekannt, dass es ihnen, was die Verpflegung betraf, sehr gut ging, denn ab und zu stirbt eben mal ein Schaf, und dann haben sie

ihren Hammelbraten. – «Geh doch zu ihnen hin, das sind ja Kasaken, die werden dir etwas zu essen geben!» forderte ich sie auf. «Aber was denkst du, eine Mohammedanerin darf doch nicht so einfach zu Männern gehen.» – «Du bist doch jetzt im Lager, da ist das etwas anderes», versuchte ich sie zu überreden. Aber sie war unerschütterlich. Wir arbeiteten wieder eine Weile, weil das aufgefanzte Bajonett in der Feme auftauchte. Meine junge Kasakin liess keinen Blick von den Hirten, und als wir wieder unbewacht waren, begann sie auf einmal zu singen, in einer ganz merkwürdigen Tonlage, wie eine Flöte, bei der immer nur zwei Töne abwechseln. Sofort hatte sie erreicht, was sie so sehr wünschte, was die mohammedanische Religion aber nicht erlaubte. Die Hirten blickten auf und antworteten mit dem gleichen Getriller. Eine Weile währte dieser seltsame Wechselgesang, dann näherte sich der eine, blieb in einer Entfernung von zehn Metern stehen, machte eine Verbeugung und begann eine Unterhaltung, von der ich natürlich keine Silbe verstand. Danach lud er uns mit einer abermaligen Verbeugung und grossartigen Handbewegung zum Hirsebrei ein. Der war mit Hammeltalg zubereitet, eine köstliche Delikatesse. Nur unsere Angst vor dem Wachtposten liess uns nicht ganz zu unserem Genuss kommen.

Zurück nach Burma

Im Ziegeleiabschnitt blieb ich nur ganz kurze Zeit. Eines Abends rief mich der Natschalnik: «Buber-Nejman, sofort fertigmachen mit Sachen!» Ein Lastauto war aus dem Rayonabschnitt Burma gekommen, um mich als Einzeltransport abzuholen. «Einzeltransport, das bedeutet bestimmt Entlassung!» schrie alles durcheinander, und es gab Küsse und Umarmungen von allen Seiten. «Gretuschka, vergiss uns nicht in der Freiheit!» – «Dawaj! Dawaj! Was soll dieser Blödsinn! Schneller, rauf auf das Auto!» Ich winkte meiner Brigade mit beiden Händen zum Abschied.

Mir war gar nicht nach Entlassung und Freiheit zumute, und als das Lastauto sich in der Dunkelheit Burma näherte, als zuerst die Lichter des Krankenhauses auftauchten – dort brannten Petroleumlampen –, hatte ich nur den einen Wunsch: noch einmal im Leben in einem Bett

schlafen, einmal ohne Wanzen, Flöhe und Läuse sein zu dürfen. Das Lastauto hielt vor dem Strafblock, man führte mich hinein, kein Mensch nahm mein Kommen zur Kenntnis. Ich zerbrach mir den Kopf, was das wohl zu bedeuten habe, ging zum Natschalnik, immer noch dem gleichen Kriminellen von früher: «Das ist nicht meine Angelegenheit. Warten Sie, bis man Sie ruft.»

Die Frauenbaracke war überfüllt bis auf den letzten Platz. Auf dem glitschigen Lehm Boden in der Ecke eines Raumes, in dem hauptsächlich Kriminelle lebten, schmiss ich meinen Sack hin und hockte mich darauf. Lauter unbekannte Gesichter. Der kleine Lehmofen sprühte vor Hitze. Da merkte man gleich, dass die Bewohner dieses Raumes gute Beziehungen zur Kohlenausgabe hatten. Mir gegenüber auf den Brettern lag eine Kriminelle, die anscheinend die Primadonna ihrer Zunft war. Sie bettete ihr Haupt auf zwei Sofakissen, die mit Stickerien von ungewöhnlicher Abscheulichkeit verziert waren. Auf dem einen war ein kleines Mädchen mit Wasserkopf dargestellt, das einen Blumenstrauß von sich streckte, auf dem anderen zwischen bunten Girlanden die Namen der Spenderin. Sie hiess Raisa und wurde von einer Reihe anderer Krimineller unterwürfig bedient. Auf dem Ofen kochten in Konservenbüchsen geklaute Kartoffeln. Der Raum war von Dampf erfüllt, und das Gekeife wollte nicht enden. Vor der Tür zum Nebenraum hing ein alter Sack. Ich staunte, mit welcher Selbstverständlichkeit kriminelle und asoziale Männerhäftlinge ein und aus gingen. Es müssen jetzt besonders gute Beziehungen zur Wachmannschaft bestehen, überlegte ich. Irgendjemand erzählte von einem Transport Krimineller, die in einen Strafabschnitt gebracht würden, und alle «Asse» seien dabei. – Die Hitze im Raum war unerträglich. Die Frauen gingen in Büstenhalter und Höschen umher und produzierten sich mit ihren Tätowierungen. Über den Busen der einen flog eine Taube mit Brief im Schnabel, auf jedem Schulterblatt hatte sie einen überhandgrossen Männerkopf. Da konnte man auf den Oberschenkeln Inschriften lesen, wann sie mit Wassja geschlafen hatte, und Beteuerungen, dass sie ihn nie vergessen werde, und auf dem Unterarm: «Mamachen, ich gedenke immer dein.» Von einer, die selbst in der Badestube ihr schwarzes Höschen nicht ablegte, wurde behauptet, dass

sie eine Tätowierung auf dem Bauch trüge, die selbst ihr peinlich war. Es wurde kaum ein Satz gesprochen, der nicht mit einem Fluch begonnen oder mit einer Zote geendet hätte. In der ersten Nacht ernährte ich in meiner Ecke mindestens fünfzig Flöhe. Am Morgen torkelte ich wie betrunken zur Arbeit. Meinen Sack gab ich einer alten politischen «Dienstmagd» zur Aufbewahrung, um meine letzten Habseligkeiten zu retten. Selbst im Vorraum, der weder Türen noch Fenster hatte, lagen die Frauen wie die Heringe. Nach einigen Tagen erfuhr ich, dass in dem hintersten Raum, dem, vor dessen Tür der Sack hing, noch ein Platz frei sei. Zwar waren die Bretter unmöglich, eine richtige Berg- und-Tal-Bahn, aber ich lag doch nicht mehr auf dem dreckigen Lehm-boden, den Flöhen zum Frass. In dieser Höhle brannte keine Petroleumfunzel, und nach der ersten Nacht war ich mir klar, wozu der Raum diente: Dort wurde geliebt, nicht nur während der Nacht, auch tagsüber. Ein grosser Teil der Kriminellen ging nicht zur Arbeit. Es bestand ein stilles Übereinkommen mit dem Natschalnik des Strafblocks und wohl auch mit dem Feldscher. Keiner zwang sie dazu. Aber wenn irgendeine kleine Asoziale es wagte, dreimal die Arbeit zu verweigern, landete sie unarmherzig im Arrestloch, von einer Politischen gar nicht zu reden.

Bei einer Kriminellen sah ich eine Menge Narben auf der Brust und fragte sie: «Woher hast du denn das, warst du krank?» – «Aber», antwortete sie stolz, «das hat mir Kolja mit einer Rasierklinge beigebracht, aus Eifersucht, so sehr ist er in mich verliebt.»

Einmal wurde ich einer Kolonne zugeteilt, die angefrorene Kartoffeln aussortieren musste. Wir standen im Kartoffelkeller und wühlten in den eisigen, matschigen Haufen herum. Neben mir arbeitete eine Kriminelle. Nach einiger Zeit hatte sie wahrscheinlich keine Lust mehr und ärgerte sich über diese eklige Beschäftigung. Da trat sie mich gegen das Bein. Ich nahm an, aus Versehen: «Nimm dich ein bisschen in acht», sagte ich ganz ruhig. Doch schon kam der nächste Tritt, wohlgezielt gegen das Schienbein. «Bist du verrückt geworden, dir ist wohl nicht gut!?» Da hatte ich schon eine ins Gesicht, ich gab den Schlag zurück; sofort waren wir in die schönste Prügelei verwickelt. Von al-

len Seiten stürzte man hinzu und riss uns auseinander: «Greta, bist du wahnsinnig, dich mit einer Kriminellen zu prügeln!» An diesem Tage hatten wir einen politischen Brigadier, der natürlich genau wusste, dass ich die Schlägerei nicht begonnen hatte. Er nahm die Kriminelle beim Schlafittchen und überhäufte sie mit Flüchen. Sie warf sich auf den Boden und bekam einen hysterischen Anfall, kreischte, dass es nur so durch den Keller schallte. «Schleppt die hysterische Kuh an die Kellertür, damit sie wieder zu sich kommt», rief der Brigadier; man trug sie die Kellertreppe herauf. Ich stand im halbdunklen Gang, ganz betreten, was ich da angerichtet hatte. Plötzlich rannte durch den Keller eine Frau auf mich zu, und noch bevor ich zu irgendeiner Überlegung fähig war, bekam ich einen wohlgezielten Schlag aufs Nasenbein, dass ich die Sterne sah. Auf's höchste gereizt, stürmte ich auf die Angreiferin zu und gab ihr einen festen Hieb zurück. Die zweite Keilerei war im Gange. Meine unbekannte Feindin stiess hervor: «Ich werde dich totschiessen, du Miststück!» Die Politischen hielten sie am Kragen fest, um Schlimmes zu verhindern. «Du weisst nicht, was du angerichtet hast! Das ist Tanja, die beste Freundin von Shura und die gefährlichste Kriminelle im ganzen Lager. Wenn die sagt, sie wird dich töten, so tut sie es auch.» Mir war zwar nicht zum Lachen zumute, aber das schien mir doch etwas übertrieben. Die Politischen beschlossen, dass ich von jetzt ab nicht mehr allein abends nach der Arbeit zur Abortgrube gehen dürfe. So musste ich mich immer melden und wurde in Begleitung dorthin geführt. Das war sehr beschwerlich auf die Dauer. Nach zehn Tagen hatte ich die Sache satt und ging allein hinaus. Draussen lag schon Schnee. Es war nur ein schmaler Pfad bis zur Grube. Als ich noch einige Meter davon entfernt war, kam eine Frau auf mich zu, und an den Umrissen erkannte ich Tanja, meine Todfeindin. Die Beine begannen mir zu zittern, ich versuchte auszuweichen, trat seitwärts in den Schnee, erwartete jeden Moment einen Schlag oder Stich mit dem Messer. Tanja blieb stehen: «Hast du eine Zigarette?» Auf mein brüskes «Nein!» trat sie auch in den Schnee, klopfte mich auf die Schulter und sagte: «Lass man gut sein, ich hab's schon vergessen.» – Auch so konnte eine Todfeindschaft enden.

Um diese Zeit kam es zu einem sonderbaren Vorfall. Wir erfuhren

erst davon, als man den politischen Häftling Irina, eine Geigerin, eines Tages zusammen mit der sechzehnjährigen asozialen Nina nach Dolinki abtransportiert und zu gleicher Zeit zwei andere Asoziale festgenommen und ebenfalls fortgeschafft hatte. Die beiden Asozialen, Frauen, an die ich mich kaum noch erinnere, hatten aus irgendeinem Fetzen Papier ein Flugblatt hergestellt, auf dem gestanden haben soll: «Nieder mit Stalin!» Denunziert wurden sie von dem sechzehnjährigen Mädchen. Bei den ersten Verhören behaupteten die beiden Asozialen, dass Irina, die Geigerin, sie aufgefordert habe, dieses Flugblatt zu fabrizieren. Daraufhin wurden alle vier ins Gefängnis nach Dolinki gebracht. Bei den Verhören stellte sich heraus, dass die Geigerin von nichts wusste. Irina und Nina wurden entlassen und kamen, zum Weitertransport nach Burma, in den Sammelpunkt des Lagers Karaganda. Nina war im fünften Monat schwanger. Ihre Denunziantenrolle war bereits im Lager bekannt. Im Sammelpunkt Karaganda lockte man sie unter irgendwelchen Vorwänden in eine Männerbaracke und verprügelte sie so, dass sofort eine Fehlgeburt eintrat. Sie lag kurze Zeit im Krankenhaus des Sammelpunktes und wurde dann nach Burma abtransportiert. Da die Männer des Strafblockes drohten, sie zu erschlagen, brachte man sie schon nach drei Tagen mit unbekanntem Ziel als Einzeltransport von Burma fort. «Die entgeht ihrem Schicksal nicht», meinte Tanja, meine ehemalige Todfeindin, als man sie aus dem Strafblock führte.

Tasso hatte mir eine Nachricht geschickt. Sie arbeitete in der Verwaltung. Sie kam auf den Einfall, um mich sehen und sprechen zu können, eine Inventur der Lagerbekleidungsstücke der Häftlinge im Strafblock vorzuschlagen, und sie selbst führte diese Kontrolle durch. Unter irgendeinem Vorwand verliess sie den Raum des Natschalniks vom Strafblock, liess mich aus der Baracke rufen, und wir standen das erstemal seit der Butirka wieder beieinander. Sie erzählte mir kurz von ihren Verhören und ihrem Urteil und flüsterte: «Wenn du einen Brief rausschmuggeln willst, mache das schnell! Ich habe eine sichere Gelegenheit.» Sie drückte mir Papier und Kuvert in die Hand, und ich rannte, um ein paar Worte an meine Mutter zu schreiben. Welche phantastischen Hoffnungen verbinden sich mit so einem Brief! Nur ist er nie angekommen.

Ich kam in die Sackträgerkolonne. Wir mussten von einer elektrisch betriebenen Reinigungsmaschine das Getreide in einen Speicher tragen, über ein schwankendes Brett bis hinauf auf den Getreideberg, und den Sack über die Schulter hin ausleeren. Die Säcke wogen bis zu einem Zentner, und die Frauen ächzten unter der Last. An der Mauer des Speichers sass ein Männerhäftling aus dem «freien» Lager. Er hänselte die vorbeigehenden Frauen. «Es wäre besser, wenn du den Frauen helfen würdest, anstatt dich über sie lustig zu machen», meinte ich bissig. «Hört mal die deutsche Faschistin an, der ist Säcketragen zu schwer! Da sind unsere russischen Frauen ein anderer Schlag. Bei uns sind die Frauen stolz, dass sie solch schwere Arbeiten machen können. Wir haben sogar Frauen-Freiwillige unter den Strassenbauarbeitern.» – «Das ist schlimm genug. Besser wäre es, wenn die Männer mehr Rücksicht auf die Frauen nehmen würden, die ja Kinder zur Welt bringen sollen», rutschte es mir heraus. Die anderen Frauen aus der Kolonne waren stehengeblieben. Und was musste ich erleben? Sie ergriffen fast alle die Partei des Mannes. «Ja, wir sind stolz auf unsere Leistungen. Bei uns spielt die Frau eine andere Rolle als in den kapitalistischen Ländern. Wir sind gleichberechtigt.» – Ich schwieg und verdrückte mich.

Von Weitem sah ich Kolja, einen jungen Burschen, der der Schützing von Maslow aus dem Büro der Reparaturwerkstatt war. Kolja war im Lager nach einem Gelenkrheumatismus schwer herzkrank geworden und in eine Art religiösen Wahn verfallen. Er kniete nachts aussen an der Barackenwand und betete. Wenn Maslow ihn nicht behütet hätte, wäre er wohl schon lange gestorben. Kolja ging über die Lagerstrasse und rief mir zu: «Weisst du schon, dass heute zwei Häftlinge in die Freiheit gegangen sind? Nazarenko wurde begnadigt, und Kriwonos ist heute gestorben.»

Beim Marsch zur Arbeit und wieder zurück bemerkten wir, dass man hinter der Lagerstrasse, inmitten der Steppe, ein neues, offenbar ziemlich grosses Haus errichtete. Es wuchs täglich, war grösser als alle anderen Bauten. Zuerst sprach man von einer Bäckerei, dann von einem neuen Verwaltungsgebäude, aber ich betrachtete es immer mit Misstrauen, es machte so einen angsterregenden Eindruck. Und da erfuhren

wir, dass es der neue «Bunker» sei, das moderne Gefängnis für den Rayonabschnitt Burma.

Im Krankenhaus

Dsagnidse, der georgische Lehrer, den ich schon aus der Zeit kannte, als Boris noch in Burma war, kam von einem Unterabschnitt zurück. Abends nach Arbeitsschluss standen wir noch ein wenig beieinander, um zu reden. Dsagnidse war krank. – Ich versuchte von den Sackträgern fortzukommen. Es gelang mir. Ich arbeitete zusammen mit Dsagnidse beim Getreideumschaukeln. In dem Staub der schwarzen Gerste, oben unterm Dach des Speichers, war es zum Ersticken. Man konnte nicht seinen Nebenmann erkennen. Von Zeit zu Zeit stürzte ich an die Tür, um Atem zu schöpfen. Mein Brustkorb schmerzte seit einigen Tagen. – Der Brigadier brüllte mich an: «Dawaj, mach, dass du zur Arbeit kommst!» Dsagnidse bat den Brigadier, einen Kriminellen, mich draussen zu lassen, versprach ihm Tabak. Darauf liess er mich in Ruhe. – Am nächsten Morgen musste ich alle Kraft zusammennehmen, um auf die Beine zu kommen. Beim Appell meldete ich mich krank. Der Feldscher gab mir das Fieberthermometer. Es waren nur 37,5, und erst ab 38 Grad durfte man in der Baracke bleiben. Also wieder in den Getreidespeicher. – Es gab wenigstens einen Menschen, der mich bedauerte, der mich vor dem Brigadier und den Soldaten schützte. Zum Mittag ging es zurück in den Strafblock. Ich glühte vor Fieber. Irgendwie verschaffte Dsagnidse mir ein Fieberthermometer; ich hatte über vierzig und war glücklich und zufrieden. Ich liess mich ins Ambulatorium führen und erbrachte den Beweis meiner Krankheit. Da lag ich auf den erbärmlichen Brettern im Schüttelfrost und in halber Bewusstlosigkeit. – Abends kam ich zu mir, da stand am Fussende der Bretter Dsagnidse und fragte, wie es mir gehe. Ich erwachte entsetzt: «Um Gottes willen, mach, dass du rauskommst, wenn man dich hier sieht!» Und schon kam eine Wache. Mit den gemeinsten Schimpfworten wurde er hinausgetrieben.

Dsagnidse ging zu einigen politischen Häftlingen und veranlasste, dass man mich in einen anderen Raum brachte, weg von den Kriminel-

len. Sie holten mich in ein Zimmer, wo Politische waren, aber es gab nur einen Platz an der Erde. Als man meinen Sack herübertrug, stellte sich heraus, dass man alles gestohlen hatte, bis auf ein paar Fetzen und die Sachen, die ich am Leibe trug.

Man machte am nächsten Morgen den Feldscher auf mich aufmerksam, der meinte trocken: «Es wird wohl Brzelose sein.» Am nächsten Morgen hielt er Malaria für wahrscheinlicher, und am dritten Tag, als ich anfang, Blut zu spucken, war er überzeugt, dass es was an der Lunge sei. So lud man mich mittags auf den Ochsenwagen, auf dem die dreckige Essentonne stand, und band mich mit einem Strick daran fest, damit ich nicht herunterfiel. Ipt Krankenhaus musste sich jeder Ankömmling waschen, da ich aber in Ohnmacht fiel, unterblieb das. Endlich lag ich in dem so heiss gewünschten Bett mit richtigem Laken, aber ach, auch unzähligen Wanzen und Läusen in der Wäsche. Das merkte ich aber erst nach vielen Tagen, als ich wieder zu Bewusstsein kam.

In den Fieberphantasien hatten sich die Räder meines Ochsenwagens tief in den Sand gewühlt, es wollte und wollte nicht weitergehen; da verlor ich alle Hoffnung: «Es hat ja sowieso keinen Zweck mehr», sagte ich zu einem zweiten Traum-Ich, das aber protestierte: «Man muss weiter!» Und diese zweite Grete schrie aps Leibeskräften: «Zoby Zopp!»

Der Arzt des Krankenhauses, ein politischer Häftling, besuchte die Neueingelieferten. Man sagte ihm, dass ich eine «Njemka», eine Deutsche, sei. Er sprach, als ich wieder zu Bewusstsein gekommen war, Deutsch mit mir, fragte: «Wo sind Sie zu Hause? Ich kenne Deutschland sehr gut, ich habe in Leipzig studiert.» Er ging an keiner Kranken vorbei ohne ein paar gute Worte und kam auch nachts zu den Schwerkranken. Ich war sthon auf dem Wege der Besserung. Neben mir lag ein junges Mädchen in fast hoffnungslosem Zustand mit einer doppelseitigen Lungenentzündung. Sie war völlig verlaust, und bei hohem Fieber sind die Läuse besonders toll. Mit beiden Händen kratzte sie sich ständig auf dem Kopf. Der Arzt sah das und sagte der Pflegerin, sie müsse sie unbedingt entlausen: «Da werden wir ihr die Haare abschneiden», meinte die Häftlingsschwester sachlich. «Wenn wir das tun, dann wird das Mädchen bestimmt sterben.

Waschen Sie ihr den Kopf, und entfernen Sie die Läuse mit einem Kamm!» befahl der Arzt. Und das in einem Konzentrationslager!

Über dieses «Krankenhaus» muss ich noch ausführlicher berichten. Es war grösser und höher als die gewöhnlichen Häftlingsbaracken in Burma. Der leitende Häftlingsarzt hatte gegen grossen Widerstand erreicht, dass das Gebäude im Frühjahr ausgebessert, dass Wände und Zimmerdecken beworfen und weiss getüncht wurden. Das war eine grosse Tat, denn die übrigen Baracken hatten Wände aus unverputzten Ziegelsteinen, und Zimmerdecken, die aus mit Lehm beworfenem Reisig bestanden, da man kein Holz für einen richtigen Dachstuhl hatte. Dadurch werden sie zu einem wahren Wanzenparadies. Als man das Krankenhaus ausbesserte und die Zimmer kalkte, gab es viele warnende Stimmen, auch unter den Häftlingen. Das Klima von Kasakstan erlaube nicht solche Verschönerungen. Nur zwei Monate dauerte die Freude, ein ungewöhnlich heftiger Gewitterregen ging nieder, das Regenwasser lief nicht schnell genug vom flachen Lehdach ab, es zerweichte, und der Bewurf der Zimmerdecken fiel in grossen Klumpen auf die Kranken herunter. Man musste die Betten schnell aus der Baracke tragen, um die Kranken vor dem zusammenbrechenden Dach zu retten.

In der Zeit, in der ich dort lag, gab es mehrere Räume mit Brzelosekranken. Das Aussehen dieser Menschen glich auf ein Haar den Fotos, die man aus deutschen Konzentrationslagern zeigt. Als ich mich nach zwei Wochen das erstemal an der Wand des Korridors entlangtastete, sass da auf einem Schemel ein völlig abgemagerter Mann und las in der «Prawda». Das war die erste Zeitung, die ich in Burma sah. Ich bat ihn, sie mir zu borgen. Er blickte mich erstaunt an, wohl wegen des deutschen Akzents, und fragte: «Sind Sie die Deutsche dort aus dem Raum?» – «Ja, weshalb?» – «Sie laufen schon wieder? Ich hätte nie gedacht, dass Sie noch einmal auf die Beine kommen können!» Er erzählte mir, dass er Arzt sei, vertretungsweise vor einer Woche die Visite gemacht habe und auch in unserem Zimmer gewesen sei. Er war schwer an Brzelose erkrankt und schon seit Monaten im Krankenhaus.

Das Krankenhaus war überfüllt, auf dem Korridor standen Betten,

aber immerhin hatte jeder Kranke sein Bett. Ausser dem Laken bekam man sogar ein Hemd und eine Hose als Wäsche. Sie waren zwar gewaschen, trotzdem schon wieder verlaust. – Ausser den Brzelosekranken gab es erstaunlich viel Syphilitiker dort.

In Burma waren Geschlechtskrankheiten sehr verbreitet, obgleich man die sogenannten unheilbaren Fälle in besondere Abschnitte für Geschlechtskranke abschob. An der Tür des Ambulatoriums war ein Zettel angeschlagen: montags: Spritze; dienstags: Einreibung und so weiter. Darüber stand: «Wochenplan für Lueskranke.» Sie standen in langen Schlangen zur Behandlung an.

Tasso Salpeter besuchte mich im Krankenhaus. Es war natürlich streng verboten, doch das kümmerte sie nicht. Sie brachte mir die neuesten Nachrichten aus dem «freien» Lager; dass sich Grigorij Iljitsch aus dem Büro der Reparaturwerkstatt das Bein gebrochen habe, als alle männlichen Häftlinge vom Büro zum Retten einer ertrinkenden Schafherde kommandiert wurden. Mit den Schafen war das so gewesen: Die Herde suchte nach Wasser; in einer Niederung war ein kleines stehendes Gewässer, das von den Tieren gewöhnlich als Tränke benutzt wurde, aber auf der einen Seite war der Tümpel versumpft. Gegen alle Gewohnheit lief der Leithammel auf diese gefährliche Stelle zu, und ihm folgten dreihundert Schafe, junge und alte. Die gesamte Schafherde versank bis zum Kopf im Sumpf. Mit Lastautos wurde die Rettungsmannschaft zu diesem Platz geschafft. Die Männer mussten in den Sumpf hinein, mit den sich wehrenden Schafen kämpfen und sie herauszuzerren versuchen. Viele kamen dabei selbst in Lebensgefahr. Grigorij Iljitsch brach sich das Bein. Zu wieviel neuen Jahren Konzentrationslager mag man die armen Hirten verurteilt haben für die bei dieser Gelegenheit umgekommenen Schafe?!

Dann wusste Tasso vom Krieg in Europa zu berichten. «Was meinst du zum russisch-deutschen Freundschaftspakt?» fragte ich. – «Hat dich das auch nur einen Augenblick gewundert? Stalin hält Hitler den Rücken frei, damit er mit Frankreich, Belgien und Holland fertig werden kann. Das hätte er doch bei zwei Fronten niemals wagen können!» – «Und was wird mit uns? Werden wir jemals lebend hier herauskom-

men?» Wie gut Tasso trösten konnte: «Nazarenko, der zu fünfzehn Jahren verurteilt war, ist amnestiert worden, vielleicht kommen wir auch dran. Zwar werde ich dann eine Glatze und keine Zähne mehr haben, aber ‚nitschewo!‘, das macht nichts! Nur Tiflis noch einmal sehen!» Sie zeigte auf ihre dünn gewordenen schwarzen Zöpfe und ihre prachtvollen Zähne, die alle wackelten.

Nach zwanzig Tagen wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Dem Lagerarzt von Burma habe ich mein Leben zu verdanken. Nicht nur seine Fürsorge während der Krankheit hat mich gerettet, er stellte mir einen Schein aus: «Wegen allgemeiner Schwäche nicht mehr für schwere körperliche Arbeit zu verwenden.» Ausserdem gab er mir einen Antrag auf Zusatzmahrung und einen «Innendienst» für vierzehn Tage. So kam ich zurück in den Strafblock, bekam einen Platz auf den Brettern in dem Raum, wo eine alte Tolstojanerin Aufwärterin war, und traf alle meine alten Freunde aus der Brigade wieder, die inzwischen in den Rayon zurückgekehrt waren. Trotz der Überfüllung des Strafblocks hatten sie es fertiggebracht, ihren Raum von Kriminellen und Asozialen freizuhalten. Das war ein schwerer Kampf gewesen. – Bei meiner Rückkehr gab man mir einen Zettel von Dsagnidse: «Lebewohl und vergiss mich nicht. Ich werde heute auf einen Invalidenabschnitt transportiert.»

In den vierzehn Tagen Schonzeit machte ich die Bekanntschaft einer Leningrader Sprachlehrerin. Sie lag den ganzen Tag auf den Brettern. Sie war eine zarte Frau von dreissig Jahren und so schwer herzkrank, dass man ihren Puls im Hals schlagen sah und sie beim Gehen dauernd nach Atem rang. Sie wurde selbst vom Feldscher nicht zur Arbeit geschickt. – Sie sprach von zu Hause, von ihrem kleinen Mädchen. Einmal fragte ich sie nach ihrem Urteil. Erschreckt bat sie: «Es ist besser, nicht über so etwas zu reden.» Nach einer Weile aber: «Sprechen Sie Englisch?» – «Ja.» – «Das ist gut, dann können wir uns miteinander unterhalten, aber niemals auf russisch, bitte! Man kann hier den Wänden nicht trauen!» – Und so erfuhr ich, dass sie die Tochter eines Leningrader Ingenieurs war, der beim Schachty-Prozess im Jahre 1928 verhaftet wurde, für fünf Jahre ins Lager nach Sibirien kam und dort nach drei Jahren starb. Sie liebte ihren Vater über alles und trug seine kleine, zerknitterte Fotografie bei sich. Sie hatte sich niemals po-

litisch betätigt und war seit fünf Jahren mit einem Ingenieur verheiratet. Ihr Mann war in Freiheit. Ihre Anklage lautete auf Spionage. Sie hatte Engländern russischen Unterricht erteilt; das war Beweis genug.

Nach vierzehn Tagen wies man mich der Kolonne «Gemüsekelner» zu, und von da ab wurde ich der «Ernährer» meines Barackenraums. Das war ein aufregendes, aber umso befriedigenderes Leben. Der Gemüsekelner barg Schätze wie Kartoffeln, Mohrrüben, rote Rüben und Zwiebeln, Früchte, die wir im Strafblock niemals zu essen bekamen. Das grosse Problem bestand darin: Wie stiehlt man, ohne erwischt zu werden? Alle Häftlinge dieser Kolonne wurden das erste Mal beim Verlassen des Kellers und beim Betreten des Strafblocks ein zweites Mal visitiert. Nun hatte ich das Glück, eine Politische zu sein, und wurde nur auf dem Rücken und an den Seiten des Körpers abgetastet, während man Kriminelle und Asoziale auch an Brust und Bauch untersuchte. Da konstruierte ich mir einen Beutel, der an einer Strippe um den Bauch gebunden wurde. Den galt es nun den Tag über, während der Arbeit, langsam mit Kartoffeln und Mohrrüben anzufüllen. Dann kamen noch ein paar Zwiebeln in den Busen, und ich trat leicht schwitzend vor Angst den Nachhausemarsch an. Aber es lohnte sich wirklich! Was für ein Jubel im ganzen Raum, wenn die Beute auf die Bretter geschüttet wurde. Eine stand dabei selbstverständlich an der Tür und hielt sie fest zu, damit niemand aus einem anderen Raum es merkte. Und dann bereitete uns die alte Ndevalnaja in mehreren grossen Konservenbüchsen eine Kartoffelsuppe. Dazu hatte sie schon tagsüber Kohlen gestohlen. Jeder im Barackenraum bekam seinen Anteil, und nach ein paar Wochen konnte man schon feststellen, dass wir uns erholten. Nach einiger Zeit passierte mir ein Unglück. Ich hatte mir Wasser zum Waschen «organisiert», stolperte mit meinen Riesenschuhen über die Türschwelle und brach mir den Mittelfussknochen. – Dass es dieser Knochen war, erfuhr ich erst sechs Jahre später in der Freiheit bei einer Röntgenaufnahme. Damals merkte ich nur, dass das Auftreten fast unmöglich war und der Fuss rot und blau anschwell. Ein Ereignis, das ich vor meiner Arbeit im Gemüsekelner begeistert begrüsst hätte, war nun Anlass zu tiefster Verzweiflung des ganzen Ba-

rackenraums. Der Feldscher pinselte den Fuss mit Jod und verordnete «Innendienst». Ich übte mit verzerrem Gesicht Auftreten. Es ging ein wenig, auf der äussersten Kante des Fusses. Am nächsten Morgen stand ich eisern bei der Kolonne «Gemüse Keller». Aber als der Marsch losging, kam ich nicht mit, und ein Hagel von Schimpfworten und Flüchen des Postens ergoss sich über mich. Erstens war ich schon abgehärtet, und ausserdem hatte ich meine Pflichten. Das war das Entscheidende. Und dann fanden sich zwei brave Mithäftlinge, die mich unterfassten und zur Arbeitsstelle brachten.

Sibirischer Winter

Es war Winter geworden in Burma. Das ist die Zeit, in der es den Häftlingen bessergeht. Gearbeitet wird von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, aber da sie im Winter eben nur kurze Zeit scheint, ist der Arbeitstag kurz. Bei über dreissig Grad Kälte rückt man nicht zur Arbeit aus, auch nicht bei Schneesturm. Die gefürchtetste Arbeit des Strafblocks im Winter ist die sogenannte «Schnee-Erhaltung». Da wird der Schnee zusammengeholt und auf die Felder geworfen, vor allem auf das Gebiet der Gärtnerei, damit im Frühjahr bei der Schneeschmelze möglichst viel Wasser in den Boden eindringt. – Die Häftlinge bahnten sich am frühen Morgen, bei Sonnenaufgang, ihren Weg durch die riesigen Schneewehen, die Luft glitzert von Schneekristallen, und wenn das Einatmen nicht schwer wäre, spürte man die Kälte gar nicht, so windstill ist es in der Steppe. Ein unendlicher Frieden. Aber mit Gefluche und Gekreisch torkelte die Kolonne durch die Schneehaufen.

In dieser Zeit gab es eine Menge Frauen, die von der Arbeit «dispensiert» waren, die sogenannten «Unbeschuhten» und «Unbekleideten». Asoziale und Kriminelle «reisten» darauf. Ich erinnere mich an einen Zählappell, bei dem eine derbe, kräftige Asoziale aufgefordert wurde, sich zur Arbeit anzustellen; sie hob ihren Rock, zeigte sich nackt bis zum Bauch und kreischte: «Kann ich etwa so arbeiten gehen?» Das wurde mit allgemeiner Heiterkeit und Freude quittiert, und sie durfte zurück in die Baracke.

Die Häftlinge waren etwas ausgeruhter und wurden geselliger. Am Abend sangen wir oft. In meinem Barackenraum gab es eine Opernsängerin aus Leningrad und eine Konzertsängerin aus Charkow. Die beiden wetteiferten miteinander, ich aber muss gestehen, dass es kein reines Vergnügen war, wenn die Opernsängerin in unserer winzigen Bude ihre gewaltige Stimme erhob. Doch wir waren trotzdem ein dankbares Publikum, und die arme Opernsängerin bedurfte so sehr der Anerkennung. Sie war neben Tamara die verlaueste in unserem Raum. Einmal sah ich sie in der Badestube. Ihr Körper war ein einziger entzündeter Läusestich, und nachts sass sie oft bei der Petroleumfunzel und kratzte die Läuse aus den Nähten ihres Hemdes. Sie hatte ein bleiches, grosses, regelmässiges Gesicht mit leicht gebogener Nase und dunklen Augen und trug ihr glattes Haar gescheitelt in einem Knoten.

Da war auch ein blondes Mädchen aus einer kleinen russischen Stadt mit einer schönen einfachen Stimme; sie sang ein Volkslied mit vielen, vielen Strophen von dem traurigen Schicksal eines Fischers. Diese Melodie klingt mir noch jetzt in den Ohren. Auch eine Tänzerin hatten wir unter uns, das war Tamara, meine Freundin. Irgendwo trieb sie sich ein feuerrotes Tuch auf, und vor den Brettern tanzte sie auf Kosakenart mit bezauberndem Temperament.

Ich hörte, dass man sich zur Sprecherlaubnis beim Lagerkommandanten melden könne. Eine grosse Gruppe aus dem Strafblock wurde nach der Arbeitszeit zum Verwaltungsgebäude gebracht. Unendliches Warten. Jeder wurde einzeln vorgeführt. Während wir auf dem Korridor warteten, hörte ich, wie man drinnen im Zimmer mit den kriminellen und asozialen Frauen lachte. Drin sassen Serikow, der Lagerkommandant, und der Natschalnik der NKWD an einem Tisch, umstanden von einigen uniformierten Untergebenen. Ich meldete mich vorschriftsmässig, man suchte meinen Aktendeckel, und Serikow, mit rundem, freundlichem Mondgesicht, fragte mich, was ich wolle.

«Ich bitte um eine Auskunft, warum ich in den Strafblock gekommen bin.» – «Darüber können wir Ihnen keine Auskunft geben.» – «Und wie lange werde ich im Strafblock bleiben?» Der Natschalnik

der NKWD blätterte in den Papieren herum, es dauerte eine Weile, bis er antwortete, und das tat er höhnisch grinsend: «Bis ans Ende Ihrer Frist.» Das bedeutete noch drei Jahre schwerer körperlicher Arbeit bei schlechtester Ernährung. Dieses «Do kotschanije sroka» kam einem Todesurteil gleich.

Man munkelte, dass sich in unserem Barackenraum ein Spitzel befände. Alexandra flüsterte mir eines Tages zu: «Entweder ist es Nina, die ehemalige Parteiarbeiterin, oder Raissa aus Charbin. Bei der letzten Sprecherlaubnis hat der Natschalnik der NKWD der Ponjatowska ganz merkwürdige Fragen gestellt.» – Nichts ist unerträglicher als die Vorstellung: Vielleicht ist deine Nachbarin eine Verräterin? Was habe ich ihr, um Gottes willen, erzählt? – Und da sitzt abends Nina auf den Brettern in einem schwarzen, zerschlissenen Unterrock, von dem ihre bleichen Schultern und Arme mit dem schütterten Fleisch hässlich abstechen, und spricht mit einer Stimme, die gewohnt ist, dass man ihr lauscht: «Es ist auch hier unsere Pflicht, wachsam zu sein! Unsere Heimat befindet sich in grosser Gefahr.» Ich drehte mich angeekelt auf die andere Seite: «Tamara, ist das nicht zum Ausspucken?» – «Diese Reden hält sie nur für den Spitzel. Das musst du begreifen. Wer weiss, was sie irgendjemandem leise gesagt hat!» – Nina war zu fünfzehn Jahren KZ verurteilt. – Nicht lange danach wurden wir von unseren Zweifeln befreit. Raissa, die Fabrikarbeiterin aus Charbin, war der NKWD-Spitzel. Unvorsichtigerweise hatte man sie während der Arbeitszeit von ihrer Kolonne weggeholt, ausserdem meldete sie sich zu jeder Sprecherlaubnis.

Mit dem beginnenden Winter kamen auch die ersten Pakete. Während der Frühjahrsbestellung, Sommerarbeit und Erntezeit ist es nicht erlaubt, Pakete zu erhalten. Man will die Häftlinge zwingen, um die 600 Gramm Brot das Pensum zu schaffen. Mit Paketen wäre der Hunger nicht so gross.

Das erste Paket war ein Ereignis. Die Leningrader Lehrerin bekam es von ihrem Mann. Die Schachtel wurde zurückbehalten und der Inhalt einer sehr genauen Kontrolle unterzogen. Es bekamen nur sehr wenige Häftlinge von ihren Angehörigen Lebensmittel geschickt. Wer wagt es schon, für einen Häftling in Sibirien ein Paket auf die Post zu

bringen, wenn er damit seine eigene Freiheit aufs Spiel setzt? Unsere alte «Ndewalnaja» war die zweite Glückliche. Ihre Enkelin hatte das Paket gepackt und als Absender gezeichnet. «Mein liebes kleines Mädchen, wie schön sie alles gemacht hat!» – Und darin lag ein Zettel, auf dem mit Kinderschrift stand: «Liebe Babuschka, ich habe den Zucker ganz klein gebrochen, so wie du ihn liebst. Ich denke immer an dich...»

Die alte Tolstojanerin erzählte mir, wie sie mit ihrer kleinen Nadja zusammengelebt hatte, wie sehr sie dieses Kind liebe. «Als mich die NKWD aus dem Hause wegführte, lief die Kleine weinend hinterher und schrie: ‚Lasst mir meine Babuschka!‘ Man wollte sie zurückhalten, doch sie sprang in ihrer Verzweiflung vor das Auto, in das ich stieg. Ich sah noch, wie man sie wegschleppte.» Jedes dieser ersten Pakete löste Tränenströme aus. Wichtiger noch als Lebensmittel ist für den Häftling das Gefühl, dass man ihn nicht vergessen hat.

Die kleine runde Alexandra litt erbärmlich unter Hunger. «Soll ich an meinen Mann schreiben? Soll ich ihn, nach allem, was vorgefallen ist, um etwas zu essen bitten?» Sie kämpfte einen schweren Kampf. «Nein, er ist ein Feigling und wird auch das nicht tun.» Aber da fiel ihr eine Moskauer Bekannte, eine alte Schauspielerin, ein. «Vielleicht ist sie nicht verhaftet? Sie wird mich nicht vergessen haben. Nur um ein wenig Zucker will ich sie bitten.» Der Brief wurde abgeschickt, und ich erlebte noch kurz vor meinem Abtransport aus Burma Alexandras erstes Paket, das einige Kilo Zucker enthielt.

Der Strafblock wandelte von einem Tag zum anderen sein Gesicht. Wir bekamen ungefähr hundertfünfzig Zugänge, nur Kriminelle. Alle Gänge waren überfüllt, trotz der Kälte lagen sie in dem Raum vor der Baracke, in dem weder Türen noch Fenster eingesetzt waren. Man sang, es wurde Wodka getrunken, und Lebensmittel wurden geschmuggelt. Von diesen Zugängen ging kaum einer zur Arbeit. Sie waren aber nicht neu im Lager, sondern wurden, wie man mir erzählte, gesammelt, um auf einen Strafabschnitt transportiert zu werden. Die Kriminellen sangen ihre eigenen Lieder, solche, die in der Haft und in

Sibirien entstanden waren. Da mir ihr Jargon fremd war, dauerte es lange, bis ich überhaupt etwas verstand. Sie waren eine Mischung von Sentimentalität und Betonung ihres Banditenselbstbewusstseins: «O Moskwa, Moskwa, Moskwa, haha! Wieviel Kummer hast du uns gebracht, haha! Nur mit einer zerschlagenen Fresse bist du ein richtiger Bandit! Ach, warum hat uns die Mutter geboren! Haha!» Ein anderes Lied besang im Rhythmus eines fahrenden D-Zuges den missglückten Versuch, in der Eisenbahn von Pensa nach Moskau einen Koffer zu stehlen, und wieder ein anderes machte sich lustig über Untersuchungsrichter und Staatsanwalt. Auch die Lagerobrigkeit wurde in vielen Liedern verulkt.

Im Strafblock gab es noch einen Tolstojaner, einen Menschen von ungefähr sechzig Jahren, den ich schon im Sammelpunkt des Lagers gesehen hatte, als er mit seiner Konservenbüchse um einige Löffel Suppe bettelte. Seine erste Funktion in Burma war die eines Wächters vorm Arrestlokal. Das Lagergefängnis war noch mit einem besonderen Stacheldrahtzaun umgeben. Vor der Eingangstür sass Alexej Michailowitsch, um aufzupassen, dass sich keiner den Eingesperrten näherte und ihnen Essen zusteckte. Alexej Michailowitsch versah sein Amt zur völligen Befriedigung aller Häftlinge. Er nahm alles entgegen, was man den Arrestanten schicken wollte, und übergab es ihnen persönlich.

Er sass auf der Erde mit einem Knüppel zwischen den Knien, in Lumpen von Kopf bis Fuss. Sein Gesicht bestand nur aus Bart. Daraus hervor blickten menschliche blaue Augen. Er hatte wohl gehört, dass ich eine Deutsche sei, und so rief er mich eines Tages zu sich: «Margarita Genrichowna, komme ein wenig her zu mir, wir wollen über Boris sprechen, der war doch mein Freund. Wo mag er wohl hingekommen sein?» Auf der Backe hatte er einen offenen Furunkel, der Eiter war mit Barthaaren verklebt. Aus seiner verschossenen Wattejacke hing überall die Füllung heraus. Seine Kulihosen waren beim Sitzen hochgerutscht, man sah die abgemagerten bleichen Beine, die mit blauschwarzen Flecken bedeckt waren. «Aus welcher Stadt in Deutschland bist du denn?» – «Aus Potsdam, Alexej Michailowitsch.» – «Was du nicht sagst, aus Potsdam! Ja, an diese schöne Stadt kann ich mich gut erinnern. An Sanssouci und die grosse Fontaine.» –

«Aber waren Sie denn in Deutschland?» Ich machte wohl ein sehr ungläubiges Gesicht bei dieser Frage, und Alexej zeigte mit traurigem Kopfnicken auf die mit Lumpen umwickelten Füße. «Wenn man mich hier so sieht, wird's wohl keiner glauben. Als Student machte ich eine Reise durch Deutschland, war auch in Paris und fuhr über das Mittelmeer zurück nach Russland. Ach, das waren noch Zeiten!» Er erzählte mir, dass sein Vater Gutsbesitzer gewesen war. Er hätte den Hof erben sollen, aber das konnte er nicht. Er wurde ein Anhänger der Lehren Leo Tolstojs und empfand es deshalb als seine Pflicht, das Leben der Armen zu teilen. So ging er auf ein Dorf und arbeitete dort wie ein einfacher Bauer. Erst im Jahre 1930 kam er mit der kommunistischen Obrigkeit in Konflikt. Als man nämlich die Bauern zwang, in die Kollektivwirtschaft einzutreten. Er weigerte sich ebenso wie Tausende andere. «Und weil ich unter den gequälten Bauern die Lehren Tolstojs verbreitet habe, öffentlich für Menschlichkeit eingetreten bin und die Methoden kritisierte, die man auf dem Dorfe anwandte, haben sie mich geholt.» Er war schon das vierte Jahr in Haft. – Bald wurde Alexej Michailowitsch seines Postens als Wächter vorm Karzer enthoben, weil man gemerkt hatte, wie gut er für die im Arrest Sitzenden sorgte.

Als ich vom Ziegeleiabschnitt zurück nach Burma kam, hatte er ein neues Amt: Er war verantwortlich für «Kipjatok». In einem kleinen Verschlag neben der Männerbaracke stand ein «Titan», das ist eine Heisswassermaschine, und «Kipjatok» ist das heisse Wasser für den Tee, ohne das sich ein russischer Mensch, selbst in der Haft, das Leben nicht vorstellen kann. Es gab zwar keinen Tee, sondern monatlich ein kleines Päckchen irgendeines Ersatzes aus Apfelkernen und Apfelschalen, aber für jeden Häftling zweimal täglich eine halbe Konservendose voll kochenden Wassers. In dem kleinen Verschlag sass nun mein Freund, heizte den «Titan» und teilte ohne Flüche, nach Recht und Gerechtigkeit, das heisse Wasser unter die Insassen des Strafblocks aus.

Es war ein Tag mit Schneesturm. Man hatte vom Kipjatokhäuschen zu den Baracken ein Seil gespannt, an dem man sich vorwärtsziehen musste, um nicht von der Gewalt des Sturmes mitgerissen zu werden. Die Mittagszeit war schon vorüber, und wir hatten weder Suppe noch

Brot bekommen, weil der Ochsenwagen in diesem Sturm nicht vorwärtskam. Draussen heulte die gleichmässige Melodie des Orkans. Wir lagen auf den Brettern, mussten nicht arbeiten und waren glücklich, denn Tamara erzählte Geschichten. Heute war es die Puschkinsche Erzählung «Schneesturm». Tamara war wirklich eine Künstlerin.

Manchmal ging eine zur Tür, um zu kontrollieren, ob wir noch hinauskonnten, aber diesmal häufte sich die Masse des Schnees auf der anderen Seite der Hütte an; er raste über den Platz vor der Baracke, man konnte nicht fünf Meter weit sehen, und draussen war es kaum möglich zu atmen. Drinnen aber sangen wir; es gab ein Lied, das bei allen Häftlingen sehr beliebt war. Es handelte von den «Bjesprisomis», jenen elternlosen Kindern, die es nach Krieg, Revolution und Hungersnot zu Tausenden in Russland gab. Einen Vers sang man mit besonders schmerzlicher Inbrunst: «Und sterbe ich, und sterbe ich, begrabt mich irgendwo, und niemand wird dann wissen, wo mein kleines Grab liegt.» Durch einen Zugang erfuhren wir, dass es im Lager Karaganda besondere Abschnitte für Jugendliche gab, also für jene «Bjesprisornis», von denen man sowohl in Sowjetrussland als auch im Ausland annahm, dass sie in vorzüglichen Kinderheimen untergebracht seien und einen Beruf erlernten, und deren Umschulung als besondere Beweise der erzieherischen Tüchtigkeit der Sowjetpädagogen hingestellt wurde. Ich erinnere nur an den Film «Der Weg ins Leben». Aber dieser Weg endete in Wirklichkeit für Tausende solcher Kinder im Konzentrationslager.

Die Frau, die aus so einem Jugendabschnitt zu uns kam, berichtete, dass die Zustände dort ungeheuerlich seien. Es wäre nicht möglich, mit seiner Konservenbüchse voll Suppe und der Brotration von der Küchenbaracke in seinen Block zu kommen, ohne dass aus dem Hinterhalt plötzlich ein kleiner Bengel hervorgestürzt käme, im Vorbeirennen die Konservenbüchse und das Brot wegriss und verschwand. «Ich danke meinem Schöpfer, dass ich wieder unter Menschen bin!» sagte sie zum Schluss.

Ein Wendepunkt

Eines Tages im Dezember 1939 wurde ich nach der Arbeit aus der Baracke gerufen. Ein Beamter der Verwaltung stand im Raum des Strafblock-Natschalniks und fragte mich: «Wollen Sie im Büro der Rayonverwaltung arbeiten?» – «Ja, aber werde ich denn aus dem Strafblock entlassen? Wie kann ich vom Strafblock aus dort arbeiten?» wandte ich mit verständnislosem Gesicht ein. «Sie werden unter Bewachung im Büro sein. Nicht in der Hauptverwaltung, sondern bei der Registrierung für Lagerkleidung. Morgen früh führt Sie der Posten dorthin!»

Am nächsten Tage sass ich in einem grossen Raum an einem besonderen Tischchen in der Ecke, und der Posten ging zwischen Zimmer und Korridor hin und her. In diesem Büro arbeiteten noch fünf andere Frauen aus dem «freien» Lager, unter ihnen Tasso. Es war mir verboten, mit ihnen zu sprechen. Aber verbiete das mal! Kaum drehte der Posten den Rücken, ging es schon los. «Gretuschka, was hat das zu bedeuten? Was machen sie mit dir für Extravaganzen? Serikow ist wohl dein Freund?!» – Es war so gut, so warm, so heimelig in diesem Büroraum, auf meiner Bank in der Ecke, und vor mir die Karteikarten von Häftlingen, die eine Lagermütze, Jacke oder Hose bekommen hatten. Tasso brachte mir ein Stück Brot, etwas Zucker, und dann kam in einem Emaillebecher – einer ganz besonderen Attraktion – Tee-Ersatz. Der Posten wusste nicht recht, ob er einschreiten sollte, wie er sich eigentlich in diesem besonderen Fall zu verhalten habe, und darum sagte er gar nichts. Da ging die Tür auf, und mit einem Gesicht, das noch verbitterter war als früher, kam Grete Sonntag ganz zufällig in das Verwaltungsbüro. Tasso sah sie und machte ihr Zeichen, sich in meine Richtung umzudrehen. Grete Sonntag sah mich, und ein Gemisch von Freude und Erschrecken war in ihrem Gesicht. Tasso flüsterte ihr etwas zu, Grete Sonntag winkte mit den Augen ein «Auf Wiedersehen» und verliess den Raum. Nach einer halben Stunde kehrte sie schmunzelnd zurück, in der Hand ihren «Katylok», der mit einem Stück Papier zugedeckt war. Durch Zeichensprache machten wir uns klar, was nun zu erfolgen habe. Meine leere Konservenbüchse stand

unter der Bank, ich rückte sie an den äussersten Rand. Wir warteten, bis der Posten den Rücken drehte, und Grete Sonntag lief zu meiner Bank, stellte den vollen «Katylok» darunter und nahm den leeren mit. Ein delikater Geruch von etwas Gebratenem erfüllte den Raum. Alles schnupperte und lachte verschmitzt. Ich konnte nicht widerstehen, hob das Papier und erblickte Bratkartoffeln. So etwas vor dem Soldaten zu verspeisen, war unmöglich, ich musste bis zur Mittagspause leiden. Und unter den Kartoffeln lagen sogar Fleischstückchen.

Habe ich schon erzählt, dass Grete Sonntag nicht nur die «Fellbase» von Burma unter sich hatte, sondern auch mithalf, wenn Tiere geschlachtet wurden? Das hatte sie bei ihrem Vater in Mannheim-Viernheim gelernt, der im Hauptberuf Ofensetzer war und in der toten Saison als Schlächter arbeitete.

Vor der «Fellbase» auf der Steppe wurden die Tiere geschlachtet, und Grete Sonntag zerteilte das Fleisch. Selbstverständlich fiel dabei etwas für sie ab.

Nur vierzehn Tage währte diese köstliche Zeit im Büro der Verwaltung. Alle alten Bekannten aus dem «freien» Lager kamen, um mich zu besuchen. Stefanie Brun, die einen Posten im Büro der Hauptverwaltung hatte, brachte Machorka und einige Bonbons aus dem ersten Paket ihrer Tochter. Wir bekamen beide einen Schreck, als wir uns ansahen. Stefanies Gesicht war eingefallen, mit Säcken unter den Augen. Sie zeigte mir ihre geschwollenen Hände und Füße. Sie fuhr sich mit der Hand ums Kinn und wies auf mich mit einem Kopfschütteln: «Wohin sind die runden Backen gekommen?» meinte sie.

Auch meine ehemaligen Kollegen aus dem Büro der Reparaturwerkstatt hatten auf einmal alle in der Verwaltung zu tun. Grigorij Iljitsch humpelte am Stock. Sein gebrochenes Bein war schlecht geheilt. «Jetzt werde ich bald reif sein für den Invalidenabschnitt», rief er mir zu. Und Klement Nikiforowitsch, der mit ihm gekommen war, strahlte vor Freude über diese glückliche Wendung: «Pass auf, du gehst noch früher nach Hause als wir alle!» Grete Sonntag kam jeden Tag mit einer Gabe, und es gelang uns auch, ein wenig miteinander zu sprechen. Hinter dem Abort bei der Verwaltung standen wir flüsternd: «Glaubst du, dass wir jemals herauskommen? Jetzt wo Stalin auch

noch einen Freundschaftspakt mit Hitler geschlossen hat? Da sind wir Kommunisten ihm doch erst recht im Wege», argumentierte Grete. «Ich träume immer von meiner Mutter. Die ist sicher gestorben ...», und ihre traurigen Augen füllten sich mit Tränen.

Sechzehn Jahre später, im Jahre 1955, erhielt ich aus Mannheim einen Brief von Gretes Schwester. Sie teilte mir mit, dass sie das erste Lebenszeichen von Grete erhalten habe. Und diese Nachricht war aus Karaganda gekommen. Ich fuhr nach Mannheim und sah das erschütternde Dokument. Der Brief trug ein Motto: «Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, was ich leide.» Grete schrieb, dass sie jetzt in der Stadt Karaganda in «freier Verbannung» lebe und nie die Hoffnung aufgegeben habe, die Heimat wiederzusehen. Monat um Monat warteten die Verwandten, aber Grete kam nicht, nur ihre spärlichen Nachrichten aus dem fernen Kasakstan. Dann endlich kam ein Brief, der den Poststempel Ost-Berlin trug. Er enthielt die lakonische Mitteilung, dass sie «eine Adresse leider nicht angeben könne». Unter Aufsicht stehend, gesundheitlich zerbrochen und, wie ich später erfuhr, fast völlig taub, ist sie in Sowjetdeutschland nicht weniger weit von der Heimat entfernt als in Kasakstan.

Eines Tages, während der Arbeitszeit, rief man mich aus einem Nebenraum, wo der Natschalnik sass. – «Tasso, was wollen die? Meinen die mich?» Tasso zappelte mit Armen und Beinen: «Los, das ist was Wichtiges, beeile dich doch!» Ich meldete mich: «Nr. 174475 Margarita Genrichowna Buber-Nejman, Sozialgefährliches Element, fünf Jahre.» – «Ein Radiogramm aus Dolinki ist gekommen. Sie müssen in den Sammelpunkt des Lagers Karaganda transportiert werden», sagte geschäftsmässig der Natschalnik. – «Ja.» Ich drehte mich um und ging mit leicht schwankenden Schritten hinüber in den grossen Raum der Verwaltung. Freude fühlt man da gar nicht. – «Warum lachst du denn nicht? Du Glückliche, du gehst in die Freiheit!» riefen alle durcheinander. Tasso sprang hinter der Barriere hervor und umarmte mich trotz Soldat und Strafblock. «Gretuschka, das ist wunderbar, vielleicht wirst du auch Heinz bald wiedersehen!» – «Meinst du? Ich kann das Ganze nicht begreifen. Komisch, dass man sich nicht mehr freuen

kann. Mir dröhnt es nur in den Ohren, wie damals beim Urteil.» – «Jetzt brauchst du nicht mehr arbeiten! Lauf in den Strafblock und packe dein Zeug zusammen, vielleicht geht's schon heute Abend los!» Der Soldat machte einen schwachen Versuch, etwas einzuwenden, aber Tasso schickte ihn, man könnte fast sagen, sie befahl ihm, zum Natschalnik zu gehen und sich zu erkundigen. Mit den Worten: «Die Angelegenheit ist in Ordnung», kam er zurück und nahm sein Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett unter den Arm. «Dawaj, gehen wir!» Er hatte sich aber geirrt. Wir mussten doch erst Abschied nehmen. Umarmungen, Wünsche und Tränen. – Inzwischen hatte man nach Grete Sonntag geschickt. «Wir werden uns nie wiedersehen ... Und ich muss hier allein bleiben!» Sie ging neben uns her, als der Soldat mich in den Strafblock zurückbrachte, schluchzend, verzweifelt, hoffnungslos...

Als die Politischen am Abend einrückten, herrschte zuerst grosse Freude über die neue Nachricht. Als aber Ponjatowska sagte: «Es ist gar nicht ausgeschlossen, dass Greta in ein Ausländerlager kommt, irgendwo in Zentralsibirien, da wird sie auch über den Sammelpunkt des Lagers transportiert», gab es eine ganze Reihe, die sich ihrer Meinung anschlossen. Dann begann man unter den Politischen des Strafblocks für mich als einen «Neimuschtschij», einen Habenicht, zu sammeln. Ein Transport nach Zentralsibirien in ein anderes Lager konnte viele Wochen dauern und war verbunden mit Hunger und grossen Strapazen. Man beschenkte mich mit einem Sack voll Brot, einem Säckchen getrockneter Salzfische und – sechzig Rubeln. Das war ein Vermögen, wenn man bedenkt, dass ein Häftling im Strafblock monatlich bei stets erfülltem Pensum höchstens fünf bis sechs Rubel verdienen konnte.

An diesem, meinem letzten Abend in Burma sassen wir auf den Brettern. Die Konzertsängerin aus Charkow musste mir unbedingt noch aus der Hand lesen und die Karten legen. Diese selbstgemachten Karten versprachen mir ganz grosses Glück: «Nach vielen Leiden wirst du endlich in deine Heimat zurückkehren, in dein Vaterhaus. Und du wirst noch viel Glück in deinem Leben haben.» Und während sie meine Hand in der ihren hielt und die Handfläche aufmerksam be-

trachtete, balancierte eine dicke Kleiderlaus auf ihrem Halstuch entlang. Ich nahm sie ihr höflich ab und knackte sie sachverständig.

Dann lag ich zwischen Tamara und Alexandra und konnte nicht einschlafen vor lauter Ungewissheit. Am nächsten Tage erfuhr ich, dass ausser mir noch ein usbekischer Offizier aus dem Strafblock zum Sammelpunkt transportiert würde. Ich sah ihn das erstmal: Das gleiche Schicksal machte uns vertraut. Er war zu fünfzehn Jahren Lager verurteilt, von denen er erst zwei Jahre hinter sich hatte. – Die Sonne schien strahlend auf den frisch gefallenen Schnee, und wir standen da und fühlten uns schon nicht mehr zugehörig zu denen vom Strafblock in Burma. Einige Male an diesem letzten Tag ging Grete Sonntag am Stacheldraht vorbei und grüsste mit bekümmertem Gesicht zu mir herüber. Als sie stehenblieb, um noch einmal «Lebewohl» zu rufen, erhoben die zottigen Hunde, die an jeder Seite des Stacheldrahts Wache hielten, ein mörderisches Gekläff, und sie lief schnell fort, damit der Posten in der Wachstube sie nicht bemerkte.

Am Abend wurden wir zwei abgeholt. Meine Freundinnen aus meinem Barackenraum gaben mir das Geleit bis zur Wachstube, und viele, viele gute Wünsche schallten mir nach, als ich mit meinem Bündel durch den Schnee davonstapfte. Auf dem Korridor der Hauptverwaltung hockten wir uns auf unsere Säcke nieder. Drei alte Männer sassen da schon, die auf einen Invalidenabschnitt gebracht wurden. Wir warteten Stunde um Stunde. Es war gegen zehn Uhr, als die Tür aufging und Stefanie Brun auf den Korridor trat. «Greta, ich musste dich noch einmal sehen, dir Lebewohl sagen», flüsterte sie aufgeregt. «Steffi, du hast es gewagt, nach Lagerschluss aus der Baracke zu gehen!?» Mir liefen die Tränen herunter, als ich ihr armes, verhärmtes Gesicht küsste. «Geh nur schnell zurück, dass dich keiner erwischt!» – «Vergiss mich nicht», schluchzte sie, als ich sie voller Angst zur Tür hinausdrängte.

Zwischen Furcht und Hoffnung

Zum Sammelpunkt zurück

Gegen elf Uhr wurden unsere Namen verlesen, und mit lachendem, von Frost gerötetem Gesicht trat der kasakische Bewachtungssoldat in den Korridor, um uns abzuholen. Es war derselbe Soldat, der damals für uns nach Sharik ritt, um Brot und Zucker zu kaufen, er, der von allen Häftlingen geliebt wurde.

Vor der Tür stand ein niedriger sibirischer Holzschlitten, mit zwei Pferden bespannt. Wir legten uns der Länge lang darauf, hinten auf den Kufen stand der kasakische Posten. Dann ging die tolle Fahrt los durch die sibirische Wintemacht, mit vor Kälte funkelnden Sternen. Es war eine Nacht mit vielen Sternschnuppen, und wenn eine fiel, riefen wir auf dem Schlitten: «Domoj! Domoj!» Nach Hause! Unser aller heissester Wunsch. Die Pferde rannten im Galopp, und wir mussten unseren Posten an der Hand halten, damit er nicht herunterfiel. Mit vor Kälte zerbissenen Gesichtern und klammen Händen und Füßen kamen wir auf dem Bahnhof Sharik an. Im Wartesaal war die erste Frage an Unseren Kasaken: «Dürfen wir uns am Büfett Tee und Brot kaufen?» – «Aber selbstverständlich.» Dann sassen wir auf dem Fussboden und schlürften aus richtigen Gläsern richtigen Tee, und der junge Usbeke begann, mir aus seiner Heimat zu erzählen. Von seiner Frau, die er schon mit vierzehn Jahren geheiratet hatte, von seinen beiden Kindern, und er beschrieb mir genau die Reise, die er machen sollte, wenn er wieder frei war. In der dämmerigen Beleuchtung des Wartesaals schien er mit seiner olivfarbenen Haut, den schrägen, braunen, mandelförmigen Augen einem persischen Prinzen aus dem Märchen zu gleichen. Unter das kleine Stehbündchen seiner Lagerjacke hatte er sich irgendein weisses Tuch gebunden. Das stand ihm so gut zu Gesicht. Er hatte beim Abschied aus Burma alles, was er besass, an seine Mithäftlinge verschenkt, sogar die Walinki, die hohen Filzstiefel, und sich zerrissene Halbschuhe dafür eingetauscht. – Erst am nächsten Morgen ging unser Zug nach Karaganda. Da breitete ich meine Pelz

jacke auf die Steinfliesen des Wartesaales, richtete den Sack als Kopfkissen und forderte den frierenden Usbeken auf, sich mit unter meine Decke zu legen. Das war ganz selbstverständlich.

Erfroren und verschlafen stiegen wir am nächsten Morgen in den Zug. Wir sprachen nicht mehr. Die freudige Erregung des Vortages war gewichen, und wir waren wieder stumpfsinnige, hungrige, zerlumppte Häftlinge.

Im Sammelpunkt Karaganda hatte sich nichts verändert. Das gleiche Bild wie damals bei meiner Einlieferung. Ganz selbstverständlich ging ich in die grosse Frauenbaracke. Als ein alter Lagerinsasse wurde ich gleich mit Fragen überhäuft, und als man hörte, dass ich eine «Njemka» sei, teilten sie mir mit, dass es noch eine Deutsche hier gebe, und man führte mich zu ihr. Auf den Brettern in der zweiten Etage lag eine bleiche Frau mit dunklen Ringen unter den Augen. Sie begrüßte mich freudig: «Grete, woher kommst du denn?» Aber ich hatte keine Ahnung, wer das sein könnte. Es war Klara Vater, die Frau des bekannten deutschen Kommunisten Kreuzburg. Wir hatten uns einige Male in Moskau gesehen, damals war sie eine blühende, gesunde, derbe Frau. Zwei Jahre Untersuchungshaft hatten sie völlig ruiniert. Klara Vater wartete schon seit einigen Wochen auf ihren Weitertransport in einen Rayonabschnitt. Alle Häftlinge, die mit ihr zusammen nach Sibirien gekommen waren, hatte man schon weitergeschickt, ausserdem war ihr Name gesondert aufgerufen worden mit der Bemerkung, sie müsse im Sammelpunkt bleiben. Sie fand keine Erklärung für diese Absonderung. Nun war zwei Tage vor meiner Ankunft eine Russin in die Frauenbaracke gekommen, die bereits dreieinhalb Jahre Lager hinter sich hatte. Sie war die Frau des deutschen Komponisten Fon und durch diese Ehe eine Reichsdeutsche. Frau Fon und Klara Vater wurden gesondert aufgerufen, also hatten sie sichtlich in Zukunft ein gemeinsames Schicksal. Beide nahmen mich freundlich zwischen sich auf die Bretter, und wir grubelten gemeinsam, was uns nun bevorstehen mochte. Frau Fon war ein Lagerhäftling von Kopf bis Fuss. Sie kam von irgendeinem fernen, mir unbekanntem Rayonabschnitt. Auch sie war zwei Tage bis zum Sammelpunkt gereist. Das Lagergebiet von Karaganda war, wie ich später erfuhr, ungefähr doppelt so gross wie Dänemark. – Sie berichtete, dass es ihn in der letzten

Zeit etwas besser ergangen sei, sie habe nämlich in einer Küche gearbeitet. Ansehen konnte man ihr das aber noch nicht. Sie mochte vierzig Jahre alt sein, ging aber gebeugt vor Magerkeit, ihre Augen waren erloschen, das Gesicht so teilnahmslos, als ob ihre Gedanken ganz woanders wären. Sie sagte immer wieder: «Warum hat man mich nur nicht auf meinem guten Posten gelassen!? Wer weiss, wo sie mich jetzt wieder hinschleppen! Es ist so schwer, sich irgendwo als Neue wieder durchzusetzen.»

Wenn man einem Häftling etwas Ruhe gönnt, so pflegt er sofort, wo er geht und steht, einzuschlafen. Dass aber in unserer Situation, wo jede Minute etwas Unerwartetes, Neues bringen konnte, meine beiden Nachbarinnen, nach kurzem Gespräch, sanft einschliefen, war mir doch unbegreiflich. Ich rutschte von den Brettern, machte einen Rundgang durch das Sammellager und genoss die Bewegungsfreiheit nach dem Strafblock. Die einzige Veränderung war eine Menge neuer Stacheldrahtzäune.

Zu Mittag wurde dieselbe erbärmliche Soja-Ballanda unter grossem Geschrei mitten auf dem Lagerplatz – trotz über zwanzig Grad Kälte – ausgeteilt. Was aber interessiert Sojasuppe einen Menschen mit einem gutfundierten Brotvorrat und einem Säckchen mit Salzfischen? Meine beiden Schläfer waren erwacht, wir «organisierten» uns «Kipjatok», machten einen Tee und schwelgten in Schwarzbrot und zähen Salzfischen. Frau Fon gestand mir flüsternd: «Ich habe ein Säckchen mit Hirse. Die letzte Zeit arbeitete ich doch in der Küche. Die haben sie mir zum Abschied geschenkt. Wenn ich nur meinen guten Posten nicht verloren hätte!» Nachmittags wurden wir drei aufgerufen – also wir gehörten zusammen –, und zum Fotografieren und Fingerabdruck geführt. Mit umgehängter Nummer à la Verbrecher, von vorn und im Profil, dann kamen die Fingerabdrücke, aber nicht nur die Daumen und Zeigefinger, nein, die Handflächen beider Hände. Gründlichkeit kann nie schaden. Wir waren wütend, weil man die Farbe ohne Seife nicht wieder von den Händen bekam. Aber nun hatten wir kaum noch Zweifel: Das bedeutete auf alle Fälle Abtransport von Karaganda, denn das waren immer «Abschiedszeremonien». Und dann kam die endgültige Bestätigung, man rief uns zum Natschalnik. Er hatte einen Bogen Papier vor sich mit vorgedruckten Fragen. «Haben Sie irgend-

welche Gesundheitsschäden im Arbeitsbesserungslager Karaganda erlitten?» war die erste Frage nach der Aufnahme der Personalien. «Nein, ich bin völlig gesund.» – «Welche Arbeiten haben Sie im Laufe Ihrer Haft ausgeführt?» Ich zählte eine ganze Reihe auf. Er schrieb. «Haben Sie irgendwelche Beschwerden vorzubringen?» – «Nein.» – Ich hatte die Antwort auf mein Protestschreiben an das Oberste Gericht noch zu gut in Erinnerung! – «Unterschreiben Sie bitte.» – «Werde ich aus dem Lager entlassen?» – «Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben.» Ich unterschrieb und wartete dann auf dem Korridor, bis die beiden anderen fertig waren. Was hat das zu bedeuten? Wenn ich nur wüsste, ob man mit den Transporten in die anderen Lager auch so viel Umstände macht. Es handelte sich doch sichtlich um irgendeine Abmachung mit den Deutschen. Vielleicht sammelte man sie nach dem Freundschaftspakt in besonderen Lagern? Aber wozu eigentlich?

Auf dem Korridor standen und hockten viele Wartende. Alles Zugänge, die noch an die Wirksamkeit von Eingaben und Beschwerden glaubten. Neben mir lehnten zwei junge Burschen. Sie hatten keine Bjeprisomy-Gesichter. Ich wollte so sehr gern wissen, was mit ihnen ist, und fragte: «Seid ihr Zugänge?» – «Ja, tjoťja, Tante. «Was wollt ihr denn beim Natschalnik?» – «Fragen, ob man nicht erfahren kann, wo der Vater geblieben ist.» – «Seid ihr als Familienmitglieder verhaftet?» – «Ja», antwortete der eine mit heruntergezogenen Mundwinkeln. «Wieviele Jahre denn?» – «Drei.» Ich hätte gern mehr gewusst, aber die Jungen waren wortkarg und niedergeschlagen, gar nicht zu einem Gespräch aufgelegt. Wer konnte ihnen das auch verdenken.

In der Frauenbaracke hatte sich herumgesprochen, dass die drei Deutschen auf Transport gingen, vielleicht zur «Peresmotrenje», vielleicht sogar in die Freiheit. Die Sachverständigen, es gibt immer solche, die alles ganz genau wissen, meinten zwar, dass man vom Sammelpunkt aus niemals entlassen werde, sondern nur über Dolinki, den Verwaltungspunkt von Karaganda, aber möglicherweise verfuhr man mit Ausländern anders. «Habt ihr unterschreiben müssen, mit niemand über das zu sprechen, was ihr im Lager gesehen und erlebt habt?» fragte uns eine Erfahrenere. «Nein, das wurde nicht ins Protokoll geschrieben.» «Dann ist es ganz klar, dass ihr nicht entlassen werdet.»

Eine Frau trat zu mir und bat, ob ich nicht mit ihr vor der Baracke ein wenig spazieren gehen möchte. Sie erzählte, dass sie als Ehefrau verhaftet, einige Zeit in Akmolinsk gewesen und jetzt zusammen mit einer Reihe anderer hierher transportiert worden sei. – «Ich habe eine grosse Bitte. Ich habe Vertrauen zu Ihnen gefasst. Meine Tochter blieb allein zurück in Moskau. Würden Sie einen Brief mitnehmen? Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn irgendwo abzugeben. Tun Sie mir die Liebe und versuchen Sie es! Es hängt so viel davon ab, dass mein Kind eine Nachricht bekommt.» – «Haben Sie ihn schon geschrieben? Vielleicht gehen wir heute Abend schon fort.» – «Sie sind also einverstanden? Vielen, vielen Dank! Ich werde es Ihnen nie vergessen!» Sie brachte den Brief, und ich steckte ihn in den Büstenhalter.

Gegen fünf Uhr nachmittags rief man unsere Namen auf. In die Baracke trat eine NKWD-Beamtin. Die erste, die ich in Karaganda zu sehen bekam. Sie war frisch und jung, wohl zwanzig Jahre alt, noch mit einem richtigen Kinderlächeln, und die Uniform stand ihr ganz merkwürdig zu Gesicht. «Fertigmachen mit Sachen!» rief sie ohne eine Spur von Strenge. So schnell waren wir selten heruntergekommen von den Brettern wie dieses Mal. Traurige, neidische Blicke begleiteten uns. Wir eilten über den Lagerplatz; bei der Wachtstube kommandierte man plötzlich: «Stoj! (Halt!) Alles hereinkommen! Durchsuchung!» Mir rutschte das Herz in die Hosen. Was mache ich mit dem Brief? Bereitwillig packte ich den Sack aus. Vielleicht kommt keine Körpervisitation. Zwei Soldaten durchwühlten die Lumpen. Dann gingen sie hinaus, und die junge Beamtin sagte: «Ziehen Sie sich aus!» Mit einem raschen Griff holte ich den Brief aus dem Büstenhalter, bückte mich, legte ihn auf den Boden und trat mit dem Fuss darauf. Mein Glück war, dass diese Beamtin keinerlei Erfahrung hatte. Wir brauchten nicht einmal die Schuhe auszuziehen. Und es gelang mir ohne Schwierigkeiten, den Brief wieder an seinen alten Platz zurückzubefördern. «Dawaj, dawaj! Beeilt euch, sonst fährt der Zug fort», trieb sie uns zur Eile an.

Abschied von Karaganda

Das Tor wurde aufgeschlossen; einzeln verliessen wir das Arbeitsbesserungslager Karaganda. Vor dem Tor erwarteten uns zwei Uniformierte. Unsere Transportbegleitmannschaft. Man führte uns zum Bahnhof Karaganda. Nicht auf den Güterbahnhof, nein, in einen richtigen Wartesaal, in ein normal gebautes Haus, keine Baracke, keine Lehmhütte. An den Wänden hingen Fahrpläne. So sieht es also in der Freiheit aus! Der Bahnhof war merkwürdig menschenleer; ausser uns stand im Wartesaal nur noch ein einziger Mann. Wir legten unsere Bündel in eine Ecke. Ich flüsterte Klara Vater zu: «Menschenskind, wir scheinen mit einem richtigen Zug zu fahren! Soll ich die Beamtin mal fragen?» Ich näherte mich ihr vorsichtig und fragte: «Wohin fahren wir denn?» Sie antwortete so bereitwillig, als habe sie nur auf ein Gespräch gewartet: «Selbstverständlich nach Moskau, mit dem Schnellzug um sechs Uhr!» Mir war, als müsste ich vor Freude schreien. Mit dem Schnellzug nach Moskau! Das sagte sie ganz gelassen. Fort von Karaganda! Weg aus Asien! Aus Sibirien nach Europa zurück! Das bedeutete ja, weiterleben zu dürfen! Ich vergass alle Vorsicht. Lief zu Klara Vater und Frau Fon: «Stellt euch vor, wir fahren nach Moskau!»

Da trat der NKWD-Soldat an uns heran. «Sie dürfen im Waggon mit den Reisenden keinerlei Gespräche führen, auch nicht auf Fragen antworten.» Ein Zug fuhr ein. Wir rannten wie richtige Reisende neben den Soldaten her, die einen bestimmten Waggon suchten. Wir stiegen ein. Zwei leere Abteile in einem normalen Personenwagen mit Liegeplätzen schienen für uns reserviert. In den übrigen Coupés sassen zivile Reisende. Jede von uns nahm einen Liegeplatz in Beschlag. Mir war zum Lachen, zum Singen, zum Pfeifen zumute! Der Zug war sauber und gut geheizt, und als er anfuhr und es keinen Zweifel mehr gab, dass es nun westwärts ging, begann selbst die apathische Frau Fon zu lächeln.

Unsere NKWD-Bewachung bezog das Nebenabteil; auf den ersten Blick konnte man nicht feststellen, dass wir zueinander gehörten. Reisende gingen durch den Gang zur Toilette und blickten auf die neu Zugestiegenen. Nun sind in der Sowjetunion Menschen mit grauen

Wattejacken, zerlumpt und mit Bündeln, keine Seltenheit, aber unser Aussehen war doch mehr als seltsam: Riesige halbhohe Gummischuhe an den Füßen, die Beine mit allen möglichen Fetzen umwickelt, wattierte Ohrenklappenmützen und vor allem wohl diese merkwürdigen Gesichter, die das Lager prägt. Nach kurzer Zeit blieb eine Frau vor unserem Abteil stehen und fragte freundlich: «Wohin fahren Sie denn?» Wir drei schwiegen. Sie fragte noch einmal. Schweigen. Da huschte über ihr Gesicht ein erschrecktes Verstehen. Sie nickte nur und verliess schnell unsere Tür. Und das wiederholte sich viele Male auf dieser langen Reise. Am Morgen des zweiten Reisetages trat die NKWD-Begleiterin in unser Abteil – der Zug hielt gerade auf einer grösseren Station – und fragte: «Was wollen Sie essen?» Wir blickten uns verlegen an. «Aber wir haben doch noch Brot und Fisch», meinten wir zögernd. Diese Frage, so freundlich formuliert, als lade man uns in ein Restaurant ein, kam derart unerwartet und ungewohnt, dass wir nur betreten schweigen konnten. – Ohne auf Antwort zu warten, schloss sie die Tür unseres Abteils ab und verliess den Waggon. Nach geraumer Zeit kehrte sie zurück und überreichte uns drei Kilobüchsen: «Das ist Schweinefleisch, für jede von Ihnen eine, und dieses Weissbrot wird wohl vorläufig reichen.» Sicher haben wir «Dankeschön» gesagt. Die NKWD-Beamtin war schon eine Weile fort, als wir drei die ersten Worte fanden: «Sind die verrückt geworden? Jedem eine Kilobüchse Schweinefleisch? Den Reiseproviant lassen wir uns gefallen. Was kann denn bloss passiert sein, dass man uns so behandelt?» Frau Fon sprach die Waggon-schaffnerin an und bat um einen Büchsenöffner. Gabel oder Messer besaßen wir zwar nicht, aber es ging vorzüglich mit den Fingern. Am Abend dieses Tages bogen wir drei uns vor Leibschmerzen, denn auf der nächsten grossen Station wurden wir auch noch in den Wartesaal geführt und mit einem Mittagessen bewirtet. Solche Ausschweifungen waren unsere Mägen nicht mehr gewöhnt.

Wir fuhren durch bergiges Land und sahen die ersten Bäume. Wir begrüßten sie wie Wunder. Nun waren wir endgültig der Steppe entronnen, wir liessen Asien, Sibirien hinter uns. Dann kamen steile Berge, mit schneebedadenen Tannen. Unser Zug durchquerte den Ural.

Die beiden NKWD-Beamten sprachen während der ganzen Reise kein Wort mit uns. Sie sassen im Nebenabteil, rauchten und spielten Domino.

Der gutgeheizte Zug hatte eine sehr belebende Wirkung auf unsere Läuse. Mit der ungewohnten Ruhe begann das Bedürfnis, sich zu säubern. Wir sassen auf unseren Liegeplätzen, etwas schamhaft den Rücken gegen die Tür gewandt, und knackten eifrig. Ich bedauerte die Reisenden, die nach uns dieses Abteil benutzten.

Auf jeder Station hielt ich Ausschau nach einer Möglichkeit, den Brief, der in meinem Büstenhalter knitterte, loszuwerden. Aber soweit beherrschte unsere junge Aufseherin doch ihr Fach, dass sie stets hinter uns ging. Auch zogen wir durch unser merkwürdiges Aussehen die Blicke so vieler Reisender auf uns, dass es nicht möglich war, den Brief unbeobachtet in einen Kasten zu werfen. Als der Zug in Kasan hielt, bat ich die Aufseherin, mich auf die Toilette zu führen, und dabei gelang es mir, die Tür, die sonst immer einen Spaltbreit offenbleiben musste, zu schliessen, denn die Aufseherin war durch eine Theatergruppe, die in Kasan zustieg, völlig in Anspruch genommen. Ich öffnete vorsichtig das Fenster der Toilette. Auf dem niedrigen Bahnsteig für Gepäck kam gerade ein Arbeiter entlang, und ich warf ihm den Brief vor die Füsse, konnte eben noch sehen, wie er sich bückte, und zog nicht ohne Herzklopfen das Fenster hoch. Als ich ins Abteil zurückkam, waren kein Arbeiter und kein Brief mehr zu sehen.

Der Gang vor den Abteilen stand gedrängt voller Reisender. Eine laute, lebhafte Gesellschaft. Jeden «freien» Menschen betrachteten wir voller Interesse und Neugier, wie ein anderes Lebewesen. Die neu zugestiegenen Fahrgäste unterschieden sich auffallend von den anderen Passagieren. Aus der Unterhaltung, die sie führten, erfuhren wir, dass sie Schauspieler waren, die von einer Gastspielreise aus dem Fernen Osten kamen. Und wieder ereignete sich die gleiche köstliche Szene, wie nun schon einige Male auf dieser Reise: Einer der Schauspieler fragte uns nach Woher und Wohin, und ein tiefes Schweigen antwortete ihm. Da flüsterte er seiner Nachbarin etwas ins Ohr, mit Augenzwinkern und Hinweis auf unsere beiden Abteile. Das muss sich wohl durch den ganzen Gang fortgesetzt haben, denn kurz danach defilierte

einer nach dem anderen an unserem Abteil vorbei mit nachdenklichen oder mitleidigen Blicken.

Klara Vater erzählte mir, dass sie ein Töchterchen von noch nicht zwei Jahren zurückgelassen habe, und da sie und ihr Mann am gleichen Tage verhaftet wurden, hatte das Kind keine Angehörigen mehr. «Wo mögen sie es hingebracht haben? Ob es noch am Leben ist?» Über ihren Mann hatte sie in der Untersuchungshaft erfahren, dass man ihm während der Verhöre bei der NKWD die Rippen eingeschlagen habe, um Geständnisse zu erpressen.

Frau Fon war nur für kurze Zeit aus ihrer bedrückten Stimmung zu reissen. «Glaubt doch nicht, dass wir irgendetwas Gutes zu erwarten haben. Wen die NKWD einmal gepackt hat, den lässt sie so schnell nicht wieder laufen!»

Wir näherten uns Moskau. Schon lange vorher waren wir aussteigebereit. Immer wieder hauchten wir Löcher in die gefrorenen Scheiben. Nur noch ganz kurze Zeit, und unser Schicksal wird entschieden sein.

Dann liefen wir mit dem Bündel in der Hand – nicht mehr auf dem Rücken – soweit hatten wir uns schon vom Häftlingsdasein entfernt – den Bahnsteig hinunter; ich hatte das Gefühl für die Schwere des Körpers verloren, so gross war die Lust am Leben.

Im Wartesaal, auf einer Bank unter vielen Zivilpersonen, sassen wir dann mit erhitzten Gesichtern. Aus einem Lautsprecher sang ein schmalziger Bass: «Grosses Land, du mein Heimatland ... wo der Mensch so frei atmet...»

Unsere junge NKWD-Beamtin sah sich neugierig im grossen Wartesaal um und gestand uns: «Ich bin das erste Mal in Moskau. Wie schön ist dieser Bahnhof! Und die vielen Menschen ...» Dann erblickte sie einen Speiseeisverkäufer. «Wollen Sie Eis haben?» Und sie brachte vier Portionen an. Nachdem das verspeist war, fragte sie: «Wollen Sie Piroshki?» Das sind in Fett gebackene, mit Fleisch, Reis oder Marmelade gefüllte Kuchen. Auch damit waren wir einverstanden, und bevor noch die halbe Stunde unseres Wartens um war, bot sie uns noch einmal Eis an, aber wir verzichteten dankend.

Wiedersehen mit der Butirka

Wie die Moskauer Bahnhöfe stets, so war auch dieser gestopft voll mit Menschen. Aus den Dörfern, wo sie keine Lebensmöglichkeit mehr hatten, strömten viele in die Städte, fanden dort kein Zimmer und lungerten darum in den Wartesälen herum. Solange wir still auf der Bank saßen, hatte man uns kaum beachtet, aber als die beiden NKWD-Soldaten uns mitten durch die Halle hinaus zum Hauptportal des Bahnhofes führten, blieben die Menschen erstaunt stehen und blickten auf unsere Gruppe. Vor dem Hauptportal – ein Schauer überlief mich – wartete der «Schwarze Rabe», der Gefängniswagen. Und das nach dieser Reise, auf der wir uns schon kaum noch als Häftlinge gefühlt, vor Freude zitternd auf Freiheit gehofft hatten?

Der «Schwarze Rabe» fuhr mit Schwung um die Ecken. Man hatte uns nicht in die Kästen eingeschlossen, wir standen im Gang, und unsere junge Begleiterin begann erbärmlich zu kotzen. Es war selbst für ihren sibirischen Magen zuviel Speiseeis gewesen.

Als wir ausstiegen und ängstlich um uns sahen, erkannten wir den Hof der Butirka wieder. Wir waren dort gelandet, wo unser Jammer begonnen hatte ...

In diesem Jahre, im Januar 1940, war Luftschutzübung in Moskau. In den Gängen und Zellen der Butirka brannten dunkelblaue Glühbirnen, eine gespenstische Beleuchtung. Die Gesichter hatten die Farbe von Wasserleichen.

In der Aufnahmezelle war die normale Beleuchtung eingeschaltet. Wir mussten den üblichen Schein ausfüllen. Als wir damit fertig waren, fragte uns eine Aufseherin: «Sind Sie Raucher oder Nichtraucher?» – «Wie bitte?» – «Ob Sie Zigaretten rauchen?» Ich fasste mich am schnellsten: «Ja, alle drei!» Sie schrieb mit Tinte auf den Kopf jedes Formulars «Raucher». – «Was hat denn das nur zu bedeuten? Seit wann interessiert sich denn die NKWD für unsere Laster?» Die Beamtin kehrte zurück und forderte uns freundlich auf mitzukommen. «Werden wir entlaust? Das ist sehr nötig!» – «Aber selbstverständlich, Sie kommen in Einzelbäder.»

Ein kleiner Raum mit Bank, daneben das Bad mit Fliesen an den

Wänden, und in der Ecke unter zwei Wasserhähnen eine Zinkschüssel – so sah das Einzelbad aus. Ohne «dawaj»; ohne «schneller, schneller», nahm die Aufseherin die verlausten Lumpen entgegen, reichte mir Seife, ein Handtuch und eine Flasche mit Sabadilleessig gegen die Kopfläuse herein. Ich genoss das uneingeschränkte heiße Wasser, wusch den sibirischen Dreck herunter und empfand die Butirka als einen paradiesischen Aufenthalt. Wie oft hatte ich mich in Burma hierher zurückgeseht! Was wollte ich denn eigentlich mehr? Dieser Wunsch war doch in Erfüllung gegangen! Die Tür des Bades wurde aufgeschlossen, und ein schneeweißes Männerhemd und eine lange Unterhose wurden auf die Bank gelegt. Was, in der Butirka gibt es jetzt Wäsche? So was kommt in Sowjetrußland vor!?

Es war gegen zehn Uhr abends, als wir drei, blütensauber eingekleidet, mit unseren von der «Brenne» noch warmen Bündeln durch die altvertrauten Gänge der Butirka geführt wurden, wieder wie damals begleitet vom Geklapper des Vierkants auf dem Koppelschloss, durch die Korridore, wo es noch immer ebenso nach kaltem Tabak und Muff roch. Viele Zwischentüren wurden aufgeschlossen, im gleichen Gang wie 1938 öffnete die Aufseherin eine Zelle, und im Dämmerlicht der Verdunklung sahen wir und wollten unseren Augen nicht trauen: Da, wo sich 1938 hundertzehn Frauen auf den Brettern gedrängt hatten, standen fünfundzwanzig schneeweiß bezogene Betten mit Decken und Kopfkissen.

Eine Frau stieg aus dem Bett und kam auf uns zu: «Woher kommt ihr denn?» fragte sie in schlechtem Russisch. «Gerade aus Sibirien.» – «Seid ihr etwa auch Deutsche?» – «Ja.» – «Wir alle hier in dieser Zelle!» Sie kam ganz nahe heran und blickte uns in die Gesichter, weil man bei dem blauen Licht nur schlecht sehen konnte. «Wer seid ihr eigentlich?» Wir nannten unsere Namen. Mittlerweile war ein Teil der Schlafenden erwacht, sie richteten sich auf, riefen von allen Seiten, sprangen aus den Betten, und ich umarmte alte Bekannte. Da waren Roberta Gropper, Hilde Löwen, Zenzl Mühsam, Carola Neher, Vali Adler, Betty Olberg, lauter Deutsche, die man aus Zuchthaus, Untersuchungshaft oder Lager nach der Butirka zurückgebracht hatte. Wir waren die ersten drei aus dem sibirischen Konzentrationslager.

«Was in aller Welt ist denn hier in der Butirka los? Weisse Betten, Wäsche, keiner flüstert mehr, ihr springt in der Nacht in der Zelle herum, und keine Klappe geht, keine Zellenstrafe wird angedroht? Aber wozu seid ihr alle hierhergebracht worden?» Die Fragen überstürzten sich. «Wir wissen nicht, was aus uns wird, aber wartet nur bis morgen früh, dann werdet ihr die Augen aufsperrn, was man mit uns in der Butirka aufführt!»

Zenzl Mühsam, die Zellenälteste, gab jeder von uns ein Bett, und erst spät in der Nacht kamen wir vor Aufregung zur Ruhe. Ausserdem musste man sich erst an ein Bett mit Matratze gewöhnen. Das ist gar nicht einfach nach zwei Jahren auf Brettern.

Der nächste Morgen begann nicht etwa kurz nach drei. Erst gegen sechs Uhr rief es: «Fertigmachen zum Austreten!» Das war ein Erwachen! Keiner brüllte: «Weiber, aufstehen!» Keine Flüche antworteten. Man lag in einem strahlend beleuchteten, weissgetünchten Zimmer, man konnte sein Gesicht in ein Kopfkissen schmiegen, hatte überhaupt keine Wanzenstiche! – In allen Betten gähnten und räkelteten sich die Frauen, keine hastete oder suchte aufgeregt herum. Einige hatten sich auf die andere Seite gelegt und schliefen ruhig weiter. Ein paar hopsten in ihren leinenen Männerhosen herum. Von allen Seiten begrüßte man sich und wünschte sich einen «Guten Morgen!» – Herrgott, ist denn das denkbar!? Vor einer Woche noch in einer verdreckten Lehmhütte in Sibirien, fest überzeugt, dass man nie mehr lebend herauskommen würde?!

So allmählich waren die meisten aufgestanden und sassen plaudernd und lachend auf den Bänken an der Zellentür. Einige Kranke oder Faule blieben im Bett. Die Aufseherin führte uns zum Waschraum, wo wir wohl eine Stunde lang herumtrödelten, von niemand angemahnt oder belästigt. – Danach wurde uns das Frühstück in blitzenden Zinkschüsseln in die Zelle gereicht. Es gab Schwarz- und Weissbrot, Butter, für jeden zwei Eier und richtigen chinesischen Tee. «Da staunt ihr wohl!» meinte Zenzl Mühsam. «Das ist aber nur der Anfang. So geht es weiter, mittags und abends. Es ist, um sich an den Kopf zu greifen!»

Wir sassen um den Tisch herum wie eine grosse Familie. Eine schenkte den Tee ein. «Was haben sie nur mit uns vor?» – «Sicher schiebt man uns über irgendeine Grenze ab.» – «Das ist doch aber un-

glaublich, nachdem wir durch Sibirien, durch die Zuchthäuser gegangen sind, nachdem wir Zeugen der ganzen Unmenschlichkeit des Stalinschen Regimes geworden sind?» Aber alle aufkommenden Bedenken wurden zurückgedrängt durch das Glück, Sibirien entronnen zu sein, wieder leben zu dürfen, und wir glaubten zuversichtlich an ein gutes Ende.

Wir begannen zu turnen, rannten um den Tisch herum, spielten und sangen. Ich glaube, noch nie hatte eine Zelle in der Butirka so fröhliche Häftlinge geborgen. Alles war uns erlaubt. Da wurde Schach gespielt auf richtigen Brettern, mit holzgeschnitzten Figuren. Einige hatten von der Aufseherin Nähzeug verlangt und erhielten gleich ein ganzes Bündel Stoff mit Nadeln und Faden, und voller Eifer nähte man Büstenhalter und Wäsche. Wir sprachen laut, wir lachten, wir sangen unsere Lieder, und kein Vierkant pochte rabiat gegen die Zellentür. – Wir betitelten uns selbst nur noch mit «Sonderhäftling».

Die Schauspielerin Carola Neher trug Zuchthauskleidung, und ich muss gestehen – sie stand ihr gut. Im Vergleich zu den Lagerlumpen konnte man dieses Kostüm geradezu elegant nennen. Es bestand aus einer marineblauen Flanellbluse mit roten Aufschlägen, einem dunklen Rock, einer halblangen Jacke aus grauem, glänzendem Stoff, mit Watte gefüttert, und einer ebensolchen Ohrenklappenmütze. In den meisten Zuchthäusern Sowjetrusslands schor man die Frauen kahl. Carolas sprossende Haare begannen sich eben wieder ein wenig zu legen. Alle gaben ihr Ratschläge, wie das Wachstum zu fördern sei. «Am besten ist Regenwasser.» – «Du musst immer fest gegen den Strich kämmen.» Und als Carola uns erzählte, dass sie sich einmal für eine Rolle wasserstoffblond färben musste, waren alle empört, wie man so schöne schwarze, wellige Haare mit Wasserstoff verhunzen konnte. «Wenn ich herauskomme, lasse ich die Haare so, wie sie jetzt sind», und Carolas dunkle Augen lächelten strahlend. Mit welcher Leichtigkeit uns jetzt der Satz «wenn ich herauskomme» vom Munde ging! In Gedanken sahen wir uns schon im Ausland, in der Freiheit.

Wenn wir nach dem üppigen Mittagessen – es gab jeden Tag die gleiche Speisefolge: Borschtsch aus Kohl, mit einer Scheibe Fleisch, Gulasch mit Kartoffelpüree und als Nachspeise «Kissel» oder Apfel-

kompott – zwischen den Bettenreihen auf dem Gang erzählend hin und her gingen, gab es nur zwei Themen: «Was hast du erlebt?» – «Was wird aus uns?»»

Carola Neher war am längsten von allen eingesperrt. Sie wurde bereits im Herbst 1936 verhaftet. Sie war nach Sowjetrußland gegangen, da sie mit Bert Brecht zusammengearbeitet und gegen den Nationalsozialismus Stellung bezogen hatte. So war sie gezwungen, 1933 in die Emigration zu gehen.

In Prag lernte sie einen deutsch-rumänischen Ingenieur kennen. Sie heiratete ihn. Er war Kommunist und wollte nach Sowjetrußland, um am sozialistischen Aufbau mitzuarbeiten. Sie fuhren zusammen nach Moskau, und Carola begann dort, an Radio und Film zu wirken.

Sie und Zenzl Mühsam waren Münchnerinnen. Während sie beide als Emigranten in Prag lebten, hörten sie, dass ein alter Münchner Bekannter, Erich Wollenberg, in Prag sei. Sie besuchten ihn. Erich Wollenberg hatte damals bereits mit der Kommunistischen Partei gebrochen und war ein aktiver Gegner des Stalinschen Regimes geworden. Sowohl Carola Neher als auch Zenzl Mühsam gehörten nicht der KPD an, unterlagen also auch keiner «Parteidisziplin», die Besuche bei Gegnern des Stalinismus streng verbot. Sie gingen zu Erich Wollenberg als einem Freund aus der Münchener Zeit. Bei dieser Gelegenheit gab Wollenberg Carola Neher die Adresse eines Moskauer Bekannten, den Carola dann nach ihrer Ankunft besuchte. Das war der Grund zu ihrer Verhaftung. Die Anklage der NKWD machte sie zu einem trotzkistischen Kurier Wollenbergs, und man verurteilte sie zu zehn Jahren Zuchthaus. Noch während der Untersuchungshaft in der Lubjanka hatte Carola einen Selbstmordversuch unternommen, sie durchschnitt sich mit einem Stück Blech die Pulsadern. Carolas grösster Schmerz war die Trennung von ihrem Söhnchen, das sie bei ihrer Verhaftung als Baby zurückliess. Der Vater wurde ebenfalls verhaftet.

Carola zeigte mir eine Fotografie und einen Brief von der Leiterin des Kinderheims, in dem sich ihr kleiner Sohn befand. Es war ihr gelungen, im Zuchthaus Kasan nach unzähligen Eingaben diese Nachricht über den Verbleib ihres Kindes zu erhalten. Auf dem Foto stand ein kleiner nackter Bursche mit den braunen Augen Carolas und press-

te einen Teddybär ans Herz. Der Brief der Leiterin des Heims war von rührender Herzlichkeit. Sie schilderte ausführlich alle Eigenheiten des Kindes, sprach von seiner Begabung und einer grossen Freude am Theaterspielen. Einen liebevolleren Brief hätte auch eine Verwandte nicht schreiben können.

Die einzigen Klagen in dieser Zelle galten den Kindern: «Wann werden sie uns nur die Kinder übergeben?» Hilde Löwen, die ein dreijähriges Kind bei der Verhaftung zurückgelassen hatte, wusste gar nichts über dessen Schicksal, ebenso Klara Vater.

Nur Zenzl Mühsam erhob immer wieder ihre warnende Stimme. Als Zellenälteste teilte sie das Essen aus: «Ich bitte euch, esst nicht so viel! Sie wollen uns doch nur mästen, damit wir nachher ausgestellt werden können mit der Unterschrift: So sehen Häftlinge in der Sowjetunion aus! Wer weiss, was die NKWD mit uns vorhat. Ich halte es gar nicht für ausgeschlossen, dass die Russen uns an Hitler ausliefen, um irgendein Geschäft zu machen. Sollte das geschehen, werfe ich mich unter die Räder des Zuges. Lebend bekommen sie mich nicht nach Nazi-Deutschland!»

Zenzls Mann, der bekannte anarchistische Schriftsteller Erich Mühsam, wurde von den Nazis im Jahre 1934 im Konzentrationslager Oranienburg ermordet. Man hat ihn langsam zu Tode gequält. Zenzl Mühsam verliess 1934 Deutschland, um in der Emigration über die Morde und Grausamkeiten in deutschen Konzentrationslagern und Gefängnissen zu berichten. Sie hatte sich zur Pflicht gemacht, dem Ausland die Wahrheit über den Nationalsozialismus zu sagen. In Prag kam sie in Verbindung mit der kommunistischen «Roten Hilfe», die ihr bei ihren Publikationen behilflich war. Die Leiterin der Internationalen Roten Hilfe (Mopr) in Moskau, Stassowa, lud Zenzl Mühsam ein, in Moskau zu leben und zu arbeiten.

Zenzl war ein aufrechter, wahrheitsliebender, kämpferischer Mensch, der nicht durch die Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei verbogen worden war. Sie kam nach Moskau, wurde Gast der Stassowa und wohnte im Hotel «Nowaja Mosko wskaja». Es währte nicht lange, da sah sie mit den Augen eines unvoreingenommenen Beobachters die Verlogenheit des russischen Lebens. Diktatur und Skla-

verei herrschten, wo man Demokratie und Freiheit sagte, Armut und Missachtung des Menschen, die nach der stalinschen Losung «wie Blumen gepflegt» werden sollten.

Die Verhaftung Zenzl Mühsams erfolgte wahrscheinlich erst nach einer Reihe von kritischen Äusserungen. Sie hatte nicht gelernt zu heucheln oder mit ihrer Meinung ängstlich hinter dem Berg zu halten. Aber sie ahnte auch nicht, in welcher Räuberhöhle sie sich befand.

Beim Untersuchungsrichter erhielt sie die gleiche Anklage wie Carola Neher: trotzkistischer Kurier Wollenbergs. Nach mehreren Monaten Untersuchungshaft wurde sie eines Tages entlassen. Wenn ich mich recht erinnere, schickte man sie im Pyjama auf die Strasse. Die Nachricht von ihrer Verhaftung war ins Ausland gedrungen, und ihre Freunde, die Gesinnungsgenossen Erich Mühsams, erhoben in der Presse einen entrüsteten Protest. Das dürfte der Grund ihrer Entlassung aus der ersten Haft gewesen sein.

Zenzl kehrte zurück ins Hotel «Nowaja Moskowskaja» und hatte nur einen Gedanken: fort aus diesem Land! Sie schrieb an ihre Schwester in den USA. Von dort besorgte man ihr ein amerikanisches Einreisevisum. Sie wurde zur amerikanischen Botschaft in Moskau bestellt. Während sie noch auf das russische Ausreisevisum wartete, verhaftete die NKWD sie ein zweites Mal und verurteilte sie dieses Mal nach ganz kurzem Aufenthalt in der Butirka durch die «Besondere Kommission» zu acht Jahren Arbeitsbesserungslager. Man transportierte sie zu einem Konzentrationslager im europäischen Russland, wo im Vergleich zu Karaganda erträglichere Zustände herrschten. Die Frauen arbeiteten dort hauptsächlich in Nähereien.

Zenzl Mühsam mochte bald sechzig Jahre alt sein. Sie trug die grauen Haare in einem Kranz um den Kopf, sie war schlank und hochgewachsen und bewegte sich wie ein junger Mensch. Niemals beklagte sie ihr grausames Schicksal. Ihre überlegene Haltung war bewundernswürdig. In ihren Gesprächen kehrte immer wieder: «Damals hat Erich schon gesagt...» Oder: «Wenn Erich noch lebte ...», und dann erzählte sie von seinen Leiden im Konzentrationslager Oranienburg, von ihren verzweifelten Versuchen, ihn zu retten, und dann von dem

Tag, als man sie vor seine Leiche führte. In unserer Zelle befand sich eine alte Bekannte aus Deutschland, die ehemalige kommunistische Reichstagsabgeordnete Roberta Gropper. Sie wurde nach zwei Jahren Untersuchungshaft in diese Sonderzelle geschafft. Ihre Anklage lautete: Zugehörigkeit zur Neumann-Gruppe. – Ihr Gesicht war von grauer Gefängnisblässe, mit tiefen Rändern unter den Augen, und sie zermarterte sich das Gehirn. «Weshalb geschah das alles? Habe ich mich durch irgendetwas schuldig gemacht?» Und einmal fragte sie mich: «Wirst du, wenn wir ins Ausland kommen, alles das, was du in der Sowjetunion gesehen und erlebt hast, den ausländischen Arbeitern erzählen?» Und als ich ihr antwortete, dass das unsere Pflicht sei und wir lange genug, zwar in Unwissenheit, die Handlanger der GPU gewesen seien, erwiderte sie mir mit zitternder Stimme: «Um Gottes willen, tue das nicht! Du darfst den Arbeitern nicht ihre Illusionen, nicht ihre letzte Hoffnung rauben!»

Ein Sorgenkind hatte die Zelle. Das war Nina, die Ballettänzerin. Sie war Russin und Frau eines deutschen Ingenieurs. Sie kam aus dem Zuchthaus, hatte Haare wie ein Igel und hervorquellende blassblaue Augen, die auf niemand gerichtet zu sein schienen. «Seitdem sie in unserer Zelle ist, liegt sie nur im Bett. Es ist ein Wunder, dass sie auf den Kübel geht. Manchmal verschlingt sie mehrere Portionen Essen auf einmal, aber meistens ist sie zu den Mahlzeiten nicht wachzukriegen», erzählten die Frauen. «Was mögen sie mit der im Zuchthaus angestellt haben?» Als ich in die Zelle kam, ging das mit ihr schon zwei Wochen so. Man nahm an, sie sei geistesgestört. Eines Tages aber stand sie auf und begann zwischen den Bettreihen barfuss, in Männerunterhosen und -hemd, zu tanzen. Sie erhob sich auf die Fußspitzen und machte die Pirouetten und Sprünge des klassischen russischen Balletts. Ihr Gesicht blieb abwesend wie zuvor. Wir blickten erstaunt auf diese Wandlung und bemerkten dabei gar nicht, dass am «Spion» ein Auge hing. Erst als unsere Tänzerin erschöpft ins Bett zurücksank, hörten wir das Scharren vom Deckel des «Spions». Diese Attraktion wiederholte Nina dann täglich, und bald hatten wir heraus, dass es unter den Gefängnisaufseherinnen eine glühende Verehrerin ihrer Kunst gab. Wenn Nina morgens im Bett blieb und diese Aufseherin hatte

Dienst, öffnete sie die Klappe und fragte mit besorgter Stimme: «Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank? Soll man dem Arzt Bescheid sagen?» Das waren die ersten und einzigen menschlichen Laute, die ich von einer Aufseherin in der Butirka hörte. Nina lohnte diese Bewunderung und tanzte in Unterhosen den «Sterbenden Schwan».

Jeden vierten Tag rief man drei von uns mit Sachen aus der Zelle. Sie verschwanden, und keine Nachricht über sie drang zu uns. Alle versprachen, wenn möglich, ein Zeichen zu geben. Aber nichts erfolgte.

Dann kamen zwei «Neue» aus einem Lager in Zentralsibirien. Beide waren Berlinerinnen. Die eine hiess Fischmann und war eine Jüdin, die andere hatte als Stenotypistin in der Komintern gearbeitet. Als ich sie sprechen hörte und ihre Gebärden sah, merkte ich, wie man sich in kaum vierzehn Tagen wegleben konnte aus dem sibirischen Konzentrationslager, es schienen mir bereits Jahre vergangen.

Sie erzählten, dass sie bei ihrem Rücktransport aus dem Lager tagelang mit dem Schlitten unterwegs waren, bis sie die sibirische Eisenbahn erreichten. In ihrem Transport waren zwei deutsche Männer, der Genosse Hugo Eberlein und ein anderer junger Genosse. Hugo Eberlein litt an schwerem Lungenasthma, und der junge Mann hatte eine gefährliche Wunde am Bein. Später erfuhr ich, dass Eberlein noch in der Auslieferungshaft gestorben sein soll. Diese Berlinerinnen erzählten mir auch von Käthe Schulz, die sie in Kotlas auf dem Durchtransport nach dem Femen Osten getroffen hatten.

Trotz Zenzl Mühsams Warnungen blühten wir von Tag zu Tag mehr auf, wurden runder und optimistischer. Wir bekamen Bibliotheksbücher, durften einkaufen, durften bis zu einer Stunde Spazieren gehen, was bei einer Frischluftfanatikerin dazu führte, dass sie sich beide Backen erfror, denn es herrschte im Januar 1940 in Moskau eine Kälte bis zu vierzig Grad. Unsere Fenster waren voller Eisblumen, und an der «Pfortutschka», dem kleinen Fensterchen, das auch den Winter über zu öffnen ist, hingen morgens lange Eiszapfen. – Die Gefängnis-aufseherinnen mussten wohl Sonderinstruktionen für unsere Behandlung haben, denn die Worte «Dawaj» und «Schtraf» waren aus ihrem Vokabularium verschwunden, ebenso «ruky nasad» und «glasa vni-su».

Nachdem ich über eine Woche in der Zelle gewesen war, erkrankten wir alle an Durchfall. Vielleicht hatten wir nur zu fett und zu gut gegessen. Zenzl Mühsam bat die Aufseherin um ein stopfendes Mittel. Was aber geschah? In der Zelle erschienen ein Arzt und zwei Krankenschwestern und nahmen eine genaue Untersuchung aller Kranken vor. Bettruhe, Medizin und Diät wurden verordnet. Einige Male am Tage kamen die Pflegerinnen, um unseren Zustand zu kontrollieren. Wir lagen in den Betten, lachten, machten Witze und schüttelten den Kopf über dieses Theater. In Sibirien konnte man monatelang blutigen Durchfall haben. Kein Hahn krächte danach. Wenn du nicht über achtunddreissig Grad Fieber hattest, musstest du hinaus aufs Feld von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Und jetzt wachte man aufgeregt über unsere Gesundheit. Welchen Wert hatte unser Leben mit einmal für die NKWD?!

Was wird aus uns?

Die Krankheit verging; geduldig und sorglos warteten wir auf unsere baldige Befreiung aus der verwunschenen Zelle des Untersuchungsgefängnisses Butirka. – Bei einem Gang über den Korridor zum Waschraum entdeckten wir vor einer anderen Zellentür dieselben blanken Zinkeimer. Erregt beratschlagten wir im Waschraum: «Da müssen auch ‚Sonderhäftlinge‘ sein.» – Gewöhnliche Gefangene in der Butirka bekamen ihre Kohlsuppe in alten, abgeschabten Kübeln. «Nachher, wenn uns die Aufseherin in die Zelle zurückführt, werden wir husten, laut mit den Füßen scharren und irgendetwas Deutsches rufen. Soll die Aufseherin ruhig eine Meldung machen. Was kann schon passieren!»

Wir gingen scharrend und hustend über den Korridor. Die Aufseherin befahl «Ruhe!» Niemand antwortete in der Zelle mit den Zinkeimern. Das Rätsel beschäftigte uns den ganzen Tag. Bei uns gab es doch noch freie Betten? Wozu dann eine andere Zelle belegen? – Am Abend wiederholten wir den Versuch. Wir hatten Erfolg, eine Stimme hinter der bewussten Zellentür rief: «Carola!» Jetzt hatten wir Gewissheit, dort sassen die Frauen, die man vor einigen Tagen aus unserer Zelle herausgeholt hatte. «Was mögen die inzwischen erfahren haben,

dass man sie von uns absondern muss?» war die beunruhigende Frage. «Eins steht aber fest, die nächsten, die aus der Zelle gerufen werden, sind verpflichtet, im Waschraum den andern eine Nachricht zu hinterlassen.» Wir bestimmten in der Toilette eine schwarze Kachel an einer geschützten Stelle der Wand zur Übermittlung der Nachrichten und probierten aus, ob man mit Seife Geschriebenes lesen konnte. Es ging ausgezeichnet. Am nächsten Tag waren wieder drei Frauen an der Reihe, unter ihnen Carola Neher. Wir nahmen fröhlich Abschied: «Auf Wiedersehen! In der Freiheit!» – Gespannt erwarteten wir am nächsten Morgen eine Nachricht in der Toilette. Nichts, die Kachel war blank, schwarz und unberührt. Das ist unverständlich! Carola war bestimmt nicht zu feige, eine Mitteilung zu machen! Ob man es gleich gemerkt und säuberlich abgewischt hat? Um uns zu vergewissern, dass sich die drei auch in der bewussten Zelle befanden, husteten wir laut beim Zurückgehen über den Korridor. Und richtig! Eine Stimme antwortete, aber nicht die von Carola.

Einige der zwanzig Frauen in unserer Zelle erholten sich nur sehr langsam. Am schwächsten war wohl Betty Olberg. Sie wog noch ganze 75 Pfund. Aber auch Vali Adler blieb blass und leidend. Bei unseren Unterhaltungen deutete sie an, dass sie viele schwere Verhöre hinter sich habe. Die NKWD beschuldigte sie des Trotzismus. Ihre Anklage basierte auf der Behauptung, Valis Eltern hätten im Ausland Trotzki getroffen, und Vali habe dann über die Eltern mit Trotzki in Verbindung gestanden.

Die Ungarin, Frau Fekete – die einzige nicht «Reichsdeutsche» unter uns – spezialisierte sich auf Kopfwäsche. Mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit verschönte sie uns. Allmählich erwachten längst vergessene Eitelkeiten, wie Augenbrauenzupfen, Gesichtsmassagen und Lockendrehen. Man musste sich doch auf die Freiheit vorbereiten! Einige trieben eifrig Gymnastik. Ich erinnere mich, dass Carola mit besorgtem Gesicht unsere immer runder werdenden Formen betrachtete und sagte: «Mit einem üppigen Hinterteil kann eine Frau nie tragisch wirken ...»

Zehn Tage nachdem Carola und die beiden anderen Frauen die Zelle verlassen hatten, wurden Betty Olberg, Klara Vater und ich aufgerufen. Das war ein lustiger Aufbruch. Beim Abschied bat mich

Zenzl Mühsam: «Wenn du wirklich ins Ausland kommst, gib bitte sofort holländischen Freunden von mir, Apotheker de Witt in Eindhoven, eine Nachricht und berichte alles, was du über mich weisst!»

Dann gingen wir zu dritt mit der Aufseherin durch die Korridore über ein paar Treppenstufen in einen anderen Flügel des Gefängnisses, und dort sperrte man uns, jede einzeln, in einen «Sobatschnik». Das können sie sich jetzt wirklich sparen! dachte ich gereizt. Schon nach einigen Minuten wurde wieder aufgeschlossen, und der Soldat führte mich zu einer Tür mit Klinke und befahl mir, mein Bündel vor der Tür liegen zu lassen. Im Zimmer sassen zwei NKWD-Offiziere, die mich freundlich aufforderten, Platz zu nehmen. «Wie geht es Ihnen gesundheitlich? Fühlen Sie sich wohl? Haben Sie sich gut erholt?» fragte in väterlichem Ton der eine. Dann blätterte er eine Weile in irgendwelchen Papieren, die vor ihm auf dem Tisch lagen. «Haben Sie Verwandte im Ausland?» – Also haben wir uns doch nicht getäuscht! «Ja, eine Schwester in Paris. Ich bin im Besitze eines französischen Ausreisedokumentes ...» Er unterbrach mich mitten im Satz. «Welche Ihrer Angehörigen leben in Deutschland?» – «Sagen Sie, bitte, was geschieht mit mir? Wo werde ich hinkommen?» stieß ich hervor. – «Darüber kann ich Ihnen jetzt keine Auskunft geben. Das werden Sie noch früh genug erfahren!» Und schon schob mich der eintretende Soldat zur Tür hinaus und beförderte mich in den «Sobatschnik». Mein Bündel musste er mir nachtragen, ich hatte es ganz vergessen.

Verdammtes Pack! Was soll das wieder bedeuten!? Warum geben sie keine Auskunft? Kaum zehn Minuten später gingen wir alle drei mit der Aufseherin zurück zum bekannten Korridor, und die Zellentür, vor der wir damals die blanken Eimer sahen, wurde aufgeschlossen. Von fünfundzwanzig Betten war nur eins heruntergeklappt, und darin lag weinend Carola Neher.

«Was ist dir denn passiert?» – Vor zehn Tagen führte man Carola vor die gleiche «Kommission» wie uns drei. Es wurden ihr die gleichen Fragen gestellt. Dann aber fragte der eine Offizier ganz unvermittelt: «Wollen Sie für uns arbeiten? Wollen Sie für die NKWD tätig sein?» Carola traute ihren Ohren nicht. Nachdem sie als «trotzkistischer Kurier» zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, schon

vier Jahre gegessen hatte, nach alledem sollte sie für die NKWD arbeiten? Russische Spionin werden? «Nein, niemals! Wo denken Sie hin, ich komme aus dem Zuchthaus!» lehnte sie erregt ab. «Bitte, beruhigen Sie sich, Bürgerin Neher! Vielleicht überlegen Sie sich's doch noch einmal?»

Man führte sie hinaus in irgendeine unbekannte Abteilung der Butirka und sperrte sie in eine Einzelzelle, in der die Zentralheizung abgestellt war. Sie erhielt kein Essen, keine Matratze, keine Decke. Nach drei Tagen heizte man, brachte gute Speisen und reichte ihr ein Daunenkissen herein. So ging es bis zum zehnten Tag. Da wurde sie wieder vor die beiden NKWD-Offiziere geführt, die die gleiche Frage wiederholten. Carola lehnte ab: «Ich eigne mich nicht für eine solche Tätigkeit.»

Dann kam sie in die Zelle, wo wir sie fanden. Wir sassen um ihr Bett herum. Keiner dachte mehr an die kommende Freiheit. Wie konnte man nur in diesen Wochen vergessen, dass wir uns in den Händen der NKWD befanden? Wir fröstelten in der grossen Zelle.

Ich sass auf dem Rand von Carolas Bett, und sie klagte: «Für mich ist alles verloren. Nachdem ich dieses Angebot abgeschlagen habe, werden sie mich nie mehr herauslassen, ganz bestimmt nicht ins Ausland schicken.» – Ich versuchte sie zu trösten: «Weisst du, Carola, eins musst du bedenken, man hat dich mit uns zusammen in eine Zelle gebracht, also wirst du auch das gleiche Schicksal wie wir haben. Sonst hätte man dich doch in Einzelhaft gelassen. Meinst du nicht auch?» Dann riefen wir uns noch einmal alle Fragen der «Kommission» ins Gedächtnis zurück. «Weshalb fragten sie nach Verwandten im Ausland? Und dann anschliessend nach Angehörigen in Deutschland? Was soll das bedeuten?» Nach und nach beruhigte sich Carola. – Der Tageslauf des Gefängnisses unterbrach unser verzweifeltes Grübeln. – Da wurde Bettwäsche hereingereicht, es gab mehrere Decken für jeden, mittags kam unser obligatorisches Gulasch und abends Nudeln mit Fleisch.

Ich erinnerte mich an unser Versprechen: «Wir müssen unbedingt eine Nachricht auf die Kachel schreiben! Aber was nur? Wir wissen ja nicht mehr als vorher? Es bleibt nichts übrig, als das den andern mitzu-

teilen, auch wenn wir sie enttäuschen.» Jetzt konzentrierten sich alle Gedanken auf unseren «ersten Brief». Wir spitzten ein Stück Seife und überlegten genau den Text der Mitteilung.

Dann standen wir im Waschraum. Eine musste bei der Tür bleiben, um die Schritte der Aufseherin zu kontrollieren, die andere den «Spion» im Auge behalten, Carola als Deckung bei der Kachel stehen, und ich schrieb: «Waren bei der ‚Kommission‘, wurden nach Verwandten im Ausland und Angehörigen in Deutschland gefragt. Auf Bitte um Auskunft über Schicksal keine Antwort. Fanden Carola. Alle gesund. Antwortet.» Die Kachel war eng beschrieben.

Bei der nächsten «Oprawka», als kaum die Waschraumtür abgeschlossen war, stürmten wir an die Wand. Und siehe da! Eine Antwort: «Vielen Dank für Mitteilung. Ist gar nichts über Zukunft bekannt? Wo war Carola? Grüsse.» Wir säuberten die Kachel, beantworteten die Fragen, so gut es ging, und weil uns nichts Wichtiges mehr einfiel, schrieben wir, wie man es so oft in Briefen tut, allerhand Nebensächliches, bis die Kachel voll war. So ging unsere Korrespondenz wohl an die fünf Tage hin und her. Inzwischen hatten wir Carola zur Zellenältesten erkoren. – Da ging vormittags die Klappe an der Tür herunter, und das Gesicht des «Korpusnoj» erschien in der Luke. Mit barscher Stimme kommandierte er: «Zellenälteste herkommen!» Carola lief zur Tür. «Ihre Zelle hat fortgesetzt im Waschraum Nachrichten in deutscher Sprache an die Wand geschrieben! Sie werden eine schwere Strafe dafür erhalten!» – «Aber Herr Korpusnoj, Sie irren sich! Wir haben niemals so etwas getan», flötete Carola. – «Schweigen Sie, wir wissen genau Bescheid!» Und bums! flog die Klappe zu.

«Menschenskinder, jetzt wird uns aber was blühen! Für Kassiber und Nachrichtenübermittlung ist Dunkelarrest das mindeste. Bei uns haben sie es leicht, da müssen sie nicht erst feststellen, wer es gemacht hat. Da kommen einfach alle vier in Arrest!»

Wir warteten einen Tag, zwei Tage, drei Tage, und nichts erfolgte. – «Sonderhäftlinge» dürfen eben nicht angetastet werden.

In diesen Tagen ereignete sich weiterhin Erstaunliches. Gleich am zweiten Vormittag brachte man uns zu einem Friseur, in einen zu diesem Zweck provisorisch eingerichteten Raum. An der Wand hing so-

gar ein Spiegel. War das ein seltsames Gefühl, vor einem Spiegel zu sitzen und frisiert zu werden! Carola und Betty Olberg, die beiden Geschorenen, bekamen einen flotten Herrrenschnitt. Da kehrte uns das Lachen zurück, trotz aller Niedergeschlagenheit. Wir fuhren uns mit der Hand über den frisch rasierten Nacken und begutachteten uns gegenseitig. «Jetzt scheint es doch ernst zu sein, wozu sollten wir sonst frisiert werden. Für Sibirien sicher nicht», argumentierten wir.

Und von neuem erwachten unsere Hoffnungen. Selbst Carola konnte sich dem nicht entziehen. Wieder begannen wir zu singen, machten Dauerlauf um den Tisch herum, weil wir vier die grosse Zelle nicht erwärmen konnten, und lagen nachmittags gut zugedeckt in den Betten, zwischen uns ein Schachbrett, und bekämpften uns leidenschaftlich.

Da kam die nächste Überraschung. Einzeln führte man uns in einen Raum, der vollgestopft war mit Kleidern, Wäsche, Schuhen, Pelzmänteln für Männer und Frauen. «Was benötigen Sie an Kleidungsstücken?» Und noch bevor ich antwortete, nahm mir ein Beamter die Lagersachen weg, gab mir Schuhe, eine Pelzmütze, Handschuhe und so weiter. Mein einziger Gedanke war: Da wollen sie die Menschen draussen glauben machen, dass wir in Pelzen aus dem sibirischen KZ kommen!

In der Zelle amüsierten wir uns lange mit den meist recht altmodischen Kleidungsstücken. Und wieder schien es uns ein Beweis, dass wir der Freiheit ein Stück nähergekommen waren.

Mein Bett war neben dem von Carola. In diesen wenigen Wochen waren wir Freunde geworden. Früher hatten wir uns nicht gekannt. Nur auf der Bühne hatte ich Carola gesehen, als Haitang im «Kreidekreis» und später in der «Dreigroschenoper». Jetzt schien sie mir noch schöner zu sein als damals. Sie machte Zukunftspläne. «Vielleicht kann ich wieder mit Bert Brecht zusammenarbeiten.» Dann erzählte sie von ihrer ersten Ehe mit Klabund, als sie noch in München lebte, ganz jung war und eben ihre Bühnenlaufbahn begann. – Einmal spielte sie uns die Marion aus «Dantons Tod» vor.

Fahrt ins Ungewisse

So mochten zwölf Tage vergangen sein, als eines Vormittags die Klappe herunterfiel: «Klara Vater, Betty Olberg und Buber-Nejman fertigmachen mit Sachen!» Carola war nicht dabei. Wir standen gelähmt, mit gesenkten Köpfen, unfähig, ein Wort zu sagen. Carola ging ein paar Schritte zum Bett und setzte sich langsam nieder.

«Sind Sie schon fertig? Es eilt!» rief die Aufseherin, und wir rafften mechanisch unser Zeug zusammen. – Als ich Carola umarmte, schluchzte sie: «Ich bin verloren...» Das war das letzte, was ich von ihr hörte. Ich sah sie nie wieder. Bert Brecht, ihr Freund und Mitarbeiter, antwortete viele Jahre später, als man ihn nach Carola Nehers Schicksal fragte, sie leite in Leningrad ein Kindertheater, es gehe ihr gut. Von den Jahren ihrer Haft sprach er nicht. Die Wahrheit seiner Antwort ist mehr als zweifelhaft.

In dem Gang, wo die Zimmer der Untersuchungsrichter lagen, war ein aufgeregtes Hin und Her von Wärtern und Aufsehern. Noch nie hatte ich so etwas in der Butirka gesehen. Man sparte sich sogar das Einschliessen in einen «Sobatschnik». Während man mich in ein Zimmer führte, blieben die beiden anderen einfach im Korridor zurück.

Vor mir standen fünf NKWD-Beamte hinter einem langen Tisch. Einer streckte mir einen Zettel entgegen: «Können Sie russisch lesen?» Es war ein vorgedrucktes Formular, die offengelassenen Stellen mit Schreibmaschine ausgefüllt: «Das Urteil von fünf Jahren Arbeitsbesserungslager gegen Margarita Genrichowna Buber-Nejman ist umgewandelt in sofortige Ausweisung aus dem Territorium der Sowjetunion.»

«Unterschreiben Sie?» fragte eindringlich der Uniformierte. «Wohin wird man mich ausweisen?» – «Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben, dazu haben wir jetzt keine Zeit. Unterschreiben Sie.» Und schon führte man Klara Vater herein und drückte ihr einen Zettel in die Hand. Sie konnte nicht russisch lesen. Man holte mich vom Korridor zurück: «Übersetzen Sie!» Der Text glich dem meinen aufs Wort. «Unterschreiben Sie!»

Aufgeregt, mit zitternder Stimme, wandte sich Klara Vater abwechselnd an mich und an den NKWD-Beamten: «Nein, ich will erst mein Kind haben! Geben Sie mir mein Kind zurück, dann verlasse ich sofort das Territorium der Sowjetunion, aber erst will ich mein Kind!» Ich übersetzte. Mit der Hand fuchtelnd, antwortete der Uniformierte: «Dazu haben wir jetzt keine Zeit. Sie bekommen Ihr Kind nachgeschickt. Unterschreiben Sie, aber schnell!» – «Nein, auf keinen Fall!» rief sie verzweifelt.

Die Beamten blickten sich unschlüssig und unsicher an: «Dann schreiben Sie sofort ein Gesuch!» – «Ich kann nicht russisch.»

Man brachte uns beide in eine Zelle, und Klara Vater diktierte mir die Eingabe: «Ich, K. V., bin bereit, sofort das Territorium der Sowjetunion zu verlassen, wenn man mir mein Kind ... zurückgegeben hat. Es wurde mir im Alter von zwei Jahren am Tage meiner Verhaftung am soundsovielten in Samara weggenommen.» Klara Vater blieb zurück in der Zelle. – Zu meinem grenzenlosen Erstaunen erfuhr ich nach dem Kriege, dass Klara Vater, wie übrigens auch Roberta Grop- per alias Langer, nach Ost-Berlin zurückgekehrt ist und eine leitende Funktion übernommen habe. Sie heiratete später den Minister für Staatssicherheit Emst Wollweber und verschwand mit diesem Anfang 1958 in der Versenkung. Welche Mittel die NKWD angewandt hat, um Klara Vater gefügig zu machen, weiss ich nicht. Wahrscheinlich erpresste man sie, indem man ihr das Kind vorenthielt. Trotzdem bleibt es für mich ein Rätsel, wie ein Mensch mit den Erlebnissen der Vater es über sich bringen kann, im Dienste der Sowjets weiterzuarbeiten.

Mit Betty Olberg zusammen ging es eilig durch den «Wogsal» zum Gefängnistor. Da stand der «Schwarze Rabe». Als wir hineinkletterten, waren schon alle Schränke besetzt. Wir hörten Männerstimmen. – Man sprach Deutsch. «Wer seid ihr?! Deutsche?!» rief es zu gleicher Zeit aus verschiedenen Kästen. «Sind auch unsere Frauen dabei?» Man nannte verschiedene Namen. «Wir sind nur zu zweit.»

Der Wagen hielt. Es war an einem Güterbahnhof, und man führte zuerst uns beiden Frauen zu einem Stolypinski-Waggon, dem üblichen russischen Beförderungsmittel für Gefangene. Da erkannte ich den

Bahnhof. Es war der weissrussische, der, von dem die Züge nach dem Westen, nach Polen abfahren. «Betty, sie transportieren uns nach Deutschland! Von diesem Bahnhof aus kann es nirgends anders hingehen!»

Der Waggon war schon voller Männer. Als man uns durch den Gang führte, versuchte ich, die an die Gitter gepressten Gesichter zu unterscheiden, und hatte nur einen Gedanken – ob Heinz wohl auch dabei ist? Voller Hoffnung und entsetzlicher Angst war es nur, als hörte ich seine Stimme.

Im letzten Abteil schloss man das Schiebegitter hinter Betty Olberg und mir. Es dauerte eine Weile, bis wir die einzelnen Rufe der Männer unterscheiden konnten. Immer wieder Namen von Frauen. Da vergass ich alle Vorsicht und rief durchs Gitter: «Hat jemand von euch Heinz Neumann irgendwo gesehen oder von ihm gehört?!» Aus dem Durcheinander von Antworten – viele behaupteten, etwas von ihm zu wissen – war nur eines klar: keiner hatte ihn gesehen, weder in der Untersuchungshaft noch im Zuchthaus, noch im Lager.

Die Begleitmannschaft, die aus mehreren NKWD-Soldaten und einer Frau bestand, verhielt sich völlig passiv bei diesem Rufen von Abteil zu Abteil. «Weiss jemand von euch, wo man uns hinbringt? Wir werden doch den Deutschen ausgeliefert?!» Mit Entrüstung antwortete man mir aus den Männerabteilen: «Wo denkst du hin, wir fahren bis Minsk und von dort auf einer Zweigbahn nach Norden. Wir werden über die litauische Grenze abgeschoben!» – «Aber warum fahren wir dann nicht über Leningrad? Das wäre doch viel einfacher?!»

Betty Olberg lag ermattet auf ihrem Platz. Sie hatte sich nur wenig erholt in den Wochen der Auslieferungshaft. Nur die Haare, die man ihr im Zuchthaus geschoren hatte, waren in der Butirka nachgewachsen und standen jetzt zu Berge wie eine Bürste. Ihr Gesicht war grau und eingefallen. – Bettys Mann, Valentin Olberg, wurde beim ersten grossen Moskauer Prozess im Jahre 1936 erschossen, und sie wurde zu Zuchthaus verurteilt. In der Haft hatte sie einen Selbstmordversuch gemacht, sich den Treppenschacht hinabgestürzt. Betty war Jüdin und hatte bis 1933 als Kindergärtnerin in Berlin gearbeitet.

Der Gefängniswaggon wurde rangiert. Unsere Abteile hatten keine Fenster. Durch das Gitter über den Gang konnte man etwas von der Aussenwelt sehen. Anscheinend hatte man unseren Waggon an einen Schnellzug gehängt, denn wir hielten sehr selten. Das Rattern des Zuges machte eine Unterhaltung von Abteil zu Abteil unmöglich, deshalb verlangten wir von der Aufseherin, zur Toilette geführt zu werden.

In vier Abteilen befanden sich je sieben Männer. Da sah ich ein bekanntes Gesicht, einen ehemaligen Redakteur der kommunistischen Zeitung «Ruhr-Echo», den jüdischen Emigranten Bloch aus Ungarn. Er schien mich nicht wiederzuerkennen. Andere dagegen, die mir völlig fremd waren, taten ganz vertraut. Ich konnte nur Minuten an den Gittern stehenbleiben, um immer wieder die gleiche Versicherung zu hören: «Wir werden bestimmt über die litauische Grenze abgeschoben.»

Während des ganzen Transportes wurden wir weiter gut gepflegt wie in der Butirka, mit Brot, Butter, Käse, Konserven, Tee und täglich einer Schachtel Zigaretten. Die Begleitmannschaft war freundlich, aber völlig unzugänglich gegenüber allen Fragen über das Ziel unserer Reise. In den Männerabteilen begannen sie zu singen, mit besonderer Begeisterung das «Solowki-Lied», mit Text von einem jungen deutschen Schauspieler namens Drach, der mit im Transport war. Ehemalige österreichische Schutzbündler, es mögen drei oder vier gewesen sein, sangen «Wir Kameraden der Berge sind gegen alles gefeit...»

Betty und ich fabrizierten aus Weiss- und Schwarzbrot Schachfiguren, sassen mit angezogenen Beinen auf dem unteren Liegeplatz, spielten und hörten vergnügt und belustigt den Liedern und dem Lärm aus den Männerabteilen zu. Irgendeiner posaute laut anrühige Witze auf den Gang hinaus.

Ob man unseren Waggon abgehängt oder der Zug solange auf Strecke gestanden hatte, weiss ich nicht. Es war wohl am dritten Tag früh, am 7. oder 8. Februar 1940, als uns die Männer zuriefen: «Wir haben Minsk schon passiert und fahren in der Richtung nach Polen weiter!»

Da sangen sie nicht mehr, und die munteren Zurufe verstummten. Als der NKWD-Soldat das Gitter aufschloss, um Essen hereinzugeben, irgendeine Konserve mit Erbsen und Fleisch, wies man es zurück:

«Behalten Sie das, wir wollen nichts mehr essen!» – «Aber warum? Esst nur! Ihr werdet noch viel hungern müssen!» redete er uns freundlich zu. – Die Angst sass uns in der Kehle. Erst jetzt merkte ich, wie sehr ich mich, wider alle Vernunft, an die Hoffnung geklammert hatte, über die litauische Grenze, in das Ausland abgeschoben zu werden ...

Ausgeliefert

Die Brücke von Brest-Litowsk

Noch einmal erscholl der Ruf: «Fertigmachen mit Sachen!» Die Gitter wurden aufgeschlossen, und wir schoben uns hinaus, kletterten die hohen Stufen auf Eisenbahngleise hinunter und standen fröstelnd in der eisigen Winterluft. Von Weitem konnte man einen Bahnhof sehen, und wir entzifferten das Schild: Brest-Litowsk.

Unser Transport umfasste achtundzwanzig Männer und uns drei Frauen. Ich kann mich nicht erinnern, auch nur ein Gesicht unterscheiden zu haben, nicht am Bahnhof von Brest-Litowsk, nicht im Wald bei Brest-Litowsk, wohin man uns Frauen, einen alten Professor und einen Beinkranken in Lastwagen brachte und wo wir die Männerkolonne erwarteten, auch nicht an der Brücke über den Bug. Alle Gesichter waren gleich starr vor Angst.

Wir standen und blickten über diese Eisenbahnbrücke, die die Grenze bildete zwischen dem von den Deutschen besetzten Polen und dem von den Russen okkupierten Teil. Über die Brücke ging ein Soldat langsam auf uns zu. Als er näherkam, erkannte ich die Soldatenmütze der SS. Der NKWD-Offizier und der von der SS hoben grüßend die Hand an die Mütze. Aus einer hellbraunen, länglichen Tasche zog der NKWD-Offizier eine Liste. Er war fast um einen Kopf größer als der SS-Mann. Sein Gesicht war ledern und maskenhaft, wie es in Schundromanen immer heisst. Welche Namen er herunterlas, hörte ich gar nicht. Irgendwann vernahm ich «Buber-Nejman», und da sah ich, wie sich drei von unserer Gruppe absonderten und erregt mit dem NKWD-Offizier sprachen. Irgendwer flüsterte: «Die weigern sich, über die Brücke zu gehen!» Es waren der jüdische Emigrant aus Ungarn, ein deutscher Lehrer namens König und ein junger Arbeiter aus Dresden, über den ich später erfuhr, dass er an einem bewaffneten Zusammenstoß mit den Nationalsozialisten vor 1933 beteiligt gewesen war, wobei ein Nazi getötet wurde. Ihm gelang es zu fliehen und nach Sowjetrußland zu emigrieren. Beim Prozess gegen die bei diesem Zu-

sammenstoss verhafteten Kommunisten, der nach 1933 stattfand, wälzte man auf ihn, den Abwesenden, alle Schuld. Er war in contumaciam zum Tode verurteilt worden.

Dann sah ich, wie die drei über die Brücke getrieben wurden. Auf den ungarischen Emigranten, der einen Koffer trug, hatte es der SS-Mann besonders abgesehen: «Das jüdische Schwein will wohl kommunistische Literatur nach Deutschland einschmuggeln!? Dem werden wir die Hammelwaden noch langziehen! Schneller! Schneller! Nur keine Müdigkeit vorschützen!»

Auf der anderen Seite der Brest-Litowsker Brücke stand eine Holzbude. Betty Olberg schwankte vor Schwäche, Kälte und Erregung. Einer schlug vor: «Bringt sie doch in die Hütte!» Man liess uns beide hinein. Ein SS-Mann mit einem Polizeihund neben sich öffnete die Tür. Da sah ich das erste Mal so ganz in der Nähe die SS-Mütze mit dem Totenkopf und gekreuzten Knochen und eine richtige SS-Visage darunter. «Setzen Sie sich!» forderte er uns im Befehlstone auf. Und dann an mich gewandt: «Waren die russischen Einheiten, die Sie auf der anderen Seite der Brücke sahen, Eliteregimenter oder nicht?» – «Ich sah überhaupt keine Soldaten», antwortete ich.

In einem Güterwagen brachte man uns nach Bialas pod Laska, einer kleinen polnischen Provinzstadt. In Bretterbuden am Bahnhof war eine Feldküche errichtet. Da blieben wir die ersten Stunden unter SS-Bewachung. Ein freundlicher deutscher Soldatenkoch heizte seine Gulaschkanone, um eine Maggisuppe für uns zu fabrizieren. Wir halfen ihm dabei und waren glücklich über die Ablenkung. An den Holztischen fingen die ersten Gespräche wieder an. Einer fragte mich in unverfälschtem Berlinisch, aber leise, dass es kein anderer hören sollte: «Sach mal, bist du nicht Trude Thüring?»

«Nein, du irrst dich, ich bin ihre Schwester.» – «Aber 1925 bist du doch mal in Berlin auf 'ner Versammlung von der Internationalen Arbeiterhilfe gewesen?» Er hatte recht. Es war Willi Beier, ein altes Mitglied der KPD. – Noch einen Bekannten traf ich im Transport, einen Wiener, Thomas Migsch, der viele Jahre im Westeuropäischen Büro gearbeitet und Beiträge über Österreich in der «Internationalen Presse-Korrespondenz» veröffentlicht hatte. Man kommandierte: «Zu fünfen antreten.» Zwei Männer fassten Betty Olberg unter, und wir mar-

schierten durch die kleine saubere Stadt, wo man an einigen Häusern Kugeleinschläge sah, Spuren der Strassenkämpfe, die dort stattgefunden hatten. An einer schmalen Pforte zog der SS-Mann den Glockenstrang, und auf das friedliche Gebimmel hin wurden wir in das Gefängnis von Bialas pod Laska eingelassen. Das war ein Barockbau, der sicher einst zu anderen Zwecken errichtet worden war. Ein Mann in Zivil, wohl der Gefängnisvorsteher, meinte: «Was machen wir aber mit den beiden Frauen? Die kann ich doch nicht zu den kriminellen Weibern stecken? Am besten ist, wenn sie mit Ihren Männern in eine gemeinsame Zelle gehen.» Und so bekamen wir alle einen grossen Raum mit richtigen Fenstern, in dem es so kalt war, dass das Eis an den Wänden klebte. – In diesem merkwürdigen Gefängnis wurden die Häftlinge weder gepflegt, noch sorgte man für Heizung. Wer Geld hatte, konnte sich Essen und Heizung kaufen lassen, wer arm war und keine Verwandten in Bialas besass, musste hungern und frieren. Viele der dort Eingesperrten hatten Angehörige in der Stadt, die am Gefängnistor Essen für sie abgaben. Wir aber besaßen ein Zaubermittel: Zigaretten. – Schon nach einer Stunde sprühte der hübsche weisse Kachelofen in unserer Zelle vor Hitze. Ein halbwüchsiger Junge, der die Botengänge in diesem Gefängnis erledigte, schleppte das Holz armweise herbei.

An der einen Wand unserer Zelle war eine zusammenhängende Holzpritsche für ungefähr fünfzehn Mann, für die anderen lag Stroh auf dem Fussboden. Den wärmsten Platz am Ofen bekam selbstverständlich Betty. Alle bemühten sich um sie und waren sehr besorgt. Daneben lag ich, und dann eröffnete sich ein Problem – wer von den Männern wird neben den Frauen schlafen? Ein schlagfertiger Sachse entschied: «Der garantiert Impotenteste!» Ausgewählt wurde unter grossem Gelächter Karl, ein netter alter Arbeiter, der die Situation mit Humor nahm.

Unsere Zelle hatte eine besondere Vergünstigung, die Zellentür wurde nicht abgeschlossen, denn wir Frauen konnten doch nicht vor den Männern auf den Kübel gehen und umgekehrt, meinte der Gefängnisvorsteher. So spazierten wir beliebig auf dem Korridor herum. Die Tür zum Treppenflur war natürlich abgesperrt.

Am zweiten Tag schon konnte ich der Versuchung nicht widerstehen und blickte von aussen durch den «Spion» in die verschiedenen Zellen. In der einen liefen Männer, die Hände unter die Achselhöhlen gesteckt, hin und her, hin und her. Die Zelle war ungeheizt, die Armen konnten nicht zahlen und besaßen keine Angehörigen in Polen, denn es waren alles chinesische Strassenhändler, die die Deutschen festgenommen und hier eingesperrt hatten. Dagegen entdeckte ich am Ende des Ganges durch den «Spion» einen gut möblierten Raum. Ein wohlgekleideter Herr sass am Tisch. Er hatte seinen Diener bei sich, und zum Mittagmahl erhielt er Wein serviert. Das war ein polnischer Aristokrat. Zu ihm kam jeden Tag der Pope für eine Gebetsstunde. In diesem Gefängnis ging es überhaupt sehr christlich zu. Unter einem grossen goldenen Kreuz, das von der Decke bis zum Boden reichte und an der Schmalseite des Ganges angebracht war, fand sonntags eine Andacht statt. Da knieten sie dann alle gemeinsam, die Hungernden und die Satten, die Frierenden und der, der Wein zur Mahlzeit bekam.

Aber zurück zu unserer «Gemeinschaftszelle». Es ist der erste Abend. Wir teilten redlich unsere Vorräte, und angeregt durch die Wärme, begann man zu erzählen. Den meisten Männern war es viel schlimmer ergangen als mir. Bei den Verhören der NKWD hatte man sie geprügelt, oft bis zur Bewusstlosigkeit, wenn sie sich weigerten, erfundene Verbrechen einzugestehen. Einer berichtete von seinem Freund, den man so lange gequält hatte, bis er sich aus dem Fenster stürzte. Einige kamen aus dem Zuchthaus Solowki, einem alten Kloster auf einer Insel im Weissen Meer. Die meisten hatten Urteile von zehn oder fünfzehn Jahren gehabt. Von den achtundzwanzig Männern waren nur wenige nicht Mitglieder der Kommunistischen Partei Deutschlands oder Österreichs gewesen. Aus allen aber waren erbitterte Hasser des Stalinschen Regimes geworden. Das konnte ich nur zu gut verstehen. Aber schon am ersten Abend wollte ich meinen Ohren nicht trauen, als man das Thema Nationalsozialismus anschnitt. Viele begannen positive Seiten am Hitlerregime zu entdecken, Progressives in dessen Staatsführung und sozialistische Züge in der Wirtschaft und Arbeitsgesetzgebung. Ja, und fast alle waren vom deutschen Sieg und einer langen Dauer der Naziherrschaft überzeugt.

Wahrhaft schnell stellten sie sich auf den Boden der Tatsachen. Sie waren verzweifelt, sie hatten gelitten, man hatte sie betrogen, aber war das eine Entschuldigung für eine solche Haltung? Und da hatten wir noch in Moskau in der Auslieferungszelle Illusionen gehegt über die Standhaftigkeit «unserer Männer», hatten sie mit Tugenden ausgestattet, die sie anscheinend nur selten besaßen.

Auf dem Holzstoss am Ofen sass der Genosse aus Sachsen, daneben lehnte ein Schutzbündler. Es ging schon auf zwölf Uhr nachts, aber immer noch konnten sie keine Ruhe finden. Kaum drehten sich Betty oder ich auf die Seite, um zu schlafen, zog schon einer an der Decke herum. «Was willst du denn?» – «Du warst nicht richtig zugedeckt.» Oder wenn uns die Hitze nicht ruhig liegen liess, stand schon einer am Fussende der Pritsche: «Willst du vielleicht eine Zigarette rauchen?»

Am nächsten Tage heizte man unseren Raum nicht weniger. Ich trug einen alten Wollpullover und einen ebensolchen Rock. Die Hitze wurde unerträglich. Unter meinen Lumpen befand sich ein gelber Leinensarafan mit bunter Kreuzstichstickerei, den man mir zufällig in Sibirien nicht gestohlen hatte. Ich ging auf den Korridor, zog den Sarafan an und kehrte zurück in die Zelle. Ich glaube kaum, dass der Kreation eines Pariser Modeschöpfers je so viel Beifall gezollt worden ist wie diesem Leinensarafan. «Wie wunderschön gelb dein Kleid ist! So eins hatte meine Schwester auch einmal.» – «Richtiger Kreuzstich! Menschenskind, war das eine Arbeit!» – «So ein schönes Kleid habe ich noch nie gesehen!» So ging es von allen Seiten. «Diese Farben, diese herrlichen Farben!» – Einige Jahre Zuchthaus, und bunter Kreuzstich rührte die Männer zu Tränen.

Ich ging mit Thomas Migsch auf dem Gefängniskorridor unter dem grossen goldenen Kreuz hin und her. Von ihm erfuhr ich die ersten glaubwürdigen Nachrichten über meinen Mann. Ein Engländer, Hamilton Gold, war in Solowki der Zellenkamerad von Thomas Migsch gewesen und wollte mit Heinz im Sommer 1938 in einer gemeinsamen Zelle in der Butirka gesessen haben. Heinz Neumann sei damals, also anderthalb Jahre nach seiner Verhaftung, noch ungebrochen gewesen und habe kein Protokoll unterschrieben. Die andere Mitteilung kam –

über einen Schweizer Ingenieur, der – wenn ich mich recht erinnere – Meier hiess. Auch er war, bevor er ein Urteil von zehn Jahren Zuchthaus erhielt, in der Butirka mit Heinz Neumann zusammen in einer Zelle gewesen. Diese Nachrichten waren glaubwürdig im Gegensatz zu den widerspruchsvollen Erzählungen, die mir von vielen anderen Männern unseres Transportes aufgetischt wurden. Da war er entweder zum Tode oder zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden, sass im Isolator oder war noch in Untersuchungshaft. Irgend etwas hatten alle läuten hören.

An dieser Stelle muss ich die Geschichte Hamilton Golds wiedergeben, so wie sie mir Thomas Migsch erzählte:

Hamilton Gold kam im Jahre 1935 oder 1936 mit einer Intourist-Reisegesellschaft nach Moskau. Er war ein Rundfunkfachmann, Angestellter der British Broadcasting Corporation, des englischen Rundfunks. Als begeisterter Kommunist kam er, um sich die Sowjetunion anzusehen. Er muss noch jung gewesen sein, wohl nicht viel über fünf- undzwanzig. Während seines Aufenthaltes in Moskau schloss er auch mit einigen Russen Bekanntschaft. Man machte ihm den Vorschlag, ob er nicht in der Sowjetunion bleiben und in seinem Fach arbeiten wolle. Er stimmte begeistert zu. Es kam der Sommer 1936, der Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges, und Gold fuhr im Auftrag der Russen als Radiospezialist nach Spanien. Gegen Ende des Jahres 1937 oder Anfang 1938, in der Zeit, als die Russen begannen, ihre Unterstützung der spanischen Republikaner einzustellen, war Hamilton Gold in Barcelona. Man forderte ihn auf, zur Besichtigung und Begutachtung neueingetroffener Apparate auf ein russisches Schiff zu kommen, das vor der spanischen Küste lag. Er wurde mit einem Motorboot zum Schiff gefahren, an Bord in eine Kajüte geführt, die man hinter ihm zusperrte. Das Schiff setzte sich in Bewegung. Als Gefangener kam er nach Odessa, und man transportierte ihn, ohne irgendeine Erklärung, ins Gefängnis. Kurz darauf wurde er nach Moskau überführt und vor den Untersuchungsrichter gestellt. Seine Anklage lautete: «Spionage.» Als ersieh weigerte, die gewünschten «Geständnisse» abzulegen und das gefälschte Protokoll zu unterschreiben, machte der Untersuchungsrichter Anstalten, ihn zu prügeln. «Darauf habe ich das Protokoll sofort unterzeichnet, denn als Engländer kann ich mich doch

nicht schlagen lassen», erklärte er Thomas Migsch. Sein Urteil lautete auf zehn Jahre Zuchthaus.

Um die Mittagszeit des zweiten Tages führte die SS unseren ganzen Transport zu einer Küche der NSV in Bialas pod Laska, wo wir eine Erbsensuppe, die Tagesration Brot und ein wenig Marmelade erhielten. Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich, wie einer von den Männern, ein Hamburger und angeblich ehemaliges Mitglied des Roten Seeleuteverbandes, der durch besonders lautes und aufdringliches Benehmen auffiel, einen SS-Mann mit «Heil Hitler!» grüsste. Willi Beier, der in meiner Reihe marschierte, bemerkte es ebenfalls und wandte sich an mich: «Mensch, der übt sich schon!»

Dieser Aufenthalt im Gefängnis von Bialas liess bei vielen neue Illusionen aufkommen. «Sie behandeln uns doch eigentlich ganz anständig!» – «Vielleicht gibt es eine Amnestie für aus der Emigration-zurückkehrende Politische?» Viele Männer rechneten damit, sofort zur Armee eingezogen zu werden. «Ganz gleich, was kommen mag, besser als russisches Zuchthaus, besser als Sibirien ist es sicher!» So war die Stimmung, als man uns nach ungefähr einer Woche in einen Personenwagen verlud und wir in Richtung Warschau abfuhren. Der Zug war verdunkelt und ungeheizt, auch die Bahnhöfe waren ohne Licht. Auf den Stationen versuchte die polnische Zivilbevölkerung in unsere Abteile zu steigen, weil diese im Gegensatz zu den anderen nicht überfüllt waren. «Dreckiges Polenpack, macht, dass ihr rauskommt!» brüllte unsere SS-Bewachung und stiess sie von den Trittbrettern. Betty Olberg und ich sassen mit untergeschlagenen Beinen, so wie wir das durch das Leben auf den Brettern gewohnt waren, auf der Bank des Eisenbahnwaggons, und alle Gespräche drehten sich um das Ziel dieser Reise. «Ob sie uns gleich bis Berlin bringen?» – «Vielleicht erlauben sie uns, an unsere Leute zu schreiben?» Mit dem ungarischen Emigranten hatte ich in Bialas nur wenige Worte gewechselt. Er machte sich keine Illusionen über sein Schicksal. In der Dunkelheit im Zuge wagte er zum erstenmal eine etwas längere Unterhaltung: «Ich bin ungarischer Staatsbürger. Es ist möglich, dass mich die Gestapo weiter an die Ungarn ausliefert. Aus Ungarn bin ich emigriert, als die Räterepublik zusammenbrach. Was kann mich schon in

Deutschland erwarten und was in Ungarn? Solltest du freikommen, gib bitte den Verwandten meiner Frau im Ruhrgebiet eine Nachricht!»

In den Händen der Gestapo

Am nächsten Morgen hielt unser Zug in Lublin. «Aussteigen! Zu fünf anreten!» Die Männer fassten Betty Olberg unter. Es war bitterkalt an diesem Tag. Frierend und übermüdet marschierten wir durch die Stadt, in der ich die ersten durch Bomben zerstörten Häuser sah. Der trostlose Eindruck nahm zu, als wir uns dem Getto näherten. Aus Kellerfenstern und Torbögen blickten ängstlich und neugierig die Menschen auf unsere Kolonne. Und mitten im Getto ragte ein burgähnliches, grosses, quadratisches Gebäude, dessen Giebel überm Eingang mit zwei weithin sichtbaren Beilen geschmückt waren: das Gefängnis von Lublin, das für die nächsten vierzehn Tage unsere Unterkunft wurde.

Nun befanden wir uns in den Händen der Gestapo. Noch auf dem Korridor gab ein aalglatter Zivilist jedem von uns ein Stück Papier mit der Aufforderung, wahrheitsgemäss niederzuschreiben: Name, Geburtsdatum, Eintritt in die KPD, bekleidete Funktionen, Jahr der Emigration, seit wann in Russland, die dortige Tätigkeit, Datum der Verhaftung der NKWD und Urteil. Die Zettel wurden abgegeben. Ich verabschiedete mich von Thomas Misch und vielen anderen. Betty Olberg und ich kamen in die Frauenabteilung des Gefängnisses, in eine Zelle, wo sechs Frauen uns stürmisch begrüßten. Alle waren vor uns aus der Butirka dorthin transportiert worden. Ich kannte nur zwei von ihnen, Frau Fon und Frau Fekete. Anscheinend sammelte man in Lublin einen grösseren Transport, um sie dann weiter ins Reich zu schaffen. In zwei Zellen des Lubliner Gefängnisses sassen siebzehn Frauen, und in der Männerabteilung ungefähr hundertdreissig von Sowjetrussland Ausgelieferte. Im ganzen sollen es gegen fünfhundert gewesen sein.

Nach der Begrüssung mit den beiden Bekannten erhob sich ein junges, blondes Mädchen vom Schemel, ging auf mich zu und fragte: «Bist du etwa ‚Gretchen‘?» – «Wie kommst du auf ‚Gretchen‘?» staunte ich, weil es nur zwei Menschen gab, die mich so nannten, das

waren Heinz und meine Freundin Hilde Duty. «Ich sass im Zuchthaus von Kasan zusammen mit Hilde Duty. Sie gab mir den Auftrag, überall nach dir zu forschen, und falls ich dich finden sollte, alles über ihr Schicksal zu erzählen.» – «Ja, ich bin ‚Gretchen‘.» – «Hilde hat für die Zugehörigkeit zur Neumann-Gruppe zehn Jahre Zuchthaus bekommen. Sie wurde noch unter Jeshow verurteilt. Von der kleinen Swetlana, ihrer Tochter, kam ein Brief. Das war ihr einziges Glück. Du würdest Hilde nicht wiedererkennen. Sie hat schon schneeweisse Haare und ist noch keine dreissig Jahre alt.» Wir berieten dann lange, ob es eine Möglichkeit gebe, Hilde zu retten. Sie war tschechische Staatsbürgerin. Vor allen Dingen beschlossen wir, sobald es irgendwie gehen sollte, Hildes Eltern zu verständigen.

Schon nach einer halben Stunde in dieser Zelle wurde die Tür aufgeschlossen, der Gestapomann rief barsch meinen Namen, und auf dem Korridor, durch den er mich führte, keifte er mich an: «Sie glauben wohl, dass Sie sich hier unter falschem Namen einschmuggeln können? Wir wissen genau, wer Sie sind!» Er brachte mich in einen Büroraum, wo hinter einem Schreibtisch ein fetter, schwabbliger, noch ziemlich junger Mann sass. «Wie heissen Sie?» wandte er sich an mich. «Margarete Buber.» Da sprang der andere, der Geschniegelte, der uns beim Eingang den Zettel überreicht hatte, auf und fuchtelte mir mit diesem Stück Papier vor der Nase herum: «Halten Sie uns nicht für dumm! Sie wollen uns weismachen, dass Sie Buber heissen? Sie sind die Frau von Heinz Neumann!» schrie er triumphierend. «Ich heisse Margarete Buber und war mit Heinz Neumann nicht offiziell verheiratet.» – «Aha, also seine Braut!» – «Wenn Sie es so nennen wollen.» – «Sie behaupten», und er blickte auf den von mir ausgefüllten Zettel, «in Moskau verhaftet gewesen zu sein? Und nach Sibirien verschickt?» – «Ja.» – «Und wo ist Ihr – hm – Freund Heinz Neumann?» – «Er wurde 1937 von der NKWD verhaftet.» – «Das können Sie jemand anderem erzählen! In Paris ist er und arbeitet für die Komintern! Und Sie? Was sind Sie? Sie sind eine Agentin der Komintern und der GPU! Sie glauben doch wohl selbst nicht, dass die Russen Sie, als Frau von Heinz Neumann, nach Deutschland ausliefern würden?!» Und dann begann ein ausführliches Verhör. Nach kur-

zer Zeit bemerkte ich, dass irgendjemand aus dem Transport mich ver-raten haben musste, denn man fragte plötzlich nach Thomas Migsch und welche Gespräche ich mit ihm geführt hätte. Später, beim Weitertransport nach Berlin, teilten mir die Männer mit, dass der Hamburger, das ehemalige Mitglied des Roten Seeleuterverbandes, alles, was er während des Transportes von Moskau bis Lublin gehört, schon in der ersten halben Stunde in Lublin der Gestapo denunziert hatte.

Selbstverständlich versuchte ich während dieses ersten Verhörs, so-viel wie irgend möglich zu verschweigen. Der Gestapomann fragte mich: «Haben Sie jetzt alles ausgesagt?» Ich nickte, aber da drehte sich der Dicke auf seinem Sessel zu mir herum: «Na, und Ihr Schwes-terchen Babette? Was haben Sie denn bei der in Paris gemacht?» Er stellte so detaillierte Fragen an mich, dass man den Eindruck bekom-men konnte, er sei im Verlag meiner Schwester ein und aus gegangen. Er nannte viele Mitarbeiter mit Vornamen. Von der Telefonistin sprach er als «Engelchen», ihr Familienname war «Engel». Über den Chauffeur «Emil» wollte er unbedingt etwas wissen. Nach diesem ers-ten Verhör war ich überzeugt, vor ein Gericht gestellt zu werden, und begann, mich innerlich auf eine Untersuchungshaft bei der Gestapo vorzubereiten.

Im Lubliner Gefängnis herrschte eine sonderbare Atmosphäre, die bedingt war durch das Nebeneinander von polnischem Gefängnisper-sonal und Gestapoo brigkeit. Für Häftlinge und Aufseherinnen gab es den gleichen Feind: die Gestapo. Eine polnische Ärztin, die im Gef-ängnisambulatorium tätig war, schmuggelte zum Beispiel Briefe der Gefangenen hinaus. Die Aufseherinnen liessen oft die Zellen offen, so dass eine rege Unterhaltung von Zelle zu Zelle möglich war. Wir er-fuhren von Erschiessungen, von der waghalsigen Flucht einiger pol-nischer Häftlinge über die Dächer des Gefängnisses und von über hun-dert polnischen Priestern, die in der Männerabteilung in Haft sassen. – Fast jede Nacht hörten wir durch unser Zellenfenster das Rattern von Motorrädern, das Geräusch an- und abfahrender Lastautos und ge-brüllte deutsche Kommandos. Die Eingeweihten berichteten uns, dass das Razzien unter der polnischen und jüdischen Bevölkerung seien, und täglich wurden mehr und mehr Verhaftete eingeliefert.

Wir lernten eine Frau aus einer Nachbarzelle kennen, in der sie mit ihrer Tochter und neun anderen Frauen zusammenlag. Sie wusste nicht, woher wir kamen und was mit uns sei. Sie begann mit strahlenden Augen zu erzählen, dass sie hoffe, in den nächsten Tagen über die russische Grenze zu kommen, und dass ihre Leiden dann endlich ein Ende hätten. Alle in ihrer Zelle hätten für Sowjetrußland optiert. Es waren polnische Kommunistinnen. Eine von uns meinte: «Wäre es nicht eigentlich unsere Pflicht, sie zu warnen?» Wir begannen, mit einigen von diesen Frauen über unser Schicksal zu sprechen: dass auch wir einmal als kommunistische Emigranten nach Rußland gekommen seien, und was wir dann alles erlebt hatten. Da wandten sie sich brüsk von uns ab. In den nächsten Tagen mieden uns alle aus dieser Zelle, als seien wir Aussätzige.

Von Zeit zu Zeit gab es im Lubliner Gefängnis Besichtigungen. Die Aufseherinnen machten uns rechtzeitig Mitteilung davon, und wir wussten schon Bescheid, wie man sich zu verhalten habe. Ein lautes «Achtung» erschallte durch den Korridor, und dann standen wir in einer Reihe in der Zelle. Eine meldete: «Zelle 43, belegt mit sieben Deutschen!» Wir kamen uns wie in einem Zoo vor. Meistens waren die Besucher geschneigelte deutsche Offiziere, die uns anglotzten, mit empörend arroganten Gesichtern. Aber einmal hatten einige Offiziere ihre Gattinnen zu dieser interessanten Unterhaltung mitgebracht. Das hübsche blonde Mädchen, eine Hannoveranerin, die eine rote Polobluse trug, wurde die Zielscheibe der bissigen Bemerkungen dieser Weiber: «Solche Blusen sind wohl in Moskau modern? Damit wollen Sie wohl Ihre kommunistische Gesinnung zur Schau tragen? Sie scheinen ja immer noch nicht genug davon zu haben?» Da ihnen aber keiner von uns antwortete, fand der Monolog bald ein Ende.

Jeden Tag warteten wir gespannt auf einen nächsten Transport aus Moskau. Eine Woche verging und keiner kam. Alle siebzehn Frauen waren schon beim Verhör gewesen. Wir litten täglich mehr Hunger. Die Ernährung im Lubliner Gefängnis bestand aus einer kleinen Portion Brot, kaum 400 Gramm, und täglich «blauem Heinrich», der obligatorischen deutschen Gefängnisgraupensuppe. In unserer Zelle war

eine Russin. Sie sprach kein Wort Deutsch. Ihr Mann, ein deutscher Spezialarbeiter, befand sich nicht unter den Ausgelieferten. Sie nahm ihr Schicksal mit erstaunlichem Gleichmut hin. Den Humor verlor sie nur, wenn kein Tabak mehr vorhanden war. So sammelte unsere Zelle Brot, jeder gab ein Stück, und wir tauschten es bei den Kriminellen auf dem Korridor gegen Machorka ein.

Die zweite Woche verging, und kein neuer Transport aus Moskau traf ein. Ich wurde noch zweimal zu Verhören geholt, die aber weit oberflächlicher waren als das erste. Dann nahm man unsere Fingerabdrücke und verfasste eine genaue Personalbeschreibung.

Alle ausgelieferten Frauen hegten eine vage Hoffnung auf Freilassung, nur ich nicht.

Die Männer benachrichtigten uns durch die polnische Ärztin, dass ein SS-Mann, der in der Männerabteilung Dienst hatte, Besuchserlaubnis für Ehemänner gegeben habe, deren Frauen sich unter den Ausgelieferten befänden. Nun gab es aber nur ein Ehepaar, das sich wiedergefunden hatte, doch bei der Nachfrage des SS-Mannes meldeten sich ungefähr fünfzehn Männer und behaupteten, dass auch ihre Frauen sich unter den Ausgelieferten befänden. Sie gaben irgendeinen Namen an. Der SS-Mann durchschaute natürlich das Spiel, worauf er eine Bedingung stellte: «Ihr müsst sofort beim Öffnen der Frauenzellen eure Ehefrau erkennen, sie umarmen und küssen. Wenn das einer nicht schafft, so kann er was erleben!» Von dieser Abmachung hatten wir Frauen aber keine Ahnung. Am nächsten Nachmittag schloss man unsere Zellentür auf, und ein Schwarm von Männern stürmte herein, jeder ergriff irgendeine Frau, fiel ihr um den Hals und flüsterte: «Sag ja, dass du meine Frau bist! Sonst passiert was!» So herzlich haben wir selten gelacht, und der SS-Mann stand dabei und wieherte vor Vergnügen. Ja, so etwas war im Lubliner Gefängnis noch möglich. Nach Sibirien und der Butirka konnte man beinahe sagen: «Wir fühlten uns wie zu Hause.» Aber es sollte noch anders kommen.

Am Ende der zweiten Woche holte man in kurzer Aufeinanderfolge alle Frauen zur Gestapo. Nur mich nicht. Sie kamen zurück mit einem Schein, auf dem stand: «X. hat sich in ihren Heimatort ... zu begeben und sich dort binnen drei Tagen bei der Gestapo zu melden.» Dieser

Schein galt als Fahrkarte. Frau Fekete, die Frau eines Arztes, war ungarische Jüdin. Sie wurde ins Lubliner Getto entlassen. Alle nahmen von mir Abschied, und ich blieb allein in der Zelle zurück, erbärmlich traurig und verlassen. Meine einzige Hoffnung war, dass man mich so lange in Lublin behalten werde, bis der nächste Transport aus Moskau kam, und mit ihm Carola Neher, Zenzl Mühsam und alle anderen Freunde.

Aber am nächsten Tag hiess es: «Packen Sie Ihre Sachen! Sie gehen auf Transport.»

Und wieder stand ich am Gefängnistor in dumpfer Ungewissheit und Angst. Da hörte ich das Trappeln vieler Schritte, und um die Ecke bog eine Kolonne von vierzig Männern, unter ihnen einige Bekannte, mit denen wir zusammen von Moskau aus auf Transport gegangen waren. Von den hundertfünfzig Ausgelieferten hatte man uns verhaftet, und wir sollten unter Bewachung der Gestapo zum Polizeipräsidium in Berlin gebracht werden. Da ging's aus einem anderen Ton als bisher: «Stillgestanden! Schnauze halten! Zu fünfen rechts schwenkt, marsch!» Wieder marschierten wir durch Lublin zum Bahnhof, wo ein D-Zug-Waggon mit der Aufschrift «Krankentransport» für uns bereitstand. Die Rote-Kreuz-Damen auf den verschiedenen Bahnhöfen hatten keine Ahnung, was für «Kranke» wir seien, und sie traktierten uns freundlich mit warmem Malzkaffee. Unsere Begleitmannschaft bestand aus Gestapomännern, die ein Extraabteil II. Klasse hatten und abwechselnd dort schliefen. Wir erhielten Armeeverpflegung. Unser Zug fuhr an zerbombten Orten vorüber; in Warschau rangierte man unseren Waggon, um ihn an einen anderen Zug zu hängen. Wir standen wartend unter einer Überführung. Schon damals sah die Stadt sehr zerstört aus. Über die Brücke gingen Frauen mit ganz absonderlichen Kopfbedeckungen: «Was haben denn die auf? Das ist aber zum Lachen?!» So reagierte ich auf die neueste Mode, weil ich jahrelang keine Hüte mehr gesehen hatte.

Auf dieser Fahrt wurden keine politischen Gespräche geführt. Einer erzählte von seiner Jugend, wie er seiner Mutter durchbrannte; die Schutzbündler schwärmten von Skitouren; durch alle Gespräche klang die Sehnsucht heimzukommen. Man vermied, von dem, was vielleicht

schon morgen oder übermorgen Wirklichkeit war, zu sprechen. – «Ich habe gehört, dass wir in Neu-Bentschen ausgeladen und dort ins Gefängnis gebracht werden», flüsterte mir einer zu. Und richtig. In Neu-Bentschen hiess es: «Los, alles raus!» Wir standen in Reih und Glied auf dem Bahnhof, da ertönte das Kommando: «Alles wieder einsteigen!» Angeblich hatte man eine Nachricht zum Bahnhof geschickt, dass das Gefängnis von Neu-Bentschen überfüllt sei. Wir fuhren weiter. Dann hielt der Zug in Schwiebus. Wieder standen wir auf dem Bahnsteig. Der Zug fuhr davon, und wir marschierten schweigend durch das verdunkelte Städtchen, irgendeinem neuen Gefängnis entgegen.

Ein merkwürdiges Gefängnis hat dieses Schwiebus! Vor einem Gebäude, das im Dunkeln wie ein Bauernhaus aussah, machten wir halt und traten in eine grosse Gaststube mit Holztischen, bunten Gardinen und getäfelten Wänden. Wir waren in der «Herberge zur Heimat» des Städtchens Schwiebus. Entweder gab es da kein Gefängnis, oder es war ebenfalls überfüllt. So wurden uns fünf glückliche Tage geschenkt, die letzten vor den grausigen Jahren des deutschen Konzentrationslagers.

Herbergsvater und Herbergsmutter blickten zuerst verwundert auf die neuen Gäste, die unter Gestapobewachung eintraten. In Pelzmützen, vorsintflutlichen Mänteln, in hohen Filzstiefeln, wie uns eben die NKWD für Europa eingekleidet hatte, standen wir alle staunend in einem richtigen privaten Zimmer. Es war keine Zelle, kein Barackenraum. Gardinen waren vor den Fenstern statt Gittern, Bilder hingen an der Wand statt einer Gefängnisordnung, eine junge, verlegen lächelnde Wirtin forderte uns auf, Platz zu nehmen, statt einer keifenden Aufseherin. Der Gestapomann gab dem Herbergsvater einige Anweisungen. Da hörte ich das erstmal, dass man uns mit «Rückwanderer» betitelte. Wie liebenswürdig und rücksichtsvoll die Gestapo sein konnte!

Wir hängten unsere Sachen an einen Kleiderhaken. Manche wagten gar nicht so recht, sich auf die Stühle zu setzen. Ich öffnete vorsichtig die Küchentür, da stand die Herbergsmutter und bereitete uns ein Abendessen, richtige belegte Brote, keine «Ration», sondern in Scheiben geschnitten und fein säuberlich auf eine grosse Platte geschichtet. Am Küchentisch aber sass der muntere Sachse aus unserem Transport,

drehte die grosse Kaffeemühle, und auf seinem Knie schaukelte das Töchterchen der Wirtin.

Als wir schon drei Tage Gäste in der «Herberge zur Heimat» waren, als wir wieder begannen, unsere Lieder zu singen und so losgelöst dahinlebten, wie das nur Häftlinge fertigbringen, für die jede glückliche Stunde die letzte sein kann, öffnete sich die Tür der Wirtsstube, und ein Schwarm Uniformierter trat ein: «Achtung! Aufstehen!» Es war die SS- und Gestapoobrigkeit von Schwiebus. Man betrachtete sich den Fang. Einer wandte sich in einer Rede an uns: «Ihr habt ja nun die Segnungen des Kommunismus am eigenen Leibe verspürt! Da kann man euch wohl als geheilt betrachten? ... Ihr kehrt in ein anderes Deutschland zurück. Selbstverständlich werdet ihr eine Umschulung durchmachen müssen, bevor man euch wieder der Ehre teilhaftig werden lässt, am Aufbau des Grossdeutschen Reiches mitzuhelfen... Zum Schluss werden wir stehend und mit erhobenem Arm das Deutschlandlied singen!» Zögernd hoben die Männer den Arm hoch, und es waren nur wenige, die es wagten, nicht mitzusingen, unter ihnen der jüdische Emigrant aus Ungarn.

Noch lange, nachdem die Meute wieder gegangen war, sassen alle mit hängenden Köpfen und konnten einander nicht ins Gesicht blicken. «Was verstehen die wohl unter Umschulung? Vielleicht werden sie uns gar keine Prozesse machen, nur für ein paar Monate in ein Lager sperren?» So sprachen die Optimisten unter uns. Der junge Dresdener, der sich damals weigerte, über die Brücke bei Brest-Litowsk zu gehen, wurde von Tag zu Tag aufgeregter. An keiner Stelle hielt er es länger als ein paar Minuten aus. Warum versuchte er eigentlich nicht zu fliehen? Was hielt die anderen davon zurück? Ob nicht doch alle noch hofften, es werde schon nicht so schlimm werden? Ein kommunistischer Abgeordneter aus Mitteldeutschland sang schmelzend: «Nach der Heimat möcht' ich wieder...», und ein gemischter Chor hatte sich gebildet, dessen Lieblingslied war: «Drei Zigeuner sah ich einmal ...» Dabei verwandten sie besondere Inbrunst auf den letzten Vers: «Dreimal haben sie mir gezeigt, wenn das Leben uns nachtet, wie man's verschläft, verraucht und vergeigt, wie man es dreifach verachtet.» Auch über die Zukunft wurde viel gesprochen. «Wenn ich das KZ hinter mir habe, werde ich nur noch ein Privatleben führen. Nie

mehr will ich etwas mit Politik zu tun haben», konnte man immer wieder hören. Die Jüngeren unter den Männern fürchteten: «Na, sie werden uns ja gleich zu den Preussen holen, da geht's im selben Stil weiter, wie wir's schon gewohnt sind.»

Einige versuchten, mit der Aussenwelt Verbindung anzuknüpfen, vor allem, um eine Nachricht an Verwandte zu senden, aber das gelang nicht. Das Haus war Tag und Nacht bewacht.

Berlin – Alexanderplatz 1940

Und dann kam der Morgen des sechsten Tages, der 8. März 1940. Zwei mit Zeltbahnen gedeckte Polizeiautos fuhren knatternd vor die Herberge. Kommandos wurden gerufen, und mit einem Schlage hatten wir alle wieder Häftlingsgesichter. Die Hände lagen wie selbstverständlich an der Hosennaht, in den Augen waren Angst, Unterwerfung und dumpfer Widerstand. Bei manchen klappten auch die Hacken zusammen, und der Brustkorb wurde herausgedrückt. «Nun mal los, ein bisschen dalli! Ihr habt wohl gar keinen Mumm mehr in den Knochen! Rauf auf die Autos! Die Frau kommt nach vom!» Ich sass zwischen Chauffeur und Gestapomann. Es war ein trüber Tag. Überall lag noch angegrauter Schnee. Die Fahrt ging über Frankfurt/Oder, dann über die Reichsautobahn. Die ganze Zeit hatte ich nur einen Gedanken, was werden sie mich in Berlin bei der Gestapo fragen, was wissen sie noch, und was soll ich antworten? Nur dunkel erinnere ich mich an spärliche Kiefernwälder und die sausende Fahrt auf der Autobahn. Dann fuhren wir in die östlichen Aussenbezirke Berlins ein. Hatte ich mir das in Sibirien je träumen lassen? Noch einmal im Leben nach Berlin zurückzukommen? Aber ich sass wie erstarrt. Diese Strassen da hatten nichts mit mir zu tun. Das war nicht die Heimat, nach der ich mich gesehnt hatte. Und als wir in den Alexanderplatz einbogen, war das einzige, was mir auffiel, das Standbild der dicken «Berolina», das die Nazis wieder an seinen alten Platz zurückgebracht hatten.

Wir stiegen vor dem Polizeipräsidium von den Autos. Dort standen wir zu zweien angetreten, und die Passanten blickten mit runden, er-

staunten Augen auf uns seltsame Gestalten mit den Pelzmützen. Sie führten uns in den «Alex», irgendwelche Treppen hinauf in einen grossen Büroraum, wo ein gemütlicher Beamter, die Thermosflasche und das Frühstücksbrot neben sich auf dem Schreibtisch, unsere Namen verlas. Das war Herr Krohn, ehemaliger Verkehrspolizist und jetziger kleiner Mann bei der Gestapo. Den sollte ich während der fünf Monate Untersuchungshaft im Polizeipräsidium noch gut kennenlernen. Er redete alle mit «du» an. Zur Begrüssung sagte er mir: «Na, da freust dich wohl, dass du wieder zu Hause bist?» Das kam so ehrlich heraus, dass ich nicht wusste, ob er mich verhöhnte oder es ernst meinte. Ich verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln.

Ein anderer Beamter kam und brachte die Männer fort. Keiner dachte an ein Abschiedswort. Seit wir in dieses Haus eingetreten waren, schienen alle ganz wesenlos zu sein. Dann ging ich neben Krohn viele Treppen hinauf bis zu einer Tür mit dem Schild «Frauenabteilung». Eine spindeldünne, übermässig lange Alte, in weisser Kittelschürze, die durch einen kleinen Dutt, den sie auf dem Hinterkopf trug, noch länger wirkte, öffnete auf das Klingeln und forderte mich mit männlichem Bass auf: «Komm se rein in de Aufnahme!» Das war die Leiterin der Frauenabteilung im Polizeigefängnis Alexanderplatz, «Tante Anna» oder der «Leuchtturm» genannt. Gestapomann Krohn hatte ihr bei meiner Einlieferung einen Zettel in die Hand gedrückt. Als meine Daten aufgenommen wurden, sah ich zufällig, wie «Tante Anna», nach einem Blick auf dieses Papier, noch eine Rubrik in ihrem grossen Buch ausfüllte. Sie schrieb das Wort «Hochverrat».

«Tante Anna» war ein altes Faktotum aus der Weimarer Republik. Die Nazis hatten sie «übernommen». Sie bestimmte den Ton in der Frauenabteilung des Polizeigefängnisses. Nach der Butirka schien mir der «Alex» – ich meine die Frauenabteilung, nicht etwa die Geheime Staatspolizei – ein idyllischer Aufenthalt zu sein. Die Wachtmeisterinnen waren fast alle freundlich, man konnte mit ihnen Gespräche führen, selten hörte man ein Kommando. Da schlug keine mit dem Zellschlüssel gegen die Tür, wenn laut geweint, laut gesungen oder laut geschrien wurde. Beim Spaziergang auf dem Gefängnishof, der von hohen Mauern und auf der einen Seite vom vielstöckigen Gebäude des

Polizeipräsidiums umrahmt war und nicht weniger trostlos als der Hof der Butirka aussah, erschallte kein «Hände nach hinten» oder «Augen niederschlagen». Nein, ganz im Gegenteil; an den Fenstern des Präsidiums standen Kriminal- und Gestapobeamte und musterten mit Kennerblick die Prostituierten beim Rundgang, und die kreischten ohne Scheu hämische Bemerkungen hinauf zu den «Bullen», denen sie ihre Verhaftung zu verdanken hatten und von denen wahrscheinlich viele ihre ehemaligen «Kunden» waren.

Der «Alex» war ein Durchgangsgefängnis. Hier sassen sowohl von der Gestapo Verhaftete als auch durch Kriminalpolizei Festgenommene, die nach einigen Verhören entweder ins Untersuchungsgefängnis Moabit weiterbefördert wurden oder aber wieder nach Hause geschickt wurden. Dauerhäftlinge wie mich gab es dort sehr selten. Da war zum Beispiel eine Zelle, die nur solche Prostituierten beherbergte, die bei Polizeirazzien in betrunkenem Zustand oder wegen irgendwelcher «Kontrollvergehen» zusammengetrieben worden waren und deren kreischende Proteste zu den üblichen Geräuschen der Nächte im «Alex» gehörten.

Ich kam in Zelle Nr. 17, die für vier Häftlinge bestimmt war, aber manchmal bis zu zehn Frauen aufnahm. Man schlief auf Matratzen und hatte Bettwäsche. Dass es Wanzen in Hülle und Fülle gab, machte keinen Eindruck mehr auf mich, ebenso, dass das Essen kaum geniessbar und jämmerlich wenig war. Die Zelle hatte ein grosses Fenster aus undurchsichtigem Glas und verlor dadurch den typischen Zellencharakter. Ausserdem gab es Klo und Wasserleitung. So etwas weiss nur ein aus Russland kommender Häftling richtig zu würdigen.

Gleich in den ersten Stunden entdeckte ich die Inschriften und Zeichnungen an der hölzernen Zellentür. Wer hätte das in der Butirka gewagt? In der mittleren Türfüllung prangte eine geballte Faust in natürlicher Grösse mit der Unterschrift: «Rot Front! Trotz alledem!» Es gab keinen Zentimeter Tür, der nicht einen Vers aus einem revolutionären Lied oder eine Losung trug, und in einer Ecke las ich: «Alles ist vergänglich, auch lebenslänglich!» Welch ein Trost!

In den ersten Tagen waren wir zu zehnt in diesem Raum. Besonders im Gedächtnis blieben mir die Verhafteten des «Adlershofer Prozes-

ses». Sie standen unter der Anklage, kommunistische Antikriegsflugblätter hergestellt und verbreitet zu haben. Ein Funktionär der Komintern, der aus Dänemark illegal nach Adlershof bei Berlin kam, hatte dort die Antikriegsarbeit geleitet. Zur gleichen Zeit, da die NKWD uns der Gestapo auslieferte, fuhren in ihrem Auftrag Kominternfunktionäre illegal nach Deutschland, um gegen den Bündnispartner Antikriegsarbeit zu leisten.

Mit zwei von den Adlershofer Frauen teilte ich meine Zelle längere Zeit. Frieda hiess die eine. Eine bleiche, dunkelhaarige Frau, sie wurde aus der Einzelhaft in Zelle Nr. 17 gebracht. Die ersten Tage sass sie mit verbissenem Gesicht am Tisch, schwieg oder las den «Völkischen Beobachter» mit Hingabe Zeile für Zeile. Sie habe ihn abonniert, erklärte sie mir. In ihren braunen Augen lag tiefste Verzweiflung. Als sie etwas Vertrauen zu mir gefasst hatte, erfuhr ich, dass Frieda seit ihrer Jugend in einer Schneiderei arbeitete und dass ihr Mann, ein Metallarbeiter, als Kommunist von 1933 bis 1934 im Konzentrationslager gesessen hatte. «Ich war nicht in der KP», erzählte sie mir, «und als mein Mann dann glücklich aus dem KZ kam, versprach er, dass er nie wieder was mit der Politik anfangen wollte. Dann bekam er Arbeit, und es ging uns ganz gut. Im vorigen Jahr, ich sollte gerade ein Kind kriegen und freute mich sehr, traf mein Mann auf der Strasse einen alten Kumpel aus der KP, und der lud ihn zu sich ein. Damit begann unser ganzes Unglück. Ich hatte eine Fehlgeburt und konnte mich gar nicht mehr recht erholen. Ja, und dann merkte ich, dass mein Mann immer öfter mit den Kollegen von früher zusammenkam. Ich ahnte schon, was da los war. Da habe ich mir gedacht, es ist besser, wenn *ich* hereinfalle und nicht er, wo er doch schon einmal gesessen hat und sie ihn beinah totgeschlagen haben, damals im Kolumbia-Haus. Ich sagte ihm das, und was kam dabei heraus? Dass wir beide in die Sache verwickelt wurden. Wenn mein Mann doch nur auf mich gehört hätte! Wozu hatten wir das nötig!» Als ich Frieda so sprechen hörte, musste ich an Grete Sonntag denken. Es war mir so, als hätten diese beiden Frauen ein Gesicht. Und die eine verkam in Sibirien, die andere bei der Gestapo.

Wenn mich schon der abonnierte «Völkische Beobachter» wunder-

te, so noch mehr Friedas Bemerkungen beim Lesen der Zeitung: «Das ist ganz klar, dass wir den Krieg gewinnen. Mein ‚Sachbearbeiter‘ meint das auch. Schliesslich muss man ja auch bedenken, was der Führer alles für uns getan hat! Ohne den hätte mein Mann auch keine Arbeit bekommen. Ach, warum hat er sich bloss von den Kollegen wieder reinreissen lassen!» Und nach einer kurzen Pause fragte sie mich: «Glauben Sie auch, dass der Krieg bis Weihnachten zu Ende ist?» Ihre flehenden Augen waren auf mich gerichtet. «Vielleicht werden dann die Politischen amnestiert? Mein ‚Sachbearbeiter‘ glaubt es auch. Wenn mein Mann doch zugeben würde, wo man sowieso schon alles weiss! Dann käme er wenigstens mit einem milden Urteil davon. Ob ich mehr als fünf Jahre kriege?»

Frieda war schon längst nach Moabit geschafft, da kam die nächste Adlershoferin, die junge, munter plaudernde Melitta, die man zu einer Gegenüberstellung von Moabit nach dem Alex zurückgebracht hatte.

Melitta hatte mit ihrem Mann und drei kleinen Kindern in Adlershof gelebt. Vor 1933 gehörten sie beide der kommunistischen Jugendbewegung an. Der aus dem Ausland gekommene Kominternfunktionär trat in Verbindung mit Melittas Mann, und beide begannen die illegale Antikriegsarbeit. Melitta schrieb die Flugblätter auf Wachsplatten, und in dem Kaufladen der Siedlung Adlershof stand der Abziehapparat, um sie zu vervielfältigen. Die Kaufmannsfrau und ihr Mann mussten auch daran glauben.

Melitta war das genaue Gegenteil von Frieda. Keine Spur von Verzweiflung oder Bedrücktsein: «Hoffentlich dauert die Untersuchungshaft nicht so lange, damit es bald zum Prozess kommt, denn ich werde ja bestimmt freigelassen. Um Erich tut es mir wirklich leid. Wenn er doch wenigstens so vernünftig wäre und alles zugäbe. Das Leugnen macht seine Lage noch schlimmer.» Beim Erzählen ging sie in der Zelle hin und her und kämmte sich die Haare. «Wer ist denn Erich?» fragte ich. «Das ist der Funktionär, der natürlich für alles verantwortlich ist. Wie konnten wir uns auch von dem verführen lassen! Wenn ich herauskomme – das habe ich meinem ‚Sachbearbeiter‘ fest versprochen –, werde ich meine ganze Kraft für den Nationalsozialismus einsetzen.»

Nach der Gegenüberstellung mit Erich war ihre Stimmung ein we-

nig gedämpfter, aber kurz darauf vertiefte sie sich in ein langes Gespräch über Sommerkleider und probierte die Wäsche an, die ihre Mutter im Paket geschickt hatte. Ja, im nationalsozialistischen Polizeigefängnis konnten die Häftlinge Pakete, Geld und Briefe bekommen, auch durften sie von den Angehörigen besucht werden.

Aber weiter zu den Adlershofem. Am nächsten Tage ging Melitta nach Moabit zurück, und kurze Zeit danach kam wieder ein Zugang aus dem Untersuchungsgefängnis, eine junge Frau mit kastanienfarbenen Haaren und goldbraunen Augen. Sie trug ein grünseidenes Kleid, das ihr wunderhübsch zu Gesicht stand. Aber das Schönste war ihre Stimme. Als wir eines Abends sangen, stellten Lisa und ich fest, dass wir die gleichen Lieder kannten. Nie vergesse ich, wie lieblich sie sang: «Ich hab' die Nacht geträumet wohl einen schweren Traum ...» Oft weinte sie an den Abenden, und dann erfuhr ich, dass Lisa sich erst vor ein paar Monaten verheiratet hatte. «Das schlimmste ist, dass mein Mann keine Ahnung hatte von meiner politischen Tätigkeit. Ich wollte ihn nicht damit belasten. Ich arbeitete bei der Post und habe von dort aus illegales kommunistisches Material verschickt. Und jetzt hat mich einer hochgehen lassen. Aus mir wird die Gestapo nichts herauskriegen. Jetzt will man mich diesem Lumpen gegenüberstellen, um mich kleinzukriegen und auch noch die anderen zu erwischen. Wenn mich nur mein Mann nicht verlässt!»

Von Lisa erfuhr ich Einzelheiten über den Adlershofer Prozess, die sie wiederum in Moabit erfahren hatte. Von den Adlershofer Frauen verriet als erste Melitta. Sie war noch keine drei Tage in Haft, da begann sie schon damit. Sie hatte ein Liebesverhältnis mit dem Funktionär Erich gehabt und wusste so über die illegale Arbeit genau Bescheid. Nachdem sie gestanden hatte, stellte man sie sowohl ihrem Mann als auch dem Funktionär Erich gegenüber. Zuerst erklärten beide tapfer, Melittas Aussagen seien erlogen. Aber was konnte ihnen das noch helfen? Die nächste Aufgabe Melittas war, die Kaufmannsfrau zu einem Geständnis zu verleiten. Die Gestapo brachte beide in eine Zelle, und in kurzer Zeit hatte Melitta ganze Arbeit geleistet. Ihr drittes Opfer war die Schneiderin Frieda. Die bekam sie aber erst nach drei Monaten mürbe.

Nach langer Zeit, schon im Konzentrationslager Ravensbrück, erfuhr ich, dass Erich geköpft worden war, Melitta fünfzehn Jahre und Frieda wie auch die Kaufmannsfrau fünf Jahre Zuchthaus bekommen hatten.

Von der tapferen Lisa hörte ich nie wieder.

Zum Konzentrationslager verurteilt

Aus politischen Gründen Verhaftete gab es damals im Alex sehr viele. In der Einzelzelle der Frauenabteilung sassen einige angebliche «Spioninnen», nur hatte ich keine Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen und sie mit den NKWD-»Spioninnen« zu vergleichen. Sowohl bei der NKWD als auch bei der Gestapo gab es den «Annahmeparagraphen». Das heisst, zur Verhaftung und Aburteilung genügte schon der Verdacht, eine politisch feindliche Handlung, sei es nun Agitation oder Organisation, begangen zu haben, um einen Menschen ohne gerichtlichen Beweis auf Jahre seiner Freiheit zu berauben.

Ein Zugang wurde von der Wachtmeisterin mit folgenden Worten in Zelle 17 gebracht: «Nu beruhjen Se sich man, Frau von Gehrke! Hier sind Se wenichstens nicht mehr allein. Se müssen doch bedenken, dass wa nich nur für Sie da sind!»

Da stand Frau von Gehrke, eine Fünzfzigerin in gravitatischer Haltung. Sie trug ihr leicht ergrautes Haar in einem griechischen Knoten; von ihrem bastfarbenen Kleid mit rundem Ausschnitt, der ihren üppigen Nacken frei liess, hatte man ihr den Gürtel abgenommen, damit sie sich nicht daran aufhänge. So glich das Gewand einem wallenden Nachthemd. Frau von Gehrke war noch keine fünf Minuten in der Zelle, als der erste Ausbruch erfolgte: «Was denken sich diese Kerle von der Gestapo eigentlich? Sind wir denn denen auf Gedeih und Verderben ausgeliefert!? Kann man nirgends mehr sein Recht bekommen!?» Ihre Sprache war klassisches Potsdam. Mit rotangelaufenem Hals liess sie sich erschöpft auf einen Schemel sinken. Aber nur einige Atemzüge, und schon ging es weiter: «Dieses Weib hat man mir sicher als Spitzel ins Haus geschickt! In seinen eigenen vier Wänden darf man nicht mehr tun und lassen, was man will!» Dies schrie sie alles in

die Zelle, ohne die zwei Anwesenden, Lisa und mich, überhaupt angesehen zu haben. Dann aber wandte sie sich in verändertem, sehr förmlichem Ton an uns: «Verzeihen Sie bitte, aber meine Nerven sind mit mir durchgegangen! Darf ich mich vorstellen: Luise von Gehrke. Stellen Sie sich vor, was mir widerfahren ist! Man bestellt mich zur Geheimen Staatspolizei – ich habe keine Ahnung, was die Herren von mir wünschen –, und da erklärt mir so ein Rüpel, ich hätte Hitler und andere Mitglieder der Reichsregierung beleidigt! Eine reine Erfindung ist das! Aber damit nicht genug, dann sagte er: ‚Wir müssen Sie bis morgen hierbehalten, bis sich alles aufgeklärt hat.‘ Und so wie ich von der Strasse komme, ohne Toilettensachen, in diesem hellen Kleid, ohne alles für die Nacht, sperrt man mich in diesen winzigen Raum. Verhaftet einen Menschen, der nichts verbochen hat! Alle meine Proteste waren vergebens. In was für Zeiten leben wir denn!?»

Wir beide murmelten etwas Tröstendes: «Sie kommen bestimmt wieder raus. Regen Sie sich nicht so auf!» Da begann Frau von Gehrke herzerbrechend zu weinen. Schluchzend und schnaubend, aber mit sehr gedämpfter Stimme und der ständigen Bitte, «ja mit niemandem darüber zu sprechen», erzählte sie uns, nachdem sie kaum eine Viertelstunde in der Zelle war, in aller Ausführlichkeit, was sie in diese entsetzliche Lage gebracht hatte.

«Ich habe eine Stundenhilfe, die mir von der Arbeitsvermittlung geschickt worden war. Sie wissen ja, wie schwer es jetzt mit den Dienstboten ist. – Von Anfang an gefiel mir dieses Weib nicht. Als sie mir dann mitteilte, dass sie in der NS-Frauenschaft ist, wurde sie mir noch unsympathischer. Die Arbeit verrichtete sie, als ob es eine Gnade wäre, alles musste ich ihr zwei-, dreimal sagen. Und Ende der vorigen Woche hatte sie wieder vergessen, Zeitungspapier als Unterlage in den Kohlenkasten zu tun. Da habe ich ihr befohlen, die Kohlen noch einmal herauszunehmen. Und als sie damit fertig war, gab ich ihr den ‚Völkischen Beobachter‘ als Unterlage. Nun waren aber gerade in dieser Nummer auf der letzten Seite viele Fotos des Führers und des Reichsmarschalls Göring. Da fragte mich diese durchtriebene Frauensperson: ‚Frau von Gehrke, soll ich denn die Zeitung mit den Bildern vom Führer in den Kohlenkasten legen?‘ Da habe ich, ohne viel

zu überlegen, geantwortet: ‚Aber natürlich, die eignet sich doch besonders gut dazu.‘ Und das hat sie bei der Gestapo denunziert. Ist denn so was menschenmöglich!?)»

Frau von Gehrke blieb vierzehn Tage in Zelle 17 und quälte uns weidlich. Da sie aber einflussreiche Verwandte hatte, entliess die Gestapo sie.

Viel ernster stand es aber um Frauen, die von der Gestapo wegen Abhörens ausländischer Radiostationen verhaftet worden waren. Fast in allen Fällen hatten sie nicht den Mund halten können und die Radionachrichten «einer sehr guten Bekannten unter dem Siegel der Verschwiegenheit» mitgeteilt. Sie wurden denunziert und häufig vor der Verhaftung längere Zeit von der Gestapo beobachtet. 1940 gab es für dieses Vergehen bereits Zuchthaus, und später wurden auch Todesurteile für «Verbreitung ausländischer Radionachrichten» gefällt.

Als politisch galten auch «Verbrechen» wie der Einkauf oder Verkauf von Wäsche, Kleidern und Strümpfen ohne «Punkte». Da verging keine Woche, in der nicht solche «Verbrecherinnen» eingeliefert und nach Moabit weiterbefördert wurden.

Aber an einen tragikomischen Fall erinnere ich mich besonders. Eine wohlgenährte kleine Frau kam tränenüberströmt in unsere Zelle. Sie konnte kaum japsen, so eng war sie in ein Korsett eingezwängt, und der Busen stiess fast an das üppige Doppelkinn. Aus ihren Kleidern wehte ein nahrhafter Duft nach Fleischerladen, und als sie ihren ersten Schmerz ausgeweint hatte, wurde sie schnell mitteilksam. Was für einen Unterschied gab es doch zwischen deutschen Verhafteten und denen im Moskauer Gefängnis Butirka! Ganz abgesehen davon, dass die Opfer der NKWD sehr oft gar nicht wussten, weshalb man sie verhaftet hatte, gehörten bei den russischen Frauen Wochen näherer Zellenbekanntschaft dazu, um etwas über den möglichen Grund ihrer Verhaftung oder die Anklage zu erfahren. Die Deutschen sprudelten meistens nach einer halben Stunde schon den wahren Sachverhalt, der zur Verhaftung geführt hatte, heraus, aber wenn alles gesagt war, folgte regelmässig die ängstliche Bitte: «Aber verraten Sie mich ja nicht bei der Gestapo!»

Die kleine, runde Frau Globig hatte einen Verkaufsstand für Innereien in der Zentralmarkthalle am Alexanderplatz. Sie tauschte verbo-

tenerweise mit einer anderen, die mit Obst und Südfrüchten handelte, «manchmal eine Leber, manchmal eine Niere gegen Apfelsinen». Das war von einer anderen Marktfrau beobachtet und denunziert worden. «Wenn mein Mann hört, dass ich bei der Gestapo bin und heute Abend nicht nach Hause komme, wird er vor Schreck sterben», wimmerte sie. «So eine Schande kann er nicht überleben! Ach, und ich hatte schon soviel Unglück im letzten Jahr. Mein Lorchen ist mir gestorben, wo mein ganzes Herz dran hing.» Und ein neuer Tränenstrom unterbrach ihre Klagen. «War das Ihre Tochter?» fragte eine mitleidige Zellengenossin. «Aber nein doch! Mein Wellensittich! Wenn Sie den gekannt hätten! Zu Hause ging er mir den ganzen Tag nicht von der Schulter. Und alles konnte er sprechen. So ein kluges Tier gibt es überhaupt nicht wieder!» Sie zog ein goldenes Medaillon aus dem Halsauschnitt, öffnete es und zeigte unter Glas irgendein verhutztes, dunkles Klümpchen: «Das ist Lorchens Herz. Ich hab' mir's präparieren lassen.» Nur mit Mühe konnte ich das Lachen unterdrücken. Aber der Schmerz dieser Frau war so echt, und während sie alle Geschichten von Lorchen erzählte, vergass sie beinahe ihr Unglück. Dann aber erinnerte sie sich an den wartenden Mann, und der Jammer begann von neuem. Sie war zehn Tage in unserer Zelle und wurde dann entlassen.

Einige Zeit später bescherte uns die Gestapo wieder eine Marktfrau. Und so nebenbei erkundigte ich mich nach Frau Globig, Inneren. «Denken se sich bloss, was der Frau passieren musste! Stirbt der nich' der Mann vor Schreck, weil sie zur Gestapo gekommen ist! Die is wirklich zu bedauern.»

Mit Ausnahme der Schwerpolitischen, wie die Frauen von Adlershof, Lisa und ich selber, rechneten fast alle in den Alex Eingelieferten mit ihrer Entlassung. So etwas gab es in der Butirka eigentlich nie. Da jubelten die Frauen, als sie hörten, dass der neue Volkskommissar Beria milde Urteile von «nur» fünf Jahren erlasse. Ebenso kam in der Butirka niemand auf den Gedanken, sich einen Rechtsanwalt zu nehmen, was bei den Gestapo-Verhafteten das erste war. Es löste jedesmal grösste Empörung aus, wenn sie erfuhren, dass es bei der Gestapo zwecklos sei, einen Verteidiger zu verlangen.

Ausser den Häftlingen, die wirkliche Gegner des Naziregimes waren, und solchen harmlosen, angeblich Politischen, gab es bei der Gestapo noch eine ganz besondere Kategorie von Gefangenen, die Opfer der «Rassengesetze». Während die NKWD Abertausende von Unschuldigen als sogenannte Konterrevolutionäre, Spione und Terroristen verhaftete und zur Sklavenarbeit nach Sibirien verschleppte, füllte die Gestapo ihre Konzentrationslager mit Juden, Zigeunern, mit «Rassenschändern» und später mit Menschen aus allen besetzten Ländern. Nur sparte sich die Gestapo bei diesen Unschuldigen jegliches Anklagematerial.

Mehrere Wochen verbrachte ich zusammen mit Frau Kroch. Sie war eine Jüdin aus Leipzig, die man verhaftete, als sie über die holländische Grenze gehen wollte, um ihren vier Kindern und dem Mann ins Ausland zu folgen. Sie hatte ein ruhiges, mütterliches Gesicht, und ohne Bitterkeit sagte sie: «Es ist ein Glück, dass ich wenigstens meine Familie in Sicherheit weiss. Ich blieb so lange in unserem Haus in Leipzig, damit sie unbemerkt verschwinden konnten.» Wir legten beide «Patience» mit den Karten, die mir meine Schwester gebracht hatte, und wenn sie von ihren Kindern erzählte, strahlten ihre wunderschönen Augen. In Ravensbrück sahen wir uns wieder. Man hatte ihr die Haare geschoren, und sie marschierte barfuss in Reih und Glied. Ich vergesse nie ihren schmerzlich-traurigen Blick, als wir uns begrüßten. Sie starb 1942 im Gas.

In den ersten Monaten meiner Haft im Alex schleppte mich die Gestapo von einem Verhör zum anderen. Wieviel «Sachbearbeitern» man mich vorführte, habe ich schon vergessen. Alle bemühten sich, Beweise zu erbringen, dass ich eine GPU-Agentin oder im Auftrage der Komintern nach Deutschland geschickt worden sei. Immer wieder transportierte man mich in die Zentralstelle der Gestapo, in die «Prinz-Albrecht-Strasse». Während der Verhöre posaunten durchs Radio die Sondermeldungen. Dann stürzte der verhörende Gestapobeamte an die riesige Landkarte Europas, die in jedem Zimmer hing und auf der mit Fähnchen die Front abgesteckt war, und verfolgte berauscht die Blitzsieg Hitlers. Das allein schon brachte mich schier zur Verzweiflung. Mein Schicksal war sowieso besiegelt: entweder Zuchthaus oder Konzentrationslager. Aber was würde aus Europa werden?

Würde es Hitler wirklich gelingen, unter dem Schutz Stalins den Westen zu überrennen?

Eine Zeitlang kam ich in Einzelhaft. Auf die gerillten, undurchsichtigen Fensterscheiben der kleinen Zelle schien die Sonne, und bei dem Glitzern und Blinken träumte ich von Sommer und Schwimmen, von Wiesen und Buchenwäldern. Es war schon Ende Mai geworden, und ich hatte noch kein grünes Blatt gesehen.

Es war wohl am dritten Tage nach meiner Ankunft in Berlin, als der Gestapomann Krohn mich zu den gewohnten Aufnahmeformalitäten mit Foto, Fingerabdruck usw. holte. Er sass allein in seinem Büro, als er mich fragte: «Haben Sie Angehörige in Berlin?» – «Ja, meine jüngere Schwester, aber ich kenne nicht ihre Adresse.» Krohn schlug im Telefonbuch nach und fand Namen und Nummer. Ohne weitere Frage telefonierte er: «Ist dort Frau Fleiss?» – «Warten Sie einen Augenblick, es will Sie jemand sprechen.» Er reichte mir den Hörer. Dieser Krohn ermöglichte es auch, dass meine Schwester und ich wohl anderthalb Stunden im Korridor des Alex miteinander sprechen konnten. Er bewachte uns zwar die ganze Zeit, aber die erlaubte Sprechstunde betrug nur zwanzig Minuten und fand in einem Zimmer statt, das gedrängt voller Menschen war. Einmal bekam ich heftige Zahnschmerzen. Im Polizeigefängnis gab es keinen Zahnarzt, deshalb musste ich zur Polizei-Zahnklinik gebracht werden. Krohn transportierte mich, aber nicht in der «Grünen Minna», wie bei meinen üblichen Fahrten zur «Prinz-Albrecht-Strasse», sondern mit der – Untergrundbahn. Ich ging wie durch einen Nebel und mag wohl mit ganz seltsamen Augen auf die Menschen geblickt haben.

Die verschiedenen Sachbearbeiter, die mich überführen wollten, waren zwar ein anderer Schlag als Krohn, aber die Gestapomethode, wenigstens in meinem «Fall», unterschied sich grundsätzlich von den NKWD-Verhören. Dort war alles darauf gerichtet, einen Schuldbeweis ohne Gerichtsverfahren zu konstruieren, bei der Gestapo hingegen prüfte man, ob das Anklagematerial zu einem Gerichtsverfahren ausreichte, wenn nicht, so begnügte man sich mit dem «Verdacht» und stellte einen «Schutzhaftschein» aus. Den erhielt ich im Juli 1940,

nach vier Monaten Untersuchungshaft, und er lautete: «Das Vorleben von Margarete Buber gibt zum Verdacht Anlass, dass sie sich nach ihrer Rückkehr aus Russland für die illegale Kommunistische Partei betätigen wird. Die Überführung in ein Konzentrationslager wird angeordnet...»

Danach wurde ich in Zelle 4 verlegt, wo hundert Frauen auf ihren Abtransport ins Konzentrationslager warteten. Das waren Politische, die fünf und sechs Jahre Zuchthaus hinter sich hatten, viele jüdische Frauen, Bibelforscher, «Rasseschänderinnen», «Polenliebchen» oder «Bettpolitische», wie man sie auch nannte, dann Asoziale, teils Prostituierte, teils «Arbeitsverweigerer» und Kriminelle, die nach abgebusster Straftat meistens zur «Sicherheitsverwahrung» ins Konzentrationslager kamen. Die Massenzelle war voller Gerüchte über das Leben im KZ. Voller Angst sprachen die Frauen von Prügeln, von den Polizeihunden, vom stundenlangen Zählappell. Aber ganz besondere Furcht jagte allen das Gerücht ein, dass bei der Einlieferung in Ravensbrück den Frauen mit Läusen sofort die Haare abrasiert würden. Da hockten nun die Insassen von Zelle 4 und kämmten einander stundenlang. Sachverständige durchsuchten das Kopfhaar immer wieder. Da aber in dieser Zelle aus allen Gegenden Deutschlands die zu Konzentrationslager Verurteilten zusammenströmten, kamen mit ihnen Tag für Tag neue Läuse, und viele Frauen sollten trotz grösster Mühe in Ravensbrück ihre Haare verlieren.

Nach der Aushändigung des Schutzhaftscheines waren meine Kräfte am Versagen. Wieder Konzentrationslager! Eben dem sicheren Tod in Sibirien entronnen, und nun in eine neue Hölle! Es ist so viel einfacher, einem unbekanntem Schicksal entgegenzugehen, aber ich wusste doch nur zu gut, was Konzentrationslager bedeutet. Alle um mich herum redeten von «drei Monaten Umschulung», aber ich hatte keine Spur von Hoffnung auf eine baldige Befreiung. Und trotzdem lebte man weiter.

Zu deutschem Konzentrationslager wurde man unbefristet verurteilt. Das konnte zwei Jahre, fünf Jahre, zehn Jahre und länger bedeuten, und für die Politischen – daran zweifelte ich keinen Augenblick – hiess es «regierungslänglich».

Jeden Sonnabend ging ein Transport von ungefähr fünfzig Frauen

ins Lager ab. In der saalartigen Zelle war die Toilette durch einen Wandschirm verdeckt. Am Freitag wurden die Namen derer aufgerufen, die sich für den nächsten Morgen zum Transport bereithalten sollten. Am ersten Sonnabend sollte auch eine jüdische Ärztin Jakoby mitgehen. Sie kam aus dem Zuchthaus. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend erhängte sie sich an dem Wasserbehälter der Toilette. Aber eine Frau entdeckte die Lebensmüde, und man zwang sie gewaltsam ins Dasein zurück. 1942 ging von Ravensbrück aus die Ärztin Jakoby mit Lungentuberkulose auf «Krankentransport» ins Gas.

Unter den Politischen in Zelle 4 lernte ich Lotte Henschel kennen. Sie kam zusammen mit einer alten Frau, die Zuchthauskleidung trug. Ich beobachtete die beiden und sah, wie die junge, lebhaftere Lotte sich um das «Muttmchen» bemühte. Jeder Häftling wird von einer fast krankhaften Munterkeit, wenn sich sein Gefangenendasein plötzlich ändert. Bei Lotte war das besonders auffallend. Vielleicht hatte sie auch eine ganz leise Hoffnung, doch in die Freiheit zu kommen, denn über vier Jahre Zuchthaus lagen schon hinter ihr. Mit dreiundzwanzig Jahren wurde sie als Mitglied der illegalen SAP mit einer ganzen Gruppe zusammen verhaftet. Sie erhielt für hochverräterische Tätigkeit ein verhältnismässig mildes Urteil von anderthalb Jahren. Sie kam in Einzelhaft. Beim Spaziergang gab ihr die Zellennachbarin, eine Kommunistin, einen Kassiber zum Weiterleiten an einen anderen Häftling. Lotte wurde erwischt. Der Inhalt des Briefes war ein politisches Programm der Kommunisten. Man übergab den Fall der Gestapo, und Lotte kam erneut in Untersuchungshaft. Ein Verhör folgte dem anderen. Die Gestapo wandte alle Methoden an, um ein Geständnis zu erzwingen: «Wer hat Ihnen den Kassiber gegeben, und an wen sollte er weitergeleitet werden?» Lotte verweigerte die Aussage. Sie wurde vor Gericht gestellt und schwieg; sie wurde zusätzlich zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und schwieg. Im Zuchthaus war sie während der Arbeit mit kommunistischen Häftlingen beisammen. Ihre mutige Haltung hatte ihr die Achtung der Mithäftlinge eingetragen, und sie geriet in ihren Zuchthausjahren unter den Einfluss der Kommunisten.

Ich erzählte Lotte dort in der Massenzelle von meinem Schicksal. Sie sass neben mir auf der Pritsche und unterdrückte mühsam das Wei-

nen. «Weisst du, Grete, während all der Jahre im Zuchthaus habe ich mich krampfhaft an das geklammert, was die Kommunistinnen über Sowjetrussland erzählten. Wie hätte ich es auch sonst ertragen können? Das war meine einzige Hoffnung! Wenn ich doch an deinen Worten zweifeln könnte! Und jetzt auf dem Wege ins Konzentrationslager raubst du mir diesen Glauben! Ach, warum sind wir nun verurteilt, weiterzuleben!?»

Ravensbrück

Eine neue Hölle

Am Sonnabend, dem 2. August 1940, trat ich zusammen mit fünfzig Frauen die Fahrt im Gefangenenwaggon zum deutschen Konzentrationslager Ravensbrück an. Vom Stettiner Bahnhof in Berlin ging es in Richtung Oranienburg nach Norden. Meine Angst vor dem Kommen war so stark, dass ich mich kaum noch an die Frauen erinnere, mit denen ich das kleine Abteil mit dem schmalen Fensterchen an der Decke teilte. Nur eine ostpreussische Bibelforscherin, die in Stimme und Haltung einer Lehrerin glich, und eine Hamburger Prostituierte, die immer wieder betonte, dass sie nur für drei Monate zur Umschulung ins Lager komme, sind mir im Gedächtnis geblieben.

In Fürstenberg in Mecklenburg hielt der Zug. Hundegekläff und laute Kommandos von Frauenstimmen hörte man, noch bevor die Abteile aufgeschlossen waren. «Zu fünf anreten!» – «Hände runter!» – «Dämliche Weiber!» schallte es uns entgegen, als wir vom Trittbrett kletterten. Zwei uniformierte Aufseherinnen hielten grosse Wolfshunde an der Leine und schienen ein Mordsvergnügen daran zu haben, die Hunde bis dicht an die Beine der ängstlichen Frauen springen zu lassen. Hinter dem Bahnhof standen zwei mit einem Zeltdach gedeckte Lastautos, und mit dem grösstmöglichen Lärm trieb man uns auf die Autos. Nach einer kurzen Fahrt bremsen die Wagen, die Aufseherin übergab einem uniformierten Posten einen Zettel, man zählte uns. Dann knarrte ein Tor, und wir fuhren ins Konzentrationslager Ravensbrück ein.

Da standen wir in Fünferreihen am Rande eines Blumenbeetes vor einer sauber angestrichenen Holzbaracke. Eine Aufseherin in Stulpenstiefeln, feldgrauem Hosenrock, einer Art Uniformjacke und einem Militärkäppi schief auf den wildgelockten Dauerwellen bewachte uns und rief in regelmässigen Abständen: «Ruhe da! Hände runter! Ausrichten!» – Ich blickte über den grossen Platz und wollte meinen Augen nicht trauen. Er war umsäumt von gepflegten Rasenstreifen mit

Beeten, auf denen leuchtendrote Salvien blühten. An einer breiten Strasse, die auf den Platz mündete und die von zwei Reihen Holzbaracken gebildet wurde, standen junge Bäume, und am Strassenrand liefen schnurgerade Blumenbeete, soweit das Auge blickte. Der Platz und die Strasse schienen frisch geharkt. Links von uns, wo es zum Lagertor ging, sah ich neben einer weissen Holzbaracke einen grossen Käfig, ähnlich einem Vogelhaus im Zoologischen Garten. Darin stolzierten Pfauen, an einem Kletterbaum hangelten Affen, und ein Papagei kreischte immer dasselbe Wort, es klang wie «Mama!» Und das sollte ein Konzentrationslager sein!? Dem Zoo gegenüber dehnte sich eine grosse Rasenfläche, mit Edeltannen bepflanzt, die das einzige sichtbare Steingebäude des Lagers verdeckten. Dieses Haus, damals wusste ich es noch nicht, war das Lagergefängnis, der «Zellenbau» oder «Bunker» genannt, die Hölle des KZ. Aha, die verstecken ihre Bestialitäten hinter Blumenbeeten und Edeltannen! Das haben sie in Sibirien nicht nötig gehabt! Das war meine erste heftige Reaktion beim Anblick dieser Blumen- und Zooidylle.

Hinter dem Zoo konnte man ein Stück der hohen, mit Stacheldraht bewehrten Lagermauer sehen, und deren Anblick liess keinen Zweifel daran, wo man sich befand. An diesem Augusttag schien eine verschleierte Sonne. Lagerplatz und Strasse waren menschenleer. Ausser dem Geschrei des Papageien kein Laut ringsum. Da erblickte ich die ersten deutschen Lagerhäftlinge. Sie kamen in Reih und Glied die Strasse heruntermarschieren. Eine Frau sah aus wie die andere. Jede trug ein schneeweisses Kopftuch straff nach hinten gebunden und über einem breitgestreiften halblangen Kleid eine dunkelblaue Schürze. Alle waren barfuss, nur neben der marschierenden Kolonne ging ein Häftling in Holzpantinen und kommandierte: «Hände runter!» – «In der Reihe bleiben!» Ein Schauer überlief mich. So wirst du nun Jahr und Tag leben müssen! «Ausrichten!» – «Hände runter!» – «In der Reihe bleiben!»

Plötzlich heulte ganz in unserer Nähe eine Sirene. Wie sollte ich diese Sirene noch hassen lernen! An diesem ersten Tage rief sie zum Mittag. Mit einem Schlage veränderte sich das Bild auf Platz und Lagerstrasse. Von allen Seiten marschierten die Frauenkolonnen heran:

Da kamen sie mit geschulterten Spaten, alle in Fünferreihen, die Arme im Takt der Schritte schwenkend. Es war unbeschreiblich, sie sangen, sangen irgendwelche blöden Soldatenlieder, während Aufseherinnen kommandierten und die Wolfshunde sie umbellten. Der Platz hallte wider von Kommandos und Gekläff.

Man riss mich aus meinem entgeisterten Starren, wir Zugänge wurden in die Schreibstube geführt. Eine Aufseherin und zwei Häftlinge nahmen die Personalien auf und stellten für jeden «Zugang» eine Kartothekkarte aus, die dann später, mit einer Fotografie versehen, in der «Politischen Abteilung», die ihren Sitz in der «Kommandantur» hatte, in die Häftlingskartei eingereiht wurde. In der Politischen Abteilung lagen auch die Akten sämtlicher Häftlinge, die die Lagerobrigkeit stets einsehen konnte, deren Inhalt uns aber unbekannt blieb. In Ravensbrück ging es wahrhaft preussisch-bürokratisch zu. Ein Häftling durchlief eine Kette verschiedenster Instanzen und Unterinstanzen, bis er fix und fertig uniformiert und eingereiht war.

Nach der Schreibstubenaufnahme führte man die fünfzig Frauen ins Brausebad. Zuerst nahm man uns alle Privatsachen ab, wie Kleider, Wäsche, Schuhe und Strümpfe. Das taten weissbeschürzte Frauen, die auch Häftlinge waren, denn am Ärmel trugen sie rot- oder lilafarbige, dreieckige Stoffwinkel mit einer Nummer. Rote Winkel trugen die Politischen, lila die Bibelforscherinnen, rotgelben Stern die politischen Juden, gelbschwarzen Stern die sogenannte jüdische Rassenschande, schwarze Winkel die «Asozialen» und grüne die Kriminellen. Über die verschiedenfarbenen Armbinden, über «Fluchtpunkt» und «Rückfälligenstreifen» spreche ich später. – Nachdem man unsere Kleider weggenommen hatte, begann die gefürchtete Prozedur, die Suche nach Kopfläusen. Diese Funktion verrichteten zwei Bibelforscherinnen. Eine hiess Emmi. Sie forderte mit süsslichem Lächeln die Frauen auf, Platz zu nehmen, und dann durchforschte sie voller Eifer die Köpfe, und wehe, wenn sie auch nur Spuren vergangener Läuse oder etwa gar frische Nisse fand! Erbarmungslos kamen die Haare herunter. Ich hatte Gelegenheit, Emmi jahrelang in ihrem Amt zu beobachten. Das Haarreschneiden war ihr zur Lust geworden. Je inbrünstiger eine Frau bet-

telte und flehte, je schöner und üppiger deren Haare waren, mit umso teuflischerem Eifer setzte Emmi, die Zeugin Jehovas, ihre Haarschneidemaschine an und machte aus einem lieblich umlockten Haupt einen traurigen Glatzkopf. – Bei mir fand sie erstaunlicherweise keinen Anlass zur Rasur.

Ebenso genau und ausführlich forschte ein anderer Häftling nach Filzläusen.

Im Brausebad gab es heisses Wasser, Handtuch und ein Stück Kriegsseife. Auch hier herrschte ein laut kommandierender Häftling, der sich im Tonfall durch nichts von der Aufseherin unterschied. – Nackt und aufgeregt, teils mit Haaren, teils ohne, sassen wir auf einer Bank im grossen Badesaal und erwarteten angstvoll frierend die nächste Prozedur.

SS-Arzt Doktor Sonntag, hundertneunzig lang, in hohen Stulpenstiefeln, mit Reitpeitsche, erschien zur Aufnahmeuntersuchung. «An-treten!» Fünfzig nackte Frauen standen in langer Schlange. Manche verdeckten sich schamvoll mit dem Handtuch. Die Prostituierten kicherten munter. Einzeln trat man vor den SS-Arzt. Der kommandierte: «Mund auf!» und leuchtete mit einer Taschenlampe in den Schlund. Dann: «Warum sind Sie hier?» – Ich kam an die Reihe und antwortete «Politisch!» – «Aha, das richtige Flintenweib! Ab!» Und er schnippte mit der Reitpeitsche nach meiner Wade ... Fertig war die ärztliche Untersuchung, und die Häftlingsgamitur wurde uns ausgehändigt. Hemd aus derbem Nessel, Hosen mit lächerlich langen Beinen, ein Streifenkleid, blaue Schürze und ein weisses Kopftuch. So aufgeputzt marschierten wir fünfzig barfuss unter den Kommandos: «In der Reihe bleiben!» – «Hände runter!» über die Lagerstrasse bis zum Block 16, der Zugangsbaracke.

Die Blocks waren mit der Schmalseite der Lagerstrasse zugekehrt, so dass zwischen den einzelnen Baracken Seitengassen entstanden. Die Eingangstüren zu je zwei Baracken lagen einander gegenüber. Den Weg zwischen Block 16 und Block 14 sperrte ein Gitter gegen die Lagerstrasse ab. Die «Herrscherinnen» über einen Block waren im Allgemeinen eine Blockälteste und je zwei Stubenälteste. Das war die Häftlingsobrigkeit. Ausserdem gab es für jede Baracke eine SS-Aufseherin, die sogenannte Blockleiterin.

An der Barackentür erschien die Blockälteste Minna Rupp. In rauhem Schwäbisch rief sie die Namen auf, und wir traten zwei und zwei in den Korridor von Block 16. Jeder Zugang erhielt eine Schüssel, einen Teller und einen Becher aus Aluminium, Messer, Gabel und Löffel, ein Zahnglas, dann ein Körper- und ein Geschirrhandtuch. Aber das war noch nicht alles! Das Schuhputzzeug darf ich nicht vergessen. Wir gingen zwar vorläufig barfuss, aber Ordnung musste sein. Mit all diesen Schätzen im Arm betraten wir Barfüssige den Tagesraum. Da sassen an zehn weissgescheuerten Tischen lauter solche gestreiften Wesen, teils mit Haaren, teils ohne, und strickten feldgraue Socken. Ein leicht modriger Geruch nach gescheuertem und schlecht getrocknetem Holz erfüllte den Raum. Bei unserem Eintreten war es still geworden, aber nachdem man uns gemustert hatte, ging die summende Unterhaltung wieder an. Da brüllte dicht neben uns die Blockälteste mit einer Stimme, die für einen Kasemenhof ausgereicht hätte: «Ruhe da! Mund halten!» Augenblicklich herrschte tiefes Schweigen. Eine Stubenälteste wies immer je zwei Zugängen ein schmales Kasemen-spind an, wo hinein nach fester Vorschrift das Geschirr zu stellen, das Besteck zu legen und die Tücher zu hängen waren. Das Geschirrtuch zum Beispiel musste in Form einer Herrenkrawatte zusammengefalzt an der Spindtür prangen!

Man schleifte grosse metallene, hermetisch verschlossene Esskübel herein. Sie wurden auf Schemeln vorn am Fenster bei der Eingangstür in den Tagesraum postiert, und die Blockälteste, eine grosse Ausschöpfkelle schwingend, stand drohend und kommandierte: «Wenn nicht sofort Ruhe eintritt, gibt's kein Essen!» – Alle drängten sich nach den Schränken, um das Essgeschirr zu holen, und dann mussten wir in langer Schlange, die sich um Tische und Schemel wand, antreten, um einzeln die Suppe in Empfang zu nehmen. Mein erstes deutsches Lageressen war ein süsser Brei mit Backobst. Mein Staunen kannte keine Grenzen. Als aber anschliessend jeder Häftling eine grosse Ration hellen Brotes, ein Stück Wurst, etwa fünfundzwanzig Gramm Margarine und einen Löffel Schmalz erhielt, wandte ich mich sprachlos an einen «alten» Häftling und fragte: «Sagen Sie bitte, kommt vielleicht morgen eine Besichtigung nach Ravensbrück? Oder ist irgendein Fest?» Sie schüttelte den Kopf, und ihr Blick schien an meinem Verstand zu

zweifeln: «Nein. Wieso denn?» – «Gibt es immer solches Essen hier?» – «Ja! Ist Ihnen das etwa zuviel?» – «Aber nein, ich dachte nur...», und ich schwieg verlegen.

Irgendwo in der Feme tönte die Lagersirene, und ein kategorisches «Antreten zum Zählappell!» erfüllte die Baracke. «Schemel hoch!» war das nächste Kommando. Man stülpte die Sitzgelegenheiten mit den Beinen nach oben auf die Tische, damit gefegt werden konnte, und die Hunderte von Frauen drängten sich hinaus auf den Gang zwischen den Baracken und nahmen in Fünferreihen Aufstellung. «Ausrichten! Ruhe da! Wird's bald!» tönte es immer abwechselnd aus dem Mund der Block- oder Stubenältesten. Ich stand ganz am Ende und erblickte hinter den Baracken die hohe Lagermauer mit dem fünffachen Stacheldraht. Auf einem Rasenwall unterhalb der Mauer war ein schwarzes Brett in den Boden gesteckt, und darauf leuchtete weiss ein Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen. Ich fragte flüsternd meine Nachbarin: «Was hat denn das zu bedeuten?» – «Weisst du denn nicht, dass der Stacheldraht mit Starkstrom geladen ist?! Hast du nicht gehört, was heute hier passiert ist? Das mit der Zigeunerin?» Ein donnerndes «Ruhe da!» liess uns zwei sofort verstummen. Wir zwinkerten uns mit den Augen zu: «Auf nachher!»

Wir standen und standen. Immer wieder wurden die Reihen ausgerichtet, oder die Stubenälteste befahl einer: «Bind mal dein Kopftuch richtig!» Plötzlich erscholl ein schneidiges «Achtung!» Irgendwelche uniformierten Aufseherinnen schritten zählend an den aufgestellten Frauen entlang, begleitet von der rapportierenden Blockältesten.

Und wir standen weiter. Die nackten Füsse begannen zu schmerzen. Seit Monaten waren sie weder an Stehen noch Laufen gewöhnt. Ich wechselte von einem Bein auf das andere und bog die klammen Zehen. Da endlich, nach anderthalb Stunden, heulte die Sirene «Abtreten!», und ein erlöstes «Aaah!» kam aus aller Munde. Das war der erste Zählappell in Ravensbrück, und diese Qual wiederholte sich täglich zweimal, morgens und abends, bei Regen und Sonnenhitze, bei Wintersturm und Schnee.

Meine unbekanntete Nachbarin, die schon eine Woche in Ravensbrück war, erzählte mir das schreckliche Ereignis des heutigen Tages.

Hinter der Waschküche hatte sich eine Zigeunerin, Mutter von mehreren Kindern, in den mit Starkstrom geladenen Stacheldraht gestürzt, als sie die Nachricht erhielt, dass ihr Mann «auf dem Felde der Ehre» gefallen sei. – «Wenn wir morgen die schmutzigen Handtücher in die Waschküche tragen, musst du mitkommen. Oben am Stacheldraht hängen noch die verkohlten Finger, die sind hängengeblieben, als man die Leiche herunternahm», fügte sie mit einer Mischung aus Grausen und Sensationslust hinzu.

In der Baracke wurde schon wieder etwas an die Zugänge ausgeteilt. Diesmal waren es zwei dicke Wolldecken, ein weißes Laken, blaukarierte Bett- und Kopfkissenbezüge und ein langes, blau-weiß gestreiftes Nachthemd. Und dann mussten wir «Bettenbauen» lernen, eine weitere preussische Teufelei. Der Block 16 hatte wie alle Baracken in Ravensbrück zwei Flügel: die A-Seite und die B-Seite. Auf jeder Seite gab es einen Tagesraum und einen Schlafsaal, der ursprünglich nur hundert Frauen beherbergen sollte. Aber schon 1940 mussten an die zweihundertfünfzig Menschen in einem Block Platz finden und, um gleich vorzugreifen, in den späteren Jahren über fünfhundert. Jede Baracke hatte einen Waschraum, mit Waschbecken und Fusswannen, eine Toilette und ein Dienstzimmer für die SS-Blockleiterin, die aber nur den Morgen und kurze Zeit am Abend dort zubrachte. In der übrigen Zeit war der Aufenthalt in diesem einzigen normalen Wohnraum das Privileg der Blockältesten.

So eine Ravensbrücker Baracke schien mir ein Palast, wenn ich an die Lehmhütten in Burma zurückdachte. Man bedenke nur, eine Toilette und ein Waschraum! Tische und Schemel und Schränke! In ganz Karaganda gab es für Häftlinge weder einen Tisch noch einen Stuhl. Aber nun erst der Schlafsaal mit seinen sieben, damals noch zweistöckigen Bettreihen, wo jeder Häftling sein eigenes Bett mit einem Strohsack besass! Mein Bett lag in der ersten Etage. Neben mir schlief ein neunzehnjähriges Mädchen mit kindlichem Gesicht und abgeschorenen Haaren. Sie war ein «Polenliebchen», so nannte man im KZ die wegen «Verkehr mit Polen» verhafteten Frauen.

Auf das Kommando der Stubenältesten hatten wir den Strohsack «in Form» zu bringen. Er durfte keinen «Bauch» haben und musste

«kantig» sein. Wir wühlten mit den Händen im Stroh herum. Da kam mir die Nachbarin von der anderen Seite zu Hilfe. Sie war eine polnische Klavierlehrerin und schon vor vierzehn Tagen mit einem Transport aus Thom gekommen. Die Mehrzahl der Häftlinge von Block 16 stammten aus diesem Transport, waren polnische Lehrerinnen, Schülerinnen, Beamtinnen und Intellektuelle, mit denen es sich sehr gut hätte leben lassen, wenn nicht die Blockälteste durch ihren Übereifer, die Lagerbestimmungen zu befolgen und es der SS-Blockleiterin genehm zu machen, unsere ohnedies traurige Lage durch unnötige Keifereien und Schikanen verschlimmert hätte. Die freundliche Klavierlehrerin, wie überhaupt die «alten» Häftlinge, besass bereits «Handwerkszeug» zum Bettenbau. Das waren fläche Holzplatten, ähnlich den Mangelbrettern, und einfache Stöcke, mit denen man das Stroh bis in die geheimsten Ecken des Strohsacks stopfte; mit den «Mangelbrettern» hingegen glättete man die nach strengen Riten gefalteten Decken, die wie ein Brett auf dem Strohsack liegen mussten, und das Kopfpolster, das auszusehen hatte wie eine Schachtel. Mir fehlen die Worte, um die Qualen des Bettenbaus zu beschreiben: Im ersten Stock, auf der schmalen Bettleiste balancierend, musste dieses Kunstwerk vollbracht werden. Wehe, wenn das Bett nicht vorschriftsmässig gemacht war! Eine Weile wurde dem Zugang noch verziehen, aber später rissen entweder die Blockälteste oder die SS-Blockleiterin alles erbarmungslos auseinander, so dass man in der Mittagspause strafweise nachbauen musste. Wiederholte sich das Vergehen, so kam unweigerlich eine Meldung. Das Wort «Meldung» schwebte als Drohung ständig über jedem Häftling. Meldung bedeutete entweder «Strafestehen mit Kostenzug» oder Dunkelarrest im «Bunker» oder «Strafblock» oder, was das grausigste war, fünfundzwanzig Stockhiebe. Für schlechten Bettenbau gab es gewöhnlich acht Tage entweder Mittag- oder Abendkostenzug und Strafestehen. Abends, nach anderthalb Stunden Zählappell, mussten die Delinquenten, die natürlich tagsüber gearbeitet hatten, ohne Essen vorn auf dem Lagerplatz, das Gesicht dem «Zellenbau» zugewandt, stundenlang stehen, bis abends gegen neun Uhr die Sirene zur Lagerruhe rief, und sie dann hungrig, erfroren,

mit schmerzenden Beinen auf ihren Strohsack krochen. Aber nicht einmal auf seinem Strohsack sollte man Ruhe haben.

Abends beim Schlafengehen mussten Kleid und Wäsche in einem nach bestimmter Vorschrift gefalteten Bündel, so dass der linke Kleiderärmel mit Winkel und Nummer sichtbar war, auf einen Schemel im Tagesraum gelegt werden, damit die gegen neun oder einhalbzehn Uhr kommende Nachtwache die Möglichkeit hatte, an Hand der Kleidungsstücke festzustellen, ob man auch wirklich alles ausgezogen, nicht etwa gewagt hatte, mit Hemd oder gar Strümpfen ins Bett zu gehen. Die Aufseherin der Nachtwache ging mit ihrem Polizeihund kontrollierend durch die Bettenreihen, und je nach Lust und Laune riss sie plötzlich einer die Bettdecke herunter oder schimpfte unflätig über den Gestank im Schlafsaal und vollführte einen Lärm, dass alle erschrecken.

Solange man im Zugangsblock war, ging man nicht zur Arbeit. Es dauerte wohl eine Woche, bis alle Aufnahmeformalitäten erledigt waren. Zur «Kommandantur», zur «Fürsorge», zum «Erkennungsdienst» führte uns die Blockälteste in Fünferreihen unter dem Klang der schon vertrauten Kommandos, und überall fragte man dasselbe: Wo, wann und warum sind Sie verhaftet worden? Mittlerweile waren durch die stundenlangen Appelle und das Marschieren über die mit Koksschotter bestreute Lagerstrasse die entzündeten Fusssohlen zu dicken Kissen angeschwollen. Bei jedem Schritt hätte man schreien mögen. – Als nun die Mühle der Registratur durchlaufen war, erhielt ich als Abzeichen meiner endgültigen Häftlingsexistenz einen roten Winkel und eine Gefangenennummer auf den linken Kleiderärmel genäht, und die Blockälteste erläuterte, wie ich mich von nun an vor der SS-Obrigkeit zu melden hätte, strammstehend, die Arme an die Seiten gedrückt: «Schutzhäftling Margarete Buber, Nr. 4208.»

Viertausendzweihundert Frauen lebten 1940 in sechzehn Wohnbaracken. Damals hatte Ravensbrück erst eine Lagerstrasse – später waren es drei –, an der, ausser den Wohnbaracken, eine Kleider- und Gerätekammer, zwei Schneidereien, zwei Krankenreviere und eine Waschküchenbaracke lagen. Der Lagerplatz wurde durch die Küchenbaracke, das Büro der SS-Oberaufseherin, das Bad, eine SS-Kantine, den Zoo und auf der anderen Seite den «Zellenbau» eingefasst.

Als Zugang aber lebte ich hinter dem Gitter, das den Seitengang ab-

sperre, und blickte während des Spazierganges voller Staunen in das Gewimmel der gestreiften Frauen draussen auf der Lagerstrasse. Ich wusste bereits, dass die höchste Häftlingsfunktion «Lagerläuferin» war, die mit einer roten Armbinde gekennzeichnet war, dass es «Anweisungshäftlinge» gab, die auch rote Binden trugen und deren Tätigkeit der des Brigadiers in Karaganda glich.

Ungefähr nach einer Woche Lagerleben sass ich auf einem Schemel im Tagesraum und strickte an einem feldgrauen Strumpf aus rauher Wolle. Die Blockälteste hatte gerade «Schweigestunde» kommandiert. Ich hockte, die nackten Füsse unter mich gezogen, um sie zu erwärmen, und wohl auch aus alter Gewohnheit von jahrelangem Sitzen auf den Brettern in russischer Haft. Da rief man mit Nachdruck: «Ist hier eine Buber?» An der Tür standen die Lagerläuferin Betty Wiedmann, unsere Blockälteste Minna Rupp und eine dritte, ebenfalls mit roter Armbinde. Ich meldete mich. Man befahl: «Komm mal raus!» Ich klemmte mich durch die Schemel nach vom. Die Lagerläuferin griff nach meinem linken Ärmel und kontrollierte die Nummer. Dann gingen die drei mit mir in den Schlafsaal, dessen Betreten am Tage streng untersagt war, und begannen folgendes Verhör: «Du bist in Moskau verhaftet worden?!» – «Ja!» – «Warum denn?!» Die Fragen wurden mit einer solchen Anmassung gestellt, dass ich sofort begriff, es handelte sich hier um ein Verhör durch Kommunisten, und jede meiner Antworten war daher so, dass sie ein stalinistisches Herz bis in die Tiefe verletzen musste. Nur die sture Schwäbin Minna Rupp fand eine Erwiderung: «Da bischte äbe ä Trozksischtü» Damit verliess das Trio den Schlafsaal, und ich kehrte zu meinem Strumpf zurück, ohne mir völlig klar darüber zu sein, welche Folgen dieses Gespräch haben würde, und dass ich, noch vor meinem Eintritt in die Lageröffentlichkeit, bereits geächtet war.

Unter Dirnen und Kriminellen

Mit den Polinnen des Zugangsblocks war ich schon nach einigen Tagen gut bekannt. In der zweiten Woche kam die freundliche Klavierlehrerin und machte mir im Namen der übrigen polnischen Häftlinge von Block 16 den Vorschlag, ob man mich nicht als Blockälteste «empfehlen» sollte. Erstens sei ich eine politische Deutsche, dann hätte ich schon Lagererfahrung, und ausserdem hofften sie, dass ich nicht in dieselben Fehler verfielen wie unsere jetzige Tyrannin Minna Rupp. Ich lehnte entsetzt ab: «Was denkt ihr euch, niemals werde ich eine Blockälteste sein können, die ‚Mundhalten!‘, ‚Hände runter!‘, ‚Ruhe da!‘ schreit und vor der SS strammsteht oder ‚Achtung‘ ruft! Ich bin völlig unfähig, andere zu kommandieren!» – Sie redeten mir gut zu: «Das lernst du schon. Und ausserdem wird es bei uns, den Polinnen, gar nicht nötig sein. Du würdest uns so glücklich machen, wenn du dich einverstanden erklärtest!» Bei dem Gedanken allein, Blockälteste sein zu müssen, brach mir der Angstschweiss aus, und ich versuchte, sie mit anderen Argumenten von meiner mangelnden Eignung zu überzeugen. «Ausserdem lerne ich nie Bettenbau, mein Schrank wird immer unordentlich sein, und was das wichtigste ist: eine Blockälteste kann man zu Meldungen zwingen, und so etwas will ich niemals tun.» Aber meine Polinnen waren hartnäckig, die Quälereien der Minna Rupp trieben alle zur Verzweiflung: «Du musst bedenken, dass es etwas ganz anderes ist, wenn du bei uns Polinnen Blockälteste wirst. Wir sind alle vernünftige Frauen und werden dich schützen und dir helfen, wo wir nur können.» Nach und nach überzeugte man mich. Noch heute weiss ich nicht, auf welchem Wege mich die Polinnen vorgeschlagen haben. In der Fähigkeit, «Beziehungen anzuknüpfen» und «Positionen zu erlangen», waren sie im Lager unübertroffen.

Kurze Zeit nach diesem Gespräch wurde ich «nach vom» gerufen, das hiess zur Oberaufseherin, und von unserer Stubenältesten an den Rand des Blumenbeetes, neben fünf oder sechs andere stramm und unbeweglich stehende weibliche Wesen gestellt. Wir warteten. Warten ist eine der Hauptbeschäftigungen des Häftlings. Endlich kam betont gemessen die Oberaufseherin Langefeld zu unserer Reihe. Sie musterte die einzelnen, oder tat doch so; dann fragte sie eine nach der

anderen, warum und wo sie verhaftet worden und wie lange sie schon im Lager sei. Darauf traf sie die Entscheidung. Zu mir sagte sie: «Nehmen Sie gleich Ihre Sachen, und gehen Sie auf Block 2. Sie sind dort Stubenälteste!»

Ich war noch ein so blutiger Neuling, dass ich nicht einmal wusste, was Block 2 war, und schon aufatmete, weil ich nur Stubenälteste wurde. Aber meine Polinnen, die gespannt den Erfolg ihrer Aktion abgewartet hatten, machten bei meiner Mitteilung entsetzte Gesichter. «Um Gottes willen, auf Block 2! Das ist ja bei den Asozialen! Das haben wir wirklich nicht gewollt!»

So kam ich ganz verwirrt und voller Angst mit Aluminiumschüssel, Bettdecken und dem ganzen Besitz eines KZ-Häftlings im Arm auf Block 2 an und meldete mich bei der Blockältesten Liesl Müller. Schon beim Betreten dieser Baracke dröhnte mir ein ohrenbetäubender Lärm entgegen und umwehte mich ein penetranter Abortgestank.

Die Blockälteste Liesl Müller, eine Lothringerin, die zur Zeit der Weimarer Republik zusammen mit ihrem Mann wegen Spionage zugunsten Frankreichs im Zuchthaus gesessen hatte und bei Ausbruch des Krieges von den Nazis in «Schutzhaft» genommen, das heisst ins Konzentrationslager gesteckt worden war, zog ein schiefes Gesicht, als sie hörte, ich sei erst vierzehn Tage im Lager. Sie war eine beschränkte Spiessbürgerin, die einerseits durch korrektes Einhalten aller Lagerbestimmungen und durch Unterwürfigkeit gegenüber der SS sich ihre persönlichen Vorteile zu sichern trachtete, aber andererseits den Versuchungen des Lagerlebens nicht widerstehen konnte und sich später mit Kriminellen einliess. In ihrem Amt als Blockälteste bei den Asozialen war sie für SS-Begriffe ideal. Sie kommandierte, keifte, sie drohte mit Meldungen und hatte keine Skrupel, diese auch zu erstatten, sie scharwenzelte um unsere SS-Blockleiterin Drechsel herum, die eine der gefürchtetsten Megären in Ravensbrück war.

Zusammen mit Liesl Müller betrat ich den Tagesraum der A-Seite von Block 2, wo ich das Amt der Stubenältesten übernehmen musste. Erst nachdem die Blockälteste mit einem harten Gegenstand auf einen Metallkübel, der an der Tür stand, mit voller Wucht geschlagen und «Ruhe!» geschrien hatte, verstummte die tobende Meute und sah mich

an. Mit den Worten: «Das ist jetzt eure neue Stubenälteste!» stellte mich Liesl Müller vor.

Ein eigener Schrank, das Bett an einem Vorzugsplatz, in der Ecke beim Fenster, ein neues Kleid, das fast auf Taille sass, eine schöne Leinenschürze und vor allem Holzpantinen waren die Vorteile meines Standes und, was das Entscheidendste war, eine grüne Binde am rechten Arm, die mir ermöglichte, frei und unbehindert durch das ganze Lager zu gehen. – Aber dazu kam ich in den ersten Wochen nie, nur manchmal während des obligatorischen Spazierganges auf der Lagerstrasse. – Die Einweihung in meine Pflichten dauerte wohl zehn Minuten, alles drehte sich mir im Kopf, als ich das Dienstzimmer verliess und zu meiner ersten Amtshandlung, dem Austeilen des Mittagessens, schritt. «Während des Essens hat absolute Ruhe zu herrschen», so lautete der Befehl. Da stand ich mit hochrotem Kopf, die Ausschöpfkelle in der Hand, nur von dem einen Gedanken erfüllt, auch ja die Portionen gerecht auszuteilen. In einigen Minuten waren der Kübel mit Gemüse und der mit den Pellkartoffeln von hundert Gesichtern umringt, die alle durcheinanderschrien: «Stubenälteste, heute fängt's bei Tisch 3 an!» – «Stubenälteste, Tisch 5 kriegt heute Nachkelle!» – «Stubenälteste, ich bin heute dran mit Kübelauskratzen!» und so weiter. Ermattet liess ich die Kelle sinken und flötete: «Bitte, seid doch mal ein bisschen ruhig, sonst wird euch die Blockälteste anschnauzen!» Niemand kehrte sich daran. Die Weiber kletterten auf die Schemel und brüllten: «Wenn's nicht schneller geht mit dem Austeilen, wird's zur Arbeit heulen, und keiner hat was zu fressen gehabt!» – Da erhob sich eine Frau mit einem auffallend ausgeprägten Kinn und lebhaften braunen Augen, drängte sich neben mich und rief mit einer Stimme, die ans Kommandieren gewöhnt schien: «Wenn ihr nicht sofort auf die Plätze geht und euch weiter so schweinisch gegen die neue Stubenälteste benehmt, erfolgt ein Donnerwetter, und die Essenkübel werden zurück in die Küche getragen!!» Der Erfolg war erstaunlich! Das war Else Krug, eine Düsseldorfer Prostituierte, ihrer Spezialität nach «Sadistin».

Nachdem ich mich ein wenig an die verwirrende Atmosphäre auf Block 2 gewöhnt hatte und schon einzelne Gesichter unterschied, Gespräche führte und versuchte, in Kontakt mit den asozialen Mithäftlin-

gen zu kommen, um auf dieser Basis ein menschenwürdiges Beieinanderleben trotz Konzentrationslagers und SS zu erreichen, erlebte ich bis auf zwei Ausnahmen nichts als Enttäuschungen. Nach der Erfahrung mit den sibirischen Asozialen hätte ich eigentlich keine Illusionen mehr haben dürfen, aber irgendwo blieben für mich diese Frauen doch immer «Opfer der Gesellschaft», und im deutschen KZ war ihre Lage um vieles bedauernswürdiger als im russischen. Unter den anarchischen Verhältnissen im sibirischen KZ setzte sich eine Prostituierte oft glänzend durch, sie war geradezu in ihrem Element. Aber man denke sich eine Prostituierte, meistens geschlechtskrank, sehr häufig mit geistigem Defekt behaftet, an ein Leben mit Rauschgiften gewöhnt, ein Mensöh, dessen Gesundheit bereits untergraben ist, der nie regelmässig gearbeitet hat, kommt nun in die Zange des nazistisch-preussischen Konzentrationslagerregimes, um «umgeschult», «ans Arbeiten gewöhnt» und zur «Ordnung» erzogen zu werden. Ich muss einige Jahre überspringen, um die freche Nazimoral zu charakterisieren. 1942 kam eine Kommission von SS-Offizieren aus Mauthausen. Es wurden an die zwölf Frauen aus Block 2 ausgesucht. Auf Stehbussen und sonstige intakte Körperteile legte man Wert. Sie mussten sich vor der «Kommission» im Bad von Ravensbrück nackt produzieren, und dann kamen die «Umgeschulten» ins Bordell nach Mauthausen und sollten zur Belohnung nach einem halben Jahr in die Freiheit entlassen werden. Man kann sich vorstellen, welcher Sturm sich unter den Asozialen erhob, jede wollte für Mauthausen ausgewählt werden.

Es ist sehr verständlich, dass sich ein Häftling vor der Arbeit für die SS drückt, aber kritischer wird es, wenn entweder das eigene Pensum einem anderen Häftling aufgebürdet wird, oder wenn es sich um Arbeit zur Selbsterhaltung handelt, zum Schutz gegen Meldungen. Gerade bei den Asozialen spielten Meldungen eine schwerwiegende Rolle, weil für sie und die Leichtpolitischen immerhin eine Entlassung in Frage kam; dagegen mit jeder Lagerstrafe die Haft automatisch um mindestens ein Vierteljahr verlängert wurde. Ich versuchte das meinen Asozialen klarzumachen und appellierte an ihre Vernunft. Es widerstand mir, sie durch Drohungen oder Kommandos in Schach zu halten.

Aber diese Erziehungsmethode erwies sich als völlig ungeeignet. Ihnen schien das Bettenbauen, Schränkeaufräumen, Tische- und Schemelscheuem meine Privatleidenschaft zu sein. Obwohl es viele unter ihnen gab, die schon Lagerstrafen bekommen hatten, war ihre Einstellung die von Schulkindern: «Vielleicht wutsche ich heute noch mal durch, und die Aufseherin sieht mein Bett oder den Schrank nicht!» Um aber Meldungen zu umgehen, kam ich auf den Gedanken, mir ein paar «Gutwillige» auszusuchen, die entweder «Innendienst» hatten, aber nicht so krank waren, dass sie sich nicht bewegen konnten, oder zu den «Verfügbaren» (das waren Häftlinge, die den ganzen Tag in sogenannter Arbeitsbereitschaft standen) gehörten, und korrigierte mit ihnen die Betten und die unmöglichen Schränke. Was war die Folge? Dass erstens die Betten noch schlimmer aussahen – «sie werden ja sowieso gemacht!» – und dass zweitens die «Gutwilligen», natürlich ohne mein Wissen, die anderen, für die sie Ordnung gemacht hatten, um Brot oder Essen erpressten und ausserdem mich, bei der ersten besten Gelegenheit, sowohl bei der Blockältesten als auch bei der Drechsel verrieten. Das Denunzieren war überhaupt das Erbärmlichste bei den Asozialen. Im Konzentrationslager spielen Freundschaften eine ganz andere Rolle als in der Freiheit. Das Niveau einer Freundschaft entspricht natürlich meistens der Mentalität der Partner. Das muss man bei den Prostituierten berücksichtigen. Gestern noch hatte Annemarie der Lieselotte ihr Herz ausgeschüttet, ihr alles, aber auch alles erzählt, ihr eine halbe Ration Brot geschenkt und Treue geschworen bis ans Lager- oder vielleicht sogar bis ans Lebensende. Heute kriegte Annemarie beim Wäscheausteilen eine Hose mit kürzeren, eleganteren Beinen, und die kleine Lieselotte eine riesige: «Annemarie, tausch mit mir, du bist doch grösser! Gib mir deine Hose!» – «Was!» zeterte die treue Freundin, «das könnte dir so passen! Hab' ich mal was Anständiges, willst du's mir gleich wieder ablotsen! So hast du's ja dein Leben lang gemacht! Sonst wärste ja auch nicht in so 'n miesen Puff jelandet! Da hätt' dir deine Schwester auch weitergeholfen!» Und so ging es dann toller und toller, bis zum Schluss eine der treuen Freundinnen zur Blockältesten oder zur Aufseherin rannte und irgendeine gestohlene Kohlrübe oder weggenommene Garnrolle «meldete».

Sie denunzierten beim Bruch der Freundschaften und aus Eifersucht. Alle persönlichen Auseinandersetzungen trugen sie in der Öffentlichkeit aus. Wenn wir abends nach einem Lagertag, der doch schon morgens um einhalbfünf Uhr begann, endlich auf dem Strohsack lagen und ein Bedürfnis nach Ruhe nur zu verständlich gewesen wäre, dann begannen im Schlafsaal die Leidenschaften zu toben. Da rief aus der hintersten Ecke im 2. Stock eine: «Wat, du willst 'nen echten Persjanamantel jehabt haben?! Die Rosa kennt dir ja aus der Freiheit! Nich mal 'nen janzen Rock hattste aufm Hintern. Vor fufzich Fenneche biste mitjengan!» Und die Angegriffene keifte zurück: «Halt du man dein Rand! Dir würde was janz andres blühen, wenn se wüssten, wo du drin verwickelt bist! Immer noch besser 'ne anständije Strassenfrau als so 'n Miststück wie du!» In einer anderen Ecke des Schlafsaals sang eine schmelzend: «Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen, ein Pferdchen wär mein Paradies ...», und über mir versprach Gerda, der Hannelore beim nächsten Einkauf ein Kuchenbrot zu schenken, und Hannelore erwiderte überschwenglich: «Wenn wirrauskommen, kriegst du alles wieder. Ich habe meine Koffer bei 'ner Wirtin von früher untergestellt, und das kannste mir glauben, ich war immer piekfein in Schale!»

Und dann das «Klauen»! Auf «Kameradendiebstahl», wie das so klangvoll von der SS genannt wurde, standen fünfundzwanzig Stockhiebe, bis zu vierzig Tage Dunkelarrest und manchmal noch Strafblock.

«Stubenälteste, mir habense heut Nacht das Brot aus 'em Schrank jeklaut!» kam morgens weinend, mit entsetztem Gesichtsausdruck, eine zu meinem Bett gestürzt. «Stubenälteste», schluchzte sie weiter, «ich weiss jenau, wer das war! Ich hab se jestern Abend im Bett kauen hören, das war schon lange nach der Sirene! Und ihre eijne Ration hatte se gleich nach 'em Austeilen runterjeschlungen!» – Und schon mischte sich ein ganzer Schwarm ein. «Was, dir solln 'se Brot jeklaut haben?! Dass ich nicht lache! Den Dreh kennen wa doch schon! Du denkst wohl, die neue Stubenälteste fällt drauf rein!!»

Ich versprach, die Angelegenheit zu untersuchen, und neigte eher dazu, der Bestohlenen zu glauben, da der Ausdruck ihres Entsetzens und Schmerzes über den Verlust des Brotes so echt und überzeugend

war. Es wunderte mich nur, dass die Bestohlene eine andere verdächtigte, ohne gleich deren Namen zu nennen, denn im Allgemeinen hatten sie gar keine Hemmungen, das zu tun. Dann beim Kaffee austeilen, noch bevor wir zum Zählappell antraten, konsultierte ich Else Krug und bat um ihren Rat in dieser verzwickten Diebstahlangelegenheit. «War das die Trude, die zu Ihnen kam, die mit dem leichten ‚Dachschaden‘?» fragte Else. «Ja, Trude hiess sie, wie weit sie normal ist, weiss ich nicht.» – «Da kann ich Ihnen nur sagen, dass man dieser Trude, solange ich auf Block 2 bin, bereits zwanzigmal das Brot ‚gestohlen‘ hat. Die reist auf diesen Dreh und hofft Mitleid zu erregen, um mittags eine Nachkelle zu erben», lautete Elses Auskunft.

So ging das mit Diebstählen, Verdächtigungen und Denunziationen Tag für Tag. Meine einzige Sorge war, zu verhindern, dass diese Angelegenheiten zu Ohren der SS-Blockleiterin Drechsel kamen, denn dann setzte es entweder Backpfeifen oder Meldungen.

Und wieder: Lagerleben

Während der ersten zwei Wochen im Zugangsblock schien mir der Zählappell die grösste aller Qualen zu sein, jetzt wurde er mir zur einzigen Erholung. Wenigstens zweimal am Tag ohne brüllendes Durcheinander in Ruhe an der frischen Luft stehen dürfen! – Die Asozialen standen während des Appells am Rande der Lagerstrasse in Fünferreihen, mit dem Rücken gegen Block 2 gewandt. Uns gegenüber war der politische Block 1 aufgestellt, neben uns die Zigeunerinnen von Block 4, schräg gegenüber die Bibelforscherinnen von Block 3 und dann so weiter die Strasse entlang. Schweigend und unbeweglich standen die gestreiften Menschenkarrees. In schnurgerader Linie waren die Reihen ausgerichtet. – Nur manchmal durchbrach die Morgenstille ein «Ruhe da!» oder «Achtung!» Hinter den schwarzen Kiefern, die man am Ende der Strasse über der Lagermauer erblickte, kam die Sonne herauf und vergoldete den Himmel. – In Burma hatte ich gemeint, dass der Steppenhimmel alles an Schönheit übertreffe, in Ravensbrück schien es mir, als hätte ich im Leben noch nie einen solchen Wunderhimmel

gesehen. Als Lagerhäftling wendet man den Blick zum Himmel, weil dort keine Mauer, kein Stacheldraht ist; die ziehenden Wolken, die leuchtenden Sterne, die fliegenden Vögel sind das Einzige, was von der Freiheit blieb, was man uns nicht rauben konnte. Die andere Freiheit, der Wald, die Strasse, die Wiese, das Zuhause, das ganze Leben, versinkt, je länger ein Mensch hinter den Mauern zubringt, und sogar die Sehnsucht nach der Freiheit schläft ein. So bleibt allein das grosse Himmelsgewölbe. Da gab es morgendliche Zählappelle, wo über uns von Osten nach Westen Wolkenfetzen dahinfliegen wie klirrende Fahnen oder manchmal wie der Rauch ferner Brände. Dann wieder standen wir an Abenden bei hingehauchten rosa Schäfchenwolken und perlmutterfarbenem Horizont. Am Himmel sah man die Zeit vergehen, der Himmel wandelte sich von Stunde zu Stunde. Was du aber hinter der Lagermauer sahst, im Osten einige grosse, hochstämmige, bizarre Kiefern, im Westen, neben dem Dach des «Zellenbaus» den runden, freundlichen Weidenbaum und hinter Block 2 und den Baracken auf der linken Strassenseite eine Wand kümmerlicher, auf magerem Sandboden gewachsener junger Kiefern, das war dir unverändert Jahr um Jahr vor Augen und schien nicht mehr zu leben, es wurde zur Kulisse.

Der «Arbeitsappell» bewegte sich in streng militärischen Formen. Vom, wo die Lagerstrasse auf den Platz mündete, stand in der Mitte, an einer Art Pult, eine SS-Rapportführerin oder in späteren Jahren die SS-Aufseherin des «Arbeitseinsatzes». Die Arbeitskolonnen, in Fünferreihen ausgerichtet, im Takt marschierend, passierten an diesem Tisch vorbei und wurden gezählt, ebenso die Strickerinnen, die «Verfügbaren» und Kranken mit «Innendienstkarten». Ursprünglich betrachtete die SS die Beschäftigung der Häftlinge als eine «Erziehungs»- und «Umschulungsmassnahme». Die Produktivität der Arbeit spielte noch keine Rolle. Da wurde Sand geschippt von einem Haufen auf den anderen und wieder zurück. Dann, ab 1941, begann die SS, Häftlinge an die umliegenden mecklenburgischen Güter als Landarbeiterinnen zu vermieten, Häftlinge wurden ausgeliehen an Gärtnereien, zum Strassenbau; nach und nach wurden wir KZler ein Faktor in der deutschen Kriegsindustrie. Im Herbst 1940 arbeitete man acht Stunden und kam mittags für zwei Stunden ins Lager zurück. Aber in

diesen acht Stunden verstand man es, die Frauen bis aufs Blut zu quälen. Zu jener Zeit legte die KZ-Obrigkeit bei der Auswahl ihres Aufseherinnenstabes noch Wert auf nationalsozialistische Gesinnung und entsprechende Charaktereigenschaften. Solche Typen wie die Aufseherin Drechsel, die aus eigener Initiative quälte und der man nicht nachsagen konnte, dass es ihr bei ihren Bestialitäten an Phantasie gemangelt hätte, gab es in den späteren KZ-Jahren selten. Da holte man an Bewachungspersonal, was sich gerade bot, und schulte es wunschgemäß.

Zu den Freuden des Ravensbrücker Lebens gehörte der Einkauf in der Häftlingskantine. Da gab es 1940/41 Brot, Kuchenbrot, Marmelade, Sirup, Fischpaste und alle möglichen Toiletteartikel. Diese Kantine war eine besondere Verdienstquelle der SS, denn die Häftlinge durften sich Geld von zu Hause schicken lassen und kauften natürlich alles, was man ihnen anbot, und zahlten jeden Preis, der verlangt wurde. –

Vom Konzentrationslager Ravensbrück durfte man im Monat einen Brief schreiben und einen empfangen. Gleich nach der Ankunft im Lager musste man die Adresse derer angeben, an die die Post gerichtet werden sollte. In den ersten Jahren herrschte strenge Postzensur, später, als die Zustände im Lager der SS über den Kopf wuchsen, lockerte sich, wie vieles andere, auch das. Die Briefe mussten auf Papier geschrieben werden, das wir in der Kantine kauften und das am Kopf den Aufdruck «Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück» und die Verordnungen über den Briefwechsel eines Häftlings mit der Aussenwelt trug. Da gab es besonderes Papier für «alte» Politische, für Bibelforscher, das neben den Verordnungen in grünen Lettern den Aufdruck trug: «Ich bin weiterhin Zeuge Jehovas!» und nur fünf Zeilen Text enthalten durfte. Für alle während des Krieges Verhafteten hatte das Papier einen Aufdruck in schwarzen Buchstaben, der Brief durfte sechzehn Zeilen umfassen. – Erschütternd waren die Briefe der Asozialen an ihre Angehörigen. Als Stubenälteste hatte ich die gesamten Briefe der A-Seite von Block 2 auf eventuelle Verstösse gegen die Zensurvorschriften durchzusehen. Und was bekam ich da zu lesen! «Liebe Mutter, schreibe mir doch mal ein einziges Wort. Ich bin sehr traurig.

Liebe Mutter, ich habe Dir soviel Schande gemacht, aber jetzt will ich mich ganz bestimmt bessern. Wenn ich rauskomme, will ich immer arbeiten und alles wiedergutmachen. Schicke mir doch mal eine Mark ...» Da wurden der Vater, die Schwester oder die Tante angefleht um nur ein Wort, um nur eine Mark. – Sehr wenige bekamen Antwort, weil die Familien sie verstossen hatten. Wenn dann einmal an einem Sonnabend – denn nur an diesem Tag wurde die Post ausgeteilt – ein unerwarteter Brief eintraf, eine Mutter sich hatte erweichen lassen, dann flossen die Tränen in Strömen. Aber am Sonntag hatten sie alle Beteuerungen längst vergessen und sangen mit Inbrunst: «Denn es kann ja nichts Schöneres geben, als in Hamburg ein Mädchen fürs Geld.»

Bis auf den Zählappell war der Sonntag ein Feiertag, und jahrelang gab es sogar Sonntagsessen: Gulasch, Rotkohl und Pellkartoffeln. Am Sonntag durfte man auf der Lagerstrasse spazieren gehen. An den Giebeln der Baracken auf beiden Seiten der Lagerstrasse waren Lautsprecher angebracht, und wenn der SS-Mann der Wachtstube es nicht gerade vergass, dann schaltete er am Nachmittag Radiokonzert ein. – Hatte man jahrelang, so wie ich, keine Musik gehört, war das ein grosses Geschenk, und man ertrug sogar geduldig die häufigen Militärmärsche und die grässlichen Kriegsgesänge der Hitlersoldaten, um manchmal Schubert oder Mozart hören zu dürfen. Da gingen Tausende von gestreiften Frauen, paarweise oder einzeln, jede mit dem vorschriftsmässigen Kopftuch, das nur zwei Zentimeter Haare freilassen durfte, wie auf einem gespenstischen Korso nach den Tönen richtiger Musik immer im grossen Kreis herum. –

An solch einem Sonntag ging ich zwischen den Frauen allein auf der Lagerstrasse herum und sehnte mich nach der Unterhaltung mit einem Menschen. Ich sah auf die mit den roten Winkeln, und unter ihnen erkannte man an Gesichtsausdruck und Haltung sofort die «alten» Politischen. Da hörte ich einige Schritte hinter mir laut auf russisch: «Sprechen Sie russisch?» Im Herbst 1940 gab es noch keinen russischen Häftling in Ravensbrück, und ich blickte mich erstaunt um. Eine kleine, untersetzte Frau mit stechendem Blick hatte diese Frage an mich gerichtet. Ich antwortete Russisch, sie abr ging ohne Weiteres

zur deutschen Sprache über. Ganz selbstverständlich teilte sie mir mit, dass sie gehört habe, ich hätte in Moskau gelebt, und dass sie dort auch Bekannte habe. Dann fragte sie weiter, wo ich denn gewohnt hätte. Nachdem ich es ihr mitgeteilt hatte, meinte sie: «Da kennst du ja sicher auch den Genossen Tschernin?» Ich bejahte, und schon kam die nächste Frage: «In welchem Zimmer des Hotels ‚Lux‘ wohnte der denn?» Da war es natürlich um meine Harmlosigkeit geschehen. Die Kommunisten wollten mich also von neuem verhören. Ich erwiderte: «Wenn ich mich recht erinnere, wohnte Tschernin in Zimmer Nr. sowieso, aber dort wurde er im Sommer 1937 von der NKWD verhaftet, und seine Frau und die beiden Kinder wurden aus dem ‚Lux‘ hinausgeworfen.» Sie blieb stumm. Ich fuhr fort: «Interessierst du dich auch für den Verbleib der Genossen Pjatnitzki, Waletzki, Krajewski und Lenski von der Komintern? Die hatten das gleiche Schicksal wie Tschernin.» Ohne ein weiteres Wort stolzierte sie mit zurückgeworfenem Kopf davon. – Später erfuhr ich, dass sie Palečkova hiess und eine führende Rolle bei den tschechischen Kommunistinnen spielte. –

Ich kehrte nach Block 2 zurück, um den Nachmittagstee auszuteilen. Da sass sie alle beisammen, an jedem Tisch ungefähr fünfzehn Frauen. Die einen sangen ihre Nuten-Lieder, die anderen aus einem Repertoire, das an verlogener Sentimentalität nicht zu überbieten war, worin sie sich nach «dem fernen Mütterlein sehnten» oder von dem Geliebten sangen, der die schroffe Felsenwand erklimm, um ein Edelweiss zu pflücken, in die Tiefe stürzte und von der liebenden Maid aufgefunden wird, die in den herzerreissenden Jammer ausbricht: «Ein Edelweiss von Blut so rot hielt er in seiner Hand ...»

An meinem Tisch sass Else Krug. Sie sagte: «Nu woll'n wir mal 'n bisschen Naturkunde treiben!» Und dann erzählte sie aus ihrem Leben als sadistische Prostituierte. Bis dahin hatte ich mich – als ein Mensch, der teils medizinische, teils pseudowissenschaftliche Literatur über dieses Gebiet gelesen hatte – für völlig aufgeklärt gehalten. Aber Else Krugs Berichte liessen mir die Haare zu Berge stehen. Im Gegensatz zu den anderen Asozialen sprach sie trocken und sachlich von den perversesten Ungeheuerlichkeiten, und in ihrer ganzen Art lag ein gewisser «Berufsstolz».

Niemals hörte man von ihr: «Wenn ich herauskomme, werde ich ein anderes Leben führen» und so weiter. Sie stellte nüchtern fest: «Nach ein paar Jahren KZ wird es mir gar nicht mehr so leichtfallen, in einer Nacht dreihundert Mark zu verdienen, da muss ich schon eine ‚eigene Note‘ in Kleidung und Auftreten finden, um noch Erfolg zu haben!»

Else Krug war der einzige Anweisungshäftling unter den Asozialen von Block 2. Sie hatte die Kellerkolonne unter sich, die nur aus Asozialen bestand und der begehrteste Arbeitsplatz war. Im Keller gab es Kartoffeln, Rüben und Kohl, der Keller lag in der Küchenbaracke, wo in besonderen Räumen Konserven und andere Herrlichkeiten lagerten. Welche Möglichkeiten zu stehlen! Und welche Gefahren, erwischt zu werden! Else hat es fertiggebracht, durch die Zeit von mehr als einem Jahr keine Meldung zu bekommen, und das bei einer Kolonne mit Asozialen! Wie war das möglich? Vor allem, weil Else Krug eine Persönlichkeit war, und nicht nur, weil sie für alle Mitglieder der Kolonne stahl und die Beute gerecht verteilte.

Nach anderthalb Jahren erst liess irgendjemand sie hochgehen, und sie kam zuerst in den «Bunker» und dann für ein Jahr in den Strafblock. – Ich war schon lange fort von Block 2, aber jedesmal, wenn wir uns begegneten, gab es eine Unterhaltung. Als sie mit dem Strafblock über die Lagerstrasse marschierte, grüssten wir uns von Weitem, denn es war verboten, mit den Häftlingen vom Strafblock zu sprechen, und sie rief: «Grete, die glauben, sie können mich mit Arbeit klein kriegen! Da haben sie sich geirrt, das kann ich besser als alle!»

Anfang 1940 wurde durch Himmler in Ravensbrück die Prügelstrafe für sogenannte Lagervergehen eingeführt. Man band die Frauen auf einen Bock, der in einem besonderen Raum im Zellenbau stand, und während des ersten Jahres wurde die Exekution persönlich vom Lagerkommandanten Kögel oder der Aufseherin Drechsel und anderen SS-Weibern ausgeführt. Nach einer gewissen Zeit aber hatten sie wohl die Lust daran verloren oder es war ihnen zu anstrengend, weil Prügelstrafen immer häufiger verhängt wurden, und so wandte sich der Lagerkommandant an den Block der Kriminellen und teilte mit, dass, wer sich freiwillig zum «Strafvollzug» melde, zwei bis drei Es-

senrationen mehr erhalten werde. Auf Bewerberinnen brauchte er nicht lange zu warten. Von da ab teilten zwei Kriminelle und später eine Polin die Prügelstrafe aus.

Im Frühjahr 1942, schon hatte man in Ravensbrück mit der Vernichtung der Menschen durch Gas begonnen, wurde Else Krug eines Tages aus dem Strafblock zum Lagerkommandanten Kögel gerufen. Er befahl: «Krug, Sie werden ab sofort aus dem Strafblock entlassen und gegen dreifache Essensration an der ‚Vollstreckung des Strafvollzuges‘ teilnehmen! Das liegt doch auf Ihrem Gebiet.» Else Krug antwortete: «Nein, Herr Lagerkommandant, ich schlage niemals einen Mithäftling!» Kögel schäumte: «Was, Sie dreckige Hure, Sie wollen die Arbeit verweigern?!» – «Jawohl, Herr Lagerkommandant!» – «Sie werden noch an mich denken! Ab!» Else Krug ging zurück in den Strafblock. – Einige Wochen später schickte man sie mit einem Krankentransport ins Gas. Else wusste, wohin es ging, und auch, dass es Kögels Rache war.

Das Lager Ravensbrück lag in einer Mulde. An der Nordseite, gleich hinter der Lagermauer, stieg ein Sandberg steil an, auf dem kümmerliche Kiefern wuchsen. Das Lagergebiet senkte sich nach Süden hin langsam und grenzte an einen Sumpf, der später mit in das Frauenlager einbezogen, zugeschüttet und ebenfalls mit Baracken bebaut wurde. Die Folge davon war, dass ein Block sich auf dem feuchten Untergrund langsam senkte, und ein anderer, den man vorsichtshalber mit Zementboden versah, erhielt, um sein Gewicht zu vermindern, niemals ein Dach, sondern wurde mit einer Zeltplane bedeckt. Ausserdem trat an dieser am tiefsten gelegenen Stelle in den letzten Jahren der entsetzlichen Überfüllung ständig die Kanalisation über, so dass zwischen den Baracken im Sommer ein Kloakensee schwamm, der im Winter zu einer Eisbahn wurde. – An die Mauer im Süden grenzte ein kleines Männerkonzentrationslager mit ein paar tausend Insassen. Im Westen, gleich hinter dem Kommandanturgebäude, das ausserhalb der Lagermauer stand und dessen Dach über der Küchenbaracke zu sehen war, lag der Fürstenberger See. Häftlinge, die bei Aussenarbeit beschäftigt waren, erzählten, dass das Lager auf allen Seiten von Wasser und Sumpf umgeben sei.

Jäger und Gejagte

Eines Morgens ertönte früher als üblich die Sirene, aber nicht die gewohnte kreischende, die «Hule», wie sie im Häftlingsjargon hiess, sondern eine grosse mit dunklem, schauereinjagendem Ton. Minutenlang heulte und brüllte es. Die Blockälteste schrie erregt: «Alle sofort auf die Lagerstrasse! Es ist eine geflohen!» Nach wenigen Minuten standen alle Blöcke an ihrer gewohnten Stelle. – Wir sahen Aufseherinnen mit Hunden über den Lagerplatz stürzen, hörten die befehlende Stimme des Lagerkommandanten und das Anlassen knatternder Motoren: Die SS rüstete zur Menschenjagd. Man zählte die angetretenen Häftlinge; es fehlte eine aus dem Strafblock: die Zigeunerin Weitz. Sie war nachts mit ihrer Decke und dem Kopfpolster unterm Arm aus dem Strafblockfenster gestiegen, hatte es gewagt, sich über die Lagerstrasse, auf der die ganze Nacht Polizeihunde frei herumliefen, bis dicht an das eiserne Ausgangstor zu schleichen, hatte dann das Dach der SS-Kantine erstiegen – immer mit Decke und Kissen unterm Arm –, war, kaum zehn Meter von der SS-Wachtstube am Tor entfernt, bis an den starkstromgeladenen Stacheldraht der Mauer, die dicht hinter der Kantine entlanglief, gerutscht, hatte Decke und Kopfpolster zur Isolierung über den geladenen Stacheldraht gelegt und war hinüberbalancierend die viele Meter hohe Lagermauer hinabgesprungen in die ersehnte Freiheit. – Im Morgengrauen sah der Posten die karierte Lagerdecke am Stacheldraht hängen.

Wir standen, und ich hatte nur den einen Gedanken: Ach, wenn es ihr doch gelänge zu entkommen, wenn sie doch den Weg durch Wald und See und Sumpf finden würde, wenn sie doch ein sicheres Versteck entdeckt hätte! Aber die Hunde! Man hatte sie auf die Spur gehetzt, und die gesamte männliche und weibliche SS war hinter ihr her.

In den Strafblock kamen die Frauen wegen sogenannter Lagervergehen, auf drei Monate, ein halbes Jahr, ein Jahr oder für die Dauer des Lageraufenthaltes. Unter der Masse der Häftlinge gab es selbstverständlich, besonders bei Asozialen und Kriminellen, absolut verbrecherische Elemente, die bei den strengen Lagergesetzen in kurzer Zeit im Strafblock landeten. Deren Anwesenheit machte für die ande-

ren Unglücklichen, die zu Strafblock verurteilt worden waren, den Aufenthalt dort zu einer Hölle. Schlägereien, Diebstahl, Verrat waren an der Tagesordnung. Ausserdem hatte der Strafblock 1940 eine asoziale Blockälteste, die mit dem Faustrecht regierte. – Die Häftlinge des Strafblocks erhielten die gleiche Ernährung wie wir, verrichteten aber die schwersten Arbeiten und waren deshalb am hungrigsten. Als ihnen nach der Flucht der Zigeunerin Weitz drei Tage Kostentzug zudiktiert wurde, löste das eine Welle des Hasses gegen die Geflohene aus.

Es war schon Mittag. Wir standen und froren. Der Wunsch nach ein wenig Wärme wird übermächtig, die Beine sterben ab, man kann keinen Gedanken mehr fassen. Auf dem Rasen hinter uns lagen die Ohnmächtigen in Reih und Glied, sie durften nicht in die Baracke gebracht werden. – Da wird es plötzlich totenstill. Alles blickte in der Richtung zum Lagerplatz. Eine Gruppe von Aufseherinnen mit Hunden, daneben der Lagerkommandant, der Schutzhaftlagerführer und in der Mitte ein Häuflein Mensch, in zerfetzten Kleidern, läuft, springt, wird vorwärts gestossen, die Hunde schnappen nach den Beinen, nach dem Kleid ... So geht es über die ganze Lagerstrasse durch das Spalier der entsetzt blickenden Häftlinge hindurch.

Und was dann kam, erfuhr ich erst später ... Lagerkommandant Kögel jagte persönlich die Zigeunerin Weitz, die am ganzen Leibe von Hunden zerbissen war, in den Strafblock und sagte, zu den dort stehenden Häftlingen gewandt: «Da habt ihr die Weitz. Ihr könnt mit ihr machen, was ihr wollt!» Und während wir mit verzerrten Gesichtern weiter standen, schlugen Häftlinge des Strafblocks ihre Mitgefangene Weitz mit Fäusten, Schemeln und traten sie mit Füßen, bis sie blutüberströmt zusammensank. – Nach vollendeter Tat erstattete die Blockälteste dem Kommandanten Meldung. – Das zerschlagene Menschenbündel wurde über die ganze Lagerstrasse geschleift, und auf sie weisend erklärte vor jedem Block der Kommandant Kögel: «So geht es jeder, die den Versuch macht zu fliehen!»

Im Zellenbau starb die Zigeunerin Weitz nach einigen Stunden. Die SS hatte ein Exempel statuiert.

Während des ganzen Jahres 1940/41 gab es im KZ Ravensbrück nur siebenundvierzig Tote. In späteren Jahren starben täglich achtzig und mehr einen «natürlichen» Tod, von den Hingerichteten, durch Injektionen Getöteten und Vergasten ganz zu schweigen. Aber von diesen siebenundvierzig waren mehr als die Hälfte im Zellenbau erschlagen worden, erfroren oder verhungert. Die Häftlinge, die im Krankenrevier arbeiteten, mussten die Leichen aus den Zellen holen, und dort fanden sie sie am Boden, festgefroren, in Säcke gesteckt oder zu Mumien verhungert. – Noch in Block 2 sah ich das erstmal einen Körper einer Frau nach fünfundzwanzig Stockhieben. Gesäss und Oberschenkel waren schwarzblau unterlaufen, an vielen Stellen geplatzt und mit Blut verkrustet. Die Frau hatte gestohlen, ein Kuchenbrot vom Einkauf. Mit bleichem, gedunsenem Gesicht und hervorquellenden Augen lehnte sie am Tisch, während sie uns erzählte, denn sitzen konnte sie nicht, und als die dumme Blockälteste ihr eine Moralpredigt über «Diebstahl und seine Folgen» hielt, antwortete sie:

«Blockälteste, ich bin bestimmt unschuldig, denn als ich da nachts in den anderen Block einstieg, wusste ich gar nicht, was mir geschah, nur mein Magen war so schrecklich leer ...»

Es gab in unserer Baracke eine Frau, die stahl in jeder Nacht Becher, einfache, leere Aluminiumbecher, die stellte sie dann fein säuberlich in ihren eigenen Schrank. Am nächsten Morgen war grosses Geschrei, man schlug sie, aber sie konnte es nicht lassen. Die Asozialen waren sich darüber einig, dass sie einen «Dachschaden» hatte. Solche Frauen mit «Dachschäden» gab es genug unter den Asozialen, und das waren die Ärmsten der Armen. Auf ihnen trampelten die Mithäftlinge ebenso herum wie die Aufseherinnen. Für diese Jammergestalten prägte das Lager einen besonderen Ausdruck, sie waren die «Schmuckstücke». Da gab es auf Block 2 Bettnäser, deren Leiden als Bösartigkeit bezeichnet wurde, und die man mit Meldungen und strafweisem Übernachten im feuchten Waschraum «umerzog»; Epileptikerinnen, deren Krankheit sich unter den Lagerverhältnissen zusehends verschlimmerte und die von den Mithäftlingen mit Scheu und Ekel abgelehnt wurden. Und dann die vielen Geschlechtskranken, die SS-Arzt Sonntag mit seinen Pferdekuren ruinierte.

Erna hiess eine junge Achtzehnjährige, mit etwas zu grossem Kopf, wasserblauen Augen und verbissenem Gram um den Mund. Sie sprach fast nie. Nur manchmal stiess sie Verwünschungen und Drohungen aus. Alle aber kannten ihren «Tick» und hänselten sie. Wenn über das Lager ein Flugzeug kam, stürzte Erna ans Fenster oder rannte auf die Lagerstrasse, und ihre Lippen bewegten sich in erregtem Selbstgespräch. Da riefen ihr die anderen nach: «Erna! Dein Flieger kommt! Heute springt er bestimmt mit 'nem Fallschirm ab! Pass ja auf!» – Und auf diesen Flieger wartete Erna, bis man sie ins Gas schleppte.

Nicht nur Junge quälten sich in Block 2. Eine ganze Menge alter, als asoziale Säuerinnen verhafteter Frauen mussten dieses jammervolle Dasein erleiden, und eine von diesen sollte das schnelle Ende meiner Stubenältestenlaufbahn verursachen.

Aber noch von einer anderen muss ich erzählen.

Wir hatten ein Blockbuch, das lag im Dienstzimmer, und darin standen fein säuberlich alle Namen, Daten, Berufe usw. Darin blätterte ich eines Tages und las: Poremski, Eugenia, asozial, geb. in Moskau – B-Seite Block 2. Ich ging am Abend auf die B-Seite und fragte die Stubenälteste nach Eugenia Poremski. Sie rief, und eine Frau wohl Mitte oder Ende der Zwanzig, mit dunklen Augen, einer grossen, schmalen, etwas schiefen Nase, kam mit fragendem Blick zu mir auf den Korridor. Nachdem ich ihr erzählt hatte, dass mir ihr Geburtsort Moskau im Blockbuch aufgefallen und ich deshalb zu ihr gekommen sei, meinte sie: «Ach, kennen Sie Moskau?» Ich begann russisch zu sprechen. Da schluchzte Eugenia und fiel mir um den Hals. Sie erzählte mir, sie sei das Kind russischer Emigranten, die Nichte des zaristischen Ministers Stolypin, und man habe sie wegen asozialen Lebenswandels und als Säuerin verhaftet. Eugenia führte mit mir viele politische Gespräche. Sie war halbgebildet, aber ein kluger Mensch. Sie litt sehr unter dem Leben zwischen den Prostituierten. Ich sah sie durch Jahre. Dann aber ging sie auf Transport in eine Munitionsfabrik.

Bevor ich weiter berichte, will ich versuchen, begreiflich zu machen, wie sich der Mensch im Konzentrationslager verändert. In den Jahren meiner Haft war mir Gelegenheit gegeben, die Menschen «nackt» zu

sehen. – Sich selbst zu beobachten ist sehr schwer, und wenn man mich fragt, wie es möglich war, dass ich sieben Jahre Konzentrationslager überlebte, woher ich die Kraft dazu genommen habe, so kann ich nur antworten: Sowohl Sibirien als auch Ravensbrück überlebte ich nicht nur, weil ich ein körperlich und nervlich sehr starker Mensch war, nicht nur, weil ich mich nie so gehen liess, dass ich die Selbstachtung verloren hätte, sondern weil ich immer wieder Menschen fand, denen ich nötig war, weil mir immer wieder das Glück der Freundschaft, der menschlichen Beziehung geschenkt wurde. – Bis auf eine gewisse Schicht verbrecherischer Elemente unter den Kriminellen und Asozialen waren die ins Lager Geworfenen meist Hausfrauen, Mütter, junge Mädchen – zwar in ihren Charakteren verschiedenen, aber sonst ganz wie die übrigen Menschen in der Freiheit. Bewusste politische Gegner des Nationalsozialismus gab es ausser den «alten» Politischen und den Bibelforschern in den ersten Jahren verhältnismässig wenig. Später vergrösserte sich die Zahl durch die Frauen der Widerstandsbewegung aus den besetzten Ländern. Diesen fiel die Umstellung auf das Lagerdasein leichter. Sie hatten gekämpft, und durch die Überführung in ein KZ wurde ihnen bestätigt, wie gefährlich sie für den Nationalsozialismus waren. Das steigerte ihre Selbstachtung. Aber das Gros der Häftlinge bestand immer aus Menschen, die «unschuldig» in diese entsetzliche Lage gekommen waren, denen nicht klar wurde, was über sie hereingebrochen war. Jede Verhaftete hing mit allen ihren Gedanken an dem, was sie zurückgelassen hatte, an den Kindern, an den Männern, an der Familie. In diesem Zustand tiefster Verzweiflung brachte man nun solche Menschen für unbestimmte Dauer in ein Konzentrationslager. Man zwang sie unter militärischen Drill, sie hatten keine Minute des Tages und der Nacht mehr für sich allein, alle Verrichtungen geschahen in Gesellschaft von hundert anderen, bei jedem Schritt, mit jedem Wort stiessen sie gegen ein anderes unbekanntes, ebenso leidendes Geschöpf. Unter der Masse gab es vielleicht in jeder Baracke ein paar Wesen, zu denen sie sich hingezogen fühlten; aber die grosse Mehrzahl war ihnen unerträglich in all ihren Lebensäusserungen. Man liess sie stehen, frieren, hart arbeiten, man brüllte sie, erwachsene Menschen, an, putzte sie herunter, ja schlug sie sogar.

Jeder «Zugang» in einem KZ, ob er stark und gesund oder schwach und widerstandslos war, erlebte gleich im Anfang eine tiefgehende Erschütterung. Die Leiden der «Zugänge» verschlimmerten sich dazu in Ravensbrück von Jahr zu Jahr: Die meisten Frauen starben unter den Neueingelieferten.

Es dauerte Monate, bei manchen auch Jahre, bis sie sich mit der Tatsache, Häftling zu sein, abgefunden hatten und sich auf die Lagerexistenz umstellten. Während dieses Prozesses veränderte sich der Charakter der Menschen vollkommen. Das Interesse für die Umwelt, für die Leiden der anderen wurde immer geringer. Die Reaktion auf schreckliche Ereignisse verlor sowohl an Heftigkeit wie an Dauer. Bei der Nachricht von Todesurteilen, Erschiessungen, Verstümmelungen währte das Entsetzen häufig nur einige Minuten, und dann hörte man wieder Lachen und Gespräche über die nichtigsten Dinge des Lageralltages. An mir selbst konnte ich solche Veränderung beobachten. Ich erinnere mich an die erste Zeit in Ravensbrück, wenn beim Zählappell eine von den Asozialen in Ohnmacht fiel oder bei den neben uns stehenden Zigeunerinnen immer wieder die gleiche einen Herzanfall bekam, stürzte ich, um zu helfen, und meine Machtlosigkeit liess mich völlig verzweifeln. 1944 aber, wenn ich zufällig in das Krankenrevier kam und die Korridore voller röchelnder Sterbender lagen, zwängte ich mich zwischen ihnen durch, nur mit dem einen Gedanken, ich will es nicht mehr sehen, nicht mehr hören.

Das Christentum behauptet, der Mensch werde durch Leid geläutert und veredelt. Das Leben im KZ hat das Gegenteil bewiesen. Ich glaube, nichts ist gefährlicher als Leid, als ein Übermass an Leid. Das trifft für den einzelnen Menschen und wohl auch für ganze Völker zu. Im Konzentrationslager erlebten wir ja nicht nur den einen grossen Schlag, dass man uns der Freiheit beraubte, sondern wir litten stündlich. Es sagte einmal jemand: «Schläge sind schwer zu ertragen, aber viel, viel unerträglicher ist es, wenn man dich jeden Tag immer wieder an den Haaren reisst», und das tat man mit uns. Wir waren Häftlinge und konnten nicht zurückbrüllen, nicht zurückschlagen; wir hatten alle Menschenrechte verloren. Für das, was man ihnen antat, hielten sich die Frauen an ihren Mithäftlingen schadlos. Ich denke jetzt nicht an

malträtierende Vorgesetzte, wie Block- und Stubenälteste, sondern an den «einfachen» Häftling. Voller Neid und Missgunst blickte einer auf den anderen. Um den Brotkanten, um das etwas grössere Stückchen Margarine oder Wurst kam es zu Hassausbrüchen und Racheschwüren. Zwischen zwei «alten» Politischen des Blocks 1 gipfelte eine solche Auseinandersetzung in dem Ausruf: «Wenn wir herauskommen, wirst du deinen dicken Hintern vor der Partei zu verantworten haben!»

Die SS im deutschen KZ wie die NKWD im russischen erleichterten sich die Unterdrückung der Gefangenen, indem sie Politische, Kriminelle und Asoziale zusammensperrten (im deutschen KZ waren in den ersten Jahren die verschiedenen Häftlingsarten in gesonderten Baracken, später, bei zunehmender Überfüllung, hörte auch das teilweise auf) und den Häftlingen eine sogenannte «Selbstverwaltung» gestattet. Durch diese Methoden wurden die schon bestehenden Gegensätze unter den Häftlingen noch verschärft, denn nicht wenige, die Lagerposten bekleideten, haben ihre Macht missbraucht, anstatt sie in den Dienst der Mitgefangenen zu stellen.

Das Amt einer «Blockältesten», «Stubenältesten» oder eines «Anweisungshäftlings» war nicht einfach, denn über ihnen stand eine Aufseherin, deren Befehle sie durchführen sollten. Sie hatten die schwierige Aufgabe, die Interessen der Mithäftlinge zu wahren, aber andererseits nicht mit den Lagerbestimmungen in Konflikt zu geraten. Ich habe oft beobachten können, wie sich Frauen, die einen Lagerposten bekamen, im Laufe von Tagen in einen anderen Menschen verwandelten, wie aus einem bedrückten, dulddenden, «einfachen» Häftling eine selbstbewusste, kommandierende, anmassende Tyrannin wurde, die kein Widerwort duldete, sich unterwürfig schmeicheln liess, Strafen verhängte und sich ohne Skrupel an dem, was den Häftlingen ihres Blocks zustand, vergrieff. Eine solche Blockälteste konnte einigen hundert Menschen das Leben zur Qual machen. Von Bettenbau und Schränkesäubern erzählte ich schon. Aber sie hatte das Essen, die Wäsche, die Kleider auszuteilen. Welche Möglichkeiten der Bevorzugung kriecherischer, unterwürfiger Elemente oder in den späteren Jahren, als wir Pakete empfangen durften, der Bestechung boten sich da.

Manche Blockältesten eigneten sich in Kürze den Wortschatz der SS an, ahmten in Art und Auftreten die Blockleiterin nach, um sich Disziplin zu verschaffen, und waren bald nur noch ein ausführendes Organ der Lagerobrigkeit, mit einem Wort «verhinderte» Aufseherinnen. Das Wort einer bössartigen Blockältesten an die Aufseherin genügte, um Blockstrafen und Meldungen zu verhängen. Eine geschickte und anständige Blockälteste hingegen konnte meist in kurzer Zeit den sehr beschränkten SS-Blockleiterinnen ihren Willen aufoktroieren, sie von Blockkontrollen ablenken, Meldungen verhindern und so wesentlich dazu beitragen, dass die Häftlinge wenigstens in der freien Zeit aufatmen konnten. Ab Anfang 1942, als die sogenannten «Krankentransporte» begannen, war es nicht selten in die Hand einer Blockältesten gegeben, über Leben und Tod eines Häftlings ihrer Baracke zu entscheiden. Die Blockältesten wurden von der Lagerobrigkeit aufgefordert, die Frauen mit «Körperfehlern», «geistigen Defekten» und die «Arbeitsunfähigen» in Listen aufzunehmen. Natürlich wurden solche Menschen sehr häufig über das Krankenrevier für diese Transporte in den Tod ausgesucht; doch gab es Blockälteste, denen es gelang, Jahre hindurch ihre Alten und Gebrechlichen zu «verheimlichen» und zu schützen.

Als Blockälteste bei den Bibelforschern

Zwischen Wecken und Antreten war eine Dreiviertelstunde Zeit, in der die Betten gebaut, der Häftling sauber gewaschen, gekämmt und angezogen, der Schrank in vorschriftsmässiger Ordnung und das «Frühstück» eingenommen sein mussten. Das wäre unter normalen Verhältnissen schon eine Kunst, aber nun denke man sich eine Baracke, die von Hunderten von Frauen wimmelte. Da musste man sich stossen und drängen, um durch die schmalen Gänge des Schlafsaals in aller Eile zum Waschraum zu gelangen. Dort standen vor jedem Wasserhahn fünf bis sechs Frauen, die einen kämmten sich, die anderen putzten die Zähne, die dritten spritzten beim Waschen ihre Umgebung nass, und die Flüche hagelten nur so. Vor der Toilette standen Schlangen, beim Kaffee

austeilen standen Schlangen, und vor den Schränken gab es hitzige Zänkereien. Jede versuchte sich zu beeilen, eine stiess mit der anderen zusammen, und in diesem Durcheinander – die Sirene hatte bereits zum Zählappell «gehult», und die Blockälteste brüllte ihr gewohntes «Antreten!» – erschien die SS-Blockleiterin Drechsel in der Barackentür: «Blöde Weiber, macht, dass ihr rauskommt! Ich werde dem ganzen Block eine Meldung verpassen!» Und jede Frau, die an ihr vorbeirannte, erhielt eine Ohrfeige. Als alle rausgeprügelt waren, marschierte sie angeregt in den Schlafsaal der A-Seite und schrie: «Wo ist die Stubenälteste?!» Ich kam, und ein Donnerwetter ergoss sich über mich: «Das sollen Betten sein!? Das sind ja Schaukeln! Diese Schweinerei auf der A-Seite sehe ich mir nicht mehr lange mit an! Kommen Sie nachher ins Dienstzimmer!»

Der Zählappell war zu Ende, die «Verfügbaren» und Stricker waren in den Block zurückgekehrt, als eine von der A-Seite, gerade vor der Dienstzimmertür, mit lautem Lamento der Blockältesten vorjammerte, man habe ihr heute nacht das Brot gestohlen und sie wisse genau, wer es war. Schon öffnete sich die Dienstzimmertür: Aufseherin Drechsel stand breitbeinig, die Hand in die Hüfte gestemmt, mit gierigem Ausdruck in ihrem Vogelgesicht: «Was gibt's denn da schon wieder?!» Die Blockälteste setzte ihr die Angelegenheit auseinander. «Und wer hat das Brot genommen?» wandte sich die Drechsel an die Bestohlene. «Das war die Lina von Tisch 6», kam es ohne Zögern heraus. Die Drechsel ging ins Dienstzimmer zurück und befahl, sofort Diebin und Bestohlene vorzuführen. Ich rief in den Tagesraum nach Lina. Das alte, verhutzelte Weibchen, mit dem Gesicht eines vergrämten Säuglings und hoher, weinerlicher Kinderstimme, beteuerte, noch bevor ich etwas sagen konnte, ihre Unschuld. Vor der Dienstzimmertür flüsterte ich noch schnell beiden zu: «Vergesst ja nicht, euch zu melden! Erst Namen, dann Nummer, sonst prügelt euch die Drechsel!» Beide stotterten die Meldung, und das Verhör begann. Entscheidend war, dass die Blockälteste mitteilte, die alte Lina habe bereits einmal Brot gestohlen. Als ich sah, dass die Aufseherin Drechsel Anstalten machte, eine Meldung zu schreiben, mischte ich mich ein und sagte: «Frau Aufseherin, ich bin der Meinung, dass man einen solchen Menschen

wie Lina überhaupt nicht zur Verantwortung ziehen kann. Das müssen Sie doch selbst sehen!» Die Drechsel sah auf mich mit halb offenem Mund, sichtlich bemüht, die Ungeheuerlichkeit meiner Äusserung ganz zu begreifen. «Und so etwas will Stubenälteste sein? So eine Idiotin?! Da braucht man sich ja nicht zu wundern, wenn die A-Seite ein Sauhaufen ist!» Sie war vom Stuhl aufgestanden und trat keifend dicht an mich heran: «Sie sind die längste Zeit Stubenälteste gewesen! Ich werde es der Oberaufseherin melden!» Während wir drei uns zur Tür hinausdrückten, hörte ich sie noch empört sagen: «Na so was ist mir noch nie vorgekommen!»

Was wird nun geschehen? Der Verlust des Stubenältestenpostens schien mir ein grosses Glück, aber eine Meldung? Mir war jämmerlich zumute. Am nächsten Vormittag schon wurde ich «nach vom» gerufen. Da stand ich im Korridor vor dem Büroraum der Oberaufseherin Langefeld. Aus der Tür trat eine junge, blonde Bibelforscherin mit einem hübschen, aber hochmütig anmassenden Gesicht. Das war Marianne Kom, die Sekretärin der Oberaufseherin. «Buber, Sie sollen reinkommen!» Meldend stand ich vor dem Schreibtisch. Die Langefeld sah nicht auf, las, blickte dann zum Fenster hinaus, und nach einer ganzen Reihe merkwürdig nervöser Bewegungen mit dem Kopf, so als schüttele sie sich die Haare aus dem Gesicht, wandte sie sich an mich und fragte: «Sie sind Stubenälteste bei den Asozialen?» – «Ja.» – «Würden Sie sich zutrauen, Blockälteste zu werden?» Das kam mir so unerwartet, dass ich irgendetwas stotterte wie: «Ich denke nicht.» – «Sie werden also Blockälteste auf Block 3 bei den Bibelforschern.» Ich schwieg. «Sie müssen wissen, dass Block 3 der Besichtigungsblock ist. Da haben Sie besonders auf Ordnung zu achten. Nehmen Sie Ihre Sachen, und gehen Sie gleich auf Block 3!»

Käthe Knoll, meine Vorgängerin auf dem Bibelforscherblock, war eine deutsche Politische mit der Häftlingsnummer 88, wenn ich mich recht erinnere. Sie hatte keiner Partei angehört und sprach nie über den Grund ihrer Verhaftung durch die Gestapo. Jahre später entdeckte ich in ihrer Lagerkarteikarte: «Zweimal vorbestraft wegen Diebstahls.»

1940 war sie bereits «lagerbekannt». Sie hielt sich selbst für die beste Blockälteste und teilte diese Meinung mit dem Lagerkommandanten Kögel, der ihr deshalb den «Besichtigungsblock» überantwortete. – Bis 1940 hatte Käthe Knoll bereits den Tod eines Mithäftlings auf dem Gewissen, der deutschen Politischen Sabo, die durch ihre Meldung in den Strafblock kam und nach kurzer Zeit dort starb.

Käthe Knoll erfüllte nicht nur alle Lagerbestimmungen, nein, sie übertraf die SS an Einfällen, sie war der böse Geist jeder SS-Blockleiterin. So gelang es ihr durch neue, ausgeklügelte Schikanen, die Bibelforscher ständig in Angst und Schrecken zu halten und selbst diese disziplinierten Musterhäftlingen Meldungen einzubrocken.

Die Oberaufseherin Langefeld hatte besondere Sympathien für die Bibelforscher, die, wie mir später klar wurde, sowohl deren standhafter Gesinnung als auch ihrer religiösen Überzeugung galten. – Durch die Bibelforscherin Marianne Korn, die bei ihr arbeitete, erfuhr sie von dem Höllenleben auf Block 3. Aber eine vom Lagerkommandanten eingesetzte Ideal-Blockälteste war nicht so leicht zu beseitigen. Deshalb «ertappte» die Oberaufseherin Käthe Knoll bei der «Überschreitung ihrer Blockältestenbefugnisse», machte ihr eine Meldung, durch die sie in den Bunker kam, und erreichte so eine Umbesetzung der Blockältestenstelle von Block 3. Darauf stand das Problem der Wahl einer neuen, sowohl der Langefeld als auch Marianne Korn genehmen Nachfolgerin. Sie war noch nicht gefunden, als die Aufseherin Drechsel in flammender Entrüstung die sofortige Entfernung der Stubenältesten der A-Seite von Block 2 forderte, dieser «hoffnungslosen Idiotin», die gewagt hatte zu behaupten, «man könne einen Häftling für Diebstahl nicht verantwortlich machen». – Die Langefeld griff sofort zu, gerade so ein unmöglicher Mensch war das richtige für die Bibelforscher. Mit sehr gemischten Gefühlen betrat ich zur Mittagszeit den Besichtigungsblock 3, der auf der rechten Seite der Lagerstrasse dem Block der «alten» Politischen, Nr. 1, gegenüber lag. – Tiefe Stille herrschte. Es roch nach Scheuerpulver, Desinfektionsmittel und Kohlsuppe. Zweihundertsiebzig Frauen assen zu Mittag, aber man hörte kaum ein Wort. Mir war so unbehaglich zumute, dass ich nur zögernd die Tür zum Tagesraum der A-Seite öffnete. Sofort erhob sich eine

grosse Blonde und forderte mich auf, Platz zu nehmen, nahm mir die Aluminiumschüssel aus der Hand und füllte sie fast bis zum Rand mit Weisskohlgemüse. Ich wusste nicht recht, musste ich nun eine Ansprache halten, wegen der erwartungsvollen Stille? Musste ich ihnen erklären, wer ich sei? Sollte ich ihnen sagen, dass sie anfangen möchten zu reden, zu toben und zu schreien, wie ich das bisher gewohnt war, um endlich wieder ein normales Gesicht machen zu können? Ich sagte aber gar nichts, sondern setzte mich vor die Suppenschüssel. – Ergebnene, lächelnde Gesichter, wohin das Auge blickte, keine trug ein Kopftuch, denn im Block verlangte das die Vorschrift, ihre Haare waren straff nach hinten zu einem festen Knoten gebunden, alles sass wie am Schnürchen. Die meisten schienen Bauersfrauen zu sein, mit braungebrannten, hageren, von Wind und Sonne verwitterten Gesichtern. – Unter jeder Essenschüssel lag auf der glänzenden Tischplatte eine runde Pappunterlage, denn wie ich später erfuhr, hätte sonst der blanke Tisch einen «Rand» bekommen. Der Fussboden im Korridor und zwischen den Tischen war mit grossen Bogen Packpapier belegt, damit ihn die von der Arbeit Kommenden nicht beschmutzten. An der Blocktür hatten mehrere Handfeger gelehnt, denn kein Häftling durfte die Baracke betreten, ohne sich vorher den Schmutz von den Schuhen oder Pantinen gefegt zu haben. Eine trat zu mir und fragte: «Blockälteste, darf ich einmal in den Schlafsaal gehen, ich vergass etwas in meinem Bett?» Ich beobachtete, wie sie vor dem Eintreten die Holzpantinen auszog und auf Strümpfen in den Schlafsaal huschte. Das Mittagessen ging zu Ende ohne ein lautes Wort. Manche sammelten einen ganzen Satz Schüsseln, um sie im Waschraum zu reinigen; eine tat diese Arbeit für mehrere. Alle, die bei meinem Tisch vorbeingingen, wo ich noch immer voller Beklemmung und Unsicherheit sass, blickten mir mit einer merkwürdigen Mischung von Entgegenkommen und Unterwürfigkeit ins Gesicht. Es hatte noch nicht zum mittäglichen «Arbeitsappell» «gehult», und schon liefen alle ohne jegliche Aufforderung hinaus auf die Lagerstrasse. Viele von ihnen trugen dicke Lederstiefel und gutgefütterte, gestreifte Jacken. Das gesamte Lager hatte im September feldgraue Strümpfe, Holzpantinen und Jacken zugeteilt bekommen, aber die Winterkleidung der Bibelforscher stammte noch aus der ersten Zeit des Konzentrationslagers und war aus besse-

rem Stoff und wärmer. Viele Bibelforscher befanden sich schon seit Jahren in Haft. Bis auf einige «alte» Politische trugen sie die niedrigsten Lagernummern am Ärmel, und das nicht ohne Stolz.

Kaum waren alle aus der Baracke gegangen, als der «Stubendienst» der A-Seite, die grosse blonde Friesin Geesche, die Berlinerin Friedel Schwan und die übereifrige Sächsin Ella Hempel in aller Eile das Packpapier am Boden zusammenrollten, auflegten, an den Fenstern herumwischten und die Tische auf ihren Glanz hin kontrollierten.

Meine erste ängstliche Frage galt den Besichtigungen. Und nun unterrichteten mich alle Anwesenden unter viel Gelächter, was ich zu sagen, zu tun und zu lassen hätte in dem Moment, wo der Lagerkommandant Kögel mit seinen Besuchern an der Blocktür erscheinen würde. Ich übte Strammstehen, Achtungsrufen, die Blockmeldung herunter schnurren und wurde über alle «Eigenheiten» des Kommandanten, dieser gefürchteten Bestie, aufgeklärt.

Greta Bötzel, eine Deutsch-Polin, die Stubenälteste auf der B-Seite von Block 3, war die gelehrige Schülerin meiner Vorgängerin Käthe Knoll, und es währte geraume Zeit, bis ich meine «Blockältestenautorität» geltend machen konnte, um ihr anständigeres Benehmen den Bibelforschern gegenüber beizubringen. Im Gegensatz zu meiner sehr kameradschaftlichen Beziehung zu Bertel Schindler, der Stubenältesten von der A-Seite, lebte ich während der ganzen Dauer unserer gemeinsamen Tätigkeit auf Block 3 mit ihr auf ziemlich gespanntem Fuss, und meine Erziehungserfolge waren von einem zum anderen Tag verfliegen, als Greta Bötzel später in einer anderen Baracke Blockälteste wurde.

Ein Reich der Ordnung

Dann zeigte man mir den «Musterblock» des Konzentrationslagers Ravensbrück, in dem ich von nun ab Blockälteste zu sein hatte. 275 Bibelforscherinnen lebten in dieser Baracke. Im danebenliegenden Block 5 weitere dreihundert; allen waren die Lagerbestimmungen in Fleisch und Blut übergegangen. Ein Kasernenspind sah aus wie das

andere: an jeder Schranktür das in Form einer Männerkrawatte gefaltete Wischtuch; Aluminiumschüssel, Becher und Teller auf Hochglanz poliert; in jedem Schrank, fein säuberlich gefaltet, sechs Binden und ein Gürtel mit eingestickter Häftlingsnummer, die Kämme täglich gewaschen, von den Griffen der Schuhbürsten wurde sorgfältig mit Glascherben jeder dunkle Fleck abgeschabt, kein Fingerabdruck durfte an der Schranktür zu sehen sein. Die Schemel standen weissgescheuert in Reih und Glied, jede schuhetragende Bibelforscherin kannte und befolgte das Verbot, mit den Füßen die Schemelbeine zu berühren, um etwaige Flecke von Schuhwischse zu verhindern. Staub wischte man selbst auf den Querbalken des Dachstuhls, denn unsere Holzbaracke hatte keine Zimmerdecke, man blickte ins Dach hinauf. Die Bibelforscherinnen erzählten mir, dass manche Aufseherinnen auf die Tische stiegen, um die Sauberkeit der Balken zu kontrollieren, dass ein Schutzhaftlagerführer zur Blockkontrolle speziell weisse Handschuhe anlegte und mit der Hand oben über die Schränke fuhr, um Staub zu finden. Dann verriet man mir das Geheimnis der «gebohnerten» Tische: mit der scharfen Kante eines Schuhbürstengriffes drückte man Zentimeter für Zentimeter die Platte blank! Die Fenster blitzten, und der Fussboden war blütenweiss, da er jeden Tag auf den Knien gescheuert wurde. Der Glanz des Aufseherinnenzimmers verstand sich von selbst, ein Eimer- und Putzmaterialkammerchen blendete einem die Augen mit seinen blinkenden Zinkwannen und -schüsseln. Die Toilette war genauso peinlich sauber wie der Waschraum, in denen zwei Frauen des Zimmerdienstes durch Stunden wischten und putzten. Aber der eigentliche Höhepunkt waren die Schlafsäle mit ihren je hundertvierzig Betten. Brettebene Strohsäcke, schnurgerade nach den Karos der Bezüge zusammengelegte Decken – damit alle die gleiche Breite hatten, wurden die Karos der gemusterten Bettwäsche abgezählt –, ein Kopfpolster wie das andere gleich scharfkantigen Holzschachteln, und unter dem hintersten Bett lag ein ganzer Haufen von «Mangelbrettern» und Stöcken, um diese Wunderwerke herzustellen. Jedes Bett trug ein Schild mit Namen und Nummer der Besitzerin. An der Schlafsäلتür hing ein sauber gezeichneter Lageplan aller Betten, mit der Angabe der Häftlingsnummer, damit die kontrollierende Aufsehe-

rin ohne Schwierigkeit die Besitzerin eines schlechtgemachten Bettes ausfindig machen konnte. Am Schrank im Tagesraum prangte eine Liste, in der genau aufgeführt war, bei welchem Tisch das letztmal die Ausgabe der «süssen Suppe» oder der sonntäglichen «Gulasch-Nachkelle» oder die Marmeladenzugabe usw. endete. Es war eine Wissenschaft, sich durch diese Essens-Buchführung zu finden. An der Innenseite jeder Schranktür waren auf Pappkärtchen Namen und Häftlingsnummer der «Einwohner» mit Druckbuchstaben in vollendetster Ausführung angebracht, und im Dienstzimmer gab es neben dem Blockbuch Pläne über die Anordnung der Tische im Tagesraum, über den Standort jedes Häftlings beim Zählappell, eine Kartei über die abgesandten und empfangenen Briefe und Listen, Listen ohne Ende.

Und über alles das sollte ich nun wachen?! Der Gedanke verursachte mir Schüttelfrost und Übelkeit im Magen. Was war entsetzlicher, die verlauste Lehmhütte in Burma oder dieser Alptraum von Ordnung?!

Auf Block 3 begann ich nun ein merkwürdiges Dasein. Bei den Asozialen war jede Minute des Tages mit einer anderen Pflicht und mit neuer Angst ausgefüllt. Bei den Bibelforschern lebte ich wie im Himmel. Der gesamte Blockmechanismus lief ab wie ein Uhrwerk. Morgens, während der Hetze zwischen Wecken und Antreten, hörte man kaum ein lautes Wort. Das Aufstellen zum Zählappell, wobei sich die Block- und Stubenältesten anderer Baracken die Kehle aus dem Halse brüllten, wickelte sich ganz selbstverständlich ab und ebenso alle anderen Verrichtungen, wie Essen austeilen usw. Bei den Bibelforschern wurde meine Hauptaufgabe, das Leben dieser dreihundert Frauen während ihres Aufenthaltes in der Baracke so angenehm wie nur möglich zu machen, alle Schikanen der SS-Blockleiterin abzuwehren und die Interessen jeder einzelnen, soweit es in meinen Kräften stand, zu vertreten. Vor allem bei dem täglichen Gang mit den Kranken ins «Revier». Sehr entscheidend war, wie eine Blockälteste mit SS-Oberschwester oder SS-Arzt sprach, um für die Kranken eine «Bettkarte» oder «Innendienstkarte» zu erlangen. Es gab Möglichkeiten, heimlich Tabletten zu besorgen, häufiger Wäsche zu wechseln und was dieser wichtigen Dinge noch mehr waren. In Block 3 wurde

weder gestohlen, betrogen, noch denunziert. Jede dieser Frauen war nicht nur äusserst pflichtbewusst, sondern fühlte sich auch für die Gemeinschaft der ganzen Baracke verantwortlich. Nachdem ich kurze Zeit mit ihnen gelebt hatte und sie merkten, dass mir alle gefürchteten Blockältestenallüren abgingen und ich mich wohl bei ihnen fühlte, nahmen sie mich in ihre Blockgemeinschaft auf, und fast zwei Jahre hindurch haben weder sie noch ich jemals dieses Verhältnis absoluten Vertrauens zueinander gebrochen. Als wir uns schon näher kannten, schrieb ich fast täglich zehn oder mehr Frauen vom abendlichen Zählappell «ab», das heisst, ich ersparte ihnen das stundenlange Stehen und Frieren und betrog die SS, indem ich behauptete, eine Kolonne sei noch nicht eingerückt und was der Lügen mehr waren.

Die Bibelforscher oder «Zeugen Jehovas», wie sie sich nennen, waren die einzige Häftlingsart in Ravensbrück, die eine geschlossene Überzeugungsgemeinschaft bildeten. Sie waren bis auf einige Holländerinnen alle Deutsche und gehörten der «Internationalen Vereinigung der Bibelforscher» an. Als ich auf Block 3 kam, hatte ich wenig Ahnung von der Art ihrer religiösen Überzeugung, auch nicht, weshalb Hitler sie zu Staatsfeinden erklärte und gegen sie so erbarmungslos wütete. Vor 1933 wollte mir an der Haustür einmal eine eifernde Alte eine Broschüre über den nahenden Weltuntergang verkaufen, aber ich lehnte dankend ab, weil ich diese Befürchtung noch für verfrüht hielt. Nun aber lebte ich Tag für Tag mit Hunderten dieser religiösen Fanatikerinnen beisammen, und da sie mich nicht für ein «Werkzeug des Teufels» hielten, konnte es gar nicht ausbleiben, dass sie um mich warben oder «Zeugnis ablegten», wie das in ihrer sonderbaren Sektensprache heisst. Alle diese Frauen, die mit mir zu diskutieren versuchten, hatten ausnahmslos ein sehr niedriges Bildungsniveau. Die meisten stammten aus kleinen Städten oder Dörfern, aus Bauern- oder Arbeiterfamilien oder aus dem kleinen Mittelstand, aber alle hatten Schulen besucht. Geschichtliche oder etwa gar naturgeschichtliche Vergleiche zu ziehen, war völlig zwecklos, sie antworteten auf alles mit einem Bibelzitat, und als ich dann einmal über Entwicklungsgeschichte zu sprechen begann und ahnungslos den braven Darwin erwähnte, reagierten sie, als hätte ich ihnen den leibhaftigen Teufel genannt. Bald

mochten sie wohl festgestellt haben, dass ich gar keine Voraussetzungen und Eignung zu einem «Zeugen Jehovas» hatte, und sie gaben ihre Bemühungen auf, aber versicherten mir immer wieder, wohl als Zeichen ihrer Sympathie, dass sie Hoffnung hätten, ich würde doch noch einmal «erleuchtet» werden, bevor es zu spät sei und ich das Schicksal aller «Verdammten» zu erleiden hätte. Wenn ich sie recht verstanden habe, so erwartete ja die ganze Menschheit in Kürze, beim Eintritt des «Weltunterganges», der Sturz in die Verdammnis. Nur für die Bibelforscher würde dann das «Goldene Zeitalter», das «Armageddon» anbrechen.

Dieser Glaube verlieh den Bibelforschern eine ungeheure Kraft, und in den Jahren des Konzentrationslagers haben sie bewiesen, dass der Tod für sie keinerlei Schrecken hatte, dass sie im Namen Jehovas Unsägliches erleiden konnten, ohne schwach zu werden. Wieviel einfacher hat es doch ein religiöser Märtyrer, für den es ein leuchtendes Jenseits gibt, als so ein politischer «Gläubiger», der stirbt, damit durch seinen Kampf und Opfertod die kommenden Generationen besser leben mögen.

Der Glaube an den nahenden Weltuntergang hätte sie noch nicht zu Staatsfeinden des Dritten Reiches gemacht, aber nach ihrer Überzeugung war jede staatliche Organisation «Teufelswerk», übrigens auch jede kirchliche Organisation, vor allem die katholische. Das Naziregime war, wie sie aus der Bibel prophezeiten, die Krönung alles Diabolischen, das am Ende der Zeiten stand und dem unmittelbar der Sturz aller Ungläubigen in die Verdammnis folgen musste. Sie hielten das christliche Gebot «Du sollst nicht töten!» und waren konsequente Kriegsdienstverweigerer, was vielen der männlichen Bibelforscher das Leben kostete, und unsere Frauen lehnten jegliche Arbeit, die den Krieg förderte, ab. Es sind ihnen dabei Inkonsequenzen unterlaufen. Bis 1942 waren alle Bibelforscherinnen in Ravensbrück die von der SS gesuchtesten und am meisten begehrten Arbeiterinnen im KZ. Sie säuberten die Häuser der hohen SS-Beamten, der Aufseherinnen, die Kommandantur, sie pflegten die Kinder der SS in deren Heim, sie waren Dienstmädchen beim Kommandanten, dem Schutzhaftlagerführer und der übrigen Lagerobrigkeit, sie schufteten in der SS-Gärtnerei «Kellerbruch», sie betreuten die Bluthunde der SS, die Schweine,

Hühner und Angorakaninchen. In ihrer Pflichttreue, Arbeitsamkeit, absoluten Ehrlichkeit und in der strengsten Befolgung aller SS-Befehle konnte sich die Lagerbrigade keine idealeren Sklaven denken. Es ging so weit, dass ihnen besondere Passierscheine ausgestellt wurden, mit denen sie ohne Bewachung durchs Lagertor zur Arbeit aus und ein gingen, denn eine Bibelforscherin würde niemals aus dem Konzentrationslager entfliehen. Die «Zeugen Jehovas» waren in gewissem Sinne «freiwillige Häftlinge». Für sie genügte es, sich bei der Oberaufseherin zu melden, den Bibelforscher-Revers zu unterschreiben, um noch am gleichen Tage in die Freiheit entlassen zu werden. Der Inhalt dieser Erklärung lautete ungefähr so: Ich erkläre hiermit, dass ich von jetzt ab nicht mehr «Zeuge Jehovas» bin und mich weiterhin weder durch Wort noch Schrift für die «Internationale Vereinigung der Bibelforscher» betätigen werde...

Bis 1942 kam es ganz vereinzelt vor, dass eine Bibelforscherin «unterschrieb». Später, als die brutalen Verfolgungen gegen sie begannen, geschah es häufiger. Ich fragte einmal eine Bibelforscherin: «Ich kann nicht begreifen, warum ihr nicht unterschreibt. Was hindert euch das, weiter in eurem Glauben zu beharren und heimlich zu agitieren? Damit würdet ihr doch eurer Bewegung viel mehr nutzen, als im KZ zugrunde zu gehen.» – «Nein», war die Antwort, «das können wir nicht mit unserem Gewissen vereinbaren. Der SS diese Unterschrift leisten hiesse, sich mit dem Teufel verbünden.»

Im Laufe meines Zusammenwohnens mit den Bibelforschern musste ich feststellen, dass sie mit Lust für ihren Glauben Leiden ertrugen, um im «Armageddon» dafür den Lohn zu empfangen, und dass der Märtyrertod ihrer «Schwestern», so nannten sie einander, ihnen keinerlei Spuren von Trauer oder Schmerz verursachte. Mit den Worten: «Sie sind hinüber. Sie sind glücklicher als wir», quittierten sie das oft so grausame Ende ihrer Kameradinnen.

Meine Vorgängerin Käthe Knoll sah nicht nur darauf, dass alle Blockvorschriften bis aufs I-Tüpfelchen peinlichst befolgt wurden, nein, sie spielte auch die Rolle einer Gestapo- und SS-Beauftragten in einer Person: Sie überwachte mit gespitzten Ohren und Argusaugen

jegliche Unterhaltung auf ihren etwa religiösen Charakter hin. Die Bibelforscher erzählten mir, dass sie plötzlich aus dem Korridor in den Tagesraum geschossen kam, um zwei, die an irgendeinem entfernten Tisch ein biblisches Gespräch führten, mit Meldung zu bedrohen. Für eine «Zeugin Jehovas» ist aber das Leben ohne «Bibelforschen» die grösste Strafe. Sie leben mit allen Fasern in der biblischen Welt und vergleichen ständig, was um sie geschieht, mit dem Wort der «Heiligen Schrift», denn hier ist nach ihrer Meinung alles prophezeit, was vom Entstehen der Welt bis zu deren Untergang geschehen ist und noch geschehen wird. Es ging so weit, dass sie ihr eigenes Bibelforscherschicksal in allen seinen Phasen aus der Bibel herauslasen. Für alle Geschehnisse im KZ entnahmen sie Begriffe und sogar Worte aus dem Alten oder Neuen Testament. – Erst nachdem ich einige Zeit ihre Blockälteste war, stellte ich fest, dass meine «BibelWürmer», so hies- sen sie im Lagerjargon, im Besitze von Bibeln und Bibelforschertrak- tätchen waren. Die hatten ihnen bei der Arbeit ausserhalb des Lagers sympathisierende Zivilisten geschenkt. Unter Käthe Knoll wagten sie nicht, diese ihre Heiligtümer mit in den Block zu schmuggeln. Damals benutzten sie wohl die unbewachten Minuten während der Arbeitszeit, um darin zu lesen. Als aber nun mit mir eine neue, friedliche Ära an- brach, die übrigens auch in der Heiligen Schrift vorhergesagt worden war, wurden jeden Tag verborgen in den Putzeimernunter den Scheu- ertüchern der reinemachenden Bibelforscherinnen die Alten und Neuen Testamente abends von der Arbeit mit heimgebracht und mor- gens wieder mitgenommen. Das entdeckte ich einmal und meinte, es sei doch viel ungefährlicher, wenn man die Bibeln tagsüber im Block versteckte. Begeistert wurde der Vorschlag angenommen. Nun war an jedem Abend, jedem Sonntag, in jeder freien Zeit ein eifriges Bibel- forschen im Gange. Abends in den Betten, bevor noch die Nachtwache mit dem Hund drohte, sangen sie ihre Lieder, die denen der Heilsar- mee gleichen, aber noch kämpferischer sind. Ich trug Sorge, dass ihnen nichts geschah und dass bei drohenden Blockkontrollen die Bi- beln rechtzeitig in sichere Verstecke gebracht würden. Als wir nach einigen Monaten in die Baracke Nr. 17, die an der neueröffneten zwei- ten Lagerstrasse lag, übersiedelten, wo die Räume Zimmerdecken hat-

ten, schufen wir uns ein ideales Versteck, indem wir eine Latte der Holzverschalung lockerten und bei drohender Gefahr alle Bibelschätze dort verstauten.

Eines Abends, als wieder alle friedlich beieinander sassen und fast an jedem Tisch eine den andern die Bibel auslegte, riefen mich zwei alte Mütterchen, die am Fenster sassen: «Grete, komm einmal zu uns, wir wollten dir schon lange etwas sagen.» Ich sträubte mich in der Furcht vor neuen Bekehrungsversuchen, aber dann hielt mich die eine am Ärmel fest, zog meinen Kopf herunter und flüsterte: «Wir danken alle Tage Jehova, dass er dich uns geschickt hat. Wie haben wir vorher leiden müssen und um Erlösung gefleht. Aber Jehova hat uns erhört...» Ich schüttelte sie ab und rannte mit verzweifelmtem Gesicht und einem: «Ja, ja, es ist schon gut!» raus auf die Lagerstrasse, um frische Luft zu schöpfen.

Besichtigung

Das war die eine Seite meines Lebens auf Block 3 in jener Zeit, die man für Konzentrationslagerbegriffe als eine «goldene» bezeichnen konnte, aber ausserdem hatte ich doch die Funktion einer Blockältesten des «Besichtigungsblockes», und noch jetzt kann ich nicht begreifen, wie es möglich war, beinahe zwei Jahre lang fast jeden Tag eine Besichtigung mit Kommandant Kögel an der Spitze überlebt zu haben, ohne im «Bunker» oder «Strafblock» zu landen.

Ebenso wie auf Block 3 unter meiner Regie in Kürze das Bibelforschen eine Selbstverständlichkeit wurde, so verloren meine Bibelforscher auch mehr und mehr alle guten Lagersitten und -gebräuche. Es war damals streng untersagt, Essen auf dem Ofen des Tagesraumes zu wärmen oder zu kochen. Doppelt verboten war das natürlich im Besichtigungsblock. So nach und nach aber wurde Kaffeewärmen, Essensreste aufkochen, «organisierte» Kartoffeln zubereiten auf dem Musterblock 3 eine Selbstverständlichkeit. Warum auch nicht? Nur hätte die Entdeckung solcher Freveltat durch Kommandant Kögel genügt, um mich augenblicklich in den «Bunker» oder «Strafblock» zu befördern.

Aber ich trieb ein weit gefährlicheres Spiel. Wenn ein Häftling krank war, musste er sich zur Revierstunde melden, und dort entschied der SS-Arzt oder eine SS-Schwester, ob er wirklich krank sein durfte, das heisst von der Arbeit befreit wurde. Hatte er hohes Fieber und sichtbare Krankheitszeichen, konnte er das Glück haben, entweder in den Krankenbau aufgenommen zu werden oder eine «Innendienstkarte» zu erhalten. Aber die Ärmsten mit zu niedriger Temperatur wurden zur Arbeit gejagt. – Unter den Bibelforschern gab es viele alte Frauen, die durch die Lagerjahre geschwächt waren und an Erschöpfungszuständen litten. Fast alle arbeiteten in geschlossenen Kolonnen. Wir erdachten ein «Austauschsystem», gaben bei allen Kontrollen falsche «Stärkemeldungen» an und konnten so die Schwachen immer abwechselnd im Block zurückbehalten. Das wäre weniger kompliziert gewesen, wenn wir nicht unglücklicherweise «Besichtigungsblock» gewesen wären. Aber ein Häftling muss sich in jeder Situation zu helfen wissen.

Um wenigstens eine Minute vor dem Herannahen der Besichtigung Bescheid zu wissen, postierte ich eine Bibelforscherin des Zimmerdienstes, davon gab es auf jedem Blockflügel vier, an das hinterste Schlafsaalfenster, auf der der Lagerstrasse zugewandten Barackenseite. Sie hatte nichts anderes zu tun, als «Posten zu stehen». Ausserdem gingen um die gefährlichen Tagesstunden, das war gegen 11 Uhr vormittags und 3 Uhr nachmittags, die Stubenältesten oder ich unter irgendeinem Vorwand durch das Lager, um gleichfalls Ausschau zu halten. Dann hatte die Bibelforscherin Marianne Korn, die Sekretärin der Oberaufseherin, die feste Weisung – und sie wusste, was auf dem Spiel stand –, bei herannahender Gefahr uns sofort eine Nachricht zu schicken. Sowie der Ruf ertönte: «Sie kommen!», stürzten alle Kranken ohne «Innendienstkarte» in die Klosetts und schlossen sich ein; den heimlich im Bett Liegenden, die im «dritten Stock» ganz hinten im Schlafsaal versteckt waren, wurde zugerufen, sich mäuschenstill zu verhalten. Im gleichen Moment beförderte man alle Töpfe und Schüsseln mit Suppe, Kaffee und Kartoffelbrei vom Ofen und riss sofort die Fenster des Tagesraumes auf, um jeden Essensgeruch zu vertreiben. Die «erlaubten» Kranken und der Zimmerdienst sassen in Reih und Glied an den vorderen Tischen, und ich ging mit eiligst kor-

rekt gebundenem Kopftuch, zugeknöpftem oberem Kragenknopf, immer mit wankenden Knien, aber stramm militärischer Haltung und einem Gesicht, aus dem überlegene Ruhe strahlte, dem Schwarm der Besucher mit Kommandant Kögel an der Spitze entgegen. Dann stand ich im Rahmen der Blocktür, vor mir Kögels feistes Gesicht mit der SS-Mütze. Je nach Rang und Bedeutung der Besucher war er in Galauniform, mit einer ganzen Garnitur von Orden behängt, oder nicht. Die Hände an der Kleidernaht, die Hacken zusammengeschlagen, rapportierte ich: «Blockälteste Margarete Buber, Nr. 4208, meldet Block 3, belegt mit zweihundertfünfsiebzig Bibelforscherhäftlingen und drei Politischen, davon zweihundertsechzig in Arbeit, acht Zimmerdienst und sieben Innendienstkarten.» Kögel starrte auf mich, und seine blankrasierten Backen zuckten, so biss er die Zähne aufeinander. Dann wandte ich mich zum Korridor und öffnete im Vorausgehen Kämmerchentür, Dienstzimmer, die ersten drei Kasemenspinde und brüllte zu gleicher Zeit die paar Weiblein mit einem schneidigen «Achtung!» an, worauf sie wie durch eine Sprungfeder in die Höhe schnellten. Die Besucher, ganz gleich, ob weiblich oder männlich, ob SS-Formation oder SA, ob NS-Frauenschaft oder andere Naziweiber, waren geblendet vom Zinn- und Aluminiumglanz. Fragen an die Häftlinge stellte fast nur Kögel. Sowie ein Besucher sich in ein Gespräch mit Häftlingen einlassen wollte, fuhr der Lagerkommandant dazwischen. Er wandte sich an irgendeine Bibelforscherin und fragte stets: «Warum wurden Sie verhaftet?» – «Ich bin Zeugin Jehovas», war die regelmässige Antwort. Zu weiteren Erwidern liess er es nicht kommen, denn die Bibelforscher versäumten keine Gelegenheit zu demonstrieren, sondern forderte die Besucher auf, nun den Schlafsaal zu besehen. Allgemeines Aah! und Ooh! beim Anblick dieser Bettenpracht. Ich blieb in der Schlafsaaltür stehen und machte mit Händen oder Füßen hinter dem Rücken meinen Bibelforschern, die nach dem regelmässigen Befehl Kögels «Weitermachen!» mit sorgfältig für diesen Zweck präparierten Strickstrümpfen an den Tischen sassen, irgendwelche Faxen. Dann ertönte: «Blockälteste, herkommen! Wieviel Zeit haben die Häftlinge vom Wecken bis zum Antreten?» – «Eine dreiviertel Stunde, Herr Lagerkommandant.» Kögel wies auf die Bet-

ten und sagte: «Sie müssen bedenken, in einer dreiviertel Stunde: Betten bauen, anziehen, Schränke säubern, Kaffee trinken, und dabei diese Ordnung, diese mustergültigen Betten.» – Mit den Worten: «Sie glauben doch nicht etwa, dass unter dieser Decke ein Brett liegt», trat er an ein Bett heran, schlug die Bettdecke zurück und klopfte auf den Strohsack, als sei es ein Pferdehals: «Sehen Sie, so vorzüglich ist dieser Strohsack gestopft. – Das sind die Erfolge der Erziehung zu Ordnung und Sauberkeit im Konzentrationslager.» Danach trat er regelmäßig an ein Fenster, durch das man in den Schlafsaal der nächsten, der übernächsten, der überübernächsten Baracke usw. bis ans Lagerende blicken konnte, denn die Blocks waren genauso schnurgerade ausgerichtet wie alles in diesem Lager, und Kögel wies mit grossartiger Armbewegung zum Fenster hinaus und sagte mit schwellender Stimme: «Und genauso ordentlich wie dieser Block sind alle anderen im Konzentrationslager Ravensbrück.» Die Besucher traten ans Fenster und priesen diese Musteranstalt zur Umerziehung von Staatsfeinden und minderwertigen Elementen zu brauchbaren Gliedern der deutschen Volksgemeinschaft. Nach der A-Seite wurde die B-Seite des Blocks mit genau dem gleichen Ritus besichtigt. Und wenn dann die stiefelknarrende, zigarettenduftende Meute die Baracke verlassen hatte, sprangen mit einem Erlösungsruf die Eingesperreten von der Toilette, alle zusammen jubelten, dass wieder mal «nichts passiert» war, und die Töpfe und Schüsseln waren im Nu wieder auf dem Ofen. – Manchmal aber, wenn er gerade bei Laune war, fragte der Kommandant Kögel mich, wo die verschiedenen Bibelforscher in Arbeit seien, und dann schnurrte ich zehn Kolonnen mit irgendeiner im Moment erdachten Zahl herunter. Mein Glück war, dass er nie diese Phantasiezahlen nachrechnete. Oder er fragte jede einzelne im Block Befindliche, warum sie nicht in Arbeit sei. Aber einmal wäre es beinahe um mich geschehen gewesen. Auf den Warnungsruf hin hatten sich wieder so gegen zwanzig auf der Toilette versteckt. Die Besichtigung nahm ihren Verlauf, und als sie schon die Baracke verlassen wollten, fragte ein Besucher in Zivil: «Darf ich einmal eine Toilette besichtigen?» Kögel antwortete: «Aber selbstverständlich!» Ich öffnete mit versagendem Herzen die erste Toilettentür, in Erwartung, sie sei ab-

gesperrt und alle übrigen auch. Aber o Wunder! Das erste Klo war leer. Der neugierige Zivilist zog an der Wasserspülung, sie rauschte vorschriftsmässig, und er ging mit befriedigtem Gesicht von dannen. Ich aber sank auf einen Schemel, mein Herz wollte streiken. Dieser an der Wasserspülung interessierte Besucher war als deutscher Konsul in England gewesen, wie wir später erfuhren, hatte dort in einem Internierungslager gegessen, bis man ihn nach Deutschland abschob. Ja, das war der Kulturunterschied zwischen England und Deutschland! Im englischen Lager hat die Wasserspülung nie funktioniert.

Moderne Märtyrer

Ich erwähnte schon, dass die Oberaufseherin Langefeld die Bibelforscher protegierte, aber deren spezielle Feindin war die zweite Oberaufseherin, Zimmer mit Namen. Die Zimmer war eine Frau zwischen fünfzig und sechzig, der Typ einer polternden alten Gefängnisbeamtin, die, wie man sich im Lager erzählte, einen guten Trunk liebte und nach Berichten der Bibelforscher in ihrer Wohnung unnachahmlichen Schmutz und Liederlichkeit um sich verbreitete. – Die Zimmer kam zu regelmässigen Blockkontrollen in unsere Baracke, meist als Vorbotin einer baldigen Besichtigung; hier war ihr nichts ordentlich genug, und kein Musterbett fand vor ihr Gnade. Jede Gelegenheit ergriff sie, um die Bibelforscher zu beschimpfen: «Ihr alten Trutschen, sitzt hier im Lager herum und quatscht über Jehovan! Macht, dass ihr nach Hause kommt zu euren Kindern und den Männern den Haushalt besorgt, ihr blöden, alten Weiber!» Bibelforscher und Zimmer kannten sich seit Jahr und Tag schon aus der Lichtenburg, dem ersten Frauenkonzentrationslager, und wussten, was sie voneinander zu halten hatten.

Meine Bibelforscher sprachen aber nicht nur von Jehova und dem kommenden «Goldenen Zeitalter», manchmal erinnerten sie sich auch an ihre zurückgelassenen Kinder oder Männer. Vor allem, wenn am Sonnabend die Post ausgeteilt wurde. Für viele kamen zwar Briefe aus den Konzentrationslagern Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen

von ihren Männern, die ebenfalls Bibelforscher waren, aber andere erhielten Nachrichten von zu Hause. Da schrieb der Mann von Ella Hempel, der in dem kleinen sächsischen Dorf Krethen mit vier Kindern zurückgeblieben war, jedesmal die gleichen flehenden Bitten, schon seit mehr als zwei Jahren: «Meine liebe Ella, wann kommst Du endlich nach Hause? Die Kinder und ich warten auf Dich jeden Tag. Der Haushalt ist unordentlich, die Kinder haben nicht die rechte Pflege, der Garten und die Landwirtschaft verkommen langsam. Wie kannst Du nur so hartherzig sein und die Deinen im Stich lassen. Das hält der liebe Gott bestimmt nicht für richtig ...»

Ella sass mit dem Brief in der Hand, und die Tränen flossen. Da begann ich mit ihr zu reden: «Ella, wie kannst du so etwas ertragen? Wo du die Möglichkeit hättest, heute noch heimzufahren?» Sie warf den Kopf in den Nacken: «Ja, so etwas kann ein ‚Weltmensch‘ wie du eben nicht verstehen! Jehova befiehlt: ‚Du sollst dein Weib und Kind verlassen und mir nachfolgen!‘» Die Tränen waren versiegt, und mit fanatischem Gesicht stürzte sie sich, einen Wischlappen in der Hand, auf das Reinemachen im Block.

Diese fünfhundert Frauen waren aus verschiedenen Motiven «Zeugin Jehovas» geworden. Die einen als Ehefrauen bibelforschender Männer, das waren meist die «Gemässigten», eine kleine Schicht stammte aus Bibelforscherfamilien. Die übrigen aber hatten irgendwann ihre «Erleuchtung» erfahren. Nach ihren Erzählungen zu schliessen, kamen diese meist aus sehr dürftigen Verhältnissen, hatten immer mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpfen müssen, waren vom Leben tief enttäuscht worden und hatten, soweit sie verheiratet waren, unglückliche Ehen geführt. Eigentlich hatten alle diese Frauen Schiffbruch im Leben erlitten und hassten es deshalb. Sie flüchteten vor der Verantwortung, die ihnen der Kampf ums Dasein auferlegt hatte, in die Märtyrerrolle einer «Zeugin Jehovas» und eiferten in dessen Namen gegen die «Weltkinder». Dadurch, dass sie Bibelforscher wurden, hatte sich ihre Stellung mit einem Schlage gewandelt: Aus unterdrückten, dienenden, mit dem harten Schicksal unzufriedenen Menschen wurden sie zu «Auserwählten», erhoben sie sich über die gesamte Menschheit, und ihr einstmaliger Groll gegen die ihnen persönlich widerfahrenen Ungerechtigkeiten verwandelte sich in Hass gegen alles, was nicht zu ihrer Glaubensgemeinschaft gehörte. Jede

einzelne fühlte sich als auserkorenes Werkzeug des rächenden Gottes Jehova und schwelgte in der Vorstellung des baldigen Sturzes der Ungläubigen in die Verdammnis, von dem die Bibelforscher ausgenommen waren.

Ich habe schon die Krankentransporte ins Gas erwähnt und die Anforderung der Lagerleitung an die Blockältesten, ihre «Arbeitsunfähigen», «Krüppel», «geistig Minderwertigen» in Listen zu erfassen. Ich erklärte selbstverständlich, dass auf meinem Block nur Gesunde und Arbeitsfähige seien. Unter meinen Kranken aber gab es eine Frau mit offener Drüsentuberkulose. Das war Anna Lück, eine Frau von fast sechzig Jahren. Sie lag meistens im Bett. Nun verlangte es aber ihr Leiden, dass sie von Zeit zu Zeit verbunden wurde. Einmal bemerkte sie dabei im Krankenrevier der SS-Arzt und liess sie sofort auf die «Krankentransportliste» schreiben. Ich erfuhr es einige Tage später von meiner Freundin, die im Krankenrevier arbeitete. Sie teilte mir mit, dass die Liste bereits vom Arzt unterschrieben sei und so keine Möglichkeit mehr bestünde, den Namen der Anna Lück zu streichen. Wir überlegten lange, wie man sie retten könnte, und fanden nur den einen Ausweg, sie zum «Unterschreiben» zu bewegen. Ich ging mit schwerem Herzen zu ihrem Bett. Wenn ich doch die Worte finden könnte, um diesen Menschen zu überreden! Meine Erregung übertrug sich sofort auf sie; ihr eingefallenes Gesicht schien nur noch aus grossen entsetzten Augen zu bestehen. Ich sagte ihr ohne Umschweife, was geschehen sei, und brachte dann alle mir zur Verfügung stehenden Argumente vor, um ihr das Unterschreiben zu erleichtern. Als ich von ihr ging, hatte ich den Eindruck, als würde sie sofort sich ankleiden und bei der Oberaufseherin melden. – Nach ungefähr einer halben Stunde, ich sass gerade im Dienstzimmer, kam Ella Hempel herein. Mit einem Gesicht voller Abscheu und Leidenschaft stiess sie die Worte hervor: «Grete, das hätte ich nie von dir gedacht, dass du im Bunde mit dem Teufel bist! Dass du gemeinsame Sache mit der SS machst!» Ich verstand nicht sofort, was sie meinte. «Was ist los? Was willst du?» – «Du hast Anna Lück geraten, zum Unterschreiben zu gehen. Wie konntest du so etwas tun!» – Da war es um meine Ruhe geschehen, und das erste- und einzigmal habe ich in wirklichem Zorn mit einer Bibelforscherin gebrüllt.

«Ihr wollt Christen sein!? Und liefert eure Schwester kaltblütig dem Gas aus!? Nenne mir christliche Gebote, die so etwas gutheissen können?! Ist das Nächstenliebe?! – Nicht nur eure Kinder lasst ihr im Stich und seht ruhig mit an, wie sie in Hitlerheime gesteckt und malträtiert werden, nein, ihr leistet zu Ehren Jehovas einem Mord Vorschub! Kalthertzige Bestien seid ihr!!»

Dieser Ausbruch kam Ella so unerwartet, dass sie entsetzt aus dem Zimmer rannte. Ich nahm an, sie nun für alle Zeit zur Feindin zu haben. Aber weit gefehlt. Von da ab war sie die Unterwürfigkeit in Person, und erst das machte sie mir eigentlich unsympathisch.

Diesem Ereignis war aber schon eine Reihe folgenschwerer Geschehnisse vorausgegangen. Eines Tages kam eine Bibelforscherin zu mir und erklärte, dass ein Teil ihrer «Schwestern» sich von jetzt ab weigere, Blutwurst zu essen. Mit dieser Blutwurst verhielt es sich so: In Ravensbrück bekamen wir bis 1943, ausser der täglichen Ration Brot von ungefähr 500 Gramm, mittags ¥2 bis Liter Gemüse und 5 bis 6 Pellkartoffeln sowie abends und eine Zeitlang auch am Morgen eine Suppe. Sonnabends und sonntags aber war das Abendessen «kalt». Dieses kalte Abendessen bestand aus ungefähr 20 Gramm Margarine, dazu sonnabends einem kleinen «Sechserkäse» und sonntags ungefähr 35 Gramm Leber-, Fleisch- oder Blutwurst. Die Ernährung in Ravensbrück verschlechterte sich ab 1941 von Woche zu Woche. Hülsenfrüchte oder Teigwaren verschwanden vollkommen, und die Fettzuteilung im Essen, die im ersten Jahr wirklich vorhanden war, wurde immer geringer. Der wöchentliche Löffel mit Schmalz hörte schon 1941 auf, und Marmelade gab es nur noch in ganz minimalen Mengen, einen Esslöffel pro Woche. Die Zuckerzuteilung wurde restlos von der SS gestohlen. Auch in der Häftlingskantine konnte man bald nur noch minderwertiges Zeug wie Fischpastete, die aus Heringsköpfen und Gräten hergestellt schien, und irgendwelche abscheulichen «Gemüse-salate» einkaufen.

Eine junge Bibelforscherin, Ilse Unterdörfer, entdeckte im Alten Testament den Befehl Jehovas: «Lasset das Blut zur Erde fließen!» und erläuterte ihren Schwestern, dass man fortan das Essen der Blutwurst einstellen müsse. Ungefähr fünfundzwanzig der «Extremen»

beschlossen, von nun ab die Annahme der Blutwurst zu verweigern. – Es gab unter den Bibelforschern drei «Fraktionen», die «Extremen», die «schwankende Mitte» und die «Gemässigten». Sie trugen regelrechte Fraktionskämpfe aus, bezichtigten einander des Verrats an den Glaubenssätzen, wozu sie Vergleiche aus der biblischen Geschichte heranzogen, und legten ihren Fraktionsgegnern Namen alttestamentarischer Verräter zu. Als ich von dieser Weigerung hörte, nahm ich an, die Blutwurst schmecke meinen Bibelforschern schlecht, denn sie war wirklich nicht delikats. Darum machte ich ihnen den Vorschlag, soweit es durchführbar war, allen denen, die keine Blutwurst mochten, Leberwurst zu geben. Aber da hatte ich nicht mit Jehovas Befehl gerechnet. Denn es ging ja gar nicht um die Blutwurst, es ging um eine Demonstration zu Ehren Jehovas. Die Extremen mussten von sich reden machen, sie wollten einen Angriff der SS provozieren, es gelüstete sie nach Leiden. Und so fertigten sie eine Liste mit den Namen aller derer an, die laut Jehovas Befehl von nun ab den Genuss der Blutwurst verweigerten. Die Liste wurde «nach vorn» gebracht, und die SS lachte sich ins Fäustchen: Wenn die keine Blutwurst fressen wollen, kriegen sie auch keine Margarine. Eine vorzügliche Sparmassnahme.

Der ersten «Verweigerer-Liste» folgte eine zweite. Erbitterte Kämpfe zwischen den «Extremen» und «Gemässigten» wurden auf dem Bibelforscherblock ausgetragen. Wie zu erwarten war, reagierte die Lagerleitung nicht nur mit dem Entzug der Margarine, sondern er sann drastischere Massnahmen. Die Oberaufseherin Zimmer war die Initiatorin. Der Bibelforscher-Block bekam hundert asoziale Zugänge, darunter alle «Schmuckstücke», das bedeutete die «Lagertrottel», die Bettnässer, Epileptiker, die Frauen mit Ticks in allen Schattierungen. Das war die Strafe. Diese hundert sollten über die Bibelforscher wachen, das heisst, sie denunzieren, wenn sie sie beim «Auslegen der Bibel» oder bei religiösen Gesprächen erwischten. Das war ein schwerer Schlag für die «Zeugen Jehovas», aber nicht minder für deren Blockälteste. Denunziation, Diebstahl, Prügelei waren in unseren friedvollen Block eingebrochen wie die Wölfe in die Schafherde. – Zur Ehre der Bibelforscher sei gesagt, dass sie mich in rührender Weise bei meinem schweren Amt unterstützt haben und dass ich mit ihrer

Hilfe ein halbes Jahr – so lange währte diese Strafe – alle gefährlichen Klippen ohne eine Meldung umschiffen konnte und, was die höchste Leistung war, das alles, obwohl der Block 3 weiterhin Besichtigungsblock blieb. Die Bibelforscher verdoppelten ihre Anstrengungen und hielten ihren «Musterblock» auch mit den Asozialen in Ordnung.

Diese Strafmassnahme endete in einer so grotesken Weise, dass ich darin fast die Hand Jehovas sah. In den ersten Wochen versuchte ich, den Bibelforschern wenigstens einige Positionen zu retten. Ich liess sie an den hinteren Tischen beieinandersitzen, damit die Asozialen nicht jedes Gespräch überwachen konnten, und gab den Asozialen, die alle jung waren, im Schlafsaal die Betten des «dritten Stockwerks». Zwar hatte das peinliche Folgen, es waren nämlich unter den «Schmuckstücken» viele Bettnässer, und die bepinkelten nun Nacht für Nacht die unter ihnen schlafenden Zeugen Jehovas.

Eines schönen Sonntags aber kam unsere Feindin, die Oberaufseherin Zimmer. Sie stellte sofort diese saubere Scheidung zwischen den Schafen und den Böcken fest und putzte mich herunter: «Dass Sie die Bibelforscher unterstützen und verantwortlich sind für das ganze Theater auf dem Block, ist mir schon lange klar! Sofort werden Asoziale und Bibelwürmer durcheinandergesetzt! Dass ich nicht noch einmal hören muss, dass eine von den Trutschen mit der anderen über Jehovan quatscht! Verstanden!» – «Jawohl, Frau Oberaufseherin», hauchte ich, und sie watschelte davon. – Nun war's geschehen! Aber welche Folgen hatte das? Die Bibelforscher nahmen sich liebevoll der «Schmuckstücke» an. Sie fragten, ob sie vielleicht Hunger hätten und ihre «Nachkelle» haben möchten oder etwa eine Scheibe Brot? – Und wie gern die das wollten! So peu à peu sah ich abends oder sonntags freundschaftlich plaudernd nebeneinander auf der Lagerstrasse je eine Bibelforscherin und eine Asoziale wandeln. Und der Gesprächsstoff? Es wurde «Zeugnis abgelegt»! Die Bibelforscher ergriff ein neuer Fanatismus. Nicht nur in meinem Block, nein, bei den Zigeunern und wo sich eine Gelegenheit bot, verbreiteten sie die Lehren Jehovas und bereiteten die «Erleuchtung neuer Zeugen» vor. In kurzer Zeit häuften sich die Fälle: Asoziale, Zigeuner, eine Polin, eine Jüdin, Leichtpoliti-

sche meldeten sich «nach vorn» und erklärten, von nun ab «Zeugen Jehovas» zu sein, und baten um einen lila Winkel und Verlegung in den Bibelforscher-Block. Die SS beschimpfte sie, schmiss sie raus und ergriff als erste hysterische Massnahme die sofortige Verlegung der hundert Asozialen von unserem Block. Ich atmete tief und glücklich auf, die Bibelforscher dankten Jehova.

Milena

Als ich erst kurze Zeit Blockälteste war, noch im Oktober 1940, kam eines Nachmittags die Stubenälteste des neuen Zugangsblocks Nr. 7 mit einem Gruss von Lotte Henschel, die unter den Neueingelieferten war. Ich lief sofort zu ihrer Begrüssung. Wie alte, gute Bekannte schüttelten wir uns die Hände. – Es war 1940 noch streng verboten, einen «fremden» Block ohne dienstlichen Auftrag zu betreten, so verabredeten wir eine Begegnung beim Spaziergang der Zugänge, an dem ich natürlich auch nicht teilnehmen durfte; aber ich hoffte auf den Schutz meiner grünen Blockältestenbinde. – Mit Unruhe erwartete ich den nächsten Tag, denn seit über zwei Monaten war ich in Ravensbrück einsam unter den vielen Tausenden.

Die Zugänge spazierten auf dem schmalen Weg zwischen der Lagermauer und der Rückseite der Wohnbaracken. Auf dem Rasenstreifen vor der Lagermauer steckten in regelmässigen Abständen die Warnungstafeln mit Totenkopf und gekreuzten Knochen. In dem Gewimmel der gestreiften Jacken erblickte ich Lotte. Sofort fragte sie mich, ob sie mir ihre Bekannte vom Transport vorstellen dürfe, eine tschechische Journalistin, der sie bereits viel von mir erzählt habe. Und sie führte mich zu Milena Jesenska.

Milena sprach ein Deutsch mit weichem slawischem Tonfall. Sie reichte mir ihre Hand, ohne die Finger zu krümmen, und bat: «Aber nicht so heftig schütteln, bitte!» Ich blickte in ihre umschatteten Augen, in ein von tiefem Leid gezeichnetes Gesicht mit grauer Gefängnisfarbe. Milena war hochgewachsen, trug ein langes, schlotterndes Häftlingskleid und grosse Stiefel. Unter dem vorschriftsmässigen Kopftuch drängten sich kleine muntere Locken hervor. Von Lotte hat-

te sie von meinem Schicksal gehört und wünschte mich kennenzulernen als Journalistin, als ein Mensch, der Fragen stellt. Bis dahin hatte ich nicht gewusst, dass Fragenstellen eine Kunst sein kann. Doch Milena meisterte sie. Auf dem schmalen Weg an der «Klagemauer» – so sagte sie – unter dem starkstromgeladenen Stacheldraht, erzählte ich ihr bei unseren Spaziergängen meine Geschichte. Milena und ich waren von der ersten Stunde an Freundinnen, und wir blieben es auf Leben und Tod durch vier bittere Lagerjahre. Ich dankte dem Schicksal, nach Ravensbrück gekommen zu sein und Milena Jesenska getroffen zu haben.

Vier Jahre sind eine lange Zeit, und im Lager ist diese Zeit vielleicht noch länger als in der Freiheit. In vier Jahren einer solchen Gemeinschaft kann man einen Menschen, mit dem man in Freundschaft verbunden ist, sehr genau kennenlernen. Und Milena lernte ich genau kennen. Die Kraft ihrer Persönlichkeit hat mich vom ersten Augenblick an fasziniert. Trotz ihrer Krankheit bewahrte sie sich diese ausserordentliche Kraft bis zu ihrem Ende. Sie war fünf Jahre älter als ich, die Tochter des bekannten Prager Arztes und Universitätsprofessors Jan Jesensky. Unabhängigkeit des Denkens scheint in der Familie gelegen zu haben, denn im Jahre 1621 wurde, wie noch heute eine Gedenktafel am Altstädter Rathaus in Prag bekundet, ihr Vorfahr Jesenius, ein damals berühmter Arzt, wegen einer verbotenen Sektion zum Tode verurteilt und gevierteilt. In den zwanziger Jahren begann sie, für verschiedene Prager Zeitungen zu schreiben, für «Tribuna», «Lidove Noviny» und «Narodni Listy». Nach einiger Zeit war sie zu einer der bekanntesten tschechischen Journalistinnen geworden. In den letzten Jahren vor ihrer Verhaftung arbeitete sie an der linksbürgerlichen Zeitschrift «Pfitomnost» mit und behandelte unter anderem das Problem der nationalen Minderheiten in der Tschechoslowakei.

Ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, Selbständigkeit des Denkens und angeborener Widerspruchsgeist führten sie Anfang der dreissiger Jahre zum Kommunismus. Obwohl es ihr, die über ein ungemein feines Sprachgefühl verfügte, recht schwerfiel, schrieb sie eine Zeitlang für kommunistische Parteiblätter. Aber es konnte nicht ausbleiben, dass dieser aufrechte Mensch bald mit der Parteidisziplin in Konflikt

geriet. Milenas Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei dauerte nur wenige Jahre. Schon 1936 wurde sie ausgeschlossen. Ihr ebenso klares wie vernichtendes Urteil über den Kommunismus verblüffte mich. Ich selber hatte zwar auch meine Illusionen ganz und gar verloren, aber bei mir hatte es erst einer Reihe harter Schicksalsschläge bedurft, bis ich endgültig zur Einsicht gekommen war. Milena hatte sich ihr Urteil nur kraft ihrer ungewöhnlichen Einsicht gebildet.

Als die Deutschen die Tschechoslowakei besetzten, blieb sie nicht untätig. Sie schloss sich der Widerstandsbewegung an und half vor allem Juden, tschechische Flieger und Offiziere sicher ins Ausland zu bringen. 1939 wurde sie in Prag von der Gestapo verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis Dresden gebracht. Krank kam sie von dort nach Ravensbrück. Sie glaubte, es sei Rheumatismus. Ihre Hände waren geschwollen, sie hatte immer Schmerzen, sie fror in den Lagerlumpen beim stundenlangen Zählappell, sie konnte sich nachts unter der dünnen Decke nicht erwärmen. Vom ersten Tage an ergriff mich dumpfe Angst, wenn ich in ihr leidendes Gesicht sah. Aber sie liess sich niemals gehen, verstand es immer wieder, meine Befürchtungen zu zerstreuen. 1940 war sie trotz ihrer Krankheit noch ganz ungebrochen, mutig und voller Initiative, fern jeder Häftlingsmentalität. Als ich sie vorsichtig fragte, ob sie Hunger habe, lehnte sie ab, über dieses Thema überhaupt zu sprechen, und eine Brotration, die ich ihr brachte, wies sie gereizt zurück. Später gestand sie mir, dass es ihr furchtbar gewesen sei, mit Brot beschenkt zu werden.

Als ich Milena nähergekommen war, erzählte auch sie mir von ihrer Vergangenheit. So erfuhr ich, dass sie von 1920 bis 1922 die Freundin Franz Kafkas gewesen war. Diese Liebesbeziehung hatte einen tiefgehenden Einfluss auf ihre menschliche und geistige Entwicklung ausgeübt. Sie hatte den Dichter kennengelernt, nachdem sie seine frühen kurzen Prosastücke und die Novelle «Verwandlung» ins Tschechische übertragen hatte. Wie gross die Rolle Milenas in Werk und Leben des Dichters war, lässt sich aus den Tagebüchern Kafkas und seinen 1952 erschienenen «Briefen an Milena» entnehmen. Milena sprach mir oft von Franz Kafka, aber in Ravensbrück, zwanzig Jahre später, war es weniger der geliebte Mann, den sie heraufbeschwor, sondern der Dich-

ter, dessen Genie sie schon als junges Mädchen bewundert hatte. Trotzdem schwang in ihren Gesprächen immer die Erinnerung mit an eine Liebe, deren tragisches Ende von Anfang an vorausbestimmt gewesen war. Der kranke Dichter hatte ihr die Erfüllung, nach der das junge, lebensvolle Mädchen sich sehnte, nicht schenken können. Er hatte es gewünscht, und seine Briefe an sie sind erschütternde Dokumente der Selbstgeißelung.

Aber schon Kafka hatte in ihr die Kraft, die innere Sicherheit und den Stolz erkannt. Er, der um fast fünfzehn Jahre ältere, nennt sie in seinen Briefen «Mutter Milena», und der Essayist Willy Haas, ein alter Freund Milenas, vergleicht sie in seinem Nachwort zu den «Briefen an Milena» mit einer «Aristokratin aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert, einem Charakter, wie ihn Stendhal aus den alten italienischen Chroniken genommen und in seine eigenen Romane versetzt hat». Diese Überlegenheit, diese Unbeugsamkeit verlor sie auch im Lager nicht. Nichts beweist das besser als ein Zwischenfall wie der folgende: Milena hatte in Ravensbrück einen Posten als Revierarbeiterin erhalten. Der SS-Arzt Sonntag schien sich anfangs für sie als Frau zu interessieren. Er erwies ihr wiederholt kleine Aufmerksamkeiten, bot ihr sogar einmal die Reste seines Frühstücks an, die sie jedoch ablehnte. Eines Tages traf er sie im Korridor des Reviers und fing ein Gespräch mit ihr an. Er pflegte ein kleines Stöckchen bei sich zu haben, mit dem er von Zeit zu Zeit die Häftlinge prügelte. Im Laufe des Gesprächs berührte Sonntag Milena mit diesem Stöckchen scherzhaft unter dem Kinn. Sie aber fasste das Stöckchen und schleuderte es mitsamt dem Arm des SS-Arztes heftig beiseite. Dabei zeigte ihr Gesicht die ganze Verachtung, die sie für ihn empfand. Sonntag stand verdutzt da und sagte kein Wort, aber er verfolgte Milena von diesem Tage an mit tödlichem Hass.

Ich selber hatte am eigenen Leibe verspürt, mit welcher Verachtung und Unverschämtheit die Kommunistinnen alle diejenigen behandelten, die mit der Parteilinie in Konflikt geraten, aus der Partei ausgeschlossen worden waren oder die Partei aus eigenem Antrieb verlassen hatten. Da gab es keine Gnade; wer sich der Parteidisziplin nicht hatte beugen wollen, wer sich seine geistige Selbständigkeit bewahrt hatte und Kritik am Kommunismus übte, der war ein Verräter und gehörte

zum Abschaum der Menschheit. Vielleicht gibt es kaum einen besseren Beweis für die Macht der Persönlichkeit, die Milena ausstrahlte, als die Tatsache, dass die tschechischen Kommunistinnen sie trotz ihrem Bruch mit der tschechischen KP nicht als «Verräterin» behandelten, sondern sie im Gegenteil eifrig umwarben. Tschechische Kommunistinnen hatten ihr sogar die vorteilhafte Arbeit im Revier verschafft, ein im Lager einzig dastehender Fall. Unsere Freundschaft war noch kaum zwei Wochen alt, als die Wortführerinnen der tschechischen Kommunistinnen, Paleckowa und Ilse Mach, an Milena herantreten und ihr die Frage stellten, ob sie wisse, dass ich eine Trotzkinistin sei, die unverschämte Lügen über die Sowjetunion verbreite. Milena erklärte ihnen, dass sie mich bereits gut genug kennengelernt habe, um meine Berichte über Russland beurteilen zu können, und dass sie ihr durchaus glaubwürdig erschienen. Einige Tage später stellte man ihr eine Art Ultimatum: Sie habe sich zu entscheiden zwischen der tschechischen Gemeinschaft im Konzentrationslager Ravensbrück und der deutschen Trotzkinistin Grete Buber. Und sie traf ihre Wahl. Das hat ihr den Hass der Stalinistinnen durch vier Jahre ihres Lagerdaseins eingetragen. Solange sie bei Kräften war, konnte sie zurückschlagen, wenn man sie attackierte, aber als sie kränker wurde, litt sie unsäglich unter diesen Verfolgungen. – Als Häftling ist man doch gezwungen, Tag und Stunde den gleichen Raum auch mit seinen Feinden zu teilen, die gleiche Luft zu atmen. Und welche Möglichkeiten zu kleinlicher Grausamkeit bot das Leben im Konzentrationslager! Milena lernte nie richtig in Fünferreihen marschieren, sie stand nicht vorschrittmässig beim Zählappell, sie eilte nicht, wenn man befahl, sie hofierte nicht den Anweisungshäftling des Krankenreviers. Jedes Wort, das aus Milenas Mund kam, war nicht «lagergemäss». Doch das Groteske war, dass ausgerechnet die politischen Mithäftlinge, die Kommunistinnen, Anstoss nahmen. Einmal im Frühling standen wir abends beim Zählappell. Die Bäume hinter der Lagermauer begannen eben grün zu werden. Milena hatte wohl Zählappell und Konzentrationslager vergessen, sie pfiff leise vor sich hin ... Den empörten Ausbruch der umstehenden Kommunistinnen vergesse ich nie. – Einmal marschierte sie beim Arbeitsappell über die Lagerstrasse. Unser Block war bereits «abgetre-

ten», und ich stand am Rand der Strasse. Da erblickte sie mich, riss das Kopftuch herunter und winkte über die Köpfe der erstarrten Häftlinge und verblüfften SS lachend mit dem weissen Tuch.

Aber am wenigsten verziehen ihr unsere Feindinnen ihre politische Überlegenheit und Kompromisslosigkeit. – Das Lager war ständig voller optimistischer Gerüchte. Von 1940 an endete der Krieg in jedem Vierteljahr einmal, brach alle paar Wochen irgendwo eine Revolution aus und wurde Hitler unzählige Male umgebracht. Wenn man Milena solche Geschichten auftischte, zerfetzte sie erbarmungslos alle Illusionen. Aber noch mehr, als 1941 Hitler die Russen angriff und nicht nur die Kommunistinnen, sondern viele der Politischen aller Nationen in prorussische Begeisterung verfielen, gab sie ihnen ein Bild von dem, was Europa unter Stalinscher Herrschaft zu erwarten habe. Milena prophezeite, was 1945 eintrat. Auch ich habe mit ihr gestritten und nie glauben wollen, dass man die Russen so weit nach Westen würde vordringen lassen.

«Wenn wir lebend herauskommen, werde ich vielleicht nie nach Prag zurückkehren können. Wie fliehen wir nur vor den Russen?» war oft ihre angstvolle Frage. – Welche Fluchtpläne habe ich nicht geschmiedet und was nicht alles ersonnen, um sie zu trösten. – Ihre Sorge war nur zu berechtigt. Die Kommunistinnen verbreiteten im Lager, dass wir beide, wenn die Russen nach Ravensbrück kämen, entweder an die Wand gestellt oder nach Sibirien geschickt würden. Und sie hätten nicht gezögert, dabei zu helfen. – Manchmal in meiner düstersten Verzweiflung nach Milenas Tod, als die Russen immer näher kamen, habe ich für die Gnade gedankt, dass Milena in einem Bett sterben durfte.

Milena arbeitete im Krankenrevier und hatte eine Statistik über die Geschlechtskranken zu führen. Diese Arbeit war ein grosses Geschenk, denn sie sass in einem sauberen Zimmer, das im Winter geheizt war, und hatte einen eigenen Platz an einem Tisch. Auf dem stand meistens irgendeine Blume, in einer schmalen Schachtel lagen ihre Bleistifte, und an der Wand hing ein Bild von Prag. Sie konnte von ihrem Platz hinausblicken auf das eiserne Tor von Ravensbrück, das uns von der Freiheit trennte. – Viele Menschen hat Milena durch ihre Arbeit gerettet, indem sie die Blutproben, die nach Berlin zur Un-

tersuchung geschickt worden waren und zu ihr zurückkamen, fälschte. Sie liess positive Lueskranke einfach negativ werden, denn syphilitische Häftlinge waren unter den Lagerbedingungen meist zum Tode verurteilt. Entweder gingen sie an den barbarischen Kuren zugrunde, oder sie wurden später als «Unheilbare» ins Gas geschickt. Bei jeder solchen Fälschung wagte Milena ihr eigenes Leben, denn bei ihrer geschwächten Gesundheit hätte sie eine Lagerstrafe nicht überstehen können. – Im Winter 1941 machte Milena den Versuch, unserer gemeinsamen Freundin Lotte zur Entlassung aus dem Lager zu verhelfen. Lotte hatte schon vier Jahre Zuchthaus und ein Lagerjahr hinter sich und war in einem sehr schlechten Gesundheitszustand. Da man 1940/41 Kranke mit Tuberkulose noch aus dem Konzentrationslager Ravensbrück entliess, verschaffte Milena Lotte einen positiven Sputumbefund und veranlasste, dass sie in die TB-Station eingeliefert wurde. Der SS-Arzt stellte den Entlassungsantrag, und wir warteten voller Spannung auf den Erfolg. Gerade in dieser Zeit begann man, die sogenannten «Krankentransporte» zusammenzustellen. Gleich nachdem der erste Transport das Lager verlassen hatte, wussten wir um das Schicksal dieser Frauen, die man angeblich in ein anderes Lager gebracht hatte. Sie wurden irgendwo umgebracht. – Und in der TB-Station sass Lotte, der Milena einen positiven Befund verschafft hatte. Milena zerquälte sich in Selbstvorwürfen. Sie liess kurz hintereinander neue Sputumbefunde von Lotte anfertigen, die natürlich alle negativ waren. Sie machte den SS-Arzt Sonntag darauf aufmerksam und betonte, dass wunderbarerweise Lotte ausgeheilt sei. Nur ihrer Hartnäckigkeit und dem Umstand, dass der SS-Arzt Lotte durch ihre Arbeit im Krankenrevier kannte, war es zu verdanken, dass er sie nicht mit auf die Liste des Krankentransportes schrieb. So wurde sie vor dem sicheren Tode gerettet.

Milena wurde nie ein «Häftling», sie konnte nicht abstumpfen und brutal werden wie so viele andere. Sie sah alles Furchtbare um sich und verzweifelte, weil es keine Möglichkeit gab, wirklich zu helfen.

Sie sass bei der Arbeit im gleichen Raum mit mehreren Kommunistinnen und hörte stündlich deren Gespräche. Es war ihr nicht möglich

zu schweigen. Sie war ein kämpferischer Mensch. Sie hörte nicht auf, gegen das verlogene Gewäsch von Kollektivismus proletarischer Demokratie, sozialistischer Freiheit usw. mit der ihr eigenen Schärfe zu polemisieren. Und das verzieh man ihr nie. Es gab im Revier einige deutsche Kommunistinnen, die mit Feuereifer und Pedanterie für die SS-Ärzeschaft arbeiteten. Milena verhöhnte sie. Politische im KZ, deren Aufgabe es gewesen wäre zu sabotieren, wo sie nur konnten, brüsteten sich Milena gegenüber mit ihrem Pflichtbewusstsein und beschimpften sie als nachlässig oder faul. Und als sie dann immer kränker wurde, ihre Kräfte mehr und mehr nachliessen, sie immer häufiger sich nicht mehr auf ihren Beinen halten konnte, verbreiteten die Kommunistinnen, sie sei eine Simulantin.

Solange ich Blockälteste bei den Bibelforschern war, kam Milena oft zu mir. Da sassen wir verbotenerweise im Dienstzimmer der SS-Aufseherin, und sie wärmte sich ihre geschwellenen Hände am Ofen. Einer ihrer häufigen Seufzer war: «Nur noch einmal am Wegrand sitzen und kein Soldat mehr sein ...»

Da Milena Schriftstellerin war, liess mein Bericht über die sibirischen Erlebnisse sie den Entschluss fassen – wenn wir am Leben bleiben sollten und noch einmal die Freiheit wiedersehen würden –, ein Buch zu schreiben. In ihrer Phantasie entstand ein Werk über die Konzentrationslager beider Diktaturen, mit Zählappellen, marschierenden uniformierten Kolonnen und der Entwürdigung von Millionen Menschen zu Sklaven; in der einen Diktatur im Namen des Sozialismus, in der anderen zum Wohl und Gedeihen der Herrenmenschen.

Im heissen Sommer 1941 hatte man in den Schneidereien schon Nachtschichten eingeführt, und immer sichtbarer wurden Entkräftung und Unterernährung bei den Häftlingen. Die Beine der Frauen waren dick angeschwollen und mit Furunkeln und Geschwüren bedeckt. Da kamen im Lager einige Fälle von Lähmung vor. Ob diese ersten Erkrankten Opfer der Lueskuren des SS-Arzttes Sonntag waren, weiss ich nicht. Erst als es ungefähr zwölf Gelähmte gab, wurde man aufmerksam. Der Lagerkommandant Kögel erfuhr es und machte dem SS-Arzt erregte Szenen. Gerüchte drangen ins Lager, dass in Mecklenburg Kinderlähmung herrsche, und Dr. Sonntag verhängte über Ra-

vensbrück die Quarantäne. Die Häftlinge wurden in die Blocks gesperrt, und keiner rückte mehr zur Arbeit aus. Dort, wo die Lagerstrasse auf den Platz mündete, wurde ein Stacheldrahtverhau errichtet. Die in der Küche arbeitenden Häftlinge durften nicht in ihre Baracken zurückkehren, sondern schliefen im Bad. Keine Aufseherin betrat mehr das Lager. Die einzige, die sich gegen Kinderlähmung gefeit fühlte, war die Oberaufseherin Zimmer. Sie watschelte von einem Block zum anderen, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. – Eigentlich herrschte allgemeine Freude, nur die Tatsache, dass jeder Tag neue und neue Gelähmte brachte, die auf Bahren von den einzelnen Blocks geholt und in eine gesonderte Krankenbaracke gefahren wurden, verbreitete Angst und Unruhe. Die von der Lähmung Befallenen zeigten alle das gleiche Krankheitsbild: Sie waren plötzlich keiner Bewegung mehr fähig. Auffallend schien nur, dass keine «alten» Politischen betroffen wurden, sondern hauptsächlich Asoziale, Zigeuner und «Polenliebchen». Wenn ich mich recht erinnere, gab es nach acht Tagen schon gegen hundert Frauen mit «Kinderlähmung». Eine Flut von Desinfektionsmitteln ergoss sich über das Lager. Die Toiletten, die Waschräume, die Tagesräume, alles machte man keimfrei. Die Blocks stellten ihre Essenkübel auf der Lagerstrasse auf Drahtverhau ab und entfernten sich. Sofort wusch ein Küchenhäftling jeden Metallkübel sorgfältig mit einer desinfizierenden Flüssigkeit ab. Streng voneinander gesondert gingen die Häftlinge jeder Baracke zweimal am Tage spazieren. Zu dieser Zeit waren die Bibelforscher, wie ich schon berichtet habe, mit den hundert Asozialen gestraft, und auch auf unserem Block grassierte die «Kinderlähmung».

Ich werde die zwei Wochen der Quarantäne nicht vergessen. Sie gehören zu den wenigen erträglichen Abschnitten meines Lagerlebens. Sie waren wirklich ein Gottesgeschenk. Der Sommer des Jahres 1942 war herrlich. Die Sonne schien herab von einem wolkenlosen, tiefblauen Himmel. Das Lager wirkte wie verzaubert. Tiefe Stille lag über den Baracken. Keine Aufseherin keifte, kein Hundegekläff störte den Frieden. Bis auf die beiden Spaziergänge am Tage mussten sich die Häftlinge in den Unterkünften aufhalten. Doch unter dem Schutze meiner grünen Armbinde durchbrach ich dieses Verbot täglich. Milena hatte sich freiwillig zum Dienst in der «Gelähmtenbaracke» gemeldet.

Wenn immer es möglich war, schlich ich mich an der Lagermauer entlang, überquerte die grosse Lagerstrasse und gelangte so an die «Gelähmtenbaracke», die von einem Drahtgitter umgeben war und natürlich nicht betreten werden durfte. Dann kam Milena heraus, und, das Drahtgeflecht zwischen uns, wir setzten uns nieder, um miteinander zu plaudern, liessen uns von der heissen Sonne bescheinen und fühlten uns zum erstenmal richtig wohl. Nur die Zimmer watschelte im Lager herum, von keiner anderen Aufseherin drohte uns Gefahr. Zwar wusste ich genau, dass die Asozialen im Bibelforscherblock meine täglichen Eskapaden mit Missgunst betrachteten und bestimmt nach Aufhebung der Quarantäne versuchen würden, Kapital daraus zu schlagen. Aber das kümmerte mich nicht, denn ich konnte mich immer damit entschuldigen, dass ich «mich nur nach den ‚Gelähmten‘ meines Blockes erkundigt hatte».

Diese Sommergespräche mit Milena sind mir lebhaft im Gedächtnis geblieben, denn Milena erschloss mir damals eine Welt, die mir bis dahin nur wenig bekannt gewesen war. Sie beschäftigte sich oft und intensiv mit ästhetischen Fragen, besass eine sehr gründliche Bildung und einen kritischen Verstand. Ich hatte mein früheres Leben unter Menschen verbracht, denen es zwar keineswegs an geistiger Regsamkeit gefehlt hatte, die aber fast ausnahmslos an politischen Dingen interessiert waren. Unsere ständige politische Aktivität hatte uns nur wenig Zeit gelassen, Probleme, die ausserhalb unseres Bereiches lagen, denkend zu ergründen. Heinz Neumann war sicherlich eine Ausnahme, seine grosse Liebe zur Literatur war tief und echt gewesen, und doch, er war bis zuletzt so sehr Kommunist, dass er dieser Neigung zu geistigem Luxus nie ganz ohne schlechtes Gewissen nachgeben hatte. Diese Hemmungen hatte ich von mir abgestreift, und gemeinsam mit Milena durchforschte ich nun Gebiete, die für mich Neuland waren. Sie erzählte mir nicht nur von Kafka, sie schilderte Prag und Wien in den zwanziger Jahren, die Geselligkeit der Künstler und Literaten, die Kaffeehäuser, von denen beinahe jedes einer bestimmten literarischen Schule als Hauptquartier gedient hatte. Wie viele fähige Journalisten hatte auch Milena den Ehrgeiz, einmal etwas anderes

zu schreiben als Feuilletons und gute Zeitungsartikel. Sie litt oft unter der Vorstellung, mit ihrem Pfunde nicht genügend gewuchert, ihr wahres Talent nicht ganz genutzt zu haben. Immer wieder nahm sie sich vor, später einmal, in der Freiheit, etwas zu leisten, was den Fähigkeiten, die sie in sich verspürte, gerecht würde. Besondere Achtung empfand sie vor guter, lebendiger Prosa. Sie verblüffte mich, die ich ihr meinen naiven Hang zur Lyrik eingestanden hatte, damit, dass sie behauptete, die Zeit für Lyrik sei vorbei, nur gestraffteste Prosa habe noch Lebensberechtigung. «Wenn ich nur wirklich erzählen könnte!» klagte sie einmal. «Ich kann wohl einen guten Artikel schreiben, aber ich bin nicht einmal fähig, überzeugend zu schildern, wie ein Mensch in eine Tür tritt!» Diese Achtung vor der Prosa hatte sie wohl Franz Kafka zu verdanken, der wie kaum ein zweiter Dichter unseres Jahrhunderts die deutsche Prosa gemeistert hat.

Diese Möglichkeit, uns hin und wieder von unserer Umgebung zu lösen und in Bereiche zurückzuziehen, zu denen die SS keinen Zutritt hatte, bedeutete sehr viel. Mit der Macht des Geistes ist viel verantwortungsloses Geschwätz verknüpft worden. Im Konzentrationslager, wo jeder Tag den Tod bringen kann, ist auch der Geist keine uneinnehmbare Festung. Er bewahrt weder vor Hunger noch vor Schlägen. Vielleicht hilft er sie länger und würdevoller ertragen, aber er schützt nicht vor dem Zusammenbruch, sobald der Körper zu schwach geworden ist, um Widerstand zu leisten. Dennoch gibt er dem Häftling die Möglichkeit, sein Augenmerk auf einen Punkt zu richten, der ausserhalb seiner selbst liegt; er lenkt ihn ab von Hunger, Angst und den täglichen Widrigkeiten des KZ-Daseins. Er bietet dem Gefangenen eine kleine, sichere Insel inmitten eines Meeres von Elend und Verzweiflung, und er vermag vor allem zwischen bestimmten Häftlingen ein hilfreiches Band zu schlingen, da er sie eine gemeinsame Sprache sprechen lässt. Alles das ist von hohem Wert angesichts des Untergangs, und wir genossen jede Gelegenheit, bei der wir uns im Gespräch verlieren durften.

Von grosser Bedeutung war auch, dass die SS sich in den Bereichen des Geistes höchst unsicher fühlte. Einmal fanden Milena und ich in einer Zeitung Reproduktionen von Pieter Breughels «Heimkehr von der Jagd» und seinen «Blinden». Wir schnitten sie aus und hefteten sie

an die Wand des Dienstzimmers im Bibelforscherblock. Namentlich in den zerschlissenen Elendsgestalten der «Blinden» hätte ein aufmerksames SS-Auge sehr wohl einen Protest gegen unser Häftlingsdasein sehen können. Als die SS-Blockleiterin das Dienstzimmer betrat und die Bilder erblickte, öffnete sie den Mund bereits zu einer Schimpfkanonade. Aber alles, was sie herausbrachte, war: «Was ist denn das für ein Zeug!?» Und schon hielt ich ihr einen Vortrag über grosse Kunst im Allgemeinen und Pieter Breu-ghel im Besonderen. Ihr Blick wurde immer unsicherer, und aus Angst, ihre mangelhafte Bildung einzugestehen, schwieg sie und liess die Breughels zu unserer Freude, wo sie waren.

Aber jede schöne Zeit geht einmal zu Ende, auch unsere herrliche Quarantäne. Nach ungefähr zwei Wochen erschien von irgendwo beordert ein anderer SS-Arzt, wohl ein Spezialist für Kinderlähmung. Und was stellte sich heraus? Die Lähmung war eine Massenpsychose. Dr. Sonntag rächte sich nicht schlecht für seine Blamage. Man jagte durch die Körper der Gelähmten elektrischen Strom, und sie sprangen nur so auf und davon. Als die übrigen Kranken das hörten, fanden sie aus Angst vor der Prozedur wieder ihre Bewegungsfähigkeit. Nur einige Unglückliche mit schwerem Gelenkrheuma oder durch Lues Gelähmte heilte auch diese Methode nicht.

Nachbar Tod

Das «normale» Lagerleben begann wieder mit Morgenappell, Arbeitsappell, Ausrücken zur Arbeit, Einrücken zum Mittag, Antreten zum mittäglichen Arbeitsappell, Ausrücken zur Arbeit, gegen fünf Uhr nachmittags wieder Einrücken, dann neuerlichem Antreten zum Abendappell, der niemals weniger als anderthalb Stunden dauerte. Zum Wecken, zum Antreten, zum Abtreten und zur Nachtruhe, immer tönte die Sirene, deren Heulen den Rhythmus des Lagerlebens bestimmte.

Immer mehr Frauen schleppte man ins Konzentrationslager. Hinter der «Klagemauer» hatte man eine neue Reihe ebenerdiger Holzbaracken errichtet. Ein Tor wurde in die Mauer gebrochen, und die neuen

Blocks wurden bezogen. Die Bibelforscher siedelten über nach Baracke 17 und 19. Bei so einem Umzug wurde mit einer Leidenschaft und Hartnäckigkeit um die Erlaubnis gekämpft, seinen alten, prima gestopften, kantigen Strohsack mitnehmen zu dürfen, als handele es sich darum, den Besitz eines Paradiesbettes zu verteidigen. Der neue Block war innen mit weisser Ölfarbe gestrichen, hatte eine verschaltete Zimmerdecke und galt für Häftlingsbegriffe als «wunderschön».

Im Laufe der Jahre 1940 und 1941 waren viele Transporte polnischer Häftlinge ins Lager gekommen. Es schien, als wolle Hitler das polnische Volk ausrotten. Alle Schichten der Bevölkerung, alle Altersstufen wurden verhaftet. Das Gerücht ging, dass sich unter den eingelieferten Frauen auch zum Tode Verurteilte befänden. Man sprach von einem ganzen Transport aus Warschau, der nur zur Vollstreckung des Urteils nach Ravensbrück gebracht worden sei. Es war wohl im Frühjahr 1942, als man eines Tages zehn Polinnen «nach vom» holte und in den Zellenbau brachte. Kurz vor dem abendlichen Zählappell wurde plötzlich die Lagerstrasse geräumt. Alles musste sofort in die Baracken, und die Türen wurden verschlossen. Häftlinge, die in der Küche und dem Krankenrevier arbeiteten, unter ihnen waren viele Polinnen, sahen nun, wie man die zehn Frauen, mit langen Kleidern ohne Gürtel wie Büsserhemden angetan, barfuss vom Zellenbau über den Lagerplatz führte. Sie bemerkten, wie die Frauen sich ganz fröhlich umwandten, nach dem Revier blickten und, während sie zum Lagertor hinausgingen, den Freundinnen, die sie hinter den Fenstern des Krankenbaus vermuteten, mit den Händen Abschied winkten.

Die Sirene heulte zum Abendzählappell. Es war gegen sechs Uhr. Die Tausende von Frauen standen ausgerichtet und schweigend. Abendliche Stille lag über der Lagerstrasse. Da krachte plötzlich jenseits der Lagermauer eine Infanteriesalve, und kurz danach hörte man hintereinander zehn Revolverschüsse. Wir alle wussten, was geschehen war, und keiner wagte, sich zu rühren. Uns gegenüber stand ein Polenblock. Ich sah, wie Hunderte von Lippen sich im Gebet bewegten. Und jenseits der Lagermauer ragten die Kiefern wie alle Tage, und auf dem Dachfirst der Kommandantur sassn Scharen von Krähen so wie alle Tage.

Nach diesem Zählappell hatten viele Frauen ein anderes Gesicht. Das erstmal war der Mord an Mitgefangenen vor aller Ohren geschehen. Ahnungsvoll begriffen wir den Anbruch schrecklicher Ereignisse.

Die Exekution der zum Tode Verurteilten erfolgte in der ersten Zeit regelmässig beim Abendappell. Man stand, und das überanstrengte Gehör, die zum Zerreißen gespannten Nerven vernahmten hinter der Lagermauer Schreie, bevor die Schüsse fielen. Die gequälte Phantasie malte sich Schreckensszenen aus, die der Vollstreckung vorausgingen. Wicklein, der Adjutant des Lagerkommandanten Kögel, führte mit einem SS-Kommando die Exekutionen durch. Von Bibelforschern erfuhr ich, dass dieses Hinrichtungskommando von ausserhalb kam und vor dem Morden in der SS-Kantine reichlich mit Essen und Alkohol bewirtet wurde.

Viele von den Frauen des Warschauer Transportes hatten nie etwas von einem Todesurteil erfahren. Jetzt harrten alle Polinnen mit den Häftlingsnummernum 7000 auf ihre Hinrichtung, manche von ihnen über drei Jahre. Nach dem Warschauer Transport kam ein weiterer aus Lublin, und auch diese Frauen erwartete das gleiche Schicksal.

Im Winter 1941/42 tauchte in Ravensbrück eine «Ärztelkommission» auf. Schon vorher hatte man sowohl im Revier alle Schwerkranken als auch von den Blockältesten der verschiedenen Baracken «geistig Minderwertige», «Krüppel» und «Arbeitsunfähige» auf Listen schreiben lassen. Es wurde erzählt, dass diese Häftlinge in ein Lager für leichte Arbeit oder in Sanatorien kämen. Die nach den Listen aufgerufenen Häftlinge mussten, soweit sie nicht bettlägrig waren, an der «Ärztelkommission», die im Baderaum des Lagers amtierte, vorbeidefilieren. Dann reiste die Ärztelkommission ab, um nach kurzer Zeit zurückzukehren. Jetzt rief man alle Frauen des Judenblocks ins Bad, und die «Ärzte» fragten bei vielen statt nach der Gesundheit nach der politischen Einstellung.

Der erste Krankentransport verliess Ravensbrück Anfang 1942. Man lud die Frauen auf Lastautos und legte die Schwerkranken auf den mit Stroh bedeckten Boden. Als mir Milena am Abend von der

Art und Weise des Abtransportes der Schwerkranken erzählte, schienen meine Befürchtungen über den Zweck dieser Überführung in ein «anderes Lager» so gut wie bestätigt. Schon am nächsten Tage gab es keinen Zweifel mehr. Ein Lastauto fuhr bei der Kammer vor. Abgeladen wurden die Kleider der Abtransportierten mit Häftlingsnummer und Winkel, ihre Wäsche, die kleinen Beutel mit Waschzeug und Zahnbürste, ein Krückstock, eine Prothese und Gebisse. Der Krankentransport ging also in den Tod. Diese entsetzliche Nachricht lief durch das Lager zu den Hunderten, die nun das gleiche Schicksal erwartete. Für keinen von uns gab es einen Zweifel, aber die Betroffenen, deren Tage bereits gezählt waren, sie allein glaubten nicht an eine solche Ungeheuerlichkeit, sie erfanden eine Unzahl von Erklärungen für die zurückgebrachten Häftlingssachen. «Man wird sie im Sanatorium umgekleidet haben!» Krückstock, Prothese und Zahngebisse ignorierte man einfach.

So ging ein Transport nach dem anderen. Mit strikter Regelmässigkeit kehrten die Gegenstände der Getöteten zurück. Nach den sogenannten Kranken gingen die jüdischen Frauen den gleichen Weg. Eine versprach, wenn es möglich wäre, auf einem Zettel, den sie im Kleidersaum verbergen wollte, eine Nachricht über Ziel und Zweck des Transportes zu senden. Man fand ihr Kleid und im Saum einen Zettel mit den Worten: «Wir wurden nach Dessau gebracht und müssen uns auskleiden. Lebt wohl!»

Zwischen Krankentransporten und Exekutionen waren unsere Tage von Erregung erfüllt. Die Zugänge häuften sich. Aus allen von den Nazi besetzten Ländern schleppte man sie herbei, selbst Kinder kamen ins Lager. Angela war wohl das erste. Ein Zigeunermädchen von neun Jahren, eine kleine indische Schönheit. Sie ging auf der Lagerstrasse zwischen ihrer zahlreichen Verwandtschaft, und alle Frauen blickten nach ihr mit wehen mütterlichen Augen. Sie umarmten Angela, sie schenkten ihr Brot, und alle dachten an die eigenen Kinder. Angela und noch ein kleines Zigeunermädchen wurden in die «Massamähstube» geschickt, wo sie Lesen und Schreiben lernten und von der Aufseherin Massar in nazistische Zucht genommen wurden.

Beim Anblick der ersten Kinderhäftlinge in Ravensbrück bekamen alle Frauen nasse Augen, aber es blieb nicht bei zweien, es kamen jü-

dische Mütter mit Kindern aus Holland, aus Belgien, aus Frankreich, aus der Türkei. Auf einem Schemel im Vorraum des Krankenreviers sass ein schwarzlockiges, rundes Puttchen und drückte seinen Teddybär an sich. Es war eine kleine Türkin. In dem Durcheinander gehetzter, verzweifelter Mütter, die man zur «ärztlichen Untersuchung» bestellt hatte, spielte das Kind ahnungslos in den Tag hinein. Bald gehörten die verhafteten Kinder zum Lageralltag. Sie mussten beim Heulen der Morgensirene gegen fünf Uhr heraus zum Zählappell, sie standen bei Kälte und Regen und Hitze stundenlang auf der Lagerstrasse, und da sie nicht arbeiteten, erhielten sie im letzten Lagerjahr nicht einmal Kartoffeln, nur die jämmerliche Brühe aus Dörrgemüse und eine kleine Ration Brot. Sie liefen bettelnd von einer Barackentür zur anderen; in den Herzen vieler Frauen hatte das Leid auch die Mütterlichkeit ertötet. Doch ich darf die russischen Kinder nicht vergessen. Es war Anfang 1942, als man sieben russische Mädchen im Alter von sechs bis dreizehn Jahren nach Ravensbrück brachte. Alles riss sich um die Kinder. Die Kommunisten schlugen vor, man solle sie auf den Block der «alten» Politischen bringen. Die Oberaufseherin Langefeld war einverstanden, und die Kinder hielten ihren Einzug in Block 1. Dort wurden sie verwöhnt und gehätschelt, die Frauen überschütteten sie mit Zärtlichkeit, alles, was man im Lager an besonderem Essen auftreiben konnte, war für die Kinder da. Natürlich konnte nicht ausbleiben, dass sie sich besser dünkten als die anderen kleinen Häftlinge, die von Woche zu Woche ins Lager kamen, und als man sie später von Block 1 vertrieb, haben sie viel ärger leiden müssen.

An einem Sonntag, es war schon im Jahre 1943, gingen Lotte Henschel, Maria Gropp und ich durch das Lager. Da stand irgendwo auf der Lagerstrasse ein kleines, jämmerlich weinendes Mädchen. Sie mochte drei Jahre alt sein. Wir fragten, was ihr fehle. «Ich kann meine Baracke nicht wiederfinden», schluchzte sie. Das war auch schwer, denn eine Baracke sah aus wie die andere, und Zahlen lesen konnte doch die Kleine noch nicht. Lotte nahm sie auf den Arm, und wir gingen von Block zu Block, um das «Zuhause» der kleinen Braunäugigen zu finden. In allen Baracken war ein Gestosse und Gedränge von nervösen, überreizten Menschen, und keiner interessierte sich für ein klei-

nes, verirrtes Mädchen. Mit grossen Schwierigkeiten fanden wir die Blockoder Stubenälteste der Baracken, aber keine kannte das Kind. Mittlerweile war sie auf Lottes Arm eingeschlafen. Wir verhandelten gerade im Dienstzimmer des Judenblocks mit der Blockältesten, als das Kind erwachte. Mehrere Frauen umstanden uns und schüttelten verneinend den Kopf. Mit weinerlicher, aber vorwurfsvoller Stimme meldete sich da unser Findling: «Ich bin doch kein Judenkind, ich bin ein Zigeuner!» Ja, die Dreijährige hatte bereits ihren Rassenstolz! Und dann fanden wir auf dem Zigeunerblock ihre Mutter.

1944 kamen aus einem evakuierten Zigeunerlager, wo Männer und Frauen gemeinsam gewesen waren und zahlreiche Kinder geboren wurden, Mütter mit vielen Mädchen und Jungen. Man hatte die Männer und Frauen gewaltsam getrennt. Die Knaben mit über zwölf Jahren kamen mit den Vätern ins Männerkonzentrationslager, die kleinen Kinder zu den Müttern.

An einem Abend war ein Gewimmel von Kindern auf der zweiten Lagerstrasse. Ich erfuhr, dass sie sich anstellen sollten, um gemeinsam zur Küche zu gehen. Der Schutzhaftlagerführer hatte für alle Kinder einen Löffel Kunsthonig «genehmigt». Zerlumpt, mit unmöglichen Schuhen, aber jedes fest einen Aluminiumbecher in der Hand, stellten sich die Kinder an. Einige Jungens kommandierten wie die Alten: «Zu fünfen antreten!» – «Hände runter!» – «Ruhe da!» Und wirklich, die Kinder bildeten ganz selbstverständlich Fünferreihen und verstummten auf das Kommando «Ruhe!» – «Und jetzt singen wir das ‚Englandlied‘!» ertönte es befehlend aus eines Jungen Mund. Unter dem Gesang: «... Reich’ mir deine Hand, denn wir fahren gegen Engeland ...», marschierten die kleinen, verhungerten, zerlumpten Häftlinge zur Küche nach einem Löffel Kunsthonig.

Der Krieg gegen Sowjetrussland brachte der SS neue Konzentrationslagersklaven. Der erste grosse Transport russischer Häftlinge wurde in Ravensbrück erwartet. Die tschechische Kommunistin Palečková, dieselbe, die mich damals auf der Lagerstrasse hatte verhören wollen und dann Milena und mich in Acht und Bann tat, meldete sich zur Bade- und Entlausungskolonne, um die Frauen aus der Sowjetunion gleich am ersten Lagertag zu empfangen. Was im Bad zwischen Palečková

und den russischen Ankömmlingen für Gespräche geführt wurden, kann ich nur vermuten. Wahrscheinlich mag sie die ukrainischen und russischen Frauen überschwänglich begrüsst, ihnen klargemacht haben, dass die kommunistischen Häftlinge in Ravensbrück sich mit ihnen solidarisch fühlten. Vielleicht musste sie danach schon die ersten Flüche einstecken. Dann mag sie ihnen gesagt haben, dass sie sich im deutschen Konzentrationslager ihrer sozialistischen Heimat würdig benehmen müssten und so weiter und so fort in dieser Art. So wie alle Kommunisten war wohl auch Palečkova den russischen Frauen mit hochgespannten Illusionen begegnet und hatte bei ihnen alle Tugenden der sozialistischen Erziehung erwartet, sie für aufrechte Kämpferinnen und Bewunderer der russischen bolschewistischen Partei gehalten. Und da kamen sie nun, primitiv, politische Analphabeten, eine Horde stehlender, undisziplinierter Huligane, und viele äusserten unverhohlen ihre Abneigung gegen das Stalinsche Regime. Wohl gleich am ersten Tage scheint Palečkova eine tiefgehende Erschütterung erlebt zu haben. Sie wurde schweigsam. Trotzdem gab sie ihr neues Amt nicht sofort wieder auf. Es kam mir zu Ohren, dass sie den Frauen im Block der «alten» Politischen immer wieder erklärte, dass nicht alle russischen Frauen so seien wie diese in Ravensbrück eingelieferten Häftlinge. Nicht lange danach hörte ich, dass bei Palečkova Zeichen von Geistesverwirrung zu bemerken waren. Als man sich im Block der «alten» Politischen über ihren Zustand klar wurde, versuchte man, sie unbedingt vor einer Einlieferung ins Krankenrevier zu schützen, denn das bedeutete den sicheren Tod. Trotzdem gelang es den Häftlingen nicht, sie zu retten. Bei dem Versuch, ihr heimlich eine beruhigende Injektion zu machen, verfiel sie in Tobsucht. Der SS-Arzt liess sie in den Zellenbau bringen, und die dort als Kalfaktoren arbeitenden Bibelforscherinnen erzählten, dass ihr Zustand hoffnungslos sei, dass sie jede Annahme von Essen verweigere und mit verzücktem Gesicht an der Wand stehe und rief: «Stalin, ich liebe dich!» Nach zwei Wochen holten Häftlinge des Krankenreviers die zu einem Skelett abgemagerte Leiche der Palečkova aus der Zelle.

Anfang 1942 wurde ein grosser Transport von ungefähr tausend Frau-

en nach Auschwitz geschickt. Damals hörten wir das erstmal von diesem Konzentrationslager, und keiner hatte eine Ahnung, was der Name bedeutete. Viele Häftlinge meldeten sich freiwillig, darunter auch «alte» Politische. Mit dem Transport gingen die Oberaufseherin Langefeld und die beiden beliebten und tüchtigen Lagerläuferinnen Bertel Teege und Liesl Maurer.

Mandel hiess die neue Oberaufseherin; sie führte ein neues Regime in Ravensbrück ein. Der sowieso gefürchtete Zählappell erhielt eine neue Note. Der besondere Sport der Oberaufseherin Mandel war die Jagd auf Locken. Während die Frauen unbeweglich auf der Lagerstrasse standen, ging sie langsam, mit durchgedrückten Knien und betont strammen Bewegungen, geniesserisch von Reihe zu Reihe und liess ihre Blicke über die Köpfe der Frauen schweifen. Da entdeckte sie eine, deren Haare in leichten Wellen vorm Kopftuch hinausschauten. Die musste sofort vortreten. Sie riss ihr das Kopftuch herunter, ohrfeigte sie und trat sie mit Stiefeln. Dann wurde die Häftlingsnummer aufgeschrieben. So ging es von Block zu Block. Die Aufgeschriebenen wurden in die Badestube gebracht und rasiert. Einmal mussten so an die zehn Rasierte – ohne Kopftuch natürlich – an den zum Zählappell aufgestellten Blocks vorbeifilieren, unter Anführung der grössten, die ein Plakat um den Hals trug mit der Aufschrift: «Ich habe gegen die Lagerordnung verstossen und mir Locken gedreht!»

Ausserdem verlängerte die Mandel den Abendzählappell bedeutend, da sie die Zehntausende von Frauen «geschlossen abtreten» liess, das heisst, in Fünferreihen schob sich nun die Menschenmasse langsam bis zu ihren Baracken. Das Austeilen von Backpfeifen und Fusstritten wurde gang und gäbe.

Um diese Zeit waren auf dem Bibelforscherblock neue, heftige Debatten im Gange. Diesmal stand auf der Tagesordnung die Verweigerung von Kriegsarbeit. Als erste legte die Kolonne «Angorazucht» die Arbeit nieder. Die Bibelforscher erklärten, festgestellt zu haben, dass die Wolle der Kaninchen für Heereszwecke verwandt werde, und es sei nicht mit ihrem Glauben vereinbar, weiterhin in dieser Kolonne zu bleiben. Grundsätzlich seien sie bereit zu arbeiten. Noch am gleichen Tage verweigerte die Gärtnereikolonie «Kellerbruch» die Arbeit, da

das geerntete Gemüse an ein SS-Lazarett geschickt werde. Im ganzen erklärten ungefähr neunzig Bibelforscher, von nun ab keine Kriegsarbeit mehr leisten zu wollen, und man liess sie auf dem Hof des Zellenbaus drei Tage und Nächte Strafe stehen. Dann warf man sie in den «Bunker» in Dunkelarrest. Da aber der Platz im «Zellenbau» für so viele Menschen nicht ausreichte, räumte man aus einem Flügel von Block 25, das war der letzte an der neuen Lagerstrasse, alle Tische, Schemel und Strohsäcke, dann machte man die Scheiben mit weisser Farbe undurchsichtig und schloss von aussen die hölzernen Fensterläden. Die schon entkräfteten Frauen wurden ohne Jacken, ohne Decken für die Nacht, ohne jegliche Sitzgelegenheit in diese dunklen Barackenräume gesperrt. Sie erhielten täglich eine Ration Brot und alle vier Tage Essen. Dort blieben sie vierzig Tage. Aber im Laufe dieser Zeit kam der Befehl von der Gestapo aus Berlin, dass jede Arbeitsverweigerung mit 75 Stockschlägen zu bestrafen sei. Die Bibelforscher, von denen viele zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt waren, erhielten dreimal je 25 Stockhiebe. Nach vierzig Tagen sah ich sie im Bad. Sie waren wandelnde Skelette und mit Striemen bedeckt. Alle hatten Hungerruhr und machten den Eindruck von Geisteskranken. Viele wurden sofort ins Krankenrevier geschafft. Als man die Bibelforscher aus Block 25 herausliess, erklärten sie, auch weiterhin keine Kriegsarbeit leisten zu wollen und von jetzt ab das Zählappellstehen zu verweigern, denn «wir erweisen nur Jehova die Ehre, nicht der SS»! Man verteilte sie über die Baracken des ganzen Lagers, und die Blockältesten erhielten den Befehl, sie mit Gewalt zum Zählappell zu bringen. Menschliche Blockälteste liessen sie zum Antreten hinaustragen, aber auf manchen Blocks schleifte man sie zu jedem Appell auf die Lagerstrasse. Da hockten dann die alten Frauen während der langen Zeit des Appells zusammengekauert auf dem Boden bei Regen und Kälte. Doch sie verweigerten weiter die Kriegsarbeit und das freiwillige Appellstehen.

Der neue Schutzhaftlagerführer Redwitz machte sich ein besonderes Vergnügen, die Bibelforscher beim Zählappell zu verhöhnen. Einmal forderte er sie auf, sofort aufzustehen. Sie reagierten nicht. Er brüllte lauter. Es hatte keinen Erfolg. Da befahl er der «Lagerpolizei», sofort einige Eimer Wasser zu holen, und liess die kauernenden Bibelforscher über und über begiessen.

Eine Bibelforscherin aus meinem Block, eine «Gemässigte», sagte mir leise, ganz im Vertrauen: «Weisst du, in die ‚Extremen‘ ist der böse Geist gefahren!»

Redwitz hatten wir in Ravensbrück auch die «Lagerpolizei» zu verdanken. Er war erst einige Tage im Amt, als er einmal beim Zählappell die Blocks abschrift. Da machte er vor einer Frau, die in der ersten Reihe stand, halt. Er musterte sie und sagte: «Kommen Sie nachher in die Schreibstube.» Diese Frau nannten wir «Leo». Ihren richtigen Namen erfuhr ich erst nach 1945. Leo erzählte uns später, dass sie Redwitz früher schon einmal begegnet sei, und zwar vor 1933 auf einer kommunistischen Demonstration in Hof oder München. Redwitz war damals Schupo und trieb die Demonstranten auseinander. Bei dieser Gelegenheit versetzte ihm Leo eine Backpfeife. Das hatte sich ihm anscheinend so tief eingepägt, dass er sie nach Jahren unter der Menge der Frauen im KZ wiedererkannte. Als Leo in die Lagerschreibstube kam, sagte Redwitz nichts als: «Sie sind ab heute ‚Lagerpolizistin‘!» Eine Weile später erfuhren wir, dass Redwitz unter der SS verbreitete, Leo habe ihm einmal während einer Demonstration ins Gesicht gespuckt. Die Backpfeife verschwieg er. Die war ihm wohl zu erniedrigend. Mit Leo hatte der Schutzhaftlagerführer eine vorzügliche Wahl getroffen. Sie prügelte, brüllte, drohte mit Meldungen, war schlechthin für das anvertraute Amt wie geschaffen.

Es war am Spätnachmittag eines glühendheissen Tages im Sommer 1942. Die Kolonnen rückten von der Arbeit ein. Vornübergebeugt, schwitzend und mit Staub bedeckt, hoben sie mühselig die Beine in den schweren Holzpantinen. Da bog ein Trupp von ungefähr dreissig Häftlingen in die Lagerstrasse ein. Es waren fast alles alte Frauen, Jüdinnen, die wohl erst vor ein paar Tagen ins Lager gekommen sein mochten, denn sie glühten vor Sonnenbrand. Das Gesicht, die Hände, die Arme und die nackten Füsse bis zur Hälfte der Waden waren rot und glänzend aufgeschwollen. Sie hielten die blutenden Hände von sich gestreckt. Man hatte sie den ganzen Tag lang «Ziegel schmeissen» lassen. Das war eine der gefürchtetsten Arbeiten. Man entlud

Kähne mit Ziegeln, indem man die Frauen in einer langen Reihe aufstellte und die Steine von einer zur anderen werfen liess. Die scharfen Kanten zerrissen die ungeschützten Hände im Nu. Nach dem Zählappell dieses Tages brachte ich einige kranke Bibelforscherinnen ins Revier, und dort stand auch die Blockälteste mit den dreissig alten Jüdinnen, um ihnen irgendeine Linderung gegen Sonnenbrand und die schmerzenden Hände zu besorgen. Da erblickte der SS-Arzt Schiedlausky die Frauen und brüllte: «Judenweiber raus!» Die Einwände der Blockältesten hatten keinen Erfolg, man jagte sie aus dem Krankenrevier. Am nächsten Morgen waren die Arme und Beine der Sonnenverbrannten mit Blasen bedeckt. Sie wagten sich wieder zum Revier und hatten Glück; man verband sie. Nach zwei Tagen wollte die Blockälteste die völlig durchweichenden Papierverbände erneuern lassen, lief aber wieder dem SS-Arzt Schiedlausky in die Arme und flog unter Beschimpfungen aus dem Krankenrevier. Die Frauen hatten hohes Fieber, sie konnten nur mit Mühe auf den Beinen stehen, und der vereiterte Sonnenbrand stank so bestialisch, dass keiner es in der Baracke aushielt. Da versuchte, nach weiteren zwei Tagen, die Blockälteste noch einmal mit ihren Patienten ins Krankenrevier vorzudringen. Man liess sie herein, man schnitt den armen Alten die angeklebten Papierbinden ab, und der Fussboden des Untersuchungszimmers war ein Gewimmel von Fliegenmaden, die aus den Wunden an Armen und Beinen fielen. Einige Frauen bekamen «Bettkarten» im Revier und starben an den Folgen des Sonnenbrandes.

Überhaupt das «Krankenrevier», die «Revierstunde»! Wir hatten gedacht, es könne nichts Schlimmeres geben als den SS-Arzt Dr. Sonntag, als dessen Fusstritte! Aber wir kannten seine Nachfolger noch nicht, Dr. Schiedlausky, Dr. Rosenthal und die Ärztin Oberhäuser. Dazu kam eine SS-Oberschwester, die «Antenne» genannt. Diese vier errichteten ein Schreckensregiment in Ravensbrück.

Wenn ein Häftling sich krank fühlte, meldete er das bei der Blockältesten, die alle Kranken ihrer Baracke auf einen Zettel zu schreiben hatte. Am Vormittag, nach Schluss des Arbeitsappells, ging sie dann – selbstverständlich in Fünferreihen – mit den Kranken zum Revier. Da in Ravensbrück 1942 bereits zehntausend Frauen untergebracht

waren, erkrankten unter den Lagerbedingungen täglich Hunderte. Die standen nun vor dem Krankenrevier bei jedem Wind und Wetter und wurden blockweise in den Vorraum hineingelassen, wo sie sich die Holzpantinen ausziehen mussten. An einem Tisch sass die Oberschwester «Antenne». Eine überlange, magere, gallig aussehende Alte mit grossen abstehenden Ohren und einem grotesk hässlichen Gesicht. Ihr wurde der Zettel mit den Namen der Kranken überreicht, und sie entschied, ob eine Kranke zum Untersuchungszimmer durchgelassen wurde oder nicht. Jede Kranke trat einzeln an den Tisch und brachte ihr Leiden vor. Wehe, wenn eine zu leise sprach oder jammerte, gleich hatte sie ausgespielt und flog aus dem Revier. Wagten die wartenden Häftlinge, sich zu unterhalten, flog der ganze Block hinaus, lehnten sich die Frauen vor Müdigkeit und Schwäche gegen die Wand, flogen sie ebenfalls. Brachte man aber eine Zusammengebrochene, Schwerkranke herein und war es vielleicht gar eine alte Jüdin, eine Zigeunerin oder eine Kriminelle, da ermunterte sich die «Antenne», und ein lautes «Korridoraufnahme!» erschallte. Bald wussten alle Häftlinge, was das zu bedeuten hatte. «Korridoraufnahme» war der sichere Tod, denn den im Korridor des Krankenreviers Liegenden teilte man durch zwei Tage stark betäubende Tabletten aus, und am dritten kamen sie ins «Sterbestübchen», wo die Oberschwester oder einer der Ärzte sie durch Evipaninjektion ins Herz tötete.

Einmal sass während der Revierstunde die SS-Ärztin Oberhäuser mit baumelnden Beinen auf dem Krankentisch, als man eine Ohnmächtige hereinschleppte. Mit einem Lächeln gegen die anwesenden Häftlingspflegerinnen gewandt, sagte sie: «Bringen wir sie ins ‚Stübchen‘, dann macht sie sich bald aus dem Stübchen!» Sie erwartete ein zustimmendes Gelächter für ihren gelungenen Witz. Jeder Schwerkranken drohte damals die Gefahr, durch Injektion ermordet zu werden, und die Frauen schleppten sich bis zum Umsinken dahin, ohne sich krank zu melden, aus Furcht vor dem Revier.

Die Wundbehandlung wurde von Häftlingen ausgeführt. Was viele dieser «Häftlings-Sanitäterinnen» für ihre Mitgefangenen geleistet haben, ist kaum vorstellbar. Im engen Vorraum der Revierbaracke, hinter dem Rücken der «Antenne», hatten sie ihren Tisch mit Instrumen-

ten, Salben und Verbandszeug aufgebaut. Dort wurde den Frauen das Fieber gemessen, und wie vielen haben sie dort zu Fieber «verholfen»! Dort, in dem Gedränge der Kranken, säuberten und verbanden sie Geschwüre und Ekzeme, verabreichten sie Tabletten und Medizinen.

Eines Tages kam ein Transport schwangerer Frauen ins Konzentrationslager. Alle waren verhaftet worden wegen «Verkehr mit Ausländern». In den ersten Jahren wurde in Ravensbrück für Schwangere entweder ein Entlassungsantrag gestellt, oder sie gingen zur Entbindung auf Transport in ein Krankenhaus, wo man ihnen nach der Geburt das Kind fortnahm. Die Mutter wurde wieder ins Lager gesperrt. Mit diesen neuen Schwangeren geschah aber etwas anderes. Die Gestapo hatte verfügt, dass man ihnen in Ravensbrück die «Frucht ihrer Rassenschande» abtreibe, und SS-Arzt Rosenthal war damit beauftragt worden. Viele von den Frauen gingen bereits im siebenten oder achten Monat schwanger.

Kurz darauf kam Milena erregt zu mir und erzählte: «Denke dir, vorhin hörten wir im Revier ganz deutlich das Wimmern eines neugeborenen Kindes. Wir lauschten, aber kurz darauf verstummte es...»

Der Häftling Gerda Quernheim, von Beruf Krankenschwester, assistierte dem SS-Arzt Rosenthal bei diesen Abtreibungen. Sie tötete alle lebensfähigen Neugeborenen, manche durch Injektion, andere erwürgte sie oder warf sie einfach in den Wasserkübel. Nach Ravensbrück kamen aber nicht nur Schwangere durch «Verkehr mit Ausländern». Während der «Amtszeit» von Rosenthal-Schiedlausky waren alle im Lager geborenen Kinder zum Tode verurteilt. Es durfte eben nur «lebensunfähige» Neugeborene geben, weil das Konzentrationslager nicht für Säuglinge eingerichtet war.

Ich war im Januar 1945 als Kranke im Revier, und in einem Bett unter mir lag eine einundzwanzigjährige Frau, deren Gesundheit SS-Arzt Rosenthal zerstört hatte. Sie war ein Bauernmädchen aus Schleswig-Holstein, das 1942 mit dem Transport Schwangerer ins KZ geschickt worden war. Bei der im achten Schwangerschaftsmonat eingeleiteten Geburt wurde ihr die Harnröhre zerrissen. In diesem Zu-

stand zwang man sie zu schwerer Arbeit, und da sie den Urin nicht halten konnte, litt sie ohne Unterlass an fiebrigen Erkältungen und erkrankte schliesslich an Lungenschwindsucht.

Rosenthal und Gerda Quernheim hatten ein Verhältnis miteinander. Unter den Revierarbeitern liefen schauerliche Gerüchte über diese beiden. Gerda Quernheim wohnte als «Krankenschwester» in den Räumen des Krankenbaus. Rosenthal blieb des Nachts im Lager, aber nicht nur «zur Liebe», nein, um gemeinsam mit der Geliebten Menschen umzubringen. Sie wählten sich ihre Opfer unter den Kranken, sie quälten und töteten sie dann.

Eines Nachts hatten sie eine junge Ukrainerin, die an Melancholie litt, als nächstes Opfer ausersehen. Als sie sich ihrem Bett im «Sterbestübchen» näherten, ergriff das Mädchen in Todesangst die Flucht. Sie rannte durch den Korridor und sprang zu einem Fenster hinaus. Eine polnische Revierarbeiterin, die in einer Krankenstube lag, hörte den Lärm und sah durch ein Schlüsselloch – die Zimmer waren während der Nacht abgeschlossen – diese furchtbare Jagd. Dann wurde es totenstill im Krankenrevier. Am nächsten Morgen berichtete die Polin den nächtlichen Vorgang Milena. Sie ging sofort zu den Leichenkisten, und dort lag die junge Ukrainerin mit vielen Injektionsnadelstichen an den Armen und einem zerschlagenen Gesicht.

Eine Freundin, die im Revier arbeitete, erzählte mir von Rosenthal folgende Geschichte, die sehr aufschlussreich ist für die völlige Nichtachtung des menschlichen Lebens, wie sie diesen Mann und die Mehrzahl seiner Genossen auszeichnete. Starb ein Häftling im Revier, so war es die Aufgabe der Schreibstube, dem Arzt das Krankenblatt und die Karteikarte vorzulegen. Der Arzt schrieb dann die Todeserklärung und gab die Meldung an die Politische Abteilung weiter, die ihrerseits die Angehörigen benachrichtigte. Meistens kümmerte sich der Arzt – es war fast immer Dr. Rosenthal – gar nicht um die wahre Todesursache, sondern schrieb, was ihm gerade einfiel. Sehr häufig wurden die Todesursachen sowieso vertuscht, wenn der Tod etwa als Folge von Prügelstrafe oder anderen Misshandlungen eingetreten war. Rosenthal schrieb irgendeine hochtrabende lateinische Krankheitsbezeichnung hin, und der Fall war für ihn erledigt. Einmal gab es jedoch im Revier

zwei Kranke, die den gleichen Namen und Vornamen trugen. Ausserdem waren sie fast gleichaltrig. Die eine war eine Asoziale, die andere eine sogenannte Leichtpolitische, die erstere an Typhus, die andere an einem Abszess erkrankt. Die Typhuskranke starb, und die in der Schreibstube des Reviers arbeitenden Häftlinge taten das Übliche: Sie suchten Krankenblatt und Karteikarte der Gestorbenen heraus und gaben sie Dr. Rosenthal, der eine Todeserklärung erdichtete und an die Politische Leitung weiterleitete. Kurz darauf stellten die Frauen in der Revierschreibstube fest, dass ihnen ein Irrtum unterlaufen war und sie zu dem Krankenblatt der an Typhus Gestorbenen die Karteikarte der noch im Revier liegenden Abszesskranken herausgenommen hatten. Sie waren entsetzt, denn sie fürchteten, wegen dieses Fehlers bestraft zu werden, aber es war ihnen klar, dass sie ihren Irrtum eingestehen mussten. Inzwischen waren von der Politischen Leitung sicher längst die falschen Angehörigen vom Ableben ihrer Verwandten benachrichtigt worden. Meine Freundin und ihre Kollegin, denen der Irrtum unterlaufen war, machten also schweren Herzens dem Dr. Rosenthal Meldung davon. Aber zu ihrer Verblüffung nahm dieser das Geständnis seelenruhig auf. Das einzige, was er sagte, war, dass der Politischen Leitung dieser Fehler unmöglich gemeldet werden könne. Die beiden Frauen wussten nicht, was das bedeuten sollte. Wollte er, um den Fehler vor der Politischen Leitung zu vertuschen, die Angehörigen der Lebenden über den Irrtum aufklären und an die Angehörigen der Toten von sich aus eine Benachrichtigung schicken? Was dann geschah, war selbst für Menschen, die im Revier Zeugen vieler Verbrechen geworden waren, unvorstellbar. Während die Revierschreiberinnen noch darüber nachgrübelten, was Rosenthal vorhabe, erschien die Quernheim mit einer Spritze in der Hand, zwinkerte ihnen zu, ging an ihnen vorbei und verschwand in dem Zimmer, in dem die irrtümlich Totgemeldete lag. Nach einigen Minuten kam sie wieder heraus und sagte seelenruhig: «So, der Fehler ist behoben. Die ist auch tot.»

Im Sommer 1942 liess man etwa zwanzig Polinnen, alles junge Frauen aus den Transporten der zum Tode Verurteilten, ins Revier kommen. Die Ärzte musterten die in Reih und Glied stehenden Frauen. Frau Dr. Oberhäuser schickte eine fort mit den Worten: «Die

hat zu dünne Beine, die können wir nicht brauchen!» Man wählte, wenn ich mich recht entsinne, sechs von ihnen aus und behielt sie im Krankenrevier. Panischer Schrecken ergriff die Frauen des Warschauer und Lubliner Transportes. Es wurde bekannt, dass man im Revier ein besonderes, etwas abseits gelegenes Krankenzimmer eingerichtet habe, zu dem keine Häftlingspflegerin Zutritt erhielt. Ausserdem war ein regelrechter Operationssaal mit modernster Apparatur gebaut worden. In Ravensbrück erschien der bekannte deutsche Arzt Dr. Gebhardt, Professor für Chirurgie an der Universität Berlin, Chefarzt der Orthopädischen Klinik Hohenlychen und späterer Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, mit einem Stab von Assistenten. Wir sahen sie in ihren weissen Hosen über den Lagerplatz kommen. Alle Revierarbeiter wurden in die Wohnbaracken geschickt. Unter den Häftlingen raunte man sich wirre Gerüchte und Vermutungen zu: Vielleicht werden sie sterilisiert!? Vielleicht werden irgendwelche furchtbaren Versuchsoperationen an ihnen vorgenommen!? Als die Revierarbeiter an ihre Arbeitsplätze zurückkehrten, war dieses neue Krankenzimmer streng von SS-Schwestern bewacht, denen die Pflege der neuen «Kranken» oblag und die eine besondere Ernährung aus der SS-Küche erhielten. Die Ungewissheit währte nur einige Tage, denn bald waren die SS-Schwestern zu faul, ihr Pflegerinnenamt gewissenhaft durchzuführen, und zogen von einem Tag zum anderen Revierarbeiterinnen zu ihrer Unterstützung heran. Denen gelang es in Kürze, einen Blick in das geheimnisvolle Krankenzimmer zu tun. Mit schmerzverzerrten Gesichtern lagen die sechs jungen Mädchen da. Sie hatten Gipsverbände an den Beinen. Und bald wussten wir in allen Einzelheiten, dass man immer zwei von den blühenden jungen Frauen zur gleichen Zeit operiert und Knochen- oder Muskelteile der Beine von einer zur anderen transplantiert hatte.

Wochen vergingen, die operierten Polinnen humpelten auf Krücken durch das Krankenrevier. Bei manchen waren die Waden zu Kinderbeinen verkümmert, manche konnten nur noch mit den Zehen auftreten, und schon holte man neue Opfer. Professor Gebhardt, der berühmte deutsche Wissenschaftler, brannte auf neue interessante Versuche. Alle Geheimnistuerei hatte man aufgegeben. Es wurde operiert,

verstümmelt, man sprach von Versuchen mit Gasbrand; die Frauen starben in Sepsis und Fieber. Die «Ausgeheilten» aber schickte man auf Krücken in die Wohnbaracken zurück, und die «Kaninchen», wie sie genannt wurden, gehörten mit zum Lageralltag in Ravensbrück. – An eine leise Hoffnung klammerten sich diese verstümmelten Frauen: vielleicht bedeuteten die Versuchsoperationen Begnadigung, vielleicht wurden sie nicht erschossen ...

Das Lager wächst

Im Sommer 1942 entfaltete die SS eine rege Bautätigkeit. Auf der einen Seite hinter der Lagermauer entstanden grosse, stabil gebaute moderne Betriebe, in denen es für mehrere tausend Sklaven Arbeitsplätze geben würde. Auf der anderen Seite errichtete die Firma Siemens-Halske in aller Eile Baracken. Neue grosse Wohnblocks, in denen man tausend Frauen unterbringen konnte, wurden aufgestellt; bald sollte das Frauenlager Ravensbrück zweiunddreissig Wohnbaracken und drei Lagerstrassen umfassen. Alle diese Bauten wurden von Häftlingen des benachbarten Männerlagers ausgeführt. Das Lager wuchs, aber in noch schnellerem Tempo wuchs die Zahl der Häftlinge. Schon lagen die Frauen zu dritt auf zwei Strohsäcken, sassen zu zweit auf einem Schemel und teilten sich zu viert ein Kasemenspind. Bis 1942 gab es in Ravensbrück weder Wanzen noch Kleiderläuse, aber schon funktionierte die Waschküche schlecht, immer seltener wurde die saubere Wäsche, es mangelte an der Füllung für die Strohsäcke, es fehlte an Fussbekleidung für den Winter, die Zebrajacken waren aus jämmerlichem Papierstoff und ebenso die Kleider. Die SS-Obrigkeit bemühte sich krampfhaft, die alte «Zucht und Sitte» im Frauenkonzentrationslager aufrechtzuerhalten, aber sowohl die immer elendere Ernährung und Unterbringung als auch die wachsende Ausbeutung der Häftlinge in der Kriegsindustrie warfen das alte KZ-Reglement über den Haufen. Wer hätte 1940/41 gewagt, die gepflegten Rasenstreifen vor den Baracken und an der Lagerstrasse zu betreten? Jetzt aber fluteten beim Ende des Zählappells die Frauen trampelnd über Rasen- und Blumenschmuck, um rechtzeitig zu ihren Arbeitskolonnen zu ge-

langen. Man sprang durch die Fenster der Schafsäle aus und ein, denn durch die schmalen Blocktüren konnten die vielen Menschen nur mühsam passieren. Auch die immer zahlreicher werdenden russischen Zugänge gaben dem Lager ein neues, verändertes Gepräge. Es kam zu Überfällen auf brottragende Kolonnen, oder wenn die Frauen mühselig die fünfundzwanzig oder sogar fünfzig Liter Essen fassenden Metallkübel in ihre Baracken schleppten, stürzte plötzlich hinter einem Block eine Bande hervor, entriss ihnen einen Kübel und verschwand.

Die SS antwortete mit Verstärkung der Lagerpolizei, die das Recht hatte, auf die Mithäftlinge einzuschlagen und Meldungen zu machen. Diese Lagerpolizei stellte einen Stab berufsmässiger Denunzianten dar. Im Herbst 1942 begann der neue Lagerkommandant Suhren, mit Hilfe seines Gestapobeauftragten Ramdor ein Spitzelsystem im Lager aufzubauen. Bis dahin war mir nur ein Häftling bekannt, der im Dienste der Gestapo seine Mitgefangenen im Lager verraten hatte, die Schweizerin Carmen Mori, aber nun züchteten Suhren und Ramdor sich Spitzel heran, die sie mit Lebensmitteln aus den gestohlenen Rote-Kreuz-Paketen entlohnten.

Bis zum Herbst 1942 hatte es für alle Häftlinge in Ravensbrück die gleiche Ernährung gegeben. Reichlicheres Essen hatten nur die, die in der Küche, im Magazin und Keller arbeiteten oder wo sich sonst eine Möglichkeit bot, Lebensmittel zu stehlen. Jetzt aber wurde den Häftlingen gestattet, sich Pakete von zu Hause schicken zu lassen. Das bedeutete für viele der Eingesperreten die Lebensrettung. Von der SS war es ein raffinierter Schachzug, die Lagersklaven durch ihre Familien mitemähren zu lassen, um sie desto besser und gründlicher ausbeuten zu können, denn bald sollten wir in Ravensbrück einen Arbeitstag von elf Stunden haben und in vielen Betrieben Tag- und Nachtschichten. Ab Ende 1942 begann die SS an der Erhaltung unserer Arbeitskraft interessiert zu sein, denn wir wurden ein Faktor in der Kriegsindustrie.

Mit den Paketen wurde das KZ jäh in zwei Schichten geteilt – in die Besitzenden und die Hungernden. Französische und russische Häftlinge bekamen niemals Pakete ausgehändigt. Zigeuner, Asoziale, Kriminelle sowie grosse Teile der deutschen Leichtpolitischen wurden nur sehr spärlich von zu Hause bedacht. Wenn es auch viele Paketemp-

fänger gab, die jahrelang ihre Lebensmittel mit den «Besitzlosen» teilten, so blieb die Schicht der auf Lagerernährung Angewiesenen doch riesengross, und eine tiefgehende Veränderung der Häftlingsmoral konnte nicht ausbleiben. Gegen Lebensmittel war bald im Lager alles zu erhalten. Da wurde die Blockälteste gefügig gemacht, der «Anweisungshäftling» bestochen; der Paketempfänger war bald besser gekleidet, hatte seine Bedienten, die ihm das Bett bauten, die Schüssel abwaschen und was der Hilfeleistungen mehr sein mochten. Als dann auch noch gestattet wurde, Kleidungsstücke und Wäsche von zu Hause zu empfangen, riss ein schwunghafter Handel mit allen diesen Gegenständen ein. Da konnte man für vier Rationen Brot einen Pullover kaufen oder ein Handtuch für zwei Rationen. Brot, Margarine und andere Lebensmittel waren die Valuta auf dem Lagermarkt.

Jedoch die Hauptnutzniesserin war die SS. Waggonweise stahlen sie die den Häftlingen zgedachten Pakete. Einige Bibelforscherinnen erhielten einen neuen «Vertrauensposten», sie mussten in den Kellern des Kommandanturgebäudes die durch SS entwendeten Lebensmittelpakete sortieren und aufspeichern. Hauptsächlich handelte es sich dabei um Sendungen des Internationalen Roten Kreuzes. Zur selben Zeit aber sperrte man Häftlinge für «Diebstahl» in den «Bunker», den Strafblock und prügelte sie.

Im Sommer 1942 errichtete eine Kolonne Männerhäftlinge unter SS-Bewachung gleich hinter unserer Blocktür einen Zaun, und dahinter gruben sie den Boden auf, um neue Kanalisationsrohre zu legen. Die Fensterläden unserer rechten Barackenseite wurden geschlossen und vernagelt. Für den Versuch, mit den Männerhäftlingen in Kontakt zu kommen, drohte man uns strenge Lagerstrafen an. Unter dem Lagerkommandanten Kögel hätte niemals ein Männerhäftling das Frauenlager betreten. Wenn sich zufällig ausserhalb des KZ eine zur Arbeit gehende Frauen- und Männerkolonne begegnete, musste eine von beiden mit abgewandtem Gesicht so lange stehen, bis die andere vorbeimarschiert war. Mit der forcierten Vergrösserung des Lagers unter Suhren liessen diese «Vorsichtsmassnahmen» mehr und mehr nach.

Den ganzen Tag über hörten wir nun vor unseren verschlossenen Fenstern das Schnauzen und Kommandieren des «Kapo» der Männerkolonne. Alle Frauen wurden von schmerzlichem Mitleid erfasst. Was sie bei den eigenen weiblichen Mitgefangenen gar nicht mehr rührte, liess sie alle vor Empörung zittern, weil es Männern geschah. Sie hingen an den Fensterläden, um durch die Ritzen auf die armen Männer blicken zu können. Wie schrecklich sahen die aber auch aus! Die Zebraanzüge hingen an den abgemagerten Körpern herunter wie auf Kleiderbügel. Wohlgenährt war nur der «Kapo», ein Krimineller. Er hatte einen Knüppel in der Hand, und wenn einer nicht schnell genug arbeitete, schmiss er ihn voller Wucht gegen dessen Beine. Es war wohl am zweiten Tag, als wir uns bereits mit den Männern verständigten. Sie gruben dicht an der Barackenwand, und wir flüsterten durch die Ritzen der Fensterläden. Die Bibelforscher wollten wissen, wie viele von ihren Leuten im Männer-KZ Ravensbrück seien, und die tschechische Stubenälteste fragte nach ihren Landsleuten. Die Männer gaben Bescheid, baten aber im gleichen Atemzug um Brot. Unter dem provisorisch errichteten Zaun war der Sand weggesickert und eine breite Spalte entstanden. Dahin legten wir Brot und bündelweise Mohrrüben, denn die gab es gerade in der Kantine zu kaufen. Aber damit nicht genug – wir stahlen Margarine aus der Küche, um die Männer zu beschenken. Kurz darauf hatte uns bereits einer aus der Männerkolonne verraten. Ich wurde «nach vom» gerufen. Die Oberaufseherin Mandel verhörte mich. Ich wusste von nichts. Da man aber zur gleichen Zeit hinter unserer Baracke, wo ein zweiter Zaun errichtet worden war, die Männer ebenfalls mit Essen versorgt hatte, konnten die Täter schwer ermittelt werden. Unter Beschimpfungen schickte mich die Mandel zurück. Aber nicht lange danach wurde ich erneut zur Oberaufseherin zitiert, und sie befahl mir: «Gehen Sie sofort auf Block 9! Sie sind von jetzt ab dort Blockälteste.» Block 9 war die Baracke der jüdischen Häftlinge. Von Block 9 gingen ständig die Transporte in den Tod. – «Frau Oberaufseherin Mandel, bitte schicken Sie mich in Aussenarbeit.» – «Was, Sie wollen die Arbeit verweigern?» keifte sie los. «Nein, ich bitte, für Aussenarbeit verwandt zu werden, nicht mehr als Blockälteste.» – Da ein solcher Wunsch selten geäussert wurde, zögerte sie ein wenig und stimmte dann zu.

Fast zwei Jahre hatte ich mit den Bibelforschern zusammengelebt, und es wurde kein leichter Abschied. Als «alte» Politische kam ich auf Block 1 und wohnte das erstmal in Ravensbrück mit Milena zusammen in einer Baracke. In diesem politischen Block gab es nicht wenige «Primadonnen», alte Häftlinge, die stolz waren auf ihr Kämpfer- und Märtyrertum und denen es nicht an Selbstbewusstsein mangelte. – Obgleich man mir mit grösstem Misstrauen begegnete, konnten politische Gespräche nicht ausbleiben. Fast alle deutschen Kommunistinnen klammerten sich, aus nur zu begreiflichen Gründen, nicht nur an die Hoffnung auf den russischen Sieg, sondern nach wie vor an den Glauben des Sturzes der Hitler-Diktatur durch eine Revolution. Bei Diskussionen bewiesen sie einem an Hand der spärlichen Fälle von politischem Widerstand, dass der kommunistische Einfluss in Deutschland von Monat zu Monat wachse. Und wenn man als Gegenargument die immer seltener werdenden deutschen Zugänge von wirklich politischen Gegnern im KZ anführte, so erwiderten sie, dass alle neuen Verhafteten ins Zuchthaus kämen. Fragte man dann aber, wo die bei jeder aufgedeckten politischen Aktion mitverhafteten «Verdächtigen» blieben und warum es keine Zeitungsnachrichten über solche Widerstandsbewegungen gebe, so entgegneten sie, die illegale KPD arbeite so vorzüglich, dass sie sich meist dem Zugriff der Gestapo entziehen könne. Kämen aber doch Verhaftungen vor, so würden sie in der nationalsozialistischen Presse nicht erwähnt, um der Bevölkerung den Umfang des Widerstandes zu verheimlichen. Die alten politischen Häftlinge lebten in ihren Illusionen aus den Jahren vor 1933. Sie waren unfähig, aus den politischen Ereignissen der letzten zehn Jahre irgendwelche Schlüsse zu ziehen.

Einmal, es war schon im Frühjahr 1944, sassen sonntags an einem Tisch des Blocks der «alten» Politischen zwei deutsche Kommunistinnen zusammen mit einer jungen Russin, die Pflegerin im Sanitätsstab der Krimarmee gewesen war. Eine alte Kommunistin, die schon zehn Jahre Haft hinter sich hatte, meinte zur jungen Shenja: «Nach dem Kriege werden wir in Deutschland den Sozialismus aufbauen, genauso wie bei euch in der Sowjetunion.» Und Shenjas Gesicht verklärte sich, als sie entgegnete: «Nach dem Krieg wird alles russisch sein, alles russisch ...»

Politische Häftlinge von Block 1, die bei der SS in Kommandantur und Schreibstube arbeiteten, brachten Zeitungen mit ins Lager, so dass wir täglich die OKW-Berichte von der Front lesen konnten.

Aber nicht nur offizielle deutsche Meldungen kamen uns zu Ohren, sondern neben den phantastischsten Gerüchten vom Zusammenbruch der Front, von Revolution und anderen Umwälzungen, die vor allem von den neueingelieferten Häftlingen verbreitet wurden und aus dem sehnlichen Wunsch nach baldiger Freilassung entstanden, erfuhren wir Jahre hindurch ausländische Radionachrichten. Natürlich kannten wir weder ihre Quelle noch die Übermittler, und wir wagten auch nicht, an ihre Richtigkeit zu glauben. Wir staunten nur immer von neuem, dass gewisse Gerüchte, meist einige Wochen oder manchmal auch Monate nach ihrem Auftauchen in Ravensbrück, durch den «Völkischen Beobachter» oder «Das Reich» klein und bescheiden bestätigt wurden.

Im Spätsommer 1942 gab es in Ravensbrück immer häufiger Fliegeralarm, und abends konnte man am Horizont im Südwesten, dort, wo Berlin lag, die Scheinwerfer spielen sehen. – Wenn die Bombengeschwader über das Lager brausten, lagen wir in unseren Holzbaracken auf den Strohsäcken. Für die ausländischen Häftlinge war jede abgeworfene Bombe auf eine deutsche Stadt ein berechtigter Grund zum Jubel. Auch ich begrüßte die Flieger, denn ich wusste, dass der Nationalsozialismus nur durch eine Niederlage im Krieg zu beseitigen sei, aber in den deutschen Städten lebten Menschen, die ich liebte, und ebenso wie diese gab es ja nicht wenige Feinde des Nationalsozialismus in Deutschland. Und auf alle warf man unterschiedslos Bomben und Phosphor.

Arbeit für das Reich

Nach dem Morgenappell auf Block 1 trat ich bei der Kolonne «Lagergärtnerei» an. Vor der Wachtstube, jenseits des Lagertors, zählte man die fünfzehn Frauen, und dann marschierten sie unter dem Gesang: «In meiner Heimat, da blühen die Rosen ... », in Fünferreihen am Fürsten-

berger See entlang. Zum erstenmal nach zwei Jahren Ravensbrück sah ich die Aussenwelt. Ein Seeufer mit Schilf und Erlengestrüpp und in der Feme den spitzen Kirchturm von Fürstenberg. Nur einige Minuten, dann führte der sandige Weg zwischen den Hühner- und Schweineställen der SS hindurch, und wir machten vor dem Gewächshaus der Lagergärtnerei halt. Mit unserer Kolonne ging eine SS-Aufseherin von ungefähr fünfzig Jahren, ein Mitglied der NS-Frauenschaft, die man ehrenamtlich auf diesen Posten geschickt hatte. Dem eigentlichen Beruf nach war sie Mamsell in einem Gasthaus, und da sie erst seit einigen Tagen ihren Aufseherinnenposten bekleidete, bemühte sie sich ängstlich, den Häftlingen ihre Schüchternheit zu verbergen. SS-Gärtner Loebel verteilte die Arbeit. Einige Glückliche kamen ins Gewächshaus, unter ihnen die Sängerin Eva Busch, die mir den Platz in dieser Kolonne verschafft hatte. Einige wurden zu den Blumenbeeten geschickt, und alle Übrigen mussten Gartenerde «bewegen». Das Gebiet der Gärtnerei grenzte an die Aussenmauer des Männerlagers. Durch ein Loch in der Mauer warfen die Männerhäftlinge guten Humusboden, den man von der tiefliegenden sumpfigen Stelle des Lagerterrains mit Schubkarren dorthin geschafft hatte, und zehn Frauen unserer Kolonne standen in einer Reihe und schaufelten, sozusagen am laufenden Band, die feuchte, schwere Erde weiter. Wenn eine im Tempo nachliess, wuchs und wuchs sofort der Berg, von dem sie fortschaufelte, aber der Haufen, auf den sie die Erde warf, schmolz mehr und mehr zusammen. Während der ersten Stunden blickte ich noch von Zeit zu Zeit auf die Pracht der bunten Stauden in der Gärtnerei, dann aber erlosch mein Interesse. Die Hände waren voller Blasen, der Magen ausgehöhlt, und nur mit grösster Anstrengung konnte man die schwere Schaufel dirigieren. In der Gärtnerei arbeiten, das klingt so angenehm, aber wenn man neun Stunden lang umgegraben, im Tragkasten Mist geschleppt oder Erde «bewegt» hat, hören die Blumen auf, reizvoll zu sein. Nur ein Problem beschäftigte uns alle, wie kann man sich etwas zum Essen «organisieren»? Bibelforscher betreuten die Schweine der SS. Da gab es genug und übergenuß Kartoffeln. Wir verabredeten ein sicheres Versteck, wo uns Hungrigen ein Eimer voller frischgekochter Kartoffeln serviert wurde, die wir dann beim Austreten assen.

Die Lagergärtnerei zog vor allem Blumen für die Anlagen vor den Aufseherinnenhäusern und die Gärten um die Villen des Kommandanten, des Schutzhaftlagerführers und der übrigen SS-Obrigkeit. Man sparte an nichts, um die SS-Heime mit Topfpflanzen und Schnittblumen zu zieren. Grossartige Rasenflächen und Blumenrabatten umgaben das Kommandanturgebäude. Alles wurde ja von Häftlingssklaven instand gehalten. Wir gossen, wir rupften Unkraut und pflanzten um. Trotz der schweren Arbeit war die Gärtnerei eine begehrte Kolonne, denn dem Gärtner Loebel fehlten alle gefürchteten SS-Eigenschaften. Er fluchte nicht und drohte nicht mit Meldungen, eigentlich sprach er ganz selten mal ein Wort. Obgleich er genau wusste, dass wir Blumen stahlen und dass wir, als dann die Gurken und Tomaten reiften, uns nicht nur volllassen, sondern auch davon ins Lager mitnahmen, schwieg er.

Im Gewächshaus regierte Eva Busch. Sie ist eine bekannte Kabarett- und Schauspielerin und war die Frau des Schauspielers Ernst Busch. Einer so charmanten Frau konnte der Gärtner Loebel schwer widerstehen, und nachdem sie ihm einige Zeit in den Ohren gelegen hatte, was für eine perfekte Gärtnerin ich sei, schickte er mich zur Arbeit ins Gewächshaus. Dann gelang es uns auch noch, Lotte Henschel nachzuziehen. – Einer der wichtigsten Liebesdienste im KZ war, Freunden einen Posten zuzuschancen, bei dem es entweder etwas zu essen gab oder die Möglichkeit bestand, Gestohlenes zu kochen, wo also eine Feuerstelle vorhanden war.

Solange ich als Blockälteste arbeitete, hatte mich die Verantwortung für die Frauen einer ganzen Baracke in ständiger Spannung gehalten. Dabei drohten nicht nur fortwährend persönliche Gefahren, sondern immer zugleich Gefahren für einige hundert Menschen. In der Gärtnerei aber führten wir drei jetzt ein gelöstes, glückliches Leben. – Jahrelanges KZ-Dasein, mit seiner völligen Entmündigung, der ständigen Angst vor Bestrafung und dem Zwang zur Unterwerfung, lässt erwachsene Frauen, sowie sie etwas aufatmen, sich wie Kinder gebärden. Ihr Humor wird anspruchslos, sie suchen nur nach Gelegenheiten, um lachen zu können. Wir drei kamen auf den Gedanken, uns in einem zementierten Wasserbehälter ein Aquarium einzurichten. Während wir mit todernsten Mienen an den Mistbeeten im Garten knieten, um

Blumen einzutopfen, fingen wir in Wirklichkeit Frösche, dicke braune, kleine grüne, alles, was sich erwischen liess. Ohne die Gesichter zu verziehen, wurden sie in leeren Blumentöpfen nach dem neuen Aquarium getragen und plumpsten ins Wasser. Damit die armen Insassen auch einmal vom Schwimmen ausruhen konnten, schnitzten wir kleine Holzschiffchen, die unsere Frösche dann erkletterten. Wir standen entzückt am Wasserbottich und beobachteten unser Werk. Sowie aber die Gewächshaustür klappte, ergriff Eva die Giesskanne und besprengte die schon unzählige Male begossenen Blumen, ich wühlte mit dem Spatenstecher in der Erde herum, und Lotte lief mit einem Arm voller Blumentöpfe davon.

Gerade in dieser Zeit reiften im Gewächshaus Gurken und Tomaten. Stehlen war selbstverständlich. Schwieriger war schon der Transport ins Lager. Jeden Tag erfanden wir neue Verstecke. Im Eimer unter der Gartenerde, die angeblich eine Aufseherin bestellt hatte, im abgebundenen Ärmel des Lagerkleides und im Büstenhalter. – Wir wollten Milena Gladiolen bringen. Aber wie? Die magere Lotte steckte die langen Stengel in den Halsausschnitt des Kleides und band den Gürtel recht fest, damit sie nicht unter dem Rock wieder herausfielen; dann ging sie steif wie eine Puppe den Weg von der Gärtnerei zurück zum Lager.

Dieses schöne Leben zwischen Blumen, Tomaten- und Gurkenbeeten währte aber, ach, nur ganz kurze Zeit. Eines Tages betrat die Oberaufseherin Zimmer das Gewächshaus mit den Worten: «Arbeitet hier die Buber?» Mir stockte das Herz, denn als echter Häftling verstieß ich wohl jede Stunde einmal gegen die Lagerordnung. «Kommen Sie mit zur Oberaufseherin Mandel!» Was mochte Schlimmes geschehen sein, dass man mich sogar von der Arbeit wegholte?!

«Sie sprechen russisch?» fragte die Oberaufseherin Mandel. «Ja wohl.» – «Können Sie Schreibmaschine und Stenografie?» – «Ja.» – «Ab morgen gehen Sie mit der Siemens-Kolonne. Sie werden Dolmetscherin und Sekretärin bei Herm Grade, dem Leiter der Siemens-Baracken. – Es ist bereits dem Arbeitseinsatz gemeldet.»

Voller Trauer lief ich schnell zu Milena ins Krankenrevier. Als ich zu einer so ungewöhnlichen Stunde in ihren Büroraum trat, vermutete

sie irgendein Unheil und atmete erst nach meiner Mitteilung erleichtert auf. – Welch ein glücklicher Mensch war ich damals im Lager. Bei jedem Ereignis, jeder Veränderung und bei jeder Gefahr wusste ich, dass es einen Menschen gab, den es genau so heftig bewegte wie mich.

Die Arbeitsbaracken der Firma Siemens waren von Männerhäftlingen erbaut worden, und erst seit einigen Wochen war die erste in Betrieb gesetzt. Noch arbeiteten nicht viel mehr als fünfzig Frauen dort beim Spulenwickeln und Relaisbau. Bevor ein Häftling zur Arbeit angenommen wurde, hatte er eine Geschicklichkeits- und Intelligenzprobe zu bestehen. Er musste einen Draht in eine bestimmte Form biegen und ein Stück Papier nach vorgeschriebenem Schema kniffen. Ausserdem wurde er auf seine Sehfähigkeit hin kontrolliert. Der Ingenieur Grade, der sich bei der Firma Siemens & Halske in fünfzehn Jahren hinaufgedient hatte, wählte unter dem ihm zugeschickten Sklavenmaterial sorgfältig das Brauchbarste aus. Er wandte sich immer wieder an den Schutzhaftlagerführer Bräuning mit der Bitte: «Schicken Sie mir mehr Häftlinge von der ‚Lagerintelligenz‘.» –

Die Arbeit war in der gleichen Weise organisiert wie in den Siemens-Betrieben mit freien Arbeitern. Die spulenwickelnden und relaisbauenden Häftlinge wurden von zivilen Vorarbeiterinnen angeleitet und kontrolliert. Als deren Chef fungierten alte Meister aus den Siemens-Werken, und der Chef dieser «Ravensbrücker Filiale» war der Ingenieur Grade. Ausserdem aber schaltete und waltete in jeder Arbeitsbaracke eine SS-Aufseherin als Büttel der KZ-Obrigkeit.

Für jeden Häftling wurde eine Kurvenkarte ausgeschrieben, mit Namen, Vornamen, Geburtsdatum sowie Beruf; darauf wurde das Prüfungsergebnis vermerkt und ebenso, welche Verwendung für ihn in Frage käme. Jeder Häftling hatte einen Lohnzettel, in den die geleistete Arbeit eingetragen wurde, ebenfalls der erarbeitete Lohn, der dem eines freien Siemens-Arbeiters entsprach. Am Ende jeder Woche wurden der Lohn zusammenaddiert und die Arbeitsstunden aufgeschrieben, so dass man ersehen konnte, was jede Arbeiterin in soundsoviel Stunden verdiente, den sie natürlich nie erhielt, sondern der von der

Firma Siemens pro Sklave an das Konzentrationslager abgeführt wurde. Durch dieses System war es sofort festzustellen, wenn ein Häftling sein Pensum, das ungefähr 40 Pfennige in der Stunde ausmachte, nicht erreichte. Wiederholte sich diese «Faulheit», so bekam er zuerst einmal vom Meister eine Strafpredigt. Half das nichts, so wurde die SS-Aufseherin geholt, die Backpfeifen austeilte und eine «Meldung» schrieb, durch die der Häftling dann im «Bunker» oder «Strafblock» landete. – Auch das «Strafarbeiten» führte die saubere Firma Siemens für die Häftlinge ein. Da mussten die heruntergekommenen Frauen nach zehn- oder elfstündiger Arbeitszeit noch bis zu fünf Stunden «nacharbeiten». – Wer aber sein Pensum übererfüllte – so etwas gab es leider auch –, erhielt eine Prämie in Form von 50-Pfennig- oder 1-Mark-Gutscheinen für die Häftlingskantine, in der es jedoch in den letzten Jahren ausser Salz und ungeniessbarer «Fischpaste» nichts mehr zu kaufen gab.

Meine Beschäftigung bei Siemens bestand vor allem im Briefwechsel des Herrn Grade mit der Konzentrationslagerleitung. An diesem zivilen Ingenieur war ein SS-Mann verlorengegangen. Er scheute nicht davor zurück, «arbeitsunwillige» Häftlinge bei der Aufseherin anzuzeigen und eine Meldung zu verlangen. Wenn er einen Häftling unbrauchbar fand, sparte er nicht mit abfälliger Charakterisierung in seinen Schreiben an die KZ-Behörde. Für ihn schien festzustehen, dass Häftlinge keine Menschenrechte zu beanspruchen haben. Wie ich erfuhr, waren die Haupttriebkräfte zu diesem Eifer der Wunsch, Karriere zu machen, und die Angst vor der Front. Solange er sich der Firma Siemens als unentbehrlich erwies, wurde er reklamiert.

Jeder Häftling sass an einem gesonderten Arbeitsplatz. Viele grosse Fenster erhellten die hohe, geräumige Baracke. Ausserdem war jeder Tisch mit starkem elektrischem Licht beleuchtet. Die Arbeit der Frauen bestand im Spulenwickeln, Montieren, Justieren, Prüfen und Verpacken von Relais, die sowohl für Selbstwähler-Telefonapparate als auch vorwiegend für automatischen Bombenabwurf gebraucht wurden. Auch Schalter und Telefonapparate wurden hergestellt. – Alle diese komplizierten Arbeiten erforderten gespannte Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit.

Die Diktaturen Hitlers und Stalins haben bewiesen, dass die moder-

ne Industrie ausgezeichnet mit Sklaven arbeiten kann; nur darf man vor dem Verschleiss an Menschen und vor Materialunkosten nicht zurückschrecken. – Die russischen Konzentrationslager wie die deutschen wurden zur Isolierung von Staatsfeinden eingerichtet, doch beide Systeme griffen in ihrer Missachtung des Individuums in kritischen Situationen zur Sklavenausbeutung.

Die Siemenskolonne unterstand der SS-Aufseherin Ehlert. Jeden Morgen, nachdem wir das Lagertor passiert hatten, rief sie schallend: «Nu singt mal los!: ‚Ahoi!‘» Und ihr Lieblingslied ertönte: «Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord. In den Kesseln da faulte das Wasser, und jeden Tag ging einer über Bord. Ahoi! Kleines Mädel! Ahoi! Ahoi!...» – Der Weg zu Siemens führte an der Lagergärtnerei vorbei, und traurig wurde es mir jedesmal ums Herz beim Anblick von Gewächshaus und Blumenbeeten. Hinter der Gärtnerei mussten wir Eisenbahnschienen überqueren. Einmal waren die Schranken geschlossen, und unsere Kolonne pausierte gerade vor dem Schweinestall. Dort lag ein grosser Haufen Kohlrüben. Im Zeitraum von Sekunden verschwanden sie ratzekahl. Die Aufseherin bemerkte es und sagte nichts als: «Nun langt’s aber!» In der Arbeitsbaracke hatte die Aufseherin Ehlert ihren Platz neben meinem Schreibmaschinentisch. Ich konnte sie den ganzen Tag beobachten. Sie war eine üppige, blonde Walküre, die gerne laut lachte, gut und viel ass und der die Vorstellung, dass andere hungern müssten, schrecklich war. Gutmütig beschenkte sie öfters Häftlinge ihrer Kolonne mit Essen. «Gehen Sie mal dort hinten an den Dienstzimmerschrank, und werfen Sie das Paket in den Papierkorb! Gucken Sie aber vorher rein!» Da lagen dann mehrere Schnitten belegten Brotes. – Am liebsten sass sie den ganzen Tag am Tisch und klatschte. Jemand zur Arbeit antreiben oder etwa gar beaufsichtigend in den Gängen umherstreifen, strengte sie viel zu sehr an und lag ihr gar nicht. Ohne Ingenieur Grades Ermunterung hätte sie wohl nie eine Meldung gemacht. – Schon nach einigen Monaten wurde sie strafversetzt und nach Kriegsschluss im Bergen-Belsen-Prozess zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Durch die Fenster der Arbeitsbaracke sahen wir Männerhäftlinge beim Bau neuer Blocks. Gleich in den ersten Tagen kam der SS-

Wachtposten zu Grade und bat, telefonieren zu dürfen. Da hörte ich: «Ist dort Standortarzt Dr. Rosenthal? – Soeben wurde der Häftling Nr. XY auf der Flucht erschossen!» In der kurzen Zeit meiner Tätigkeit bei Siemens meldete der Wachtposten fünf «auf der Flucht» Ermordete, und das nur in einer einzigen Kolonne.

Im Herbst 1942 ging ein neuer Transport Frauen nach Auschwitz, unter ihnen auch alle «extremen» Bibelforscherinnen. Noch immer wussten wir nichts Genaueres über Auschwitz. Aber bald sollte ich die erste Aufklärung erhalten.

Wenn sich ein Häftling der Siemens-Kolonnen krank fühlte, wurde er im Betrieb aufgeschrieben, von dort aus ins Revier geführt und vorzugsweise behandelt, das heißt, man brauchte nicht stundenlang anzustehen. Die Firma Siemens war daran interessiert, den «Arbeitsausfall» nach Möglichkeit zu verkürzen. Bei einem solchen Gang ins Revier bemerkte ich eine Kolonne Bibelforscher, die beim Zellenbau in der Ecke des Lagerplatzes stand. Ich konnte die Gesichter nicht genau unterscheiden, aber sie kamen mir bekannt vor. Unter dem Vorwand, etwas in der Baracke vergessen zu haben, schlich ich mich von hinten an den Zellenbau, und schon hatten sie mich erkannt. Es waren zwölf oder fünfzehn von den Extremen, die vor Kurzem erst nach Auschwitz gebracht und nun wieder zurücktransportiert worden waren. Eine von ihnen, Rosi Hahn aus Ischl, rief: «Komm her, Grete! Ich muss dir etwas Wichtiges erzählen! Man hat uns von Auschwitz zurückgebracht; wir werden bestimmt hingerichtet. Aber bevor wir sterben, muss ich dir sagen, was im Lager Auschwitz Entsetzliches geschieht! Da wirft man Menschen, lebende Kinder, ja, du kannst es mir glauben jüdische Säuglinge wirft man ins Feuer. Über dem ganzen Lager liegt Tag und Nacht der Gestank nach verbranntem Menschenfleisch. – Du glaubst es nicht? So wie ich hier stehe, ich spreche die Wahrheit, die reine Wahrheit!» Ihr früher einmal schönes Gesicht war gelb, mit tiefen Furchen in den Wangen; die welken Lippen entblößten beim Sprechen gesunde weiße Zähne. Voller Leben waren nur die Augen und ihre eindringliche Stimme. Die anderen Bibelforscherinnen nickten stumm und sahen teilnahmslos auf mich. Ich glaubte kein Wort von allem,

dachte nur, jetzt haben sie völlig den Verstand verloren. Um irgendetwas zu sagen und wieder fortlaufen zu können, meinte ich: «Ihr kommt doch sicher gleich auf Block 17. Heute Abend besuche ich euch, und wir sprechen weiter über Auschwitz.»

«Nein, uns bringt man in den Zellenbau und dann zum Erschies-sen.»

Mit einem Würgen in der Kehle lief ich davon. – Und noch am selben Tage lud man die Bibelforscherinnen in den Gefängniswagen, der zum Lagertor hinausfuhr. Kurz danach kamen ihre Häftlingskleider mit Winkel und Gefangenennummer zurück zur Kammer. Man hatte das Todesurteil wegen Arbeitsverweigerung an ihnen vollstreckt.

Der Abgrund

Als Sekretärin bei der Oberaufseherin

Den letzten Transport nach Auschwitz begleitete die Oberaufseherin Mandel. Ihre Nachfolgerin hiess Ehrich. Die stieg zu diesem Posten auf, nachdem sie während längerer Zeit als Aufseherin durch Prügel, Fusstritte und Meldungen ihre Eignung für einen höheren Rang bewiesen hatte.

Im Oktober 1942 erschien während der Arbeitszeit in der Siemens-Baracke eine Besichtigung. Es war die Lagerleitung von Ravensbrück und unter ihnen die Oberaufseherin Langefeld. Als sie von Ingenieur Grade durch die Reihen geführt wurde, erblickte sie mich hinter der Schreibmaschine. «Seit wann arbeiten Sie denn hier? Warum sind Sie fort von den Bibelforschern?» fragte sie. Ich erklärte ihr kurz den Sachverhalt, und sie forderte mich auf, am Abend nach der Arbeit in die Schreibstube zu kommen.

Die Langefeld war erst vor einigen Tagen von Auschwitz zurückgekehrt und wieder als Oberaufseherin in Ravensbrück eingesetzt worden. Sie rief mich am Abend in ihren Büroraum und fragte: «Wollen Sie nicht bei mir in der Schreibstube arbeiten?» Ich antwortete: «Darüber kann ich nicht entscheiden, weil mich der Arbeitseinsatz zu Siemens geschickt hat.» – «Aber möchten Sie lieber in der Schreibstube arbeiten als im Siemens-Betrieb?» – «Ja, das wohl», erwiderte ich. – «Die Sache ist etwas kompliziert, da ich auch nichts gegen den Arbeitseinsatz machen kann», meinte sie zögernd, «aber ich schlage Ihnen vor, bleiben Sie eine Woche im Block mit Innendienst, bis sich Herr Grade eine andere Sekretärin gesucht hat. Die Innendienstkarte holen Sie sich morgen früh bei Frau Dr. Oberhäuser, der ich Bescheid sagen werde. Und nach einer Woche melden Sie sich dann wieder bei mir.»

Merkwürdige Methoden, dachte ich. Die Oberaufseherin hat nicht einmal die Befugnis, sich an den Leiter des «Arbeitseinsatzes» zu wenden und einen Häftling als Arbeitskraft zu verlangen!

Noch war mir die Rivalität zwischen den einzelnen SS-Stellen im KZ unbekannt.

Ich genoss diesen auf so sonderbare Weise geschenkten «Innen-dienst». Während dieser Zeit kam eines Vormittags die Aufseherin Laurenzen und forderte mich auf, «nach vom» zu kommen. Ich fragte neugierig, zu wem sie mich bringen sollte. Das Einzige, was sie sagte, war: «Machen Sie sich aber ein bisschen hübsch.» – «Habe ich etwa Besuch?!» – «Davon weiss ich nichts.» – Sie führte mich zum Lager-tor hinaus zur Kommandantur, und nachdem sie sich in einem der Zimmer gemeldet hatte, standen wir wartend vor der Tür. – Besuche waren im KZ Ravensbrück eigentlich nicht gestattet, aber manchen Verwandten gelang es unter Angabe gewichtiger Gründe, bei der Gestapo eine Besuchserlaubnis durchzusetzen.

Hinter dem Schreibtisch sass der Schutzhaftlagerführer Bräuning, und von einem Besuch war keine Spur zu sehen. Vor ihm lag ein aufgeschlagener Aktendeckel, und nachdem ich mich gemeldet hatte, blätterte er darin und musterte mich von Zeit zu Zeit. «Sie waren also die Braut von Heinz Neumann?» bemerkte er, «und haben in den Kreisen um Stalin verkehrt?» – «Nein.» – «Halten Sie den Mund, ich habe Sie nicht gefragt! – So, und dieser Herr Dimitroff hat auch bei Ihnen gewohnt!» – Er las weiter, klappte dann die Akten zu und sagte: «Sie glauben doch wohl nicht etwa, dass Sie je mit einer Entlassung rechnen können. Ich habe mir mal Ihre Akten kommen lassen, weil mich das interessiert hat. Sie können gehen!» – Die Aufseherin führte mich zurück ins Lager, und ich zerbrach mir den Kopf, durch welchen unglückseligen Umstand man auf meine Akten gekommen sein mochte, denn nichts war gefährlicher, als der Lagerleitung aufgefallen zu sein. – Erst nach der Befreiung im Jahre 1945 erfuhr ich, dass mein Schwager Bernhard sich damals einfach auf die Eisenbahn gesetzt hatte, nach Ravensbrück gefahren und ohne Hindernis bis zur Kommandantur des Lagers vorgedrungen war, wo man zwar seinen Wunsch, mich zu sehen, entgegennahm, ihn aber höflich hinauskomplimentierte. Als Folge davon «interessierte» sich Bräuning für meine Akten. Er war Schutzhaftlagerführer, seiner SS-Charge nach Sturmbannführer, und verkörperte den vollendeten Typ eines SS-Gangsters. Sein verlebtes,

graues Gesicht schien zu phosphoreszieren. Er liebte es, auf Lagerplatz und -Strasse mit grossen Gesten zu posieren, und einmal tat er den Ausspruch: «Von den Politischen kommt mir keine je heraus, und wenn ich sie eigenhändig mit dem Revolver niederknallen müsste!» Ganz anders sein Vorgesetzter, der Lagerkommandant SS-Hauptsturmführer Suhren. Nach seinem Vorgänger, dem sadistischen, schreckeinflössenden Kommandanten Kögel, der der klassische Vertreter eines preussischen Militärs war, konnten die Frauenhäftlinge den «Neuen» nicht genug loben. Der war «höflich», und «mit dem liess sich reden». – Suhren ging nicht sporenklirrend über die Lagerstrasse, der schlich sich abends im Dunkeln hinter den Frauenbaracken entlang und blickte von aussen auf das Treiben der Häftlinge in den erleuchteten Blocks. Er erschien plötzlich, auch am Tage, in einem Seitenweg, ganz unerwartet, und überraschte die Frauen bei irgendeiner verbotenen Beschäftigung. Er war ein Spitzel und Leisetretter. Seine Leidenschaft aber gehörte dem Bauen von neuen Zäunen und Absperrungen. Das trug ihm den Namen «der Zaunkönig» ein. Noch ein dritter hatte entscheidende Machtbefugnisse im KZ Ravensbrück, der Hauptsturmführer Seitz. Ihm unterstand die «Verwaltung». Er verfügte unter anderem, dass man uns schon im April die Winterkleider und Strümpfe nahm, und liess uns bis zum September barfuss laufen.

Als ich in der Schreibstube zu arbeiten begonnen hatte, erfuhr der Ingenieur Grade schon am nächsten Tag davon und beschwerte sich beim Schutzhaftlagerführer Bräuning. Bei der darauffolgenden Auseinandersetzung mit der Oberaufseherin Langefeld konnte es nicht ausbleiben, dass Bräuning feststellte, wer diese Buber eigentlich sei, denn er hatte ja kurz vorher meine «interessanten» Akten gelesen. Diese Tatsache sollte sowohl für die Langefeld als auch für mich sehr unangenehme Konsequenzen haben.

In der Schreibstube des Lagers arbeiteten deutsche und polnische Häftlinge. Dort wurde der Zählappell vorbereitet, d.h. die Belegstärke jedes einzelnen Blocks aufgeschrieben, genau kontrolliert, so dass die den Zählappell abnehmende Aufseherin eigentlich nichts anderes zu

tun hatte, als die fertig errechneten Zahlen mit den Angaben der Blockältesten zu vergleichen. Das war sehr einfach, klappte aber fast nie, da die Aufseherinnen durchweg sehr dumm waren. Weiter errechnete man in der Schreibstube die Verpflegung, die jeder Block zu bekommen hatte, führte die Verlegungen von einem Block zum anderen durch, hielt die «Häftlingsbestandslisten» auf dem Laufenden, und bis Herbst 1942 gehörte auch der Apparat des «Arbeitseinsatzes» mit zur Lagerschreibstube, dann aber erhielt er eine eigene Baracke unter Leitung des Arbeitseinsatzführers Dittmann.

Den Häftlingen in der Schreibstube waren viele Möglichkeiten gegeben, sich für die Mitgefangenen einzusetzen und die SS-Aufseherinnen zu beeinflussen.

Schon 1942 herrschte sowohl in der Lagerkartei als auch in den nach Häftlingsnummern oder alphabetisch geordneten Listen über die im KZ anwesenden Gefangenen, die Entlassenen und Gestorbenen ein völliges Durcheinander. Da die «Krankentransporte» offiziell als «Überstellung in ein anderes Lager» galten, hätten sie laut hergebrachter Ordnung von der Lagerstärke abgesetzt werden müssen. Das geschah aber im Allgemeinen erst, wenn die Transportierten vom anderen Lager als «angekommen» gemeldet wurden. Das konnte in diesem Fall nicht erfolgen – die Frauen gingen ja in den Tod. Und so vergass man oft, sie überhaupt «abzuschreiben». Andererseits schickte eine Aufseherin von der Kommandantur in aller Heimlichkeit die offiziellen Totenmeldungen an die Angehörigen der Ermordeten. – Der in den ersten Jahren so vorzüglich funktionierende bürokratische Apparat der SS-Lagerleitung begann sich zu verwirren.

Aus der Schreibstube kam ich nach kurzer Zeit zur Arbeit als Sekretärin bei der Oberaufseherin Langefeld. Sie war die eigentliche Vorgesetzte des Häftlingslagers, die die Befehle des SS-Kommandanten Suhren und des SS-Schutzhaftlagerführers Bräuning durchzuführen hatte. Ihr unterstanden die SS-Rapportführerin und die SS-Aufseherinnen, die sie den Arbeitskolonnen zuzuteilen hatte und unter denen sie die «Blockleiterinnen» auswählte. Ferner war sie der Kommandantur gegenüber verantwortlich für die «Stimmigkeit» des Zählappells, und solange der «Arbeitseinsatz» nicht selbständig wurde, auch für die ordnungsgemäße Abwicklung des Arbeitsappells. Alle gegen Häftlin-

ge erlassenen «Meldungen», sowohl im Lager als während der Arbeit in den Kolonnen, wurden von den Aufseherinnen der Langefeld übergeben. Wöchentlich einmal fand im Zimmer der Oberaufseherin ein «Strafreport» statt. Sie verhörte die gerufenen Häftlinge und hatte zu entscheiden, ob eine «Meldung» zu Recht oder Unrecht erfolgt war. Von ihr hing es ab, ob die «Meldung» an den Kommandanten weitergeleitet wurde oder nicht, und von ihrer Formulierung auch in vielen Fällen das vom Lagerkommandanten verhängte Strafmaß, das dann auf der sogenannten «Strafverfügung», einem mit allen bürokratischen Feinheiten ausgeschriebenem Urteil, mit dem Namenszug des Kommandanten versehen, wieder ins Büro der Oberaufseherin zurückkam. Die «verurteilten» Häftlinge wurden zur «Strafverkündung» gerufen, und die Langefeld teilte ihnen das Urteil mit.

Eine ihrer weiteren Funktionen war die Beantwortung von sogenannten «Anfragen» oder «Führungsberichten», die angeblich für den Zweck der Entlassung eines Häftlings an die «Politische Abteilung» des Konzentrationslagers gerichtet wurden. – Da fragte man z.B., ob die Gefangene X. sich gebessert habe, wie sie arbeite, wieviel Lagerstrafen sie habe, kurzum, wie ihre «Umschulung» fortgeschritten sei. Häftlinge mit «Anfragen» wurden ebenfalls zur Langefeld bestellt, und sie hatte die Aufgabe, in einer Unterhaltung, die kaum mehr als fünf Minuten dauerte, sich einen Eindruck zu verschaffen, ob dieser Häftling zur Entlassung «reif» sei. – Das Anfrageformular wurde ausgefüllt und ihm einige befürwortende oder ablehnende Sätze beigelegt. Die endgültige Entscheidung über eine Entlassung fiel jedoch immer die Gestapo, und ausserdem fügte auf so einer «Anfrage» der Lagerkommandant auch noch seine Befürwortung oder Ablehnung hinzu. – Neben der Langefeld gab es eine zweite Oberaufseherin namens Gallinat, der der Aussendienst unterstand. Sie kontrollierte die SS-Blockleiterinnen und die Aufseherinnen bei den Arbeitskommandos.

Ein Mensch mit seinen Zweifeln

Die Langefeld war eine Frau von 42 Jahren. Sie stammte aus dem Rheinland und wuchs in einer streng nationalen Beamtenfamilie auf. In ihrer Kindheit, während des Ersten Weltkrieges, wünschte sie sich sehnlichst, ein Mann zu sein, um gegen den Erbfeind Frankreich ins Feld ziehen zu können. Johanna Prochaska, die 1812 als Mann verkleidet in einem Freikorps kämpfte, war ihre Idealgestalt. Die Besetzung des Rheinlands durch die Franzosen im Jahre 1918 empfand sie als tiefste Schmach und begrüßte stürmisch die von Adolf Hitler verkündete «Erneuerung Deutschlands». – Während der Inflation verarmte ihre Familie, und als sie nach kurzer Ehe Witwe wurde, musste sie einen Beruf ergreifen, um ihr Kind ernähren zu können. Sie begann, im Wohlfahrtswesen zu arbeiten und später in einem Gefängnis als Beamtin. 1936 oder 1937 wurde sie Aufseherin im Frauenkonzentrationslager Lichtenburg und bald darauf Oberaufseherin in Ravensbrück. Im Frühjahr 1942 schickte man sie infolge von Differenzen mit dem Lagerkommandanten Kögel als Oberaufseherin nach Auschwitz, von wo sie im Oktober 1942 nach Ravensbrück zurückkehrte.

Mit dieser Frau sass ich nun Tag für Tag zusammen in einem Raum. Sie hatte unter den Häftlingen von Ravensbrück den Ruf, «anständig» zu sein. Sie schlug nicht und trat nicht mit Füßen. Noch bevor ich irgendwelche Privatgespräche mit ihr führte, machte sie auf mich den Eindruck eines von inneren Zweifeln zerrissenen Menschen, voller Hemmungen und Minderwertigkeitsgefühlen. Sie sass an ihrem Schreibtisch, klopfte sich nervös den Rock ab oder fuhr unentwegt über die Ärmel, als habe sie dort irgendein Staubkorn entdeckt; dann räusperte sie sich lange und strich Haare aus der Stirn, wo gar keine waren, bevor sie einen Satz formulierte. Manchmal aber starrte sie minutenlang versunken aus dem Fenster und vergass, einen begonnenen Satz zu Ende zu sprechen. – Die meisten Aufseherinnen fertigte sie mit betont hochmütigen Gesten ab, immer krampfhaft bemüht, es zu keiner Vertraulichkeit kommen zu lassen. Bei einigen aber, die ihr sympathisch zu sein schienen, vergass sie alle Distanz und sprach un gehemmt von ihrem Hass und Widerwillen gegen die Gesamtheit der

SS-Lagerleitung. Auch meine Gegenwart, ich war doch schliesslich ein Häftling, hinderte sie keineswegs daran. Bei einer Gelegenheit wollte die «Verwaltung», wie das so üblich war, den Häftlingen keine Winterkleidung geben. Die Langefeld führte mit dem Leiter, Hauptsturmführer Seitz, ein erregtes Telefongespräch, in dem sie die Aushängung der Sachen an die Häftlinge verlangte. Nachdem sie den Hörer aufgelegt hatte, wandte sie sich an mich – wir waren allein im Zimmer: «Man müsste diesen Seitz einmal stundenlang nackt auf der Lagerstrasse stehen lassen, damit er weiss, was es bedeutet zu frieren!» – Es konnte gar nicht ausbleiben, dass ich in kurzer Zeit jede Gelegenheit benutzte, um diesen schwankenden Menschen, wo es auch nur möglich war, im Interesse der Häftlinge zu beeinflussen.

Das begann beim «Strafrapport». Die Häftlinge mit «Meldungen» standen im Korridor und wurden einzeln in den Büroraum der Oberaufseherin hereingerufen. Da kam ein armes, verhungertes «Schmuckstück» aus dem Strafblock. Die Meldung lautete: «X. hat eine Kohlrübe gestohlen.» Die Langefeld verhörte: «Haben Sie die Kohlrübe wirklich genommen?!» – Unter Schluchzen und Tränen antwortete die Gefragte: «Frau Oberaufseherin, ich hab soon Hunger jehabt!» – «Aber wenn nun alle Kohlrüben stehlen würden, bliebe ja nichts mehr zum Kochen übrig!» – «Aber Frau Oberaufseherin, ich hab doch immer solchen schrecklichen Hunger...» – Der «verhörte» Häftling wurde aus dem Zimmer geschickt, und die Langefeld hatte zu entscheiden, ob die Meldung zu Recht geschehen war oder nicht. Falls der Häftling nicht gestand, wurden Zeugen geholt. Doch dieser Fall mit der Kohlrübe lag ganz klar. Und was erwartete einen solchen ausgemergelten, verhungerten Menschen? Dunkelarrest und möglicherweise Prügelstrafe. Da wandte ich mich an die Langefeld: «Frau Oberaufseherin, ich kenne die X. schon aus dem asozialen Block. Die ist in der letzten Zeit völlig heruntergekommen und wird den ‚Bunker‘ nicht überleben. Der wäre nur zu helfen, wenn sie bald wieder aus dem Strafblock käme; aber bei einer neuen Meldung ist das doch hoffnungslos.» – Die Langefeld schwieg und zuckte nervös mit dem Kopf, dann zerriss sie mit einem Ruck die Meldung und warf sie in den Papierkorb.

Viel leichter wurde mir die Beeinflussung, wenn es sich um russi-

sche oder polnische Häftlinge handelte. Dann hatte ich zu dolmetschen und konnte die Antworten der Verhörten nach Belieben formulieren.

Bald merkte ich, dass die Langefeld sehr vergesslich war. Diesen Umstand benutzte ich, um «Meldungen» einfach verschwinden zu lassen. Ich wählte besonders solche aus, auf die schwere Strafen zu erwarten waren, und versteckte sie unter einem Stoss mit Schriftstücken auf ihrem Schreibtisch; dann wartete ich eine mögliche Nachfrage der Aufseherinnen ab, die sie geschrieben hatten. Erfolgte nichts, so vernichtete ich die Meldungszettel. – Wenn ich aus dem Lager erfuhr, dass sich eine Aufseherin besonders brutal benahm, so benutzte ich die erste passende Gelegenheit, um der Langefeld solche Ausschreitungen mitzuteilen, worauf sie in den meisten Fällen mit Absetzung der betreffenden Megäre von ihrem Posten als Blockleiterin reagierte.

Unverständlich blieb mir, wie diese Frau sich einerseits für Häftlinge und deren Nöte ereiferte, es andererseits aber ertragen konnte, jeden Freitag mit dem Lagerkommandanten und SS-Arzt gemeinsam beim «Strafvollzug» anwesend zu sein und zuzusehen, wie man Frauen mit dem Stock prügelte. Ich konnte zwar beobachten, wie sie sich jedesmal nach dem Strafvollzug lange vor Nervosität und sichtlichem Abscheu schüttelte. Aber noch viel krassere Widersprüche vereinten sich in ihr. – Sie erzählte mir mit feuchten Augen von tragischen Zigeunerschicksalen; sie liess sich Judith Horvath, die zehn Kinder hatte und die sie schon aus der Lichtenburg kannte, «nach vom» holen und fand für diese alte Zigeunerin so liebevolle und tröstende Worte, dass einem das Herz weich werden konnte. Kam aber eine Jüdin oder fertigte sie einen ganzen Transport nach Auschwitz ab, dann war ihr Gesicht verzerrt und ihre Stimme hasserfüllt.

Die Langefeld war ein halbes Jahr lang als Oberaufseherin in Auschwitz gewesen und kannte die Gaskammern und das grauenvolle Schicksal, das die Juden dort erlitten. Mit Hilfe der Protektion irgendeiner hohen SS-Stelle war es ihr gelungen, von Auschwitz zurück nach Ravensbrück versetzt zu werden. «Auschwitz ist das Entsetzlichste, was sich ein Mensch nur ausdenken kann», sagte sie einmal zu mir. «Ich kann es mir nicht verzeihen, dass die Bibelforscher, die ich da-

mals mitnahm, dort bleiben mussten. Mein einziger Trost ist, dass wenigstens die Teege und die Maurer gerettet sind.» – Es war ihr unter grossen Schwierigkeiten durch persönliche Fürsprache bei Himmler gelungen, die beiden kommunistischen Häftlinge Bertel Teege und Liesl Maurer aus Auschwitz in die Freiheit zu entlassen.

Die Sympathie der Langefeld für deutsche Politische und Bibelforscher wäre noch begreiflich gewesen, aber ihre ganze Bewunderung gehörte den nationalen Polinnen. Die zum Tode Verurteilten waren in ihren Augen Heldinnen und Märtyrer, die sich für ihr Volk opferten. – Andererseits befürwortete sie die nationalsozialistische Idee vom Machtanspruch der Herrenrasse und hegte keine Zweifel an der menschlichen Unantastbarkeit der nationalsozialistischen Führer Adolf Hitler und Heinrich Himmler, und sie war überzeugt davon, dass beide keine Ahnung von der korrupten, sittlich und moralisch verkommenen Schicht der SS-Konzentrationslagerleitungen hätten. Ebenso wie sie an den Nationalsozialismus glaubte, schien ihr auch der Sieg der deutschen Armee gewiss. – Hingegen lehnte sie die Verschleppung der Millionen «Fremdarbeiter» nach Deutschland als unmenschlich und politisch falsch ab.

Durch unsere immer häufiger werdenden Unterhaltungen erschütterte ich in kurzer Zeit nicht nur ihren Glauben an den deutschen Sieg, sondern stürzte sie in immer ausweglosere Zweifel, indem ich sie zwang, das System der Konzentrationslager mit den Augen eines Häftlings zu sehen. Ich appellierte an ihre Muttergefühle und erzählte in allen Einzelheiten von den fortgesetzten Morden an Neugeborenen, dem Töten durch Injektionen, und machte ihr klar, dass alles das keine Entartung der SS-Führer oder Ärzte sei, sondern die notwendige Konsequenz des diktatorischen Hitler-Regimes. – Wie weit ich die Langefeld überzeugen konnte, ist schwer zu sagen, aber es genügte schon, dass sie, eine Oberaufseherin im KZ, mich anhörte. Nach einiger Zeit fragte ich sie einmal, wie sie es überhaupt ertragen und verantworten könne, in einem Konzentrationslager zu arbeiten und so mitverantwortlich zu werden für alle verübten Greuel? Sie erwiderte darauf unsicher: «Leiste ich durch meine Arbeit im Konzentrationslager nicht auch etwas Gutes? Hätten es die Häftlinge nicht viel schlechter, wenn eine andere an meiner Stelle sässe? ...»

Wie gespannt das Verhältnis zwischen der Oberaufseherin und der übrigen SS-Lagerleitung war, wurde mir nur nach und nach klar, aber erst am verhängnisvollen Schluss meiner dortigen Tätigkeit wusste ich, dass Lagerkommandant Suhren und Schutzhaftlagerführer Bräuning gleich nach der Rückkehr der Langefeld aus Auschwitz systematisch damit begonnen hatten, sie zu Fall zu bringen. Sie sammelten sorgfältig Material gegen sie und boykottierten ihre Arbeit als Oberaufseherin auf jede Art und Weise.

Im Winter 1942 wurde ein grosser Transport von russischen Frauen aus dem Sanitätsstab der Krim-Armee angekündigt. Sie waren fast alle Krankenschwestern, Feldschere oder Ärztinnen und gerieten in Sewastopol in Kriegsgefangenschaft. Die Deutschen schleppten sie ins Konzentrationslager. Die gesamte Lagerobrigkeit war von Nervosität ergriffen, als es hiess, die «Frauen der Roten Armee» kommen. Eine Baracke wurde geräumt und mit Stacheldraht umgeben. – Als die russischen Frauen am Bahnhof aus den Güterzügen stiegen, empfingen sie einige Aufseherinnen mit Fusstritten und Backpfeifen. Die «Frauen der Roten Armee» trugen Soldatunifrom und bewegten sich streng militärisch und diszipliniert. Sie marschierten in geschlossenen Kolonnen ins Konzentrationslager ein, und nach dem Kommando ihrer weiblichen Vorgesetzten vollzog sich die Aufnahme-prozedur in absolutem Schweigen. Kommandant und Schutzhaftlagerführer gingen in provokatorischer Absicht ins Brausebad, wo Hunderte von nackten Frauen standen. Die Langefeld stürzte erregt ins Büro mit einem Schwall von Beschimpfungen über die Schamlosigkeit der SS und mit hohem Lob für die Haltung dieser russischen Zugänge, in dem ein Unterton von Neid und Angst mitschwang. Auch in den Baracken hielten die «Frauen der Roten Armee» im Anfang ihren militärischen Lebensstil aufrecht, was das Herz der Langefeld höher schlagen liess. – Die Baracke der «Roten Armee» wurde durch Lagerpolizei unter Leitung von Käthe Knoll – meiner Vorgängerin bei den Bibelforschern – streng bewacht.

Eine bezeichnende Wirkung hatte die Ankunft der «Frauen der Roten Armee» auf viele russische und ukrainische Häftlinge in Ravensbrück. Es verging kaum ein Tag, an dem nicht Käthe Knoll in Ausübung ihrer Polizeifunktion der Oberaufseherin einige Kassiber und

mehrere Säckchen mit Salz überbrachte, die ihr in die Hände gefallen waren. Briefe und Salz hatten russische Häftlinge über den Stacheldraht ihren Genossen von der «Roten Armee» zuzuwerfen versucht. Die Langefeld forderte mich auf, diese Kassiber zu übersetzen. Und was stand da zu lesen? «Teure Genossen! Wir begrüßen Euch in Ravensbrück! Wie ist Eure Gesundheit? Habt Ihr viele Strapazen erleiden müssen? Wir werden versuchen, Euch Brot zu schicken. Es ist nun schon bald ein Jahr her, dass uns die verfluchten Deutschen aus unserer Heimat verschleppt haben. Bitte teilt uns sofort mit, ob ihr in Ravensbrück die Arbeit verweigern werdet! Wir sind bereit, dann ebenfalls in Streik zu treten... Lasst uns eine Antwort zukommen.» Und dann folgten mehrere Unterschriften mit vollem Namen, Häftlingsnummern und Blockangabe. Alle diese Briefe waren Ergebnissadressen, diktiert von der Angst vor der nun in Ravensbrück erschienenen russischen «Obrigkeit». Selbstverständlich gab ich den Wortlaut der Kassiber falsch wieder und machte aus ihnen rein sentimentale Begrüssungsschreiben, die sofort in den Papierkorb wanderten. Als auf die vielen Kassiber hin niemals eine Bestrafung erfolgte, ging die Knoll oder ein anderer Häftling der Lagerpolizei einmal mit einem solchen Zettel zu einer Polin, die Russisch und Deutsch verstand, und liess ihn übersetzen. Erst dann kam er in die Hände der Langefeld und wurde von mir in der üblichen Art entziffert. Die Folge davon war eine Denunziation an den Schutzhaftlagerführer, wofür man mich aber erst einige Monate später zur Rechenschaft zog; man schrieb es sozusagen auf mein mehr und mehr anwachsendes Schuldkonto.

Wenn ein Häftling erfuhr, er habe eine «Anfrage» der Gestapo, geriet er ausser sich vor Freude und sah sich bereits entlassen und wieder in der Freiheit. Darum drängte ich die Langefeld, die ihre Arbeit sehr schlecht einzuteilen verstand, immer wieder zum Beantworten dieser «Führungsberichte». Meine Aufgabe dabei war, die von der Oberaufseherin gestellten Fragen ebenso wie die erfolgten Antworten der Häftlinge zu stenographieren. Anschliessend formulierte die Langefeld einige Sätze, die entweder eine Entlassung befürworteten oder ablehnten. Um diese Arbeit zu beschleunigen, ergab es sich nach einiger Zeit, dass ich die Oberaufseherin lediglich fragte, ob eine positive oder

negative Antwort erfolgen sollte, und dann die Antragsformulare selbstständig ausschrieb, sie nur zur Unterschrift vorlegte. Da konnte es nicht ausbleiben, dass ich, soweit es nur irgend möglich war – falls ein Häftling nicht mehrere Lagerstrafen verbüsst hatte –, diese «Anfragen» positiv beantwortete. Aber dieser Umstand entging nicht dem scharf kontrollierenden Auge des Lagerkommandanten. – Es kam vor, dass die Gestapo nach Häftlingen fragte, die im Krankenrevier lagen, also nicht geholt werden konnten. Da fragte ich einmal die Oberaufseherin, ob ich nicht ins Revier gehen und die notwendigen Fragen stellen könne, damit man auch diese besonders wichtigen «Anfragen» der Kranken erledigen könne. Sie stimmte zu. Auch das wurde später ein Anklagepunkt gegen die Langefeld und mich.

Im Herbst 1942 kam die deutsche Kommunistin Erika Buchmann, die Januar 1941 durch Himmler mit Handschlag entlassen worden war, als «Rückfällige» wieder nach Ravensbrück. Sie hatte an ihrer Arbeitsstelle eine positive Äusserung über Sowjetrussland gemacht und war bei der Gestapo denunziert worden. «Rückfällige» wurden automatisch in den Strafblock des Lagers gebracht. Als Erkennungszeichen trugen sie einen Stoffstreifen in der gleichen Farbe des Häftlingswinkels am Ärmel. – Erika Buchmann wurde in kurzer Zeit zur Blockältesten des Strafblocks ernannt. In dieser Eigenschaft brachte sie dauernd die Häftlinge mit «Meldungen» zum «Strafrapport». Wie ich schon erwähnte, gab es unter den Frauen im Strafblock schlimme Elemente, und das Zusammenleben mit ihnen war qualvoll. Aber berechtigte das eine angebliche Sozialistin wie Erika Buchmann, zur Oberaufseherin Langefeld zu äussern, dass es besser wäre, solche Typen, die ständig die Gemeinschaft störten, zu liquidieren? Mit schlichter Selbstverständlichkeit hatte sich eine Kommunistin die faschistische Theorie von der Ausrottung «biologisch Minderwertiger» zu eigen gemacht.

Für die Zehntausende von Häftlingen benötigte die SS immer neue Aufseherinnen. Zu diesem Zweck unternahm der Schutzhaftlagerführer Brüning regelrechte Werbereisen. Er begab sich z.B. in die Flugzeugwerke Heinkel. Man rief ihm die Arbeiterinnen zusammen, und er machte ihnen mit beredten Worten klar, dass für ein Umerziehungs-

lager geeignete Kräfte gesucht würden, die dort lediglich Aufsichtsarbeit zu leisten hätten. Er schilderte in leuchtenden Farben die entzückenden Wohngelegenheiten, die vorzügliche Ernährung, die abwechslungsreiche Geselligkeit und vor allem die hohe Entlohnung, die sie dort erwarte. Das Wort «Konzentrationslager» gebrauchte er natürlich nicht – Der Erfolg blieb nicht aus, denn welche Arbeiterin eines Kriegsbetriebes zöge es nicht vor, anstatt schwere körperliche Arbeit unter schlechten Bedingungen zu leisten, einen so verlockenden Aufsichtsposten anzunehmen?! – Nach jeder solchen Reise des Schutzhaftlagerführers traten zwanzig und mehr junge Arbeiterinnen ihren neuen Beruf an.

Noch bevor sie ihre feldgrauen Aufseherinnenuniformen erhielten, kamen sie geschlossen zur Oberaufseherin. Die meisten waren einfach, eher ärmlich gekleidet und standen schüchtern, ganz beklommen, mit verlegenen Gesichtern im Büroraum; viele wussten nicht, wie sie ihre Hände halten sollten. Die Langefeld teilte ihnen mit, in welchem der Aufseherinnenhäuser sie wohnen würden, wo sie ihre Uniformen zu «fassen» hätten und wann der Dienst anfangen würde. – Dann beobachtete ich oft durchs Fenster, wie sie über den Lagerplatz gingen, sich gegenseitig anstießen und mit erschreckten Augen auf vorbeimarschierende Häftlinge starrten. – Bei manchen trat bereits eine entscheidende Wandlung ein, nachdem sie «eingekleidet» waren. In Stulpenstiefeln liess es sich schon ganz anders auftreten; dann das Krätzchen schief aufs Ohr gesetzt, und schon war ein gewisses Selbstbewusstsein da.

Jede «Neue» wurde einer erfahrenen alten Aufseherin zugeteilt und musste morgens mit den Arbeitskolonnen ausrücken. In den ersten Tagen ihrer Aufseherinnenexistenz ereignete sich bei der Hälfte dieser Frauen das gleiche: Sie kamen weinend in das Dienstzimmer der Oberaufseherin und verlangten, sofort entlassen zu werden. Dort machte man ihnen klar, dass nur der Schutzhaftlagerführer oder der Kommandant sie von ihrer Arbeit entbinden könne. Aber wenige wagten diesen Schritt. Die Furcht, zu einem Offizier zu gehen, der sie vielleicht anschnauzen würde, hielt sie zurück. Natürlich war es bei vielen auch die Vorstellung, in die Fabrik zurückkehren zu müssen und sich dort zu blamieren, und selbstverständlich auch die Verlockung dieses

zwar unangenehmen, aber doch wenig anstrengenden Berufes mit einer ungewöhnlich guten Bezahlung.

Der Kommandant und der Schutzhaftlagerführer weihen die neuen Aufseherinnen in ihre Pflichten ein. Es wurden ihnen die Häftlinge als minderwertige verkommene Frauen geschildert, gegen die sie nun mit aller Schärfe vorzugehen hätten. Natürlich unterstrich man gebührend die Wichtigkeit ihres neuen Amtes, sparte nicht mit Warnungen, die Dienstvorschriften einzuhalten, und drohte vor allem mit Strafen für jeden privaten Kontakt mit diesem Abschaum der Menschheit, den Konzentrationslagerhäftlingen. Alle paar Tage fanden neue Aufseherinnenappelle statt, in denen ihnen Strenge und nochmals Strenge gepredigt wurde. – Ihre tägliche Gesellschaft waren von nun ab die kommandierenden, keifenden, prügelnden Aufseherinnen, nicht selten auch noch ebensolche «Anweisungshäftlinge» und die meist schmutzigen, böse und feindlich dreinblickenden oder verächtlich kriecherischen Häftlinge. – In ihrer Freizeit pflegten die neuen Aufseherinnen Geselligkeit mit den SS-Leuten von der Wache. Bald merkten sie, dass die Brutalen unter ihnen ganz besondere Erfolge bei den Männern hatten, vor denen sie sich mit ihren Heldentaten brüsteten. Und bis auf ganz vereinzelte, die neben persönlichem Mut auch über moralischen Widerstand verfügten und es bei der Lagerleitung durchsetzten, noch vor der nach drei Monaten stattfindenden «Dienstverpflichtung» wieder entlassen zu werden, konnte man das traurige Schauspiel erleben, wie diese Fabrikarbeiterinnen schon nach vierzehn Tagen kommandierten, als seien sie auf einem Kasemenhof aufgewachsen, und bald, genauso wie die Alten, mit Meldungen drohten und Fäusten schlugen.

Es gab auch Fälle, dass man Frauen von irgendeinem Arbeitsamt aus nach Ravensbrück als Aufseherinnen vermittelte. Das geschah meist, wenn jemand sich ein- oder zweimal geweigert hatte, die zugewiesene Stelle anzunehmen, so dass die Betreffende bei einer neuerlichen Ablehnung mit Verhaftung rechnen konnte. Auch dabei verschwieg man das Wort «Konzentrationslager», und das Entsetzen dieser Menschen, wenn sie in Ravensbrück ankamen, war erschütternd.

Die Beziehungen zwischen der Oberaufseherin Langefeld und dem Kommandanten, dem Schutzhaftlagerführer und dem neuernannten «Arbeitseinsatzführer» Dittmann wurden immer gespannter. Beide Seiten sammelten eifrig gegeneinander Belastungsmaterial. Die Langefeld wusste von unzähligen Korruptions- und Diebstahlsangelegenheiten der gesamten SS-Obrigkeit, und jene, so schien es mir damals, versuchten zu beweisen, dass die Oberaufseherin ihrem Amt nicht gewachsen war. Es wurde ihr nachgewiesen, dass die «Lagerbestandsziffer» falsch sei, die Zählappelle nicht stimmten u.a.m. Der vorgeschickte Beobachter im Auftrage des Kommandanten war der Gestapomann Ramdor. Sein aus Häftlingen bestehender Spitzelapparat wuchs von Woche zu Woche. Er steckte Frauen ohne irgendeine Meldung in den Bunker, prügelte sie, begoss sie mit Wasser und liess sie hungern, um irgendwelche Aussagen zu erpressen. Der Name Ramdor genügte, um die Frauen zittern zu machen. Er spürte nach politischem Agitationsmaterial, er durchwühlte die Schränke und Strohsäcke; man munkelte, er suche nach einem geheimen Radioempfänger.

Im Winter 1942/43 glückte zwei Polinnen die Flucht aus Ravensbrück. Beide hatten nachts in der Küche gearbeitet und morgens gegen 3 Uhr 30 Essenkübel auf ein Lastauto geladen, das zu irgendeiner Aussenstelle des Lagers fuhr. Wahrscheinlich war der Chauffeur in diesen Fluchtplan eingeweiht. Die Frauen kletterten auf das Auto, und hinter den Kübeln versteckt passierten sie ungesehen das Lagertor. – Unterwegs sprangen sie vom Lastauto und erreichten den Frühzug nach Berlin. Als ihr Fehlen beim Zählappell bemerkt wurde, waren sie über alle Berge. – Eine von ihnen wurde nach über einem Jahr wieder verhaftet und ins Lager zurückgebracht. Die andere, erzählte man, sei beim Versuch, über eine Grenze zu entkommen, niedergeschossen worden.

Bei den immer zahlreicher werdenden Aussenkommandos und den vielen Häftlingskolonnen, die auf den mecklenburgischen Gütern arbeiteten, flohen im Herbst und Winter 1942 elf oder zwölf Häftlinge, und es gelang der SS nicht, sie wieder einzufangen. Deren Karteikarten steckte ich mit besonderer Freude unter die Rubrik «Geflohene». Doch es musste ein Schuldiger für einen solchen Missstand gefunden werden, und das war selbstverständlich die Oberaufseherin Langefeld.

Man warf ihr vor, die den Kolonnen zugeteilten Aufseherinnen falsch ausgewählt zu haben.

Die Langefeld benutzte jede Gelegenheit, um mit «alten» Politischen zu sprechen. Mit der Österreicherin Rosi Jochmann, der Deutschen Maria Fischer und der Polin Helene Korewa führte sie lange Unterhaltungen. Bei der Besetzung neuer Blockältestenposten wählte die Langefeld nach den Vorschlägen, die ihr die Politischen machten. Natürlich blieb alles das den Spitzeln Ramdors nicht unbekannt.

Zwei Politische, Anni Rudroff, die als Blockälteste arbeitete, und Emmi Ambrosova aus der Häftlingskantine, bekamen vom Hauptsturmführer Dittmann eine «Meldung». Die eine, weil sie für einen Transport Häftlinge, der zu einer Munitionsfabrik ging, nicht rechtzeitig neue Häftlingsnummernbesorgt hatte, die andere, weil sie auf einem Öfchen in der Kantine Tee gewärmt hatte. Auf eine Meldung dieses Dittmann gab es unbedingt Strafblock. Ich redete auf die Oberaufseherin ein, bewies ihr die völlige Unschuld der beiden und bat, sie möchte Schritte unternehmen, um die Meldungen rückgängig zu machen. Die Langefeld wagte es nicht, und die Meldungen gingen weiter zum Kommandanten. Nach einigen Wochen erfolgte für beide die Strafe von je einem halben Jahr Strafblock. Aber trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf, sondern versuchte, die Langefeld zu einer Intervention beim Kommandanten zu bewegen. In ihrer Unschlüssigkeit steckte die Oberaufseherin die beiden Strafverfügungen in den Schreibtisch und schickte Anni Rudroff und Emmi Ambrosova anstatt in den Strafblock zurück in die Wohnbaracke. Alle paar Tage erinnerte ich die Langefeld an den versprochenen Gang zum Lagerkommandanten, aber sie schob ihn von Woche zu Woche hinaus.

Es war im Vorfrühling 1943. Auf einem Zettel von der «Politischen Abteilung» hatte man zehn Polinnen mit den Häftlingsnummernum 7000 und 11 000 bestellt. Ich wusste, es waren zum Tode Verurteilte. Sie wurden durch eine Lagerläuferin vom Block geholt. Ich sass an der Schreibmaschine und blickte gespannt durchs Fenster, wo sie von der zweiten Lagerstrasse her zwischen Zellenbau und Block 1 gleich auftauchen mussten. – Da kamen sie, und zwei von ihnen gingen an

Krücken. Die Langefeld sass von mir abgewandt am Schreibtisch. Ohne Überlegung stiess ich hervor: «Frau Oberaufseherin, man erschiess die ‚Operierten‘! Dort kommen sie!!» – Sie sprang auf, blickte zum Fenster hinaus, nahm im selben Moment den Telefonhörer ab und verlangte den Lagerkommandanten: «Sturmbannführer, liegt eine Bestätigung von Berlin vor, dass an den ‚Kaninchen‘ das Urteil zu vollstrecken ist?» – Welche Antwort er gab, weiss ich nicht. Die Langefeld sagte zu mir: «Gehen Sie hinaus, und schicken Sie die beiden Operierten in den Block zurück.» Dieser Anruf rettete diesen das Leben.

Mitte April sperrte Ramdor drei «alte» Politische, Rosi Jochmann, Maria Fischer und Maria Schwarz, in den Zellenbau. Zur gleichen Zeit holte man die Lagerläuferin Marianne Scharinger zur Kommandantur und verhörte sie stundenlang. Marianne Scharinger hatte die Gestapo als Assistentin eines Arztes wegen Abtreibungen verhaftet. Dieses Delikt galt als kriminell. – Marianne Scharinger konnte anscheinend den Drohungen in der Kommandantur nicht standhalten und machte belastende Aussagen gegen die Langefeld.

Am Vormittag des 20. April hatte die Oberaufseherin Langefeld nach einem Telefongespräch mit der Kommandantur das Büro verlassen. Ich sass allein im Zimmer. Da bemerkte ich, wie über den menschenleeren Lagerplatz vom Revier her Milena auf die Schreibstubenbaracke zukam. Was machte sie während der Arbeitszeit auf der Lagerstrasse? Was wollte sie ausgerechnet in der Schreibstube? Es konnte nur etwas Schlimmes geschehen sein, dass sie mich augenblicklich zu sprechen wünschte. Ich lief ihr entgegen in den Korridor: «Was ist denn passiert, Milena?!» – «Gar nichts, aber es war mir plötzlich so bange um dich, ich musste nachsehen, wie es dir geht.» – «Bitte, Milena, lauf zurück, ich habe Angst, man wird dich hier sehen!» – Und als sie eben zögernd zur Tür hinausgehen wollte, bogen um die Ecke der Baracke, vom Lagertor kommend, Gestapomann Ramdor und die Aufseherin Löffler, seine Sekretärin. «Um Gottes willen, mach, dass du ins Büro zurückkommst!» Ich stürzte ins Zimmer, und noch bevor ich mich an die Maschine setzen konnte, ging die Tür mit einem Ruck auf: «Kommen Sie sofort mit!» befahl Ramdor. – Als ich zwischen der Aufseherin Löffler und Ramdor auf den Lagerplatz

hinaustrat, stand, nur ein paar Meter von der Tür entfernt, unbeweglich mit fassungslosem Gesicht Milena.

Man führte mich in den «Zellenbau». In einem Vorraum durchsuchte Ramdor meine Schürzentaschen. Ich fragte: «Warum sperrt man mich in den ‚Bunker‘?» – «Das wagen Sie auch noch zu fragen?! Sie, die Sie systematisch Meldungen unterschlagen und Kassiber vernichtet haben! Wo sind die Strafverfügungen der Rudroff und Ambrosowa geblieben? Wir sind hinter Ihre Schliche gekommen! Geheime Aktenzeichen haben Sie sich gemacht und fortgesetzt kommunistische Agitation betrieben!» – Ich wollte beginnen, mich zu verteidigen, aber Ramdor schnitt mir das Wort ab: «Das ist noch lange nicht alles! Ich lasse Ihnen Zeit genug, sich in der Zelle zu überlegen, ob Sie lügen wollen oder nicht!»

Die Löffler übergab mich der Binz, das war die Aufseherin des «Zellenbaus». Die Kalfaktorin, eine Bibelforscherin, wurde gerufen, ich musste mich ausziehen und erhielt ein Hemd, eine dünne Hose, ein Sommerkleid mit kurzen Ärmeln, Strümpfe und ein Handtuch. Die Schuhe wurden weggenommen. Dann brachte mich die Binz durch einen Korridor, über eine Eisentreppe hinunter in eine Zelle des Erdgeschosses. Noch bevor ich mich orientieren konnte, schlug die Tür zu, und es war völlig dunkel. Beim Vorwärtstasten stiess ich gegen einen Schemel, der am Fussboden festgeschraubt war. – Da sass ich, und meine Augen suchten nach etwas Licht. Bei der Türritze, am Fussboden, war ein schwacher Schimmer. Die Erregung liess mich nicht lange stillsitzen. Sehr schnell weiss man im Dunkeln Bescheid: dem festgeschraubten Schemel gegenüber ein kleiner Klapp Tisch, an der gegenüberliegenden Wand ein angeschlossenes Holzbrett, die Pritsche, in der linken Ecke bei der Tür das Wasserklosett, daneben die Wasserleitung und rechts an der Tür kalte Zentralheizungsrohre. Der Tür gegenüber, ganz oben an der Wand, ein kleines, durch Rolljalousien licht- und luftdicht verschlossenes Fenster. Die Zelle war 4½ Schritte lang und 2½ Schritte breit. Ich lief erst vorsichtig, um nicht mit dem Schienbein gegen den Schemel zu stossen, dann aber immer sicherer hin und her, hin und her. – Ramdor irrt sich, wenn er glaubt, mich kleinzukriegen! Mit Dunkelheit? Ob er mich hungern lässt? Wie dumm, dass ich heute früh nicht alles Brot aufgegessen habe. Was

meint er bloss mit «geheimen Aktenzeichen»? – Ob er mich prügeln wird? – Alle Schrecken des «Zellenbaus» fielen mir ein. Die Totgeschlagenen, die Verhungerten, die irrsinnig Gewordenen. – Nein, draussen ist doch Milena, die darf ich nicht allein lassen im Lager. Wer würde für sie sorgen, wenn wieder ihr Fieber beginnt? Wenn es nur jetzt nicht gerade schlimmer wird mit ihr. Eine entsetzliche Angst ergriff mich, dass sie sterben müsste. – Ich hörte ihre Stimme, wenn sie abends auf dem Strohsack schluchzte: «Ach, wenn ich doch tot sein könnte, ohne sterben zu müssen ... Lass mich nicht allein wie einen Hund verrecken ...» – Solange ich neben ihr war und sie trösten konnte, glaubte ich selbst, dass sie die Freiheit erleben und wieder ganz gesund werden könnte. Aber hier in der Finsternis der Zelle wurde ich plötzlich hellsichtig, ich wusste, dass sie verloren war.

Plötzlich knipste man von aussen Licht an; ich blinzelte und sah im «Spion» ein Auge mit rotblonden Wimpern. Nur einen Augenblick, dann wurde es wieder dunkel, und Männerschritte entfernten sich. – Das war Ramdor, der seinen neuen Fang betrachtete. – Hund, infamer, der weidet sich an dem Anblick seiner Opfer! In einem Ausbruch von Hass lief ich singend in der Zelle hin und her. Der «Bunker» war ein rechteckiger Betonbau mit ungefähr hundert Zellen zu ebener Erde und in der ersten Etage, die an beiden Längsmauern lagen. Die Mitte des Gebäudes bildete ein geräumiger «Lichthof», um den in der ersten Etage vor den Zellentüren eine Eisengalerie lief. An den langgestreckten «Zellenbau» war eine Art Eingangsflügel gebaut, mit dem Raum für die Aufseherin, einem Zimmer, in dem verhört wurde, und der Zelle mit dem Bock, wo man jeden Freitag die Prügelstrafe austeilte. Ausserdem befand sich dort ein Brausebad. Den hintersten Teil des «Bunkers» aber trennte eine Mauer ab, die nur im Erdgeschoss mit einer kleinen Tür versehen war. Dort lebten die sogenannten «Sonderhäftlinge». Das waren Männer und Frauen, die von der Gestapo als Geiseln, als Sippenhäftlinge oder aus den eigenen nationalsozialistischen Reihen verhaftet worden waren und unter günstigeren Bedingungen, aber in Zellenhaft, dort lebten. Sie erhielten bessere Verpflegung als die KZler im Lager – von den übrigen Bunkerinsassen ganz

zu schweigen –, hatten auf einem kleinen Gefängnishof hinter dem Zellenbau ihren regelmäßigen Spaziergang und wurden von den Aufseherinnen menschlich behandelt.

Dunkelarrest

Nach einigen Stunden erregtem Auf und Ab in der Dunkelheit versuchte ich, die unzähligen Geräusche vor der Eisentür zu unterscheiden. Die fluchende Stimme der Binz, durchdringendes Weinen, Hundegebell, dann wieder Männerstimmen und lautes Lachen. Wie in einem Schwimmbad hallte jedes Wort da draussen. Die Klappen an den Zellentüren wurden geöffnet, ich klemmte das Auge gegen den «Spion», konnte aber nur einen schmalen Spalt Helle sehen. Der bekannte Geruch nach Lagersuppe drang zur Tür herein. Also musste es schon Abend sein! Aluminiumschüsseln klapperten, Schritte gingen vorüber, dann klang ein jammerndes «Frau Aufseherin!...», und es wurde langsam still. – Ob es jetzt schon Nacht war? Die nackten Arme bekamen vor Kälte Gänsehaut. Ich schlug sie mir warm wie ein Droschkenkutscher. – Da klang ganz von ferne der Gesang einer Häftlingskolonne: «Kamerad, wo bist du? In der Heimat küsst du! Und mich aber, aber lässt du so allein ...» – Die draussen kamen von der Arbeit zurück, die Glücklichen! Jetzt wusste ich, dass noch Stunden vergehen würden bis zum Beginn der ersten Nacht im Bunker, und wie entsetzlich lange Zeit bis zum nächsten Morgen! Gedämpft vernahm man die Lagersirene; noch einmal ging für einen Moment das Licht an, und das Auge der Binz erschien im «Spion». Sie drehte den Schlüssel in der Eisentür, aber nicht um zu öffnen, wie ich erwartete, sondern zum «Einschluss» für die Nacht. Dann verschwand auch der schwache Schimmer Helle an der Türritze. Man hatte mir weder die Pritsche heruntergelassen noch eine lumpige Decke gegeben.

Der Kampf gegen Kälte, Müdigkeit und Hunger begann. Nur einen Moment sich auf den Schemel niedersetzen, die Beine an den Körper ziehen, die nackten Arme dazwischenpressen, um sie etwas zu erwärmen; den Kopf auf die Knie legen, nur ein wenig schlafen. Du zuckst, verlierst das Gleichgewicht und springst auf, um von Neuem zu lau-

fen: vier Schritte hin, vier zurück, hin, zurück, hin, zurück... Am besten setzt man sich auf die Erde, lehnt den Rücken gegen die Wand. Ach, die ist feucht und kalt, es geht einem durch Mark und Bein! – Das Handtuch um den Kopf gewickelt und wie ein Hund zusammengerollt, versuchte ich auf dem Fussboden zu liegen. Wenn nur die nackten Arme nicht wären! – Da kam mir ein rettender Gedanke. Hinter dem Klosett steckte ein Päckchen Zeitungspapier; ich ertastete es und breitete es sorgfältig auf den Boden. Darauf wurden die Schulter und der eine Arm gebettet. – Ja, es war wirklich etwas wärmer...

Man glaubt nicht, dass eine solche Nacht je enden könnte, und fast getröstet vernahm ich das Heulen der vertrauten Lagersirene und dann die ersten Geräusche vor der Zellentür.

Aber der folgende Tag unterschied sich durch nichts von dieser ersten Nacht. Nur einmal am Vormittag für fünf Minuten Licht, um die Zelle zu fegen, dann ununterbrochene Dunkelheit und Kälte. – Der Magen begann vor Hunger zu schmerzen. Und seltsam – die Zelle war nicht mehr dunkel. Vor den Augen tanzten helle Kugeln, manche ganz farbenprächtig, und ich sah mit Staunen, dass die Tür leuchtete, aber auch die Wände; ich drückte fest die Augenlider zu, und da war es noch heller. Schwärme von kleinen Sonnen flogen in unaufhaltsamem Zug vorüber. – Einmal auch an diesem Tag nahten Männerschritte. Ich sprang vom Boden auf und ging langsam, den Rücken der Zellentür zugewandt, durch den Raum. Ramdor, dieses Untier, sollte mein Gesicht nicht sehen. Das Licht ging an, die Klappe fiel herunter, und Ramdor fragte: «Na, wie geht es Ihnen? Haben Sie sich Ihre Aussagen überlegt?!» Ich schwieg. Mit einem höhnischen: «Ich kann warten!» schlug er die Klappe zu und schaltete das Licht aus. .

Wann wird er mich zum Verhör holen? Wahrscheinlich nachts. – Er kann mir doch nichts beweisen. – Ob die Langefeld sich für mich einsetzen wird? Aber wie kann sie denn? Jede Beschuldigung gegen mich belastete sie doppelt, denn es geschah ja alles in ihrem Büro unter ihren Augen. – Eine Weile vergass ich Hunger und Kälte. Aber dann roch es durch die Tür nach Kohlrüben, und mein Mund füllte sich mit Speichel. Ich kroch in die Ecke zwischen Wand und Klosett, dort schien es am wärmsten zu sein, und zog das Kleid über die Schultern.

Jedesmal, wenn Schritte auf den Fliesen hallten, sprang ich auf und begann den Marsch durch die Zelle.

In der zweiten Nacht kamen die Träume. Berge von Brotlaiben lagen aufgestapelt an den Wänden, und ich griff danach, um erschreckt zu erwachen. Ich beugte mich über eine Hundeschüssel voller Makkaroni, wollte wie ein Tier zu fressen beginnen und stiess mit dem Kopf gegen das Klosett. – Dann raffte ich mich wieder auf und lief, bis das Herz in den Fingern schlug; ging zur Wasserleitung und trank gierig. Das half für eine Weile ... Schon am dritten Tag war der quälende Hunger vorüber, aber der Wunsch nach Wärme übermächtig. Wieder ging pünktlich am Vormittag das Licht an, und die Bibelforscherin mit ausdruckslosem, blutleerem Gesicht und leidend herabgezogenen Mundwinkeln, als habe sie eine Mitleidsmaske vorgebunden, reichte stumm Besen und Schaufel herein. Sie schien mir ein körperloses Wesen dieses grauensvollen Hauses zu sein. «Bitte gib mir mehr Papier!» Sie flüsterte «ja», schloss schnell die Tür und löschte das Licht, als fürchte sie, ich könnte mehr Bitten aussprechen, sie vielleicht um ein Stückchen Brot anflehen. – Ja, die Bibelforscher waren korrekt in der Erfüllung ihrer KZ-Ämter. Ein Wagnis gingen sie nur im Interesse Jehovas ein, aber nicht für irgendeinen Mithäftling. Was hätte die SS auch sonst von ihnen denken müssen, wenn sie bei einer Verletzung ihrer KZ-Pflichten erwischt worden wären?!

Der Fussboden in der Ecke beim Klosett war mit Papier belegt, dort kauerte ich und verbarg mein Gesicht vor den Blicken durch den «Spion». Ich hatte aufgehört, die Tage und Nächte zu unterscheiden. Das Herz tickte ganz leise im Hals. Bitter war nur, dass die schimmernden Daunendecken, die auf dem Boden herumlagen, sich nicht heranziehen liessen, immer verschwanden, wenn ich die weiche Seide ergriff... Dann kamen Menschen in meine Zelle. Sie leuchteten wie phosphoreszierendes Holz, sie schienen den Boden nicht zu berühren, doch waren sie unendlich freundlich, beugten sich stumm zu mir und lächelten. Nie hatte ich solche Gesichter gesehen. Ich war ganz ruhig und glücklich; auch die Kälte war nicht mehr so arg. Nur mit dem Besen quälte sie mich. Ich verbarg das Gesicht und wünschte die Dunkelheit.

Dass es der Morgen des achten Tages war, erfuhr ich erst später.

Die Klappe fiel herunter, und die infame Stimme der Binz zeterte: «Na, wolln Sie sich Ihr Brot nicht holen?!» Ich ging schwankend zur Tür, auf der Klappe lag eine Ration Brot und stand ein Becher mit warmem Kaffee-Ersatz. Das Licht ging an, ich nahm ungläubig die Speisen und trug sie zum Klapptisch; das Licht erlosch, und ich umklammerte mit beiden Händen das duftende Brot.

Nach den sieben Hungertagen erhielt ich jeden vierten Tag das übliche Lageressen, an den drei anderen Tagen nur die Ration Brot. Es ist schwer zu sagen, was furchtbarer war, der absolute Hunger oder das immer am Rande des Verhungerns sein. Am Abend des achten Tages wurde die Pritsche heruntergelassen, und ich bekam zwei Decken, ein Laken und einen Bettbezug, aber keinen Strohsack. In der Gestapoverordnung heisst das: «Strenger Dunkelarrest mit hartem Lager.» Nach dem warmen Getränk und den ersten Krumen Brot erwachte mein Wille zum Leben. Es mag unglaublich klingen, ich wusch mich mit kaltem Wasser ab, und als ich einen Platz für das feuchte Handtuch suchte, war die Zentralheizung warm. Ich schmiegte mich daran. Einmal am Tag, nur für eine halbe Stunde, drehte man die Heizung auf.

Am Nachmittag führte mich die Aufseherin Binz aus der Zelle, befahl die Decke mitzunehmen, und eine atemlose Minute lang hoffte ich, freigelassen zu werden. Aber nein, es ging die Eisentreppe hinauf und die gegenüberliegende Galerie in der ersten Etage entlang bis zur letzten Zelle. Sie schien mir nicht ganz so dunkel, die Spalte zwischen Fussboden und Tür war breiter, auch roch es weniger dumpf nach Kellerverlies als in der zu ebener Erde. Während der wenigen Schritte von einer Zelle zur anderen hatte im Lichthof des «Bunkers» die Sonne geschienen, richtige helle Maisonnette. Da draussen wurde es Frühling, alles Leben freute sich an der wärmenden Sonne. Hinter fast allen hundert Eisentüren des «Zellenbaus» aber sassen Frauen und Männer Wochen hindurch in tiefem Dunkel, hungernd und frierend. Da hatte man eine junge Russin eingeliefert. Wegen Diebstahls. Sie schrie stundenlang durchdringend: «Boshe moj! Oh, Boshe moj! Mein Gott, o mein Gott!» und schlug mit den Füßen gegen die Eisentür, dass es durch den Betonbau dröhnte. Von Zeit zu Zeit marschierte die Binz zu ihrer

Zelle, schloss auf, prügelte sie, liess sie von einem Hund beißen oder begoss sie mit Wasser. Dann hörte man eine Weile nur leises Wimmern, das aber schon nach Kurzem in das herzerreissende Wehgeschrei: «Boshe moj! Oh, Boshe moj!» ... überging. Zuerst lag ich am Boden, das Ohr gegen die Türritzen gepresst, um alles genau zu hören. Nach einer Weile wurde dieses monotone Heulen, das kaum noch menschlichen Lauten glich, unerträglich. Ich drückte die Fingerspitzen in die Ohren, aber der Schrei war so durchdringend, als spüre man ihn auf der Haut. Sie ermattete erst nach Stunden. An solchen Menschen, wie dieser jungen Russin, liess die Aufseherin Binz ihre ganze Bestialität aus. Wenn sie morgens ihren Rundgang machte und ein solches Wesen hatte seine Decke nicht nach Vorschrift gefaltet und ans Ende der Pritsche gelegt – das musste alles in tiefem Dunkel geschehen –, oder lag vielleicht vor Schwäche schlafend am Boden, so setzte es Backpfeifen, drei Tage Kost und Deckenentzug mit angeschlossener Pritsche. Es gab Frauen, die kamen überhaupt nicht aus den Strafen heraus, und das bedeutete das sichere Ende.

Als ich schon einige Wochen Insasse des «Bunkers» war und mein Wahrnehmungsvermögen sich hauptsächlich auf das Gehör beschränkte, lernte ich die Stimmen vieler Insassen unterscheiden, kannte genau die Schritte der Aufseherin und Ramdors und wusste, vor welcher Zelle sie haltmachten. Der Schrecken des Zellenbaus war der Freitag mit dem Strafvollzug. Da wurden die zu Stockhieben Verurteilten aus den Zellen geschleift, und vom Lager führte man solche herein, die wegen «Verkehrs mit Ausländern» nicht nur die Haare abrasiert, sondern auch Prügel bekamen. Die «Untersuchungshäftlinge», solche wie ich, konnten an jedem Freitag damit rechnen, zum «Strafvollzug» geholt zu werden.

Ramdor holte mich nachts zum Verhör, aber da war nicht mehr die Rede von unterschlagenen Meldungen, verschwundenen Kassibern, wie bei meiner Einlieferung, sondern es drehte sich um Privatgespräche, die ich mit der Oberaufseherin Langefeld führte, und um eine Spionageorganisation gegen den Lagerkommandanten Suhren und Schutzhaftlagerführer Bräuning, die ich im Auftrage der Langefeld organisiert haben sollte, und um kommunistische Agitation. Bei einem

Verhör sagte Ramdor: «Ich habe fünf Todesurteile beantragt. Die werden aber nicht durch Erschiessen vollstreckt, sondern als abschreckendes Beispiel auf der Lagerstrasse durch Erhängen!» Schon nach dem ersten Verhör war mir klar, dass die Langefeld verhaftet sein musste. Ich fragte einige Male die Bibelforscherin, wenn sie den Besen brachte, und endlich bestätigte sie scheu, dass die Oberaufseherin nicht mehr im Amt sei.

In meinem neuen Verlies hatte ich eine Nachbarin, die auf Klopfen antwortete. Das war Betty Schneider, eine Asoziale. Sowohl die Wände als auch der Fussboden des «Bunkers» eigneten sich vorzüglich zu Gesprächen von Zelle zu Zelle. Die Unterhaltung fand auf folgende Weise statt: Man wartete ab, bis vor den Zellentüren Ruhe eintrat, bis sich die Schritte der Aufseherin entfernten hatten. Dann hockte man sich in die Ecke beim Fenster und klopfte. Zu Beginn musste man sich auf eine bestimmte Stelle an der Wand einigen. Sprach der Nachbar, so presste man das Ohr oder zur Lautverstärkung den Aluminiumbecher fest an die Wand, um zu hören. Die eigenen Worte wurden unmittelbar gegen die Wand gesprochen. In kurzer Zeit beherrschte man völlig den Rhythmus des Sprechens und Hörens. Mein Unterhaltungsstoff mit Betty Schneider war nicht sehr reichhaltig. Sie bot mir zwar am ersten Tage schon an, Nachrichten an andere Zellen weiterzuvermitteln, aber ich traute ihr nicht, denn ich kannte meine Asozialen. Betty lag in Dunkelarrest, weil sie Beziehungen zu Männerhäftlingen aufgenommen hatte.

Eine Kolonne von Frauen musste bei der Mauer, die zum Männerlager führte, «Splittergräben» ausheben. Auf der anderen Seite aber arbeiteten zur gleichen Zeit Männerhäftlinge. In die trennende Mauer war ein Loch geschlagen worden, durch das man den auf Loren geladenen Sand abtransportierte. In Kürze herrschte zwischen den Männern und Frauen ein reger Austausch von Kassibern und Lebensmitteln. Es wurde behauptet, dass man an einem Sonnabend bei Arbeitschluss eine Asoziale in eine der Loren geladen, sie sorgfältig mit Säcken zugedeckt und durch das Loch in der Mauer hinüber zum Männerlager geschoben habe. Dort sei sie dann bis Montag früh vor dem Zählappell geblieben, da damals die Appelle am Samstagabend und

am Sonntag vorübergehend abgeschafft worden waren. Sicher hat der Neid den Mitwisserrinnen unter den Asozialen keine Ruhe gelassen, und die ganze Geschichte wurde denunziert.

Von Betty Schneider wollte Ramdor noch andere Aussagen erpressen. In die Kürschnerei des Männer- und Frauenlagers kamen waggonweise Pelze, die für Uniformen verarbeitet wurden. Ihre ehemaligen Besitzer hatte man im Gas ermordet. In diesen Mänteln fanden Häftlinge die letzte Habe der verschleppten Menschen, Geld, Schmucksachen und Gold. Trotz strengster Weisung, alles abzuliefern, war eine Zeitlang das Lager voller Ringe und anderer Wertgegenstände. Einige Männerhäftlinge hatten über die Bewachungssoldaten versucht, diese Wertgegenstände nach draussen zu verschieben. Sie wurden verraten, und Betty Schneider wurde als Mitwisserrin denunziert.

Die Tage im Bunker vergingen. Auch in der Dunkelheit muss jede Stunde durchlebt werden. Das Brot war morgens ausgeteilt worden, sorgfältig in drei Teile gebrochen: für den Morgen, das Mittag- und das Abendessen. Betty klopfte. Ich lief zur Ecke, aber sie war nicht an der Wand. Ich lauschte. Sie pochte gegen den Fussboden. Ich legte das Ohr auf die Dielen und hörte zu meiner Verwunderung eine deutliche Männerstimme: «Betty, wie hast du geschlafen?» – Und dann Bettys Antwort: «Danke, Karl! Gut! Aber hungrig bin ich schrecklich. Es ist erst der zweite Tag heute.» «Betty, jetzt ist es ganz still, die Binz frühstückt. Willst du uns nicht ein Lied vorsingen?!» – «Gem!» Und Betty sang: «Karelchen, du liebes Karelchen ...» Das hatte sie umgedichtet für den Karl da unten in der Zelle, denn eigentlich hiess es «Peterle, du liebes Peterle ...»

Karl kannte nicht die Betty und Betty nicht den Karl. In jeder stillen Minute im Zellenbau klopfen die beiden miteinander. Da erzählte die Betty dem Karl, aus welcher Stadt sie sei, von ihrer Kindheit und dann von ihren Erfolgen bei den Männern, und Karl fragte: «Betty, wie siehst du eigentlich aus? Bist du gross?» – Und die Antwort: «Ja, gross und sehr schlank.» – «Bist du blond?» – «Ja, blonde Locken und blaue Augen.» Ich kannte Betty von Block 2. Sie war klein und zierlich, hatte braune Augen und dunkle Haare. Ein wirklich hübsches Mädchen. Aber nun musste sie so sein, wie Karl sie wünschte. In Karls Zelle la-

gen noch zwei andere Männer. Der eine hiess Robert. Alle drei erwarteten ein Todesurteil wegen «Diebstahls an Wehrmachtsgut».

«Hast du mich wirklich lieb, Karl?» fragte Betty zärtlich. Und Karl, der mit einem Fuss auf dem Klapp Tisch seiner Zelle balancierte und sich ans Fenster klammerte, um nahe der Decke sprechen zu können, beteuerte, nur sie zu lieben. – «Karl, wenn wir rauskommen, wirst du bei mir wohnen. Ich habe ein hübsches Zimmer. Und dann sind wir abends beieinander, die Tischlampe brennt, ich habe meinen rosa Pyjama an; du sitzt neben mir auf der Couch ...» Es polterte, und Karl sprang mit einem Satz von seinem Horchposten. Der Aufseher der Männer nahte.

An einem Sonntagabend klangen aus vielen Zellen sehnsüchtige Lieder, slawische, deutsche und französische. Eine feuerte die andere an, noch hingebungsvoller zu singen. Mir war, als hätte ich die Stimme der Eva Busch gehört. Weshalb aber mochte sie in den Zellenbau gekommen sein? Was war passiert? Ich vermutete die Aufseherin Binz weit fort, legte den Mund an den Türspalt und rief hinaus in den Lichthof: «Eva! Eva!» Kurz darauf kam schon Antwort: «Grete!» – «Was ist mit dir?» Und jammernd tönte es zurück: «Ich komme nie wieder heraus! Es ist ganz furchtbar! Wie soll ich das überleben!» Ich versuchte sie zu trösten und erzählte ihr, dass ich mir vorkäme wie ein Affe im Käfig, der immer am Gitter hockt und auf Futter lauert. Kaum hatte ich den Satz ausgesprochen, vernahm ich, wie irgendwo fluchend eine Zelle aufgeschlossen wurde, und hörte die bittende Stimme der Eva Busch. Um Gottes willen, die Binz! Gerade hatte die Bibelforscherin Kaffee hereingetragen, als plötzlich das Licht anging, die Binz zu mir in die Zelle stürzte, den Aluminiumbecher ergriff und den Kaffee in die Wasserleitung kippte: «Affen brauchen keinen Kaffee! Drei Tage Kost- und Deckenentzug!» Das war bitter! Und ich war schuld an den drei Tagen der Eva Busch.

Da lag ich eben mal wieder drei Nächte in meiner Klosettecke, und die Sinne begannen langsam zu schwinden. Viel früher als bei dem ersten Essensentzug trat diesmal fast völlige Besinnungslosigkeit ein. Am dritten Tage hatte ich mit Mühe die Kraft, mich aufzuraffen, als früh am Morgen, vor der üblichen Zeit des Brotausteilens, die Klappe

an der Tür aufging und eine aufgeregte Stimme flüsterte: «Grete, komm ganz schnell her, ich bringe dir etwas von Milena!» Da kroch ich auf allen vieren das Stück zur Tür, tastete mich hoch, und die Belforscherin zog zitternd aus ihrem Kleiderausschnitt ein kleines, zerdrücktes Paket: «Nimm schnell, Milena grüsst dich tausendmal. Aber verstecke es um Gottes willen!» Die Klappe fiel zu, ich kauerte auf der Erde, und die Tränen flossen mir über das Gesicht. Milena hatte mich nicht vergessen. Sie schickte mir eine Handvoll Zucker, Brot und zwei Buchteln aus ihrem Paket von zu Hause.

Bei einem neuen Verhör erklärte mir Ramdor, er habe mein fortgesetztes Leugnen satt und werde einen Antrag stellen für meinen Abtransport nach Auschwitz mit dem Vermerk «Rücktransport unerwünscht». Das mit dem Todesurteil hatte ich für eine der üblichen Methoden gehalten, um ein Geständnis zu erpressen. Aber «Transport nach Auschwitz»?! Das war sehr möglich. Und in der dunklen Zelle fiel mir alles ein, was damals Rosi Hahn von Auschwitz erzählt hatte. Mir schien, als dringe ein Geruch nach verbranntem Fleisch durch die Ritzen des Zellenfensters. Sollte die Angst vor Auschwitz mir das nur vortäuschen? Ich klopfte nach Betty: «Sag mal, spürst du in deiner Zelle auch so einen stinkenden Rauch?» – «Aber natürlich! Weisst du denn nicht, dass hinter dem Zellenbau das neue Krematorium angefangen hat zu arbeiten?!» Seit über zwei Monaten war ich in Dunkelarrest und kannte nicht die neuen Errungenschaften von Ravensbrück.

Jeden vierten Tag, wenn es zum Mittag einen halben Liter Kohlrüben oder Dörrgemüse mit sechs Pellkartoffeln gab, nahm ich unter Aufbietung aller Energie drei Pellkartoffeln fort und steckte sie zwischen die Röhren der Zentralheizung, da es dort am kühlfesten war und sie sich am längsten frisch hielten, um während der drei Hungertage täglich eine Kartoffel verspeisen zu können; selbstverständlich mit der Schale und allem Schmutz, denn im Dunkeln konnte man sowieso nichts unterscheiden. Ja, die Gedanken an Essen nehmen einen sehr breiten Raum ein, wenn man hungern muss. Sonst lebte ich meist in der Vergangenheit, in Gedichten und Liedern. Deklamierend marschierte ich vier Schritte hin, vier zurück. Es gab Tage mit fröhlichen Liedern und andere voller Wehmut. Gedanken an eine furchtbare Zu-

kunft, an Verhungern oder Zugrundegehen, wurden schnell weggeschoben. Stattdessen stellte ich mir eine herrliche Freiheit vor, in der die Sonne nie aufhörte zu scheinen. Sowie aber am Vormittag Besen und Schaufel hereingegeben worden waren und damit für kurze Zeit die Zelle hell wurde, stürzte ich mich auf das Klosettpapier, um zu lesen. Es war das in kleine Teile zerschnittene «Schwarze Korps». Ich setzte die Papierfetzen aneinander und suchte nach Neuigkeiten. Ein Artikel gab mir Optimismus für Tage, er lautete: «Ein Wunder geschah!» Er schilderte die verzweifelte Situation, in der sich der Alte Fritz nach der Niederlage von Leuthen befand, aber – o Wunder! – Elisabeth von Russland starb, und damit wandelte sich seine politische Lage augenblicklich zum Guten. Ein solcher Artikel im «Schwarzen Korps» schien mir ein sicheres Zeichen der nahenden Niederlage des nationalsozialistischen Deutschland.

Vor dem Zellenfenster lag ein kleiner Gefängnishof. Dort spazierten die Sonderhäftlinge und eingesperrte männliche und weibliche SS-Aufseher. Einmal rief eine Männerstimme zu irgendeiner Zelle hinauf: «Hast du schon das Neueste von Tunis gehört?!» Mehr konnte ich nicht verstehen. Ich klopfte Betty, aber sie wusste natürlich nichts, denn ihre Liebesbeziehung durch die Wand zu Karl hatte gerade die erste Trübung erlitten, das beschäftigte sie völlig. Sie schlug mir vor, die Männer in der Zelle unter mir zu fragen; bei denen sei vielleicht ein Politischer. Das tat ich dann. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Verbindung hergestellt worden war. Ich fragte: «Hast du Neuigkeiten von der afrikanischen Front gehört?!» Er antwortete: «Wie heisst du denn? – Wie alt bist du? – Aus welchem Block?» Nachdem ich seine Neugier befriedigt hatte, liess sein Interesse sofort nach. Ich hätte klüger daran getan, Bettys Methode anzuwenden. Aber mich interessierte Tunis, und die da unten waren an Frauen interessiert.

Betty verzehrte sich vor Eifersucht. Karl und die beiden anderen Männer waren nicht in Dunkelarrest, und da hatten sie sich, wenn die Sonderhäftlinge spazierend gingen, am Fenster hochgezogen und mit einer jungen Rumänin unterhalten. Ich hörte von aussen den Ruf: «Härr Karrälü» Danach Gespräche und Gelächter durchs Zellenfenster und

sogar Lieder. Abends tönte es zweistimmig zum Gefängnishof hinaus: «Gute Nacht, gut Nacht, gute Nacht! Schlafe wohl, liebes Kind. Gute Nacht! ... Wenn die Sterne am Himmel erscheinen, gute Nacht...» Ein heiteres «danke schön, Härr Karräl!» war die Antwort. Dann trommelte Betty mit den Fäusten auf den Fussboden und bedachte Karl mit einer Flut von Verwünschungen. Die schöne Harmonie war zerstört ...

Wieder eines Morgens, bevor noch der Zellenbau erwachte, wurde leise die Klappe an meiner Eisentür geöffnet, und die Bibelforscherin zog ein Päckchen aus dem Kleid. Atemlos, mit entstelltem Gesicht, flüsterte sie: «Grete, ich bitte dich, darf ich Milena sagen, dass du es nicht mehr wünschst, solche Päckchen zu bekommen, weil es zu gefährlich ist? Bitte, soll ich ihr das bestellen?!» Vor so viel erbärmlich zitternder Angst konnte ich nichts anderes sagen als: «Ja, ich verbiete Milena, weiterhin etwas zu schicken!»

Anfang Juli, ich war lange nicht beim Verhör gewesen, kamen vor-mittags die Aufseherin Binz und die Kalfaktorin mit einer Stehleiter in meine Zelle. Ich vermutete eine Durchsuchung, aber nein, die Roll-jalousien wurden hochgezogen, und es ward Licht. Ich weiss nicht mehr, ob ich gebetet oder geweint oder gesungen habe. Ich kletterte mit aller Anstrengung zum geöffneten Fenster hinauf. Einen Fuss gegen den Klapp Tisch gestützt, klemmte ich das Gesicht in den schmalen Fensterspalt. Ich spürte Sommerluft und sah über dem Rand der Lager-mauer Sonne, die auf den neuen Schornstein des Krematoriums schien, blauen Himmel und rechts vom Schornstein, ganz in der Feme, eine Kirchturmspitze. Bis meine Arme erlahmten, trank ich den An-blick von Sonne und Tageslicht und war berauscht vor Glück, leben zu dürfen.

An diesem Tage wurde mir nicht nur Licht geschenkt, die Zellentür ging auf, und mit verstörten, bleichen Gesichtern traten zwei Leidens-geossinnen ein: Maria Graf und Presserova. Das gequälte Herz war kaum fähig, so viel Freude zu ertragen. Ganz verzückt hing mein Blick an ihren Gesichtern, glücklich lauschte ich ihren lieben, vertrauten Stimmen. Durch ihre Gegenwart und ihre Schmerzen versanken im

Nu das Grauen, das ich selbst durchlitten hatte, und das geisterhafte Leben in einer phantastischen Vergangenheit. Der Tag bestand nicht mehr aus einsamen, dunklen, endlos gedehnten Stunden des Wartens. Beiden Kameraden drohte die Gefahr schwerer Lagerstrafen, und sie forderten meinen Rat und Trost.

Nachdem im Sommer 1942 die Bibelforscher die Arbeit verweigert hatten, wurde die Kolonne «Angorazucht» aus tschechischen und deutschen politischen Häftlingen gebildet. Zu diesen gehörten Maria Graf und Presserova. Die Transportarbeiten der Angorazucht erledigte ein Zivilarbeiter, der bei den Häftlingen der «kleine Kutscher» hiess, denn er war ungewöhnlich klein gewachsen. Dieser Kutscher muss nach der Schilderung aller eine Seele von Mensch gewesen sein. Es dauerte nicht lange, bis er den Häftlingen half, wo er nur konnte. «Linke» Briefe an die Angehörigen wurden geschmuggelt, ja, er liess sogar die geheimen Antworten an seine eigene Adresse in Fürstenberg schicken und erklärte sich bereit, dass man an ihn aus Prag Medikamente für eine an schwerer Anämie leidende Tschechin schickte. Ich habe vergessen, durch wen die Häftlinge der «Angorazucht» und der «kleine Kutscher» verraten wurden. Alle kamen in den «Bunker», auch die kranke Tschechin, der «kleine Kutscher», seine Frau und seine Tochter. Das Unglück war, dass man in deren Fürstenberger Wohnung ein Paket Briefe fand. Ramdor liess es sich nicht nehmen, sogar nach Prag zu den Angehörigen der Tschechinnen zu fahren, die über den Kutscher Briefe und Pakete gesandt hatten, sie zu verhören und mit Verhaftung zu bedrohen. Den armen Frauen im «Zellenbau» aber sagte er, dass ihre Männer oder Eltern nun festgenommen würden. Leider hatte eine von den Frauen bereits alles «gestanden» und die anderen schwer belastet. Nach Wochen fällte Ramdor das Urteil gegen die Opfer der Kolonne «Angorazucht»: Maria Graf erhielt fünf- undzwanzig Stockhiebe, einige andere kamen in den Strafblock, Presserova kam gegen jede Erwartung frei, der «kleine Kutscher», seine Frau und Tochter ins Konzentrationslager, die Kranke wurde aus dem «Bunker» entlassen, konnte sich aber nie wieder erholen und starb in Ravensbrück.

Die Tage, die wir, Maria Graf, Presserova und ich, die Zelle teilten, scheinen mir in der Erinnerung reine Heiterkeit gewesen zu sein. Wir

sangen, ich lernte geduldig einige tschechische Lieder auswendig, wir teilten redlich unser Essen, und jeden Abend kniete Maria am Boden – sie war eine gläubige Katholikin – und betete in sich versunken.

Umnachtung und Genesung

Ohne weiteres Verhör wurde ich nach zehn Wochen aus dem «Zellenbau» entlassen. Ich begrüßte Lagerplatz und -Strasse, die Baracke, die Gefährten viel stürmischer als Jahre später die richtige Freiheit. – Am Tage danach schon war ich krank. Der Körper protestierte gegen die tägliche Ernährung. Mit «Innendienst» lag ich glücklich im Schlafsaal unseres Blocks auf dem weichen Strohsack. Milena berichtete mir, dass man die Oberaufseherin Langefeld verhaftet und in Breslau vor ein SS-Gericht gestellt habe. Nachdem sie fast zwei Monate in Untersuchungshaft gesessen hatte, wurde sie wegen mangelnder Beweise freigesprochen, aber ihres Postens enthoben.

Mit dem Gesundwerden ging es ziemlich langsam. Trotzdem verliess ich am achten Tage die Baracke, um auf einen Polenblock zu gehen, denn Helena Korewa hatte mir eine Nachricht geschickt, dass sie mich in sehr dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche. Sie zeigte mir unter Wahrung aller nur erdenklichen Vorsichtsmassnahmen ein Flugblatt der «Royal Air Force» mit «der Wahrheit über den Hess-Flug nach England». Polnische Häftlinge hatten das Blatt im Wald bei der Arbeit gefunden. Eine magische Wirkung ging von einem Stück Papier aus, wenn man es im Konzentrationslager in Händen hielt.

Am nächsten Tag trat die Aufseherin der «Fürsorge», Schroers, an meinen Strohsack und befahl mir, sofort aufzustehen. Sie begann mein Bett um und um zu wühlen und schien nach beschriebenem Papier zu suchen. Es war nichts zu finden. Mir fiel es schwer, auf den Beinen zu stehen, so packte mich die Angst. Und richtig, nach der Durchsuchung erfolgte die Aufforderung: «Kommen Sie mit!»

«Vom» im Korridor, beim Dienstzimmer der neuen Oberaufseherin namens Klein-Träubel, standen Helena Korewa, ihre Tochter und Ha-

lina Bella. Alle drei hatten zur Zeit der Langefeld in der Schreibstube gearbeitet. Ich glaubte, dass der Besitz des Flugblattes verraten worden sei und man meinen Gang in den Polenblock beobachtet hatte. Wir warteten stumm. Der Schutzhaftlagerführer Bräuning ging musternd an uns vorbei ins Büro der Oberaufseherin. Dann erschien eine Aufseherin und führte uns vier ohne jegliche Erklärung in den «Zellenbau» ab. – Die Aufseherin Binz begrüßte mich voller Hohn: «Na, schon wieder da! Das hat ja nicht lange gedauert!» Ich unterliess jede Frage nach dem Grund meiner neuen Verhaftung, weil mir keine Zweifel zu bestehen schienen.

Die Zelle, in der viele Wochen hindurch Betty Schneider, die nun im Strafblock war, gelegen hatte, wurde mein neues Verlies. Dunkelheit, sieben Tage absoluter Hunger, dann weiter nur jeden vierten Tag Essen, dieselben Qualen, dieselben Geräusche vor der Eisentür; mein Verstand begann sich zu verwirren. Waren die zehn Tage Unterbrechung der Bunkerzeit Wirklichkeit gewesen, oder entsprangen sie nur meiner Phantasie? Schon in der zweiten Woche wusste ich nichts mehr von Bunker oder Konzentrationslager, nicht, ob es Morgen oder Abend sei oder ob der sonst so ersehnte vierte Tag bald kam. Ich träumte eine ganze Geschichte und lebte mit ihren Helden an der Küste eines südlichen Meeres. Unser Jägerhaus stand am Rand üppiger tropischer Wälder. Es mangelte uns nicht an Essen, wir lagen in der Sonne und schwammen im durchsichtigen Meer. Die Helden meiner Geschichte, sie liebten, litten und freuten sich des Lebens, und ich begleitete sie jede Minute und Stunde durch ihre verwickelten Schicksale. Maria Graf von der Nachbarzelle und Halina Bella auf der anderen Seite brachten mich manchmal klopfend in die Wirklichkeit zurück, aber nur unwillig liess ich mich für kurze Augenblicke aus meinem Traumleben reissen.

Fünf Wochen Dunkelarrest, ohne ein Verhör, waren vergangen, als eines Sonntags die Zellentür aufging, und über die Eisengalerie des «Bunkers» Korewa, ihre Tochter, Halina Bella und ich hinausgeführt wurden zur Entlassung. Bis heute weiss ich nicht den Grund dieses zweiten Dunkelarrestes. Das Flugblatt konnte es nicht gewesen sein, sonst hätte es Verhöre und schwere Strafen gesetzt. Vermutlich war es

eine Sondermassnahme Bräunings, dem zehn Wochen für die «Schwere unserer Verbrechen» zu wenig schienen.

Die Helle war mir verhasst, ebenso die schreckliche Wirklichkeit. Ich wollte die Augen schliessen und in meine Phantasien zurückkehren. Milena brachte mich in den Krankenblock, und wenn sie abends zu Besuch kam, musste sie viel Geduld aufbringen, um immer wieder das Leben meiner Helden am Meeresstrand mit anzuhören.

Zwei Wochen lang lebte ich in meiner Traumwelt, bis ich einmal vom Bett aus durchs Fenster auf die Lagerstrasse blickte und es von Frauen in allen möglichen bunten Kleidern wimmeln sah. Wo waren die Streifen geblieben? Ich konnte mich nicht losreissen von diesem munteren Durcheinander. Plötzlich erwachte mein Interesse für die Umwelt; ich war geheilt. Die Häftlinge trugen Privatkleider, die auf Brust und Rücken mit grossen, andersfarbigen Stoffkreuzen gezeichnet waren. Da schlurfte eine auf riesigen Holzpantinen vorbei, in fraisefarbenem, seidenem Nachmittagskleid, das vorn und hinten mit einem giftgrünen Stoffkreuz verziert war. Zigeuner hatten sich irgendwelche bunte Fetzen ergattert, die sie nun in ihrer altgewohnten Art zu tragen versuchten, sogar der ihnen mit soviel Mühe von der SS beigebrachte Häftlingsgleichschritt schien verschwunden, sie flanieren, leicht in den Hüften wiegend, am Fenster vorbei. Manche, das waren die «Prominenten» oder die «besitzende Klasse» der Paketempfänger, trugen hübsche Kleider oder Kostüme und entwickelten in der Wahl ihrer Kopftücher Geschmack und Eleganz. Nur die Aussenkolonnen und die Betriebe gingen vorläufig noch in Lagerkleidung und Zebrajacken. Der SS fehlten die Stoffe zur Herstellung neuer Häftlingskleider, und man schaffte Mäntel, Kleider, Wäsche und Schuhe der im Osten Vergasten waggonweise nach Ravensbrück. Alles, was an wertvollen Sachen darunter war, nahm die SS, das übrige wurde unsere Lagerkleidung.

Vor der Bekleidungskammer lag haufenweise alles durcheinander, auch Kinderkleider dazwischen; manche Schuhe waren sorgfältig aneinandergeknüpft, das hatte man den Menschen befohlen, bevor sie die Gaskammer betraten. Aber es gab auch Hunderte von einzelnen Schuhen, rechte oder linke.

Die Kleider der Ermordeten wurden sortiert, und in der ersten Zeit wurde ein Stoffkreuz herausgeschnitten und mit andersfarbigem Zeug untersetzt. Wie für den Schlachthof gekreuzte Hammel liefen die Häftlinge herum. Das sollte die Flucht erschweren. Später ersparte man sich das Einnähen und versah die Sachen mit breiten, weissen Ölfarbekreuzen.

Das Verschwinden der Häftlingsuniform trug nicht wenig dazu bei, das Lager tiefer in Schmutz und Unordnung versinken zu lassen. Am Krankenrevier prangten Plakate mit dem Text: «Eine Laus – dein Tod!» Manche Baracken wimmelten bereits von Kleiderläusen. Die SS-Lagerleitung griff zu rigorosen Desinfektionsmassnahmen, aus Furcht vor einem Flecktyphusherd im Herzen Deutschlands. Beim Kampf gegen die Läuse spielte es gar keine Rolle, ob Häftlinge dabei an Lungenentzündung zugrunde gingen. Man liess die Frauen stundenlang nackt in kalten Räumen hocken, bis die Sachen von der Desinfektion – sehr häufig noch mit lebenden Läusen – zurückkamen.

Zur gefürchtetsten Institution von Ravensbrück wurde der «Arbeits-einsatz». Tag für Tag stellte man dort neue Kolonnen für Munitionsfabriken, Flugplatzbau und Kriegsbetriebe aller Art zusammen. Das Bestreben jedes Häftlings ging dahin, nur ja im Stammlager zu bleiben, denn nichts wurde mehr gefürchtet als der Transport und die Arbeit in Aussenstellen, wo meist die Ernährung noch schlechter war und vor allem die Gefahr der Bombenangriffe hinzukam. Gerade um diese Zeit hatte man einige Lastautos voll schwerverletzter Frauen nach Ravensbrück zurücktransportiert; schrecklich waren ihre Schmerzensschreie, als sie ins Revier getragen wurden.

Während meiner Bunkerzeit erlebte das Krankenrevier eine entscheidende Umwälzung. SS-Arzt Dr. Rosenthal und der Häftling Gerda Quernheim wurden verhaftet. Rosenthal wurde vor ein SS-Gericht gestellt und zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Gerda Quernheim von Ramdor in den «Zellenbau» gesperrt und später nach Auschwitz abgeschoben. Der Verbrechertätigkeit dieser beiden setzte die Aussage eines tschechischen Häftlingsarztes aus dem Männerlager Ravensbrück ein Ende. Gerda Quernheim war zweimal schwanger gewesen, und zur Abtreibung rief Rosenthal den Häftlingsarzt zu Hilfe,

der dann die Verhaftung des Paares veranlasste. Die Morde an Frauen und Neugeborenen hätten den SS-Arzt nie gestürzt, aber man wusste von systematischen Diebstählen der Goldzähne seiner Opfer zu berichten. Dadurch hatte er in die Interessensphäre mächtigerer SS-Räuber eingegriffen, und das musste geahndet werden. Auch Dr. Schiedlausky kam fort von Ravensbrück. Die neuen SS-Ärzte begannen in Ravensbrück tschechische, deutsche, russische und polnische Häftlingsärztinnen zur Behandlung der kranken Gefangenen heranzuziehen. Dadurch verlor das Revier viele seiner Schrecken, wenn auch manche Häftlingsärztinnen sich in Ton und Gebaren bald wenig von ihren SS-Kollegen unterschieden. Zudem gab es auch solche, die die Kranken ihrer Nation bevorzugt behandelten. Andere aber haben mit Aufopferung ihren Beruf ausgeübt, der unter den Bedingungen der letzten Konzentrationslagerjahre wahrhaft aufreibend und entmutigend war. An Bauch- und Flecktyphus, Tuberkulose und Dysenterie starben die hungernden Frauen dahin.

Schon kamen wegen Platzmangels auf jeden Strohsack bis zu vier Frauen, und Bettwäsche gab es nur noch in den Blocks der Küchenarbeiter, der sogenannten «Kommandierten», die in SS-Büros arbeiteten, und in der Baracke der «alten» Politischen. Ein Bad begann zu den grössten Seltenheiten zu gehören. Dafür aber durften die Häftlinge elf Stunden arbeiten und wurden immer dürftiger ernährt.

Aus Furcht vor dem «Arbeitseinsatz» suchte ich, nach der Genesung in eine «gute» Aussenarbeit zu kommen. Polnische Häftlinge, die mich kannten, boten mir einen Platz in der «Forstkolonne» an, und ich sagte begeistert zu. Es ging hinaus in den Wald zum Bäumefallen. Mutter Liberak, eine Seele von Mensch, die Beschützerin und wahre Mutter vieler «Operierter», war unser Anweisungshäftling, «Shenja» die Aufseherin. Sie hiess eigentlich Eugenie und stammte aus Ulm, war nicht mehr als neunzehn Jahre alt, ein harmloses, gutmütiges Ding. Gleich zu Beginn ihrer Aufseherintätigkeit wurde sie der «Forstkolonne» zugeteilt. Die polnischen Häftlinge begegneten ihr mit Freundlichkeit, und «Shenja», wie sie sie nannten, war bald auf Ge-deih und Verderb mit ihren Polinnen verbunden. Briefeschmuggeln

wurde zur schlichten Selbstverständlichkeit. Mutter Liberak nahm fast täglich, trotz strengstem Verbot der SS, ein oder mehrere «Kaninchen» mit in den Wald. Natürlich hatten nur solche das Glück, die nicht so sehr hinkten und den Weg bis zur Arbeit zurücklegen konnten. Waren sie erst einmal dort angekommen, durften sie sich ausruhen, konnten sich auf die gefälltten Bäume setzen und brauchten nicht zu arbeiten.

Es war eine Lust, in der frischen Herbstluft zu marschieren. Mutter Liberak musste immer wieder leise warnen: «Nicht so schnell! Nehmt doch Rücksicht!» Ihre Schützlinge mit den verstümmelten Beinen konnten sonst nicht mitkommen. Es ging vorbei an den SS-Häusern, die Landstrasse in der Richtung Fürstenberg hinunter und dann rechts ab, wo man in der Feme schon den Wald sah. Der Morgen war dunstig, und Bäume, Moos und die braunen Blätter waren mit leichtem Reif bedeckt. Ich hatte ganz vergessen, wie herrlich es ist, auf weichen Waldboden zu treten, wo der Fuss versinkt und dürre Zweige knacken. Es roch nach verbranntem Kartoffelkraut und modernden Blättern. Als wir zur Hütte kamen, die die Häftlinge aus Kiefernzweigen erbaut hatten, flog ein Eichelhäher schreiend auf. In der Hütte lagen Äxte und Sägen, und ausserdem war sie die Unterkunft für «Shenja» und den Hund, wenn sie schlafen wollte. Shenja war mit den Polinnen so gut befreundet und vertraut, dass sie ihren Versprechungen, keine werde je fliehen, fest glaubte und nicht selten zu einem kleinen Schlummer in der Hütte verschwand. Die Arbeit im Wald wurde von einem Förster angewiesen. Der kam mit seinem Hund, begrüßte freundlich alle Häftlinge wie gute, alte Bekannte und ging neben Mutter Liberak, um die Bäume anzuzeichnen, die gefällt werden sollten. Dieser Förster wusste durch die Polinnen von allen Schrecken im Konzentrationslager. Die «Kaninchen» zeigten ihm ihre grausigen Narben; in allen Einzelheiten schilderte man ihm die unmenschlichen Zustände von Ravensbrück.

Immer zwei Frauen sägten an einem Baum, aber sachte, nur nicht zu schnell! Nach einigen Stunden schlug der Förster vor, die Zweige zu verbrennen, und gab damit das erwartete Stichwort. Häufig erteilte er auch noch Auskunft, von welchem Feld man am besten Kartoffeln stehlen könne. Eifrig machte sich dann die ganze Kolonne daran, das Feuer zu schüren, während einige Fachkundige – ganz ohne Beglei-

tung von «Shenja» oder dem Polizeihund – davonstürmten, um Kartoffeln für alle herbeizuschaffen. Das Feuer qualmte und knisterte, vorsichtig schob man ganze Schürzen voll Kartoffeln in die glühende Asche. Bis sie gut durchgebraten waren, sägten wir noch ein paar Bäume um, und danach folgte die allgemeine Speisung. – Ich glaube, die «Forstkolonne» stand einzig da in ganz Ravensbrück und war nur denkbar durch den festen Zusammenhalt der Polinnen und ihre Fähigkeit, sowohl «Shenja» wie den Förster für sich einzunehmen. Leider ereilte auch diese Kolonne das Schicksal. Ich arbeitete schon lange in der Schneiderei, als alle Frauen der Forstkolonne und Shenja durch Ramdor verhaftet wurden, zuerst wochenlang im Bunker lagen und dann in den Strafblock kamen. Ich erinnere mich, dass es Ramdor nicht gelang, auch nur eine einzige Aussage zu erpressen. Die junge «Shenja» sass bis zum April 1945 im Zellenbau.

In Mutter Liberaks Kolonne durfte man auch von Zeit zu Zeit die Arbeit schwänzen, sie hatte ein gutfunktionierendes Austauschsystem. In einer Woche kam ich an die Reihe. Da es ein sonniger Spätherbst war, begleitete ich Milena bei einem Gang durch das Lager. Sie trug die gelbe Armbinde der Revierarbeiter, darum belästigte uns die Lagerpolizei nicht. Wir gingen ganz vertieft in ein Gespräch auf der zweiten Lagerstrasse hin und her. Von der einen Seite grüsste über die Mauer unser runder, jetzt entblätterter Weidenbaum, auf der entgegengesetzten die dunklen Kiefern. Wir sprachen über die Wälder der Freiheit und die Städte, die wir noch einmal gemeinsam sehen wollten. Milena erzählte von ihrer Tochter, von Honza, die sie vor bald vier Jahren das letzte Mal gesehen hatte. Das war bei einem Besuch im Prager Gefängnis, als sie ihr über den langen Korridor nachblickte, wie sie auf ihren dünnen Kinderbeinen so sicher davonlief. Das Leben ging draussen weiter, jetzt waren die Kinder schon junge Mädchen und mochten uns längst vergessen haben. Die seltenen Briefe der Angehörigen erstarrten aus Furcht vor der Postzensur zu einem Schema und waren ganz unpersönlich geworden. Milena meinte: «Wenn Honza doch einmal erzählen würde, welche Farbe ihr Kleid hat, ob sie schon seidene Strümpfe trägt und was sie an einem Tag ihres Lebens

so treibt; wenn sie nur nicht immer das gleiche schriebe, dass sie das Klavierspielen liebt und in die Schule geht...»

Ein Erlebnis erschütterte Milena zutiefst. Eines Tages stand eine Gruppe von Männerhäftlingen im Korridor des Krankenreviers, die vom Männerlager zum Röntgen herübergebracht worden waren. Man nahm an, dass sie lungenkrank seien. Milena kamen die grossen brennenden Augen des einen Skeletts bekannt vor. Sie wagte es nochmals, an der Gruppe vorbeizugehen und diesem einen zuzuzwinkern. Er erwiderte den Blick. Es war Sawis Kalandra, ein alter Freund Milenas aus Prag. Diese Entdeckung liess Milena keine Ruhe mehr; sie wollte, sie musste ihm helfen. Ins Revier kam oft ein SS-Apotheker, der auch das Männerlager betreute. Dieser Apotheker stand bei den Häftlingen in dem Ruf, sehr anständig zu sein. Milena fand Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Nach einiger Zeit hatte sie sich davon überzeugt, dass er nicht nur anständig war, sondern dass sein Herz für die Häftlinge schlug. Er nahm ein Briefchen von ihr mit, um es Kalandra zu überbringen. «Kann ich dir helfen? Brauchst du Brot?» fragte sie darin. Aber auf dem zurückgebrachten Zettel stand: «Milena, ich flehe dich an, in deinem und meinem Interesse, unterlasse sofort das Schreiben. Es ist lebensgefährlich!» Kalandra Überstand wider Erwarten das deutsche KZ und kehrte 1945 nach Prag zurück, wo er ein paar Jahre später von den Kommunisten erneut verhaftet und ins Gefängnis geworfen wurde.

Als wir am Ende der Lagerstrasse eben kehrtmachten, um zurückzugehen, erblickten wir entsetzt den Arbeitseinsatzführer Dittmann, der auf uns beide zustrebte. Schon in einiger Entfernung brüllte er: «Was machen Sie hier während der Arbeitszeit auf der Lagerstrasse?!» – Er kannte mich vom Büro der Oberaufseherin her und wusste von meinen «Verbrechen». «Warum haben Sie sich nicht beim ‚Arbeitseinsatz‘ gemeldet?!» fauchte er weiter, und sein Gesicht, das durch eine Beule auf der Backe seine besondere Note erhielt, lief rot an. «Ich bin krank und habe ‚Innendienst‘«, war die einzige Lüge, die mir einfiel. Milena liess er, Gott sei Dank, ungeschoren, da sie eine Armbinde trug. «Sie sind wohl lange nicht im Bunker gewesen?! Machen Sie, dass Sie sofort in den ‚Arbeitseinsatz‘ kommen! Sonst raucht’s!» Damit wandte er sich mit knarrenden Stulpenstiefeln zum Gehen.

Im Büro des «Arbeitseinsatzes» liess sich Dittmann das Vergnügen nicht nehmen, mich in sein Zimmer zu rufen, mir mit Meldung zu drohen, aber dann zu verfügen, dass ich sofort in Schneiderei I strafweise zur Arbeit «ans Band» käme. «Melden Sie sich bei Oberscharführer Graf! Ich werde ihm telefonisch Bescheid geben! Ab!»

Die Toten und die Überlebenden

Sklaven am laufenden Band

Die Schneiderei I war eine grosse, stabil gebaute Fabrikhalle mit Oberlicht und grossen Seitenfenstern. Über vierhundert Frauen arbeiteten dort an elektrischen Nähmaschinen und Schneiderei-Spezialmaschinen aller Art bei der Herstellung von SS-Uniformen. Die Schneiderei I gehörte zu den sogenannten «Dachauer Betrieben», deren Zentralverwaltung im Konzentrationslager Dachau sass und die aus drei Schneidereien, einer Zuschneiderei, einer Weberei, einer Kürschnerei, einem «Instandsetzungswerk» für zerrissene Soldatenuniformen und einer Reparaturwerkstatt für Maschinen bestanden. In den Schneidreibetrieben allein arbeiteten gegen dreitausend Häftlinge. Ausserdem gehörten noch Baracken zur Aufbewahrung der Stoffe und der sonstigen Nähmaterialien zum Gesamtkomplex des «Industriehofes», der durch eine Mauer vom Lager Ravensbrück abgetrennt war. Nur die Zuschneiderei, Schneiderei II und III, zwei Materialbaracken und die Reparaturwerkstatt lagen im «alten» Lager, diesseits der Mauer. Ende 1943 wohnten die Häftlinge des «Industriehofes» noch im alten Lager und passierten täglich das grosse Tor. Später ging die SS dazu über, ihre Arbeitssklaven gleich neben den Betrieben unterzubringen, um möglichst viel Arbeitsstunden aus ihnen herauspressen zu können, denn die stundenlangen Morgenzählappelle und alle zeitraubenden Straf- und Sonderverfügungen der Lagerleitung des KZ gingen ja auf Kosten des in den Betrieben zu erfüllenden Arbeitspensums.

Die grosse Schneidereihalle dröhnte von dem Geratter der elektrischen Nähmaschinen. Man konnte sein eigenes Wort nicht verstehen. In langen Reihen liefen die Arbeitsbänder durch den Raum. Das eine verfertigte SS-Hosen, das andere SS-Uniformjacken, das nächste SS-Mäntel und SS-Schneebusen oder SS-Tamjacken. Neben den hintereinander aufgestellten Nähmaschinen schoben auf dem sogenannten «Band» die Häftlinge in flachen Holzmollen den jeweilig fertiggestell-

ten Arbeitsgang ihrem Vordermann zu. Die Zuschneiderei lieferte die Schnitte, an besonderen Tischen wurden sie zusammengelegt, an anderen geheftet, und dann kamen die Teile an die «Bänder». Eine nähte die Seitennaht, die nächste die Vordemaht, die nächste den Ärmel zusammen, die nächste setzte ihn ein, wieder eine nähte den Kragen an usw., bis bei der letzten die fertige SS-Jacke von dem das Band überwachenden Anweisungshäftling, der kontrollierenden Aufseherin oder dem für die Arbeit verantwortlichen SS-Mann entgegengenommen und geprüft wurde. Jedes «Band» hatte sein festgesetztes Pensum. Wurde es nicht erfüllt, gab es Prügel, Strafestehen und Meldungen. Der Anweisungshäftling trieb, die Aufseherin keifte, der SS-Mann schlug. Als ich da an der Maschine sass und drohend das Wort «Pensum» hörte, wurde die Zeit in Burma wieder lebendig, wo auf uns genauso der Schrecken des nichterfüllten Pensums lastete. In Sibirien erzwang man seine Erfüllung durch verkürzte Brotration, in Ravensbrück mit Prügel, Strafestehen und Meldung.

Ich konnte nicht nähen, die elektrische Maschine «lief mir davon», und obwohl meine Arbeit nur im Zusammennähen von Bändern bestand, schaffte ich das Pensum nicht. Ununterbrochen brach die Nadel und riss der Faden. Wäre ich ein armer, unbekannter «Zugang» gewesen, was hätte ich da erdulden müssen! Vom SS-Mann blutig geschlagen, von der Aufseherin geohrfeigt und von irgendeinem kriminellen oder asozialen Anweisungshäftling schikaniert. Ich hätte ein Höllenleben geführt. So aber, als «alte Ravensbrückerin», fand ich gleich Freunde. Der tschechische Anweisungshäftling Nelly sah meine Not und nähte heimlich an einer freien Maschine von Zeit zu Zeit einen grossen Berg mit Bändern und warf sie auf meinen Platz. Das Pensum war gerettet. Die kleine braunäugige Anicka aus der Reparaturwerkstatt, die unermüdlich von einer Maschine zur anderen lief, um die Schäden zu heilen und die drohenden Strafen abzuwenden, steckte mir heimlich Nadeln zu, damit ich nicht die Aufseherin ständig bitten und dabei jedesmal eine Ohrfeige erwarten musste. Es wurde in zwei Schichten gearbeitet, im Winter 1943/44 zehn Stunden, bald darauf aber elf Stunden.

Eine Nachtschicht in Schneiderei I. Die Fenster mussten hermetisch geschlossen bleiben, da wegen der Fliegerangriffe strenge Ver-

dunklung angeordnet war. Schon nach einigen Stunden war die Luft in der Fabrikhalle durch das Nähen von Uniform- und Tamstoffen mit dickem Staub erfüllt und kaum noch einzuatmen. Tief über die Maschinen gebeugt, arbeiteten die Frauen in rasendem Tempo. Neben mir sass eine junge Ukrainerin mit durchsichtigem Gesicht und einem richtigen Kinderkörper. Ich sah, wie sie beim Nähen den Mund bewegte; sie sang vor sich hin in den Lärm der Motoren hinein. Ich beugte mich hinüber und näherte das Ohr ihrem Kopf. Sie lächelte und sang weiter. Es war ein Lied aus einem der russischen Filme, ich begleitete sie mitsingend ein kurzes Stück; unsere Bekanntschaft begann. Sie half mir beim Einsetzen der Maschinennadeln und beim Einfadeln des Gams. Jedesmal, bevor wir ein paar Worte wechselten, hielten wir Umschau, ob die «Luft auch rein sei», ob keine Aufseherin und kein SS-Mann in der Nähe war.

Die gefürchtetste Bestie der Schneiderei I war Unterscharführer Binder. Noch vor Mitternacht ging er meist auf Jagd aus. Plötzlich übertönte den ratternden Lärm sein viehisches Gebrüll. Einen Moment stoppten die Maschinen, und alle Frauen blickten entsetzt auf. Binder stand vor einem Opfer, das nicht schnell genug arbeitete, das eine schiefe Naht genäht hatte oder das er aus irgendwelchen Gründen einfach hasste, und schrie: «Höö, höö!» Dabei lief sein Gesicht rot an, die Augen quollen vor, und wir wussten, was nun erfolgen würde. Er packte die Frau bei den Haaren, stiess sie mit dem Kopf auf die Nähmaschine, riss sie wieder in die Höhe und schlug so lange auf sie ein, bis sie sich auf dem Boden wälzte und ihr das Blut aus der Nase drang. Fast in jeder Tag- oder Nachtschicht musste Binder Blut sehen. Da war eine kleine runde Französin, die er geradezu verfolgte. Doch er mochte sie schlagen, wie er wollte, sie sprang auf und überschüttete ihn mit einer Flut französischer Flüche, was ihr die Bewunderung aller Häftlinge der Schneiderei eintrug und Binders Wut ins Masslose steigerte.

Um Mitternacht gab es eine halbstündige Pause, wenn das Band nicht strafweise durcharbeiten musste. Dann erhielt jeder Häftling einen Becher mit Kaffee, und manche assen dazu ihr Stück Brot. Aber viele verbrachten die elf Stunden der Nacht ohne einen Bissen, sie hatten in ihrem Hunger die Brotration schon am Tage vorher verzehrt.

Meine kleine Nachbarin war immer ohne Essen. Wir teilten mein Brot, und wenn wir zwei nicht vor Müdigkeit, den Kopf auf der Nähmaschine, die kurze Zeit der Pause verschliefen, plauderten wir miteinander. Ninas Vater hatte als Lehrer in einer kleinen ukrainischen Stadt gearbeitet. Von diesem Vater schwärmte sie jede Nacht. Er hatte sie die russischen Dichter und Schriftsteller lieben gelehrt, und es gab kaum ein Puschkinsches Gedicht, das sie nicht auswendig konnte. Als Nina meine Liebe zur russischen Sprache spürte, deklamierte sie, schrieb mir russische Volkslieder auf und war stolz, wenn ich ihr einen neugelemten Vers ins Ohr singen konnte. Viele Jahre lang hatte ihr Vater an Lungentuberkulose gelitten. Nina schien seine zarte Konstitution geerbt zu haben. 1937 verhaftete die NKWD den geliebten Vater, und auf der Mutter lastete die Sorge für Nina und zwei kleinere Geschwister. Die Deutschen kamen in die Ukraine, und der Hunger trieb Nina zur Arbeit in irgendeine der Küchen der deutschen Armee. In völliger Unkenntnis liess sie sich zu einer Tätigkeit im Reich anwerben und kam in eine Munitionsfabrik. Von dort wollte sie zurück in die Heimat fliehen, wurde verhaftet und ins KZ gesteckt.

Nirgends in Ravensbrück wurden die nächtlichen Fliegeralarme mit einer solchen Begeisterung begrüsst wie in der Schneiderei. Wenn der Ruf: «Fliegeralarm! Licht aus!» ertönte, stürzte jeder Häftling in Eile zu einem Platz, um ausruhen zu können. Meist stürmte Anicka mit dem Handwerkskasten unterm Arm herbei, packte meine Hand und zog mich im Dunkeln in den Raum mit den aufgestapelten SS-Uniformen, die uns als Schlafstatt dienten. Während die Bombengeschwader über das Lager brausten, dass die Fensterscheiben der Schneiderei nur so klirrten, lagen wir in erschöpftem Schlaf, bis die Töne der Entwarnung uns an die Maschinen zurückzwangen. Je häufiger und länger die Fliegeralarme währten, umso gereizter und bestialischer wurde das Prügelregime in der Schneiderei. Binders Methode machte Schule. Es gab kaum ein Band, an dem nicht geschlagen wurde. Die Aufseherin Lange, die ihren Namen zu Recht trug, ein grobschlächtiges, rohes Weib mit unnatürlich grossen Händen und Füßen, tat es den männlichen Kollegen mit Eifer nach. Aber nicht so der SS-Mann Seipel aus Ungarn, ein grosser, magerer, ein wenig ge-

beugter Mann mit dunklen, schwermütigen Augen. Auch ihm unterstand ein «Arbeitsband». Er sprach nicht einmal ein lautes Wort, er ging von einer nähenden Frau zur anderen, und dann konnte man beobachten, wie er eine aufzustehen bat, sich an die Maschine setzte und ihr geduldig zeigte, wie man zu nähen habe. Einmal sagte er zu den Frauen: «Nie im Leben werde ich mich so beschmutzen, die Hand gegen eine Frau zu erheben!» Selbstverständlich verbreitete sich sein Ruf über die ganze Schneiderei, und später wurde ihm eine Huldigung zuteil, die ich nie vergessen kann. Seipel, der Tag für Tag bewies, wie ungeeignet er für den Beruf eines SS-Aufsehers im KZ war, wurde nach einiger Zeit zur Ausbildung an die Front eingezogen. Er ging, und die Frauen liessen traurig die Köpfe hängen. Es mochten wohl vierzehn Tage vergangen sein, als eines Tages, wahrscheinlich, um vor dem Abmarsch ins Feld noch irgendeine Bescheinigung abzuholen, Seipel die Schneiderei I betrat. Im Nu verstummten die Maschinen aller der Frauen, die ihn erblickt hatten, und durch die Halle schallte ihm der begeisterte Ruf entgegen: «Herr Seipel kommt zurück, Herr Seipel!» Er lächelte grüssend und schüttelte verneinend den Kopf.

Verantwortlich für die Produktion und den geordneten Arbeitsgang der Schneiderei I, II und III war SS-Oberscharführer Graf. Er unterschied sich von den Prügelhelden Binder, Rauxloh und Jürgeleit nur dadurch, dass er klüger war und seine Opfer nicht vor den Augen aller, sondern im Dienstzimmer mit dem Koppelschloss des Militärgurts zusammenschlug oder gegen die Wand stiess. Um eine Sabotage in der Schneiderei zu verhindern, besetzte die SS die «Arbeitsbänder» bunt durcheinander mit Politischen aller Nationen, mit Kriminellen, Zigeunern und Asozialen; ausserdem war die Kontrolle so streng, dass jede schlechtgenähte Naht entdeckt werden musste. Für ein Fetzen entwendeten Stoffes zum Taschentuch oder als Binde gab es bei der Entdeckung Prügel und Meldungen. Zur besonderen Leidenschaft der Aufseherin Lange gehörten die Körpervisitationen nach der Arbeit.

In diesem Sklavenbetrieb jedoch fanden sich auch Frauen, die unter Aufbietung ihrer ganzen Kraft arbeiteten. Ich will nicht von Kriminel-

len sprechen, die wegen ihres kriecherischen Verhaltens gegenüber der SS und wegen ihres Arbeitseifers berüchtigt waren, sondern von einigen Politischen. Da gab es zum Beispiel die deutsche Kommunistin Maria Wiedmeier, die vor 1933 eine führende Stellung in der Kommunistischen Partei Deutschlands innegehabt hatte und seit fast zehn Jahren im Zuchthaus und Lager sass. Ihre Funktion im «Industriehof» bestand darin, die Schneidereien mit den zum Nähen nötigen Stoffen und sonstigen Materialien zu beliefern. Sie war Anweisungshäftling einer Kolonne von ungefähr zwanzig Frauen, hatte die Vorräte in den beiden Materialkammern zu überwachen und vom Stofflager des «Industriehofes» ständig zu ergänzen. Ausserdem musste sie am Ende jeder Schicht die fertiggestellten Uniformen nach genauer Zählung auf einem Plattenwagen abtransportieren. Sie war sich der Wichtigkeit ihrer Aufgabe voll bewusst. In ihrer Kolonne wurde kein Versäumnis geduldet. Mit preussischer Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Strenge wirkte sie für die SS. Der Oberscharführer Graf äusserte einmal: «Wenn ich nicht die Wiedmeier hätte, würde der ganze Schneiderei-betrieb nicht funktionieren.» – Und diese Anerkennung erfüllte sie mit Stolz und Selbstachtung. Durch ihre Arbeitsleistung wurde ihr Einfluss so gross, dass der SS-Oberscharführer Graf ihren Wünschen, wenn es sich um die Besetzung von Posten in den Schneidereien handelte, ohne Weiteres nachkam. Für ihn bestand kein Zweifel, dass die Kommunistin Maria Wiedmeier genauso wie er an der pünktlichen Belieferung der SS-Formationen mit neuen Uniformen interessiert sein müsse. Selbstverständlich brachte dieser Posten dem Häftling Maria Wiedmeier viele persönliche Vorteile, denn während sie mit Argusaugen ihre wertvollen Vorräte in den Materialkammern bewachte, nahm sie sich das Recht, diese als Tauschobjekte und Geschenke für entsprechende Gegengaben zu benutzen. Einmal stellte man an sie die Frage, ob sie es als Kommunistin verantworten könne, mit einer solchen Hingabe für die SS tätig zu sein und die ihr unterstellten Häftlinge zu dieser Arbeit anzutreiben. Darauf erwiderte sie: «Ich bin nun eben mal so ein Pflichtmensch und muss arbeiten.» Den Russinnen und Ukrainerinnen der Stoffkolonne gab sie übrigens als ihre Adresse in der Freiheit an: «Maria Wiedmeier, Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Deutschlands.»

Milenas Ende

Meiner Arbeit an der Nähmaschine wurde plötzlich ein Ende bereitet, und ich wurde zur Faden- und Knopfausgabe versetzt. Ob ich diese Verbesserung Maria Wiedmeier, die offenbar nie ganz sicher war, ob nach dem Kriege Heinz Neumanns politische Linie nicht doch noch rehabilitiert werden würde, zu verdanken hatte oder einem Zwischenfall mit dem Unterscharführer Binder, das weiss ich bis heute nicht. Eines Nachts brüllte Binder auf eine kindliche, kleine Russin ein, das übliche unartikulierte «Höö! höö!» Die Kleine wusste nicht, was er wollte, und stammelte nur immer entsetzt: «Ja nje ponimaju!» Schliesslich konnte ich es nicht mehr ertragen, verliess meine Nähmaschine und mischte mich ein: «Herr Unterscharführer, sie versteht nicht, was Sie sagen!» Binder fuhr herum, und nun galt mir sein «Höö! höö!» – «Soll ich vielleicht übersetzen? Ich kann russisch.» Binder stierte mich an, als habe er nicht begriffen, vergass dabei ganz seine Absicht, die kleine Russin zu prügeln, machte auf dem Absatz kehrt und rannte wutschnaubend davon. Er lief anscheinend sofort zu Graf und klärte den Leiter der Schneiderei I auf: «Die da hinten an der Nähmaschine kann russisch!» Durch diesen Hinweis erinnerte sich Graf offenbar an mich und die Geschichte mit der Langefeld. Dabei fiel ihm wohl ein, dass der Arbeitseinsatzführer Dittmann mich «strafweise» an das Band hatte setzen lassen. Das passte Graf schon gar nicht, denn er wachte eifersüchtig darüber, dass ihm niemand von der Lagerleitung in seinen Betrieb hineinpfuschte. Sehr wahrscheinlich verdanke ich dieser Rivalität meinen Aufstieg zur Faden- und Knopfausgabe.

Meine neue Arbeit war ein reines Vergnügen nach den Schrecken der elektrischen Nähmaschine und der Angst vor dem Pensum. Von allen «Bändern» kamen die Frauen und verlangten Zwirn, Seide oder Knopflochgarn. Unter den Hunderten kannte ich schon eine ganze Reihe, aber einmal trat ein schmales Mädchen in jämmerlichem Lagerkleid, das an Stelle eines Gürtels mit einer Schnur zusammengehalten wurde, an den Fadentisch. Ihr Gesicht war grau und mit dem Staub vom Tamstoff bedeckt. Ihre krausen Haare standen widerspenstig um den Kopf. Sie hatte freundliche braune Kinderaugen, und wenn

sie zum Fadentisch lief – was ziemlich häufig geschah –, verbarg sie ihre Ängstlichkeit unter betont sicherem Auftreten. Bald fand ich Gelegenheit zu einem ersten Gespräch mit der Norwegerin, die Lille Graah hiess. Als bald danach die norwegischen Häftlinge vom Roten Kreuz mit farbenprächtigen Schürzen bedacht wurden, die allgemeine Bewunderung erregten, erwies es sich, dass im KZ nichts gefährlicher war, als weithin sichtbar zu sein. Lille kam wie üblich, nun aber in prächtiger Schürze mit Rosenmuster, zum Fadentisch und wurde prompt von einem SS-Mann erwischt und strafweise an eine andere Nähmaschine gesetzt, wo sie Ärmel in die SS-Uniform einzunähen hatte und ständig in der Gefahr schwebte, ihr Pensum nicht zu erreichen.

Der Winter 1943/44 war wohl die schrecklichste Zeit in Ravensbrück. Wir kannten zwar die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, wir wussten, dass Hitlers Stern im Sinken war, aber viele von uns waren am Ende ihrer Kräfte. Sie bedurften der Rettung in Wochen, in den nächsten Tagen. Doch wir mussten ausharren, ohnmächtig abwarten und hilflos zusehen, wie jeder Tag Hunderte von neuen Opfern forderte. Allein bei den stundenlangen Zählappellen dieses Winters erfroren sich die Häftlinge Hände und Füsse. Die Ärzte konnten nicht nachkommen mit der Unzahl von Amputationen, und die Frauen starben an Wundbrand dahin.

In den ersten Jahren Ravensbrück holte der Fuhrunternehmer Wendland aus Fürstenberg die Toten des Konzentrationslagers in seinem ländlichen Leichenwagen ab. Die Toten lagen in einem Sarg mit einem Papierhemd bekleidet, das wie eine Tortenunterlage mit Spitzen verziert war. Immer mehr Häftlinge starben, und Herm Wendlands Geschäft blühte; er kaufte sich ein Leichenauto. Aber mit dem Bau des ersten Krematoriums nahm die SS ihre Toten in eigene Regie. Wozu Säрге? Es genügten Kisten mit flachem Deckel. Wozu brauchte ein toter Häftling bei diesem Platzmangel einen eigenen Sarg? Sie waren ja so mager, da hatten zwei in einer Kiste Platz! Früher trugen vier Revierarbeiterinnen die Toten den letzten Weg durchs Lagertor hinaus, jetzt – wo täglich über fünfzig starben – lud man fünf oder mehr Kisten auf einen Plattenwagen, und die «Leichenkolonne» fuhr sie zum Krematorium.

In diesem Winter verschlechterte sich Milenas Gesundheitszustand bedrohlich. Ihre Widerstandskraft war gebrochen. Sie sprach oft vom Sterben. «Ich werde das Lager nicht überleben, nie mehr nach Prag kommen. – Wenn mich doch wenigstens Herr Wendland noch geholt hätte, der sah so gutmütig aus in seiner bäuerlichen Joppe!»

Mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte schleppte sie sich Tag um Tag zur Arbeit. Die Angst vor Injektionen und Krankentransport hielt sie aufrecht. Sie hatte immer Fieber. Der neue SS-Arzt in Ravensbrück untersuchte sie und stellte fest, dass eine Niere vereitert war. Er sagte, es gebe nur eine Rettung, die Operation. Und Milena entschied sich für diesen letzten Versuch, am Leben zu bleiben, das sie liebte wie jedes Geschöpf, und wieviel mehr noch eine Gefangene, die sich in Sehnsucht nach dem zurückgelassenen Kind und der fernen Heimat verzehrt. – Milena überlebte die Operation. Sie schien sich sogar etwas zu erholen. Sie glaubte an eine Heilung, und ich hoffte, sie würde die Freiheit wiedersehen. Drei Monate lang bestand mein Lagerleben nur aus den kurzen Viertelstunden, die ich an ihrem Krankenbett verbrachte. Schon im Dunkeln, noch vor dem Morgenappell, eilte ich mit einem Frühstück in das Zimmer, wo neben Milena noch fünf andere Todkranke lagen. – Selbstverständlich war es mir verboten, dorthin zu kommen, aber es schien, als stünde ich unter einem besonderen Schutz. Erst an Milenas Sterbetag erwischte mich die SS-Oberschwester. – Je hoffnungsloser ihr Zustand wurde, umso sicherer glaubte Milena an ihre Genesung, und meine Freundschaft zu ihr liess den Gedanken an Tod gar nicht aufkommen. Sie starb am 17. Mai 1944. Das Leben hatte für mich den Sinn verloren. – Als die Leichenkolonne Milenas Sarg auf den Wagen lud, bat ich mitgehen zu dürfen. Es war ein Frühlingstag mit tröpfelndem warmem Regen, und der Posten beim Lagertor mochte glauben, dass es Regen sei, was da über meine Wangen lief. Im Schilf, am Ufer des Fürstenberger Sees, pfiß traurig ein Wasservogel, und wir luden die Kisten mit den Toten ab und trugen sie zum Krematorium. Zwei kriminelle Männerhäftlinge mit den Gesichtern von Henkersknechten klappten den Deckel hoch, und als wir die tote Milena heraushoben und meine Kraft versagte, meinte der eine höhnisch: «Kannst schon richtig zupacken, die spürt sowieso nichts mehr!»

Die Welt da draussen

Am 10. Juni 1944 erfuhr das Lager die geglückte Invasion in der Normandie. Da jubelten alle, ich aber konnte die Freude nicht teilen. Ich schlich durch die Tage und weinte in den Nächten. Wozu weiterleben, wenn Milena sterben musste!? Meine Vorstellung von Freiheit war untrennbar mit ihr verbunden gewesen. Alle Wünsche hatten wir gemeinsam gehabt, ebenso wie die Zukunftspläne ... Lotte und Maria, Lille und Anicka teilten den Schmerz um Milenas Tod, wir gehörten zusammen.

Während der Krankheit hatte ich den ersten «linken» Brief an meine Mutter geschrieben. Eine Polin beförderte ihn, und er kam zu Hause an. Die Mutter spürte daraus meine hoffnungslose Verzweiflung und beriet mit meinem Schwager Bernhard, was zu machen sei. Er erbat sich, von jetzt ab den monatlichen Brief schreiben und die Pakete schicken zu dürfen. Mein Schwager, der von Beruf Arzt ist und selbst nach 1933 in Gefängnis und Konzentrationslager gewesen war, wusste, was man einem Häftling zu schreiben hat. Er war ein Künstler im Trösten und brachte nicht nur mir die Lust zum Leben zurück, sondern auch mancher unter meinen Kameradinnen. Seine Briefe waren ganz persönlich. Wir hatten uns über ein Jahrzehnt nicht gesehen, darum knüpfte er bei den Ereignissen von vor fünfzehn Jahren an. Aber nun erst die Pakete! Da stand zum Beispiel im Brief: «Sei bitte vorsichtig mit der Schachtel, es ist sehr schwer, welche zu beschaffen!» Das musste eine Bedeutung haben. Ein grosses Paket kam an. Die Lebensmittel mit bunten Schleifen unwunden, in den Ecken einer Papierserviette stand ganz winzig klein: «Gruss und Kuss, Bernhard.» Voller Spannung hockten wir auf dem Strohsack und durchforschten noch das kleinste Fetzen. Da wieder ein Zeichen! Auf einer Dropsrolle, die den schönen Namen «V-Drops» trug, war hinter dem Buchstaben «V» eine Miniatur «3» gekritzelt. Also eine V-Waffe! In eine Tafel Schokolade hatte er Grüsse geritzt. Es nahm kein Ende mit den Überraschungen. Dann machten wir uns an das vorsichtige Zerlegen der Schachtel. Und siehe da, in jeder Seitenwand steckte ein verborgenes Bild: die farbigen Reproduktionen der van Goghschen «Fischerboote», der «Sonnenblumen» und von Renoir «Landhaus an der Seine».

Die ersten bunten Kunstwerke im KZ! – Mein Schwager war ein Meister illegaler Mitteilungen. Trotz Postzensur behandelte er in immer neuen Variationen das Thema «Wann endet der Krieg?» Er deutete ganz kurz Termine an. Dann wurde uns wieder ein Paket beschert. Die Spannung wuchs von Mal zu Mal. Es enthielt zwölf bemalte Eier. Erst nach einer verzweifelten Debatte mit der Aufseherin der Paketausgabe, die seine Aushändigung verweigern wollte, bekam ich es. Auf jedem Hühnerei befand sich ein Miniaturgemälde, von einem Künstler geschaffen. Blumen, Singvögel, in Erinnerung an meine Tierliebe in der Kindheit, auch Kaninchen und Ziegen. Aber ein Bild war auf den ersten Blick gar nicht zu erfassen, und dann sahen wir: Es stellte die Sage von Perseus und Andromeda dar. Ein feuerspeiender Drache schlängelte sich um das Ei. An der Spitze seines Reptilschwanzes hing ein winziges rotes Hakenkreuz. Perseus in Stahlhelm und Soldatenuniform bohrte dem Untier sein Schwert in den Nacken, dass das Blut nur so spritzte. Die Flammen aus dem Schlund des Drachen umzingelten eine nackte, an einen Felsen geschmiedete Andromeda. Wir rissen uns das Wunder nur so aus den Händen. Jeder fand eine neue, noch phantastischere Auslegung dieser illegalen Botschaft. Und als wir zum Schluss unter dem Krieger ein kaum sichtbares «ich» und unter der Maid ein «du» entdeckten, stand es für uns fest, dass in aller Kürze ein entscheidender Schlag gegen den Nationalsozialismus zu erwarten sei. – Das nächste Paket, es kam im Juni 1944, machte uns noch siegessicherer. Neben einer Menge von winzigen Eingravierungen, selbst auf den Innenseiten der Blechbüchsen, wie: «Lasst die Hoffnung nicht sinken!» oder «Unsere Sonne steigt schon wieder!», fanden wir endlich den langersehnten ausführlichen Kassiber. Er war auf die Innenseite der Umhüllung einer Dropsrolle kaum lesbar in winzigen Lettern geschrieben. Aber auch diese Nachricht war noch getarnt. Bernhard teilte mit, dass in Kürze bei seinem Truppenteil ein langerwartetes Konzert stattfinden werde, es sei kein Solo, kein Streichquartett, sondern ein Orchesterwerk. Ausserdem sehe meine Schwester spätestens im September 1944 der Geburt eines Kindes entgegen. Alle Leser dieses Kassibers fanden die gleiche Deutung: Hitler wird durch die Armee gestürzt, und im September spätestens endet der Krieg ... Vierzehn Tage

nach dem missglückten Attentat gegen Hitler traf der monatliche Brief mit einem breiten Trauerrand ein. – Trotzdem liess mein Schwager nicht nach, immer neu heimlichen Trost zu erfinden; die illegale Korrespondenz hielt uns ständig in Spannung und trug entscheidend dazu bei, uns in den schlimmen Monaten bis zum Januar 1945 – von da ab versagte die Post – bei Mut und Hoffnung zu erhalten.

Mit den Hunderten von Evakuierten aus Warschau erreichte das Elend im Lager seinen Höhepunkt. Diese Frauen hatten sich nach Aufforderung der Wehrmacht «unter deutschen Schutz» begeben und führten alles, was sie an Wertsachen besaßen, mit sich. Die deutschen Versprechungen verhießen eine sichere Unterbringung und Versorgung im Reich. Die fanden sie im Konzentrationslager Ravensbrück. Beladen mit Koffern und Säcken, in denen vorsorglich Kissen und Daunendecken steckten, und in warme Pelze gekleidet, standen die Frauen auf dem Lagerplatz und blickten bestürzt und ungläubig um sich. Da gab es welche, die ihren Hund nicht hatten daheimlassen wollen, und sogar eine, die mit dem Kanarienvogel im Bauer die Fahrt ins Ungewisse angetreten hatte. Es war den Häftlingen streng verboten, sich den Evakuierten zu nähern, aber diese hatten sofort erfasst, was über sie hereinbrach, als die ersten Frauen das Zimmer, in dem die Aufseherin der Politischen Abteilung sass, passiert hatten. Dort wurden ihre Namen aufgeschrieben und ihnen alle Wertsachen abgefordert, um sie in den «Effekten» aufzubewahren. Im Bad nahm die SS ihnen dann die Privatkleider, Pelze, Schuhe und die Koffer mit dem letzten Besitz, gab ihnen dafür erbärmliche dünne Fetzen mit grossen Farbkreuzen auf Brust und Rücken und dazu Karikaturen von Schuhen, wie es gerade kam, manchmal zwei rechte oder zwei linke, und vielen weder Strümpfe noch Wäsche. So beraubt und entkleidet, liess man sie in kleinen Gruppen zu dem neuen Block der Zugänge bringen, der an Stelle eines Holzdaches mit einer Zeltplane überspannt war. Als das die noch Wartenden sahen, versuchten manche, ihren Schmuck am Rande des Lagerplatzes in den Beeten zu vergraben, andere gerieten in masslose Wut, warfen die Ringe, Uhren und Ketten zu Boden und

trampelten alles mit den Füßen kurz und klein, zerrissen Fotografien, Briefe und Andenken, damit sie nicht in die Hände der SS fielen. –

Die Evakuierten, wie überhaupt die Zugänge jener Zeit, die ganz unvorbereitet in das Grauen des KZ gerieten, hatten die höchsten Sterbeziffern. Viele überlebten nicht das erste Vierteljahr. In den Baracken waren die Fensterscheiben zerschlagen, statt der Strohsäcke von einst, die «ohne Bauch» und scharfkantig hatten sein müssen, lagen die Menschen auf verlausten, dreckigen Papiersäcken, manche noch spärlich mit Holzwolle gefüllt, ohne Laken, ohne Bettbezug, und jeder besass lediglich eine dünne Baumwolldecke. Um Platz zu schaffen, denn es kamen vier Häftlinge auf einen Strohsack, wurden die Bettenreihen aneinandergeschoben, so dass eine riesige dreietagige Massenschlafstatt entstand.

Nie waren die Gegensätze im Lager so krass wie im letzten Jahr seines Bestehens. Kinder standen bettelnd vor den Blocks der «Prominenten». In den Abfalltonnen wühlten zerlumpte, ausgemergelte Gestalten gierig nach etwas Essbarem. Über die Lagerstrasse aber ging ein wohlgenährter, rotwangiger Häftling, elegant vom Scheitel bis zur Sohle, und führte den gepflegten langhaarigen Windhund des Schutzhaftlagerführers an der Leine. Zwischen einigen Baracken auf dem am tiefsten gelegenen Lagergebiet bildete die übergetretene Kanalisation ganze Kloakentümpel, aber auf der zweiten und dritten Lagerstrasse planierte die SS neue Gartenanlagen und bepflanzte sie mit jungen Bäumen. Die SS gestattete den Häftlingen, Chöre zu bilden, und sonntags konnte man in manchen Blocks Gesang- und Tanzvorführungen von hohem künstlerischem Wert erleben.

Der «Industriehof» baute für «seine Häftlinge» Wohnbaracken gleich neben den Betrieben, und Siemens tat das gleiche. Unsere Freundinnen Lotte und Maria verliessen das «alte Lager» und siedelten zu Siemens über. Diese neuen Unterkünfte waren im Vergleich zu den alten Wohnblocks eng und dunkel. Sie hatten aus Sparsamkeitsgründen keine Tagesräume, weder Toiletten noch Waschgelegenheit und auch keine «Betten» mehr, sondern durchgehende dreietagige «Kojen». In vier Baracken wurden die Häftlinge des Industriehofes untergebracht,

und man errichtete für alle viertausend einen gemeinsamen Toiletten- und Waschraum in der Mitte des Industriebhofgeländes. In Kürze waren durch Wassermangel und schlechtes Funktionieren der Anlagen die Toiletten unbrauchbar geworden, und die Frauen waren gezwungen, ihre Notdurft im Freien zu verrichten oder die primitiven Abortgruben zu benutzen. Das mutete mich ganz «sibirisch» an. Ende 1944 landete Ravensbrück so langsam auf dem Niveau von Karaganda.

Lille, Anicka und ich wohnten in einer Koje in der zweiten Etage in einer Ecke am Fenster. Man konnte nicht aufrecht sitzen, sondern kauerte gebückt in seiner Höhle. Dort assen und schiefen wir, plauderten am Abend und verbrachten unsere freien Tage, wenn wir nicht auf Besuch ins «alte» Lager gingen. Wir drei gehörten zusammen, bildeten eine Familie und teilten unsere Freuden und Sorgen. Unsere gemeinsamen Freunde empfingen wir am Abend oder sonntags in der «Koje». Da sassen dann die Norwegerinnen Margrete und Birgit, die Deutschen Lotte und Maria, Inka, die Tschechin, Kouri und Danielle, unsere französischen Kameradinnen.

Todkrank im Revier

In der Schneiderei I avancierte ich eines Tages zur Arbeit in die Schreibstube. Ich teilte das Büro mit der Holländerin Ilse Heckster und hatte eine Kartei über alle in der Schneiderei arbeitenden Häftlinge zu führen. Die Erkrankten mit «Innendienst» und «Bettkarten» mussten von den Blockältesten gemeldet und von mir in Kartothekkarten eingetragen werden. Das war eine leichte Arbeit, aber wie sich in Kürze herausstellte, nicht ohne Gefahren, und wieder geriet ich rasch in die Nähe des Bunkers. Mir waren aus eigener Erfahrung die Qualen der Arbeit am «Band» nur zu gut vertraut, und bei elfstündiger Arbeitszeit wuchs die Zahl der «erlaubten» Kranken von Woche zu Woche. Aber wie viele hatten das Glück, Fieber zu haben und eine Innendienstkarte zu bekommen? Wenn dann nach der Arbeitszeit eine zu mir kam und bettelte, ich solle sie doch unter die Kranken schreiben, tat ich das. So hatte ich nach geraumer Zeit gegen fünfundzwanzig illegale Kranke.

Eines Tages erklärte mir Oberscharführer Graf, mein Vorgesetzter, der SS-Arzt Treite verlange sofort eine Liste aller Kranken der Schneidereien, um eine Kontrolle durchzuführen. Mir brach der Angstschweiß aus. In aller Eile wurde die Liste hergestellt, und für die Kranken ohne «Innendienstkarten» und mich gab es nur eine Rettung, nämlich Emmi Görlich, die Sekretärin Treites, in meine Notlage einzuweihen und ihre Hilfe zu erbitten. Ich lief mit der Liste ins Krankenrevier zu Emmi, einem politischen Häftling, die diese Kontrolle vornahm. Mit sichtlichem Unwillen nahm sie meine dringliche Aufforderung entgegen, die Liste zu falschen; gab dann aber ein vages Versprechen: «Ich werde sehen, was sich machen lässt!» Ich zweifelte keinen Moment daran, dass sie, der die Zustände in der Schneiderei bekannt waren, uns helfen würde. Nach zwei Tagen rief mich Graf mit erhobener Stimme: «Hier, sehen Sie sich einmal die Schweinerei an! Fünfundzwanzig Häftlinge ohne ‚Innendienst‘ oder Bettkarten! Bringen Sie sofort die Weiber her!» In meinem Entsetzen fand ich den Mut der Verzweiflung: «Herr Graf, das Revier muss sich geirrt haben, wahrscheinlich ist bei der Überarbeit deren Kartei nicht in Ordnung. Lassen Sie mich sofort mit der Liste ins Revier und die Sache nachkontrollieren!» Er schrie noch etwas von: «Hier steht doch Dr. Treites Unterschrift, dann muss es doch stimmen!» Aber schon war ich mit dem Zettel auf und davon, um Emmi Görlich zu erwischen. Als ich sie zur Rede stellte, antwortete sie achselzuckend: «Ich sehe nicht ein, weshalb ich euch decken soll, ich muss ja auch arbeiten!» Von den fünfundzwanzig konnte ich fünfzehn schützen, da sie anständige Blockälteste hatten, die sich bereit erklärten, sie nach der Mittagspause in die Schneiderei zu bringen und zu erklären, sie seien erst jetzt wieder gesund geworden. Aber die übrigen zehn wurden von Graf furchtbar geprügelt und erhielten eine Meldung. Merkwürdigerweise kam dieses Vieh nicht auf den Gedanken, dass alle mit meinem Einverständnis fortgeblieben waren.

Im Herbst 1944 bekam ich die echte Lagerfurunkulose, die beinahe tödlich endete. Damals wurde ich das erste- und einzigmal in Ravensbrück von einem SS-Mann geschlagen. Aus irgendwelchen Gründen, wahrscheinlich als neuerliche Schikane, war es den Häftlingen des Industriefhofes verboten worden, ins alte Lager zu gehen. Am Durchgang

hatte man einen SS-Mann postiert. An diesem Tage war es ein Rumäne, der kaum Deutsch sprach. Eine ganze Gruppe von Häftlingen bemühte sich gerade, den SS-Mann zu überlisten und doch zum alten Lager vorzudringen, als ich aus der Schneiderei kam, um in die Materialkammer zu gehen, die jenseits der Mauer des Industriebhofes lag. Ich besass also eine Berechtigung, das Tor zu passieren. Schnell verabredete ich mit den Wartenden, sie alle mit hinauszunehmen, und begann mit dem SS-Mann zu verhandeln. Der aber liess mich gar nicht erst zu Worte kommen, drohte sofort mit seinem Knüppel und jagte mich fort. Ich liess nicht locker, ging wieder zu ihm und erklärte nochmals mein Anliegen. Da stürzte er auf mich zu, und in diesem Augenblick entfuhr mir ein: «Sie Vieh!» Schon hatte ich einen Schlag gegen den völlig vereiterten Hals, der mir fast die Besinnung raubte, und der nächste traf mich auf den Kopf. Ich wälzte mich mit Schaum vorm Mund im Dreck der Strasse. In diesem Augenblick bog Oberscharführer Graf um die Ecke. Er sah mich liegen, stutzte und befahl, dass man mich, die ich ohnmächtig war, sofort ins Büro tragen solle.

Als ich wieder zu mir kam, fragte Graf etwas verlegen, ja geradezu ungläubig, ob es wirklich stimme, was der rumänische SS-Mann behauptete, dass er mich nämlich nur geschlagen habe, weil ich ihn mit «Sie Vieh» beschimpft hätte. Ohne zu zögern versicherte ich, niemals etwas Derartiges gesagt zu haben. Graf meinte tief befriedigt: «Das habe ich mir gleich gedacht. Das hat sich dieser Rumäne einfach ausgedacht. Solche Ausdrücke können Sie doch gar nicht benutzen!» Und der SS-Mann wurde auf einen anderen Posten versetzt. Derselbe Graf, der wirklich keinen Grund hatte, mir besonders freundlich gesinnt zu sein, hätte nicht gezögert, mich bei passender Gelegenheit selber mitteillos zu prügeln. Aber er betrachtete die Häftlinge in der Schneiderei I sozusagen als sein Eigentum und empfand Übergriffe «anderer» SS-Leute geradezu als gegen ihn persönlich gerichtete Attacken.

Den Sanitätsdienst des «Industriebhofes» versah eine junge tschechische Medizinstudentin, und da ich wusste, dass sie eine gläubige Kommunistin war, ging ich, erst durch Schmerzen getrieben, nach langer Überwindung zu ihr, um mich verbinden zu lassen. Wir hatten bis dahin nie ein Wort miteinander gewechselt.

Für Inka war ich eine Trotzkestin – das hatte man ihr gesagt –, also das Verachtungswürdigste unter der Sonne. –

Ich stand in langer Schlange mit den anderen Kranken im engen Gang zwischen den Kojenreihen, wo Inka auf einem Holzschemel ihren Verbandsstoff, ihre Salben und Desinfektionsmittel ausgebreitet hatte und nun eine nach der anderen verarztete. Sie war zu bewundern in ihrem unermüdlichen Eifer und der nie versagenden Freundlichkeit. Sie strahlte so viel gesundes Leben und Sicherheit aus, dass es einem bei ihrem Anblick ganz wohl werden konnte. Die Furunkel waren hartnäckig und die Besuche bei Inka regelmässig. Einmal begann sie halb im Scherz, mich politisch zu attackieren. Meine Antwort weiss ich nicht mehr. Dann aber wünschte sie lachend ein Gespräch und bat, einige aufklärende Fragen stellen zu dürfen. Wir gingen am Abend zwischen den Baracken hin und her, und sie hörte nun aus meinem Mund die «Geschichte der Trotzkestin». Inka hatte, trotz ihrer Jugend und kommunistischen Gläubigkeit, den Mut zur Objektivität. Sie wagte, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Sie nahm nicht hin, was man ihr als unumstössliche Wahrheit und Glaubenssatz aufoktroizieren wollte. Vielleicht waren es nur die besonderen Umstände des Konzentrationslagers, die es zu einem Aufbegehren dieses jungen Menschen gegen das Diktat der tschechischen Parteiobrigkeit von Ravensbrück kommen liessen und die dazu führten, dass sich Inka immer heftiger für mich interessierte. Mit ausgeprägtem Gerechtigkeitsgefühl und tief eingeborenem Wunsch nach demokratischer Entscheidung war sie entschlossen, sich ihr eigenes Urteil zu bilden, selbst zu prüfen, wer Freund oder Feind sei.

Unsere Unterhaltungen wurden immer häufiger und ernsthafter. Bald verging kaum ein Abend, an dem wir nicht miteinander diskutierten. Inka und ich wurden Freundinnen. Meine Krankheit verschlechterte sich, und Inka half, wo sie nur konnte. Die Freundschaft zu mir blieb den tschechischen führenden Kommunistinnen nicht unbekannt, und sie begannen, Inka zu warnen; als das aber nichts half, fingen sie an, ihr sogar zu drohen. Wenn sie die Beziehung zu mir nicht aufgeben werde, werde man zu disziplinarischen Massnahmen greifen. Inka lachte sie aus. – Unter den Frauen der «Roten Armee» galt als Autorität in allen politischen Fragen die alte Professorin Jewgenia. Sie

arbeitete in der Materialbaracke bei Maria Wiedmeier. Inka stand als Kommunistin in engen Beziehungen zu vielen Frauen und Mädchen der «Roten Armee» und selbstverständlich auch zu Jewgenia, zu der sie bewundernd aufblickte. Ganz im Anfang unserer Freundschaft fragte Inka einmal so nebenbei die alte Professorin, ob sie Heinz Neumann kenne oder etwas von ihm gehört habe. Jewgenia verneinte. Als man Inka nun aus «Wachsamkeitsgründen» immer energischer zur Ordnung rief, wurde sie eines Tages zu Jewgenia zitiert, in der Annahme, dass sie sich dieser entscheidenden Parteiinstanz beugen werde. Da wurde ihr zur grössten Verwunderung unter anderem mitgeteilt, dass mein Mann, Heinz Neumann, ein furchtbarer Verbrecher gewesen sei, der im russischen Wolgagebiet Fabriken in die Luft gesprengt und dadurch das Leben vieler russischer Arbeiter auf dem Gewissen habe. Da liess es sich Inka nicht nehmen, die alte Jewgenia daran zu erinnern, dass sie vor kaum einem Monat einen Heinz Neumann weder gekannt noch irgendetwas von ihm gehört haben wollte.

Im Januar 1945 steigerte sich die Furunkulose zu einer Blutvergiftung, und ohne Inkas Hilfe wäre ich wohl kaum am Leben geblieben. Sie setzte meine Aufnahme ins Krankenrevier durch und behandelte mich mit gestohlenem Prontosil. Ich lag im «Sterbestübchen», und Inka verschwendete ihre ganze Fürsorge und Zuneigung, um mich wieder gesund zu machen. Die tschechische Parteiführung in Ravensbrück beschloss, Inka wegen Freundschaft mit der «Trotzkistin» Grete Buber aus der Kommunistischen Partei der CSR auszustossen. Man machte ausserdem den Versuch, einer Reihe anderer junger tschechischer Kommunistinnen den weiteren Verkehr mit Inka zu verbieten.

Ende Januar 1945 erfuhren wir, dass Gestapomann Ramdor durch die SS verhaftet worden sei. Entweder hatte der Kommandant Suhren ihn «hochgehen» lassen, weil er sich durch die Gestapo nicht länger in die Angelegenheiten des KZ hineinreden lassen wollte, oder weil er Ramdors Kontrolle seiner eigenen Korruptionsgeschichten fürchtete. Wie dem auch gewesen sein mochte, wir waren wie von einem Alpdruck befreit, und ein Aufatmen ging durch das Lager.

Das Morden geht weiter

Zu meiner täglichen Beschäftigung in der Schreibstube der Schneiderei gehörte es, morgens, bevor noch die SS erschien, in das Dienstzimmer zu schlüpfen, wo an der Wand eine grosse Karte Europas hing, auf der die Front sorgfältig mit Kopierstift eingezeichnet war. Aber nicht etwa nach den Berichten des OKW, sondern unsere SS hörte während der Nachtschicht heimlich ausländische Radiostationen und veränderte getreu laut «Feindsender» auf der Landkarte die Stellung an den Fronten. Und wir wurden Mitwisser ihres patriotischen Eifers. – In der Schneiderei konnten wir sehr bald jede neue bedrohliche Verschlechterung auf dem Kriegsschauplatz an den Gesichtern der SS ablesen. Doch ihr Bedrücktsein hielt meist nur kurze Zeit an. Binder machte sich Luft durch Prügeln, die Aufseherin Lange tat es ihm nach, Graf aber unterhielt sich mit uns in der Schreibstube, je näher das Ende kam, immer häufiger. – Ilse Heckster, eine holländische Kommunistin, die schon längere Zeit in der Schneiderei arbeitete, verstand es bei solchen Gesprächen mit weiblicher Koketterie und munterem Mutterwitz, die Naive zu spielen und Graf zu immer offeneren Äusserungen zu verlocken. So hatte sie ihn einmal so weit in die Enge getrieben, dass er die Möglichkeit, Deutschland könne den Krieg verlieren, zugab. Das war im Winter 1944/45!! Voll geheuchelten Mitleids fragte Ilse ihn: «Was wird aber dann aus Ihnen, Herr Graf?» – «Tja, da werden sie mich wohl verhaften und nach Sibirien transportieren. Aber das kann auch nicht so schlimm sein. Da wird die Wiedmeier meinen Posten haben, und ich arbeite als Anweisungshäftling in der sibirischen Schneiderei. Die Wiedmeier wird schon ein Wort für mich einlegen!» Erbrach in ein etwas gepresstes Gelächter aus und verliess mit den Worten: «Woll'n mal sehn, wie's kommt!» die Schreibstube.

Einmal kam in die Schreibstube der Schneiderei ein kaum achtzehnjähriges russisches Mädchen. Mit ruhigem, ergebenem Kindergesicht erzählte sie mir, sie komme aus einer Munitionsfabrik zurück, weil sie sich als «Sabbatistin» geweigert habe, am Sonnabend zu arbeiten. Obersturmführer Dittmann schickte sie strafweise in die Schneiderei. Ich fragte, ob sie weiterhin am Sonnabend nicht arbeite,

und sie bejahte. Das war ein schlimmes Problem. Ich versprach, die Sache zu bedenken; da wünschte sie aber, lieber in die Weberei zu kommen, weil das ihr Beruf sei. Wir gingen zusammen in das Büro der Weberei, und sie blieb dort. Nach drei Tagen fragte man von dort bei uns an, wo die junge Russin eigentlich bleibe, sie sei nicht zur Arbeit erschienen. In der Vermutung, dass sie «schwänze», lief ich zu ihrem Block, um mich zu erkundigen. Da erzählte die Blockälteste, dass man die Achtzehnjährige vor zwei Tagen in den Zellenbau gebracht und dann zum Lagertor hinausgeführt habe. Sie war wegen «Sabotage» zum Tode durch den Strang verurteilt worden.

Das Lager Auschwitz wurde beim Herannahen der russischen Front evakuiert und alle Häftlinge nach dem Westen getrieben. Als die Tausende von Frauen Ravensbrück erreichten, waren ihre Gesichter vor Hunger und Durst vertiert. Sie schrien und bettelten um Wasser. Tagelang erhielten sie keinen Tropfen. Die Küchenhäftlinge baten um die Erlaubnis, den Dürstenden Kaffee bringen zu dürfen. Es geschah, aber Hunderte stürzten sich über die Kübel, schlugen sich gegenseitig zu Boden, und der Kaffee floss auf die Erde. Erst die prügelnde Lagerpolizei und ein Heer von Aufseherinnen machten es möglich, das Getränk an die Verdurstenden zu verteilen. Die Auschwitzer Häftlinge brachten ihren eigenen Lebensstil mit. Den hatte das Vernichtungslager geprägt: Koste es, was es wolle, aber rette dein Leben! Sie waren robust und brutal in Aussehen und Manieren. In der ersten Zeit konnte man jede Auschwitzerin auf der Lagerstrasse erkennen. Bald nach ihrer Ankunft lief ein Gerücht durch Ravensbrück, dass alle alten und arbeitsunfähigen Häftlinge nach Mittweida, in ein Lager für leichte Arbeit, kämen. Schon musste ein Block antreten, und ein angeblicher Arzt mit Namen Winkelmann, von dem die Auschwitzer munkelten, er habe bei ihnen die Häftlinge fürs Gas ausgesucht, liess die Frauen einzeln an sich vorbeidefilieren. Auf manche wies er mit dem Daumen. Die mussten heraustreten. Die anderen durften in die Baracke zurück. Die Ausgewählten aber sollten nach Mittweida abtransportiert werden. Die Lastautos mit den Frauen fuhren davon. – Zur gleichen Zeit bestimmte man einige Politische für neue Blockältestenposten.

Die kamen in das sogenannte «Jugendlager Uckermark», das hinter dem «Industriehof» jenseits der Ravensbrücker Mauer lag und früher jugendlichen Häftlingen Unterkunft geboten hatte. Dort trafen sie die «Mittweidaer» wieder. Durch die Blockältesten erfuhren wir so nach und nach von den himmelschreienden Bedingungen, unter denen die Alten und Schwachen dort vegetierten. Man hatte geglaubt, Ravensbrück wäre schon das Furchtbarste, aber weit gefehlt. Noch weniger Nahrung, stundenlange Appelle, keine Mäntel, keine ärztliche Hilfe – so sah «Mittweida» aus.

Im Laufe des Jahres 1944 hatte man einen zweiten Krematoriums-Ofen hinter dem Bunker erbaut. Der schwarze, stinkende Rauch aus beiden Schornsteinen wurde uns selbstverständlich, und Witze wurden gerissen wie: «Seht mal, da fliegt die Lina davon!» Oder es fiel die giftige Bemerkung: «Du gehst auch nur durch den Kamin nach Hause!» Sie kennzeichneten die Einstellung der Häftlinge zum Sterben. Einige Tage nach dem Abtransport der «Mittweidaer» holte mich Anicka während der Nachtschicht erregt vom Fadentisch, bat mich, ich solle nur mal einen Moment hinausblicken. Da stand über dem Zellenbau eine hohe Feuersäule. Ich begriff nicht gleich, was da brennen könne. Dann fiel mir das Krematorium ein. «Aber hatten wir denn so viele Tote in den letzten beiden Tagen?» – «Ist eine neue Typhusepidemie ausgebrochen?» – Wir ahnten etwas Grauensvolles, aber keiner wusste es genau. Erst eine Blockälteste aus dem Jugendlager sagte uns alles: Wiederum seien Lastautos gekommen. Es mussten sofort vierzig Frauen aussortiert werden, denen die Aufseherinnen mit einem Kopierstift die Häftlingsnummer hatten auf den Unterarm schreiben wollen. Darauf seien die Frauen in Panik verfallen, hätten mit Händen und Füßen um sich geschlagen und sich geweigert, das Lastauto zu besteigen. Erst ein spezielles Kommando männlicher SS brachte sie mit Gewalt auf die Wagen, die dann die Lagermauer umfuhren bis zum Krematorium. Man erzählte, dass es einer vierzigjährigen Polin in der Dämmerung gelungen sei, beim Abladen der Frauen vorm Krematorium zu entfliehen. Sie versteckte sich dann während der Nacht bei der «Kläranlage» von Ravensbrück und wurde am nächsten Morgen von einem SS-Mann gefangen und ins Lager geführt. Unter Prügel gestand

sie, vom «Jugendlager» zu kommen. Sie wurde dorthin zurückgebracht. Man isolierte sie von den anderen, um sie beim nächsten Transport gleich wieder auf das Vergasungsauto zu laden. Aber sie schrie, dass es weithin schallte: «Glaubt ja nicht, ihr kämt nach Mittweida! Ins Gas und zum Krematorium bringt man uns!» Noch in den ersten vierzehn Tagen des Februar 1945 vergaste man viertausend Frauen in Ravensbrück.

So wie früher die Rauchfahnen, gehörten im Winter 1944/45 die Feuersäulen aus den Schornsteinen hinterm Zellenbau zur Silhouette von Ravensbrück. Jede Frau über fünfzig, jede Grauhaarige, jede, die nur eine Grippe gehabt hatte, alle, die den Typhus glücklich überlebten, aber nun abgemagert und noch arbeitsunfähig waren, zitterten vor den Selektionen des Dr. Winkelmann. Sie behaupteten, er blicke nur auf Haare und Gesicht und treffe danach seine Entscheidung über Leben oder Tod. Die Frauen mit grauen oder gar weissen Haaren begannen sich zu färben. Sie rührten den Russ aus dem Ofen mit etwas Wasser an und schmierten die Haare schwarz. Aber schon die nächste Erfahrung zeigte, dass Winkelmann nicht den Kopf beurteilte, sondern lediglich die Beine. Die blieben aber mager und an den Knöcheln ver-schwollen, dagegen gab es kein Mittel. Die einzige Rettung war, sofort in einen Betrieb oder eine Kolonne aufgenommen zu werden, denn die Wahl galt vor allem den «Verfügbaren».

Eines Vormittags räumte die Polizei die Lagerstrasse. Da ich in der Schreibstube der Schneiderei arbeitete, entging mir diese Massnahme, und ganz unvorbereitet trat ich aus der Tür des Betriebes, um zum Block zu laufen. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, so als ob Fliegeralarm wäre. Aber jenseits des Tores, auf der Mitte der Lagerstrasse, in Richtung zum «Industriehof», bewegte sich langsam eine grosse Kolonne von Frauen. Ahnungslos stand ich und wartete auf diesen merkwürdigen Zug. Sie durchschritten das Tor vom «alten» Lager her. Immer fünf hatten einander untergefasst. Da brüllte irgendwo ein Häftlingspolizist: «Mach, dass du von der Lagerstrasse wegstommst!!» Ich sprang zur nächsten Baracke, lehnte mich gegen die Wand und starnte fasziniert und entsetzt auf diesen Todeszug. Zwei Aufseherinnen mit Lederriemen in den Händen schlugen auf die Frauen ein, da

mit sie schneller gingen. Aber die setzten bedächtig einen Fuss vor den anderen. In der ersten Reihe hatten alle die gleiche Kopfhaltung; sie schienen mit unbewegten Gesichtern zum Himmel aufzublicken, aber die Augen waren völlig ausdruckslos. Ich beugte mich vor, um sie besser sehen zu können, da erspähte mich eine der Aufseherinnen: «Was machen Sie da, Sie unverschämtes Weib! Sie kommen noch früh genug an die Reihe! Morgen werden Sie dran sein!!» Und sie drohte mit dem Lederriemen. Ich ging um die Ecke der Baracke zur Tür hinein.

Als ich in die Schneiderei zurückkehrte, stand Oberscharführer Graf im Büro. Ich sagte zu ihm: «Haben Sie diese Kolonne gesehen?! Die werden ins Gas geführt! Und die Aufseherin sagte zu mir, dass ich morgen auch drankäme!» Graf tat zuerst, als verstehe er nicht. Dann aber, bei näherer Erläuterung, ereiferte er sich und brach los: «Was, die wollen es wagen, meine Häftlinge zu vergasen! Da habe ich ja auch noch ein Wort mitzureden! Aus der Schneiderei kommt mir keiner weg!» und er schmiss mit einem Knall die Tür hinter sich zu.

Im letzten Jahr von Ravensbrück wurden im Lager viele Kinder geboren. Im Krankenrevier amtierte eine tüchtige Hebamme, und als die Geburten immer zahlreicher wurden, richtete man sogar eine Baracke für die Schwangeren und Neugeborenen ein. Es gab Tage, an denen fünf Kinder das Licht der Welt erblickten. Eine junge Tschechin, Eliska, meldete sich freiwillig zur Arbeit in der Säuglingsbaracke. Sie sammelte Stoffetzen für Windeln und Hemdchen, und der Gedanke, dass nun die Neugeborenen in Ravensbrück am Leben bleiben durften, begeisterte uns alle. Aber für die Säuglinge des Konzentrationslagers lieferte man keine Milch, und die unterernährten Mütter konnten sie nicht stillen. Man reichte den Babys irgendeine Suppe mit Zutaten aus den Rot-Kreuz-Paketen. Kaum einer dieser neugeborenen Häftlinge lebte länger als drei Monate. Da lagen sie in langer Reihe auf zusammengeschobenen Pritschen, mit schrumpfligen Gesichtern wie kleine Greise, und Eliska erklärte nach einigen Wochen, dass sie aus dieser grauenvollen Baracke fortmüsse, um nicht den Verstand zu verlieren, denn ihre Arbeit bestehe lediglich darin, zuzusehen, wie die Säuglinge langsam starben, und im Fortschaffen der kleinen Leichen; an manchen Tagen bis zu sieben.

Sonntags gingen wir oft ins «alte» Lager zu Besuch. Die Baracke unserer französischen Freunde war so überfüllt, dass man sich schwer durch das Gewimmel der Frauen winden konnte, deshalb kletterten Lille, Anicka und ich durch das hinterste Fenster des Schlafsaals hinauf zum III. Stock, wo Kouri und Danielle ihren Strohsack hatten und uns erwarteten. Zu fünft hockten wir dann unterm Dach und sprachen über die Zukunft oder liessen uns von Kouri, die eigentlich Germaine hiess, Geschichten erzählen aus den Jahren, die sie als Ethnologin unter einem Nomadenstamm Nordafrikas verbracht hatte. Kouri und Danielle waren NN-Häftlinge. Lange wusste man im Lager nicht, was diese Bezeichnung zu bedeuten habe, und auch nicht, welches Schicksal man diesen Frauen zgedacht hatte, denn die NN-Häftlinge durften weder Post erhalten noch Briefe schreiben und auch keine Pakete empfangen.

Später erfuhren wir, dass mit «NN» alle die durch den «Nacht- und Nebel-Befehl» der Gestapo Verhafteten bezeichnet wurden, und wir fürchteten, die Gestapo beabsichtige, sie zu liquidieren. Kouri hatte in Ravensbrück ihre siebzigjährige Mutter, die zwar gesünder und kräftiger als die Tochter war, aber doch wegen ihres Alters in ständiger Gefahr schwebte.

Anfang 1945 hiess es eines Tages, sämtliche NN-Häftlinge, alle Jüdinnen mit Kindern und alle Zigeunerinnen mit Kindern gehen auf Transport nach Mauthausen! Wir zweifelten keinen Augenblick daran, dass «Mauthausen» Gas bedeutete, und Kouri und Danielle mussten gerettet werden. Der Transport verliess Ravensbrück, aber nicht nur unseren beiden Freundinnen gelang es, sich zu verstecken, eine ganze Zahl anderer hatten das gleiche getan. Jetzt bestand die grosse Gefahr, dass die SS alle verborgenen NN-Häftlinge mit Gewalt zusammentreiben würde.

Eines Sonntags, Ende Januar – ich lag damals im «Sterbestübchen» des Krankenreviers –, wurde das Fenster, das zur Lagerstrasse führte, von aussen aufgestossen. Anicka und Lille beugten sich herein und teilten mir erregt mit, dass gleich ein «Generalappell» stattfinden werde und man unbedingt Kouri und Danielle verstecken müsse, denn sicher suche man jetzt nach den NN-Häftlingen. Ich schlug vor, man solle die kleine, dünne Kouri sofort ins Revier schmuggeln, damit ich

sie unter meiner Bettdecke verbergen könne. Es gelang, Kouri hereinzubringen, sie stieg in mein Bett, das im zweiten Stock lag, krabbelte unter die Decke und machte sich so dünn, wie es nur ging. Vorläufig durfte der Kopf noch herausblicken, erst im Moment der Gefahr hatte sie ganz zu verschwinden. Ein Glück war, dass im «Sterbestübchen» nur zwei Betten standen. Unter mir lag eine todkranke Frau, deren Interesse für die Umwelt bereits erloschen war. Kouri flüsterte mir zu, dass Danielle in den Dachstuhl einer Baracke, in den sogenannten IV. Stock, gekrochen sei, um dort den «Generalappell» zu überdauern.

Wir waren guter Dinge, hörten, wie draussen die Sirene ging und die Häftlinge antraten, und vernahmen das vertraute Gekeife der Blockältesten. Bei einem «Generalappell» durfte niemand, auch die mit «Innendienstkarten» nicht, in der Baracke bleiben, und das Krankenrevier sowie die Krankenblocks wurden genau kontrolliert. Aber unter einer Bettdecke würde man schon nicht nachsehen. So hatten wir keinen Grund zur Besorgnis. – Es dauerte bereits mindestens eine Stunde. Kouri wurde es heiss und heisser. Wir hörten auf der Lagerstrasse Geräusche von an- und abfahrenden Lastautos, notierten es aber als nichts Merkwürdiges. Plötzlich näherten sich dem «Sterbestübchen», das am Ende des Korridors lag, Schritte knarrender Stiefel. Ich stiess Kouri unter die Decke und legte mich halb auf sie. Die Tür wurde geöffnet, und drei Uniformierte traten ein: SS-Arzt Treite, Trommel und Winkelmann. Ihre Köpfe waren genau in Höhe meiner Bettdecke. Einer fragte: «Wieviel Kranke sind in diesem Raum?» Ich antwortete mit fiebrigem Gesicht und schwankender Stimme: «Zwei.» – «Was fehlt Ihnen?» war die nächste Frage. «Sepsis», presste ich hervor und verlor beinahe das Gleichgewicht, denn ich stützte mich krampfhaft auf eine Hand, um höher zu liegen und Kouri zu verdecken. Die drei blickten auf die unter mir Liegende und machten kehrt, um das «Sterbestübchen» zu verlassen. Ich befreite die nach Atem ringende Kouri, und wir lachten gemeinsam, erlöst und gerettet. Dann heulte die Sirene zum Ende des Generalappells, wir überlegten schon, wie Kouri am besten das Revier unbemerkt verlassen könnte, als wieder von aussen das Fenster geöffnet wurde. Diesmal stand dort Danielle leichenblass und rief fast schreiend: «Kouri, Kouri, sie vergasen

deine Mutter!!» Germaine sprang herunter vom Bett, in ihrem Schmerz stiess sie Laute aus wie ein verwundetes Tier und schluchzte: «Wie konnte ich denn nur an meine eigene Rettung denken und meine Mutter vergessen?!» – Kouri hatte kaum die Kraft, zum Fenster des «Sterbestübchens» hinauszusteigen.

Ganz kurz danach kam Lille und teilte mir mit, dass Anickas Freundin Milena Fischerova, die im Block der Lungenkranken gelegen hatte, während des «Generalappells» zusammen mit vielen anderen Tuberkulösen aus den Betten gerissen und im Hemd auf ein Lastauto geworfen, noch lebend schon wie Leichen übereinander, und fortgeschafft worden sei zum Vergasen. Anicka war gebrochen und wir alle am Rande der Verzweiflung.

Die letzten Tage von Ravensbrück

Im letzten Lagerhalbjahr nahmen die Intensität der Diskussionen und die Aktivität unter den Politischen, besser gesagt unter den kommunistischen Häftlingen des Lagers, merklich zu. Sonderbar war die Stellung der deutschen Kommunistinnen in Ravensbrück. Die Masse der unpolitischen Häftlinge aller Nationen setzten alles Deutsche im Lager gleich mit SS. Man hasste die SS und ebenso den deutschen Häftling. Das Gros der Kommunistinnen der verschiedenen Nationen aber lehnte ihre deutschen «Genossinnen» ebenfalls ab und erfand für ihre nationalistische Einstellung eine politische Erklärung: Die Deutsche Kommunistische Partei kann nicht gleichberechtigt sein, da es ihr nicht gelang, Hitlers Machtantritt durch eine Revolution zu verhindern und auch dann während der zwölf Jahre nicht fähig war, den Nationalsozialismus zu stürzen. Mit Begeisterung nahmen sie die Losung von der Schuld des ganzen deutschen Volkes auf, und die deutschen Kommunistinnen wagten nicht, sich zu verteidigen. Keine warf die Frage auf: «Wer kämpfte denn zuerst gegen Hitler? Wieviel Tausende deutscher Politische liessen ihr Leben in Zuchthaus und Konzentrationslager, als noch ‚Genosse‘ Stalin Hitler eines Freundschaftspaktes für würdig hielt und ihm sogar deutsche Politische trotz des angeblichen Asylrechtes in der Sowjetunion auslieferte?!» – Keiner machte

darauf aufmerksam, dass Marxisten mit einem Male von Völkern sprachen und nicht mehr von Klassen.

Die deutsche Armee schleppte bei ihrem Rückzug alles nur Erdenkliche an «Beuteware» mit. Allein im «Industriehof» waren mehrere Vorratsbaracken bis an die Decke damit angefüllt. Trotzdem wurde der Mangel an Maschinenteilen, Nähadeln und Faden in der Schneiderei immer fühlbarer. Aber das hinderte die SS nicht, das Pensum erzwingen zu wollen. Es ging zum Frühjahr, und die Häftlinge im «Industriehof» nähten SS-Winteruniformen für das Jahr 1945/46!! Die Russen standen fast an der Oder, aber in Ravensbrück baute man an einer neuen stabilen Fabrikhalle. Schon Ende Januar begann der Starkstrom zeitweise zu versagen. Während der Arbeitszeit erstarben plötzlich die Motoren, und eine beängstigende Stille lag über der grossen Fabrikhalle. In immer kürzeren Intervallen blieb der Strom weg, und durch die Tage und Nächte, ohne Unterbrechung, ohne jeglichen Widerstand, zogen die Bombengeschwader über den Himmel von Ravensbrück in Richtung auf Berlin. Nicht mehr die Lagersirene bestimmte den Rhythmus unseres Häftlingsdaseins, jetzt gab es höhere Gewalten. – So greifbar nahe schon das Ende schien, immer noch schlugen die Flammen aus den Krematoriumschornsteinen, und Winkelmann traf seine Wahl.

Je näher die Fronten heranrückten und je sichtbarer der Zusammenbruch der Hitler-Armee wurde, umso häufiger beschäftigte die Häftlinge die Frage: Wie wird das Ende des Konzentrationslagers sein? Wird die SS ihre Drohung wahr machen und alle Politischen niederschliessen? – Von einem östlichen Lager erfuhren wir, dass die SS einfach davongelaufen sei, als die Russen kamen. So etwas konnte man also auch erhoffen. – Mit Staunen beobachtete ich viele Frauen, die emsig begannen, sich auf die Freiheit vorzubereiten. Sie trugen Stoffe und Kleidungsstücke zusammen, die sie den SS-Vorräten entnahmen. Zum begehrtesten Artikel wurde ein Rucksack. – Mir war der heftige Wunsch nach Freiheit verlorengegangen. Als Milena noch lebte, bedeutete Freiheit, mit ihr zusammen die erste Stadt wieder zu erleben, den ersten Wald gemeinsam zu betreten und dann in einem neuen Leben mit vereinten Kräften unser Buch über die Konzentrationslager zweier Diktaturen zu schreiben. Durch Milenas Tod war das, was sich

Freiheit nannte, nur noch ein schwacher Abglanz des einmal Erträumten. – Aber Angst quälte mich. Was wird geschehen, wenn die Russen Ravensbrück vor den Amerikanern oder Engländern erreichen? Eine Denunziation der Stalinistinnen war mir gewiss. Es gab nur die eine Rettung, vorher aus dem Lager zu fliehen. Einige Polinnen kannten mein Schicksal und auch die Gefahr, in der ich schwebte. Sie teilten mir mit, dass ich im entscheidenden Moment auf ihre Hilfe rechnen könne, dass sie bereits feste Pläne hätten.

Inka kam strahlend in die Schreibstube gesprungen, und ohne viel zu fragen, nahm sie mich bei der Hand, sprudelte irgendetwas hervor wie: «Das musst du gesehen haben!» Sie zog mich mit hinaus auf die Strasse durchs Tor zum alten Lager. Ein unausdenkliches Wunder! Über die Lagerstrasse fuhren langsam und gravitatisch mehrere grosse, schneeweisse Autobusse des schwedischen Roten Kreuzes. Vor Staunen und Freude fehlten uns die Worte. Die Autobusse waren beladen mit Paketen, die bei den Effektenbaracken in grossen Bergen abgeladen wurden. Wir hatten nur eine Deutung: Der Krieg ist aus! Hitler ist besiegt! Das Internationale Rote Kreuz hat das Lager übernommen! – Aber die Autobusse verliessen wieder das Lager, und in der folgenden Nacht kam SS mit zwei Lastautos und stahl einen Teil der Pakete. Und doch lagen da so viele, dass jeder Häftling bedacht wurde. Die Lagerobrigkeit erklärte, eine Kommission von Häftlingen werde diese Pakete verteilen, es werde alles ausgegeben, nur nicht die Zigaretten. Wir trauten unseren Ohren nicht! Dann traten die Frauen einer Baracke nach der anderen an, und jede bekam ein Paket. Manche konnten vor Gier nicht bis zu ihrem Block kommen, sie sassen gleich am Strassenrand nieder und begannen von den Schätzen zu essen. Sie zeigten eine der anderen diese Herrlichkeiten in den Büchsen; das ganze Lager wurde von einer bacchantischen Freude erfasst. Die Lagerordnung war über den Haufen geworfen. Zwischen den Baracken im «Industriehof» schürten sich die Frauen im Sand kleine Feuer und wärmten die leckeren Konserven. In den Krankenblocks lag auf jedem Bett ein Paket, und die Todkranken blickten mit verklärten Gesichtern auf die Geschenke, doch für Unzählige kamen sie zu spät, und bei vielen beschleunigten sie das Ende.

Das nächste ungläubliche Ereignis war der Abtransport von dreihundert Französisinnen durch das Internationale Rote Kreuz. Eine Sprecherin der französischen Häftlinge erklärte der SS, dass sie sich weigerten zu gehen, wenn nicht sofort alle Französisinnen aus dem Jugendlager geholt würden, denn diese hätten den Vorrang. Und die SS gab nach. So kamen viele der Todgeweihten mit dem ersten Transport des Internationalen Roten Kreuzes in die Freiheit.

Schon sprach man von einem nächsten Franzosentransport. Kouri und Danielle rüsteten sich. Ich schrieb durch Stunden alle wichtigen Lagerereignisse und alle Verbrechen, an die ich mich erinnerte, nieder und übergab sie Kouri.

In den erregten Tagen des Wartens setzte im «Industriehof» wieder, wie schon so oft, der Strom aus. Sonst mussten aber die Frauen im Betrieb bleiben und oft stundenlang dasitzen, bis die Stromstörung behoben war, diesmal aber trat Graf aus dem Dienstzimmer und rief: «Macht, dass ihr auf die Blocks kommt!» Mit einem Jubelschrei stürzten die Frauen aus den Betrieben. Jeder ahnte, jetzt war es endgültig vorbei mit der Sklavenarbeit in Ravensbrück. Nach einigen Tagen Freizeit kehrten auch die Häftlinge von Siemens ins alte Lager zurück, und wir feierten Wiedersehen mit unseren Freunden Lotte und Maria. Jetzt hatten wir so unendlich viel Zeit. Wir sangen und rauchten die von der SS zurückgestohlenen Zigaretten aus den Rote-Kreuz-Paketen, und das Lager war von Hoffnung auf Freiheit erfüllt.

Es kam ein Sonnabend im März, als man alle Norweger mit Sachen nach «vom» beorderte. Die vom «Industriehof» zogen über die Lagerstrasse, und Hunderte von Frauen gaben ihnen strahlend das Geleit. Erst vorn beim Lagerplatz drängte uns die Polizei zurück, aber sie hatte nun keine Macht mehr, die Lagerstrasse zu säubern. Eine dichte Mauer von Häftlingen umstand den Platz, wo sich alle Norwegerinnen sammelten, man rief und winkte zum Abschied. Das war die erste Freudentemonstration in Ravensbrück. Unsere Lille hatte vor Erregung und Abschiedsschmerz ein leichenblaues Gesicht, in dem sich Freude und Sorge stritten, denn sie fürchtete um uns Zurückbleibende. Anicka und mir war es auch nicht leicht ums Herz. Wann würde man

sich je im Leben wiedersehen? Und ob es noch einmal ein so vertrautes Zueinandergehören geben würde wie im Konzentrationslager Ravensbrück?

Seit Januar 1945 erhielten wir keine Post mehr, Zeitungen wurden immer seltener, und über die Lage auf den Kriegsschauplätzen bekamen wir, seitdem die Arbeit ruhte, nur noch vage Gerüchte zu hören. Danach verlief Anfang April die Westfront an der Elbe, die Ostfront an der Oder, und im Süden wurden Orte genannt, die nicht weit von Berlin entfernt sein konnten. Man erzählte sich, dass die SS-Mannschaften zur Flucht rüsteten. Ebenso wie wir statteten sie sich mit Rucksäcken aus, und genauso wie manche Häftlinge begannen die Graf, Binder und Konsorten die letzte Möglichkeit zu benutzen, sich durch Diebstahl zu bereichern. Alles, was an wertvollen Stoffen im «Industriehof» aufgestapelt war, trugen sie heimlich davon. Manche von uns wollten wissen, dass vor Herannahen der Front sämtliche Betriebe des «Industriehofes» in die Luft gesprengt werden würden, und die bange Vorstellung, man könne zum Schluss auch alle eingesperrten Frauen mit umbringen, drängte sich uns auf.

Da kam der Befehl, die Baracke 4 des «Industriehofes», in der wir wohnten, sei sofort zu räumen. Sie lag in einem schmalen Gang zwischen zwei Betrieben, und die offizielle Erklärung dieser Massnahme lautete, «die Häftlinge dieses Blocks seien durch dessen Lage neben zwei Betrieben bei eventuellen Bombenangriffen gefährdet». In aller Eile wurde eine Baracke des angrenzenden Männerlagers geräumt und dem «Industriehof» einverleibt. Dorthin zogen wir, und es war mehr als komisch, dass trotz des sichtbar nahen Endes die Häftlinge leidenschaftlich um Plätze und alle möglichen Vorteile bei der neuen Unterbringung kämpften.

Am 18. April 1945 bestellte Oberscharführer Graf Ilse Heckster und mich in die Schneiderei. Wir machten uns unwillig ob der Störung unseres nun schon selbstverständlich gewordenen freien, ungebundenen Lagerlebens auf den Weg. Im Büro empfing uns Graf mit den Worten: «Teilen Sie den Häftlingen der Schneidereien mit, dass ab Montag, den 23. April, alle Betriebe wieder voll arbeiten werden.» Das brachte er in dem gewohnten Befehlstone vor, so dass wir beide einen Moment betreten schwiegen. Dann meinte Ilse Heckster mit

leichtem Spott: «Herr Graf, da werden wir wohl mit Fussantrieb arbeiten?! Oder wie?» Graf runzelte gereizt die Stirn, antwortete aber doch: «Nein, bis zum Montag hat Ravensbrück wieder Starkstrom.» – Da er sich auf eine Antwort einliess, hatten wir bereits gewonnen, und ich fragte weiter: «An welches Stromnetz werden wir denn angeschlossen?» – «An ein nördliches», erwiderte er sicher. – Ilse Heckster kribbelte es sichtlich vor Lust auf weitere interessante Aufschlüsse, und sie ermunterte Graf, indem sie ihre tiefe Befriedigung darüber ausdrückte, dass wir nun endlich wieder an die Arbeit kämen. Graf befand sich in einer derart tiefen moralischen Depression, dass er ihren teilnahmsvollen Worten hingerissen lauschte. Mit veränderter, ganz vertraulicher, geradezu persönlicher Stimme wandte er sich an uns und sagte: «Eigentlich dürfte ich ja nicht mit Ihnen darüber sprechen, aber ich vertraue auf Ihre Diskretion. Sie müssen nämlich wissen, dass am 20. April, dem Geburtstag des Führers, die neue deutsche Wunderwaffe in Anwendung kommt. Und sie wird mit einem Schlag die Lage auf allen Kriegsschauplätzen zugunsten Deutschlands verändern. Wir werden in Kürze wieder vor Warschau sein und den Westen Deutschlands gesäubert haben!» Ilse und ich hauchten wie aus einem Munde: «Das ist aber sehr interessant, Herr Graf!» Vereint gingen wir von dannen, und als wir ausser Sehweite waren, tippten wir uns leicht gegen die Stirn und meinten: «Armer Irrer!»

Am 21. April kam unsere Blockälteste Cilly mit einem Zettel aus der Schreibstube und rief eine ganze Anzahl deutscher und tschechischer Frauen auf, die sofort mit allen Sachen nach vorn kommen müssten. Ich war unter ihnen. Ein Gewirr von Stimmen erhob sich: «Ihr werdet entlassen!» – «Ihr kommt in die Freiheit!»

Alle Möglichkeiten einer Rettung hatte ich schon durchdacht: die Flucht vor den Russen mit Hilfe der Polen, das Verschwinden in einem Durcheinander, das entstehen würde, nachdem die SS das Weite gesucht hätte, aber der Gedanke an Freilassung war mir nie gekommen. Völlig gelähmt durch diese Glücksbotschaft, hockte ich kopfschüttelnd zwischen Anicka und Inka in der Kojе, und nach unzähligen Umarmungen und Freudentauschen über diese wunderbare Rettung –

Anicka und Inka waren viel besorgter um mein Schicksal am Lagerende gewesen, als ich es bis dahin geahnt hatte – begannen beide, meinen Rucksack zu packen und mich anzuziehen. Da kam Lotte aus dem alten Lager gerannt, um atemlos vor Freude mitzuteilen, dass auch sie unter denen sei, die entlassen würden. Lotte nach neun Jahren, ich nach sieben.

Auf der Lagerstrasse stand ein Spalier von winkenden Frauen, und «vom» bei der Schreibstubenbaracke warteten in Fünferreihen ungefähr sechzig deutsche und tschechische Häftlinge, alles «alte Ravensbrücker», die meist fünf und mehr Jahre in Haft waren.

Wir standen und grüssten immer wieder und wieder die Zurückbleibenden. Wo aber blieb Lotte? In Sorge um sie bat ich eine Bekannte, zu ihrem Block zu laufen, um nachzufragen. Sie kam zurück und erzählte, dass Lotte, als sie eben vom Industriebhof zurück zu ihrer Baracke rannte, um die Sachen zu packen, von einer Aufseherin erwischt worden sei und trotz eindringlicher Beteuerungen, dass sie entlassen werden solle, unter Androhung von Prügel und Meldung in eine Kolonne zum Sandschuppen gezwungen wurde, ausmarschieren musste und so ihre eigene Entlassung versäumte.

Als man schon begann, unsere Namen aufzurufen, schleppte sich noch eine langsam herbei. Das war Melody. Unter diesem Namen war sie allen alten Ravensbrückern bekannt, den hatte man ihr gegeben, weil sie sehr schön pfeifen konnte und für diese im Lager verbotene Kunst mehrere Male streng bestraft wurde. Melody konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Unter Aufbietung der letzten Kräfte hatte sie sich bei der Nachricht ihrer Entlassung vom Bett aufgerafft. Sie bat uns: «Nehmt mich in die Mitte, damit keiner merkt, wie krank ich bin. Lasst mich dort am Boden liegen, bis mein Name gerufen wird. Wenn ich erst in der Freiheit bin, werde ich wieder ganz gesund. Denkt euch doch, ich soll Berlin noch einmal sehen!» Sie lag von uns verdeckt an der Erde auf dem Lagerplatz, und wirklich, als ihr Name ertönte, stand sie auf und ging mit sicheren Schritten in die Schreibstube. Ich fürchtete sehr, man werde sie wegen Krankheit zurückhalten, aber nein, sie erreichte, ohne zu schwanken, ihren Platz zwischen

uns und legte sich erleichtert aufseufzend hin, mit glücklichem Lächeln auf dem schwerkranken Gesicht.

Nach der Schreibstube ging es hinaus zum Tor zur «Politischen Abteilung», und man sollte es kaum für möglich halten – es war der 21. April 1945! –, sie gaben uns einen Schein, auf dem geschrieben stand, dass wir entlassen seien und uns binnen dreier Tage bei unserer zuständigen Gestapo-Stelle zu melden hätten.

In den gekreuzten Lagerkleidern, ohne Geld, nur mit einer «Transportverpflegung» von einigen Scheiben Brot, ohne Lebensmittelmarken, marschierten wir in Fünferreihen nach einem letzten heissen Gruss an die Freunde so vieler Jahre gemeinsamen Leidens, begleitet von der Oberaufseherin Binz, zum Lagertor hinaus in die ersehnte Freiheit. Auf der Strasse hinter der Wachtstube kommandierte irgendjemand «Halt»! Eine ganz Blöde fragte die Binz: «Frau Oberaufseherin, mein Heimatort liegt am Rhein, da werde ich doch nicht hinkommen, wie soll ich mich denn da bei der Gestapo melden?» Die kategorische Antwort der Binz lautete: «Das haben Sie selbst zu entscheiden, von jetzt ab können Sie sich als Flüchtlinge betrachten!» Und damit machte sie kurz kehrt, und wir liefen weiter, so wie wir es nun einmal gewöhnt waren, schweigend in Fünferreihen mitten auf der Strasse, vorbei an den SS-Häusern in Richtung auf Fürstenberg. Mir kam nicht einmal der Gedanke, dass das nun die Strasse in die Freiheit war. Erst nach einer Strecke Weges blieben einige Schwache zurück, und anderen schien einzufallen, dass man ja nun wieder ein Mensch sei und auf dem Bürgersteig gehen könne. Als sich eben die Kolonne aufzulösen begann, erscholl eine ans Kommandieren gewöhnte Stimme: «Wir können doch unmöglich wie ein Sauhaufen nach Fürstenberg hineinmarschieren! Bleibt mal in Fünferreihen!» Da erwachten die ersten freiheitlichen Regungen, und mit den höhnischen Antworten: «Den Ton gewöhne dir mal schleunigst ab! Diese Zeiten sind nun vorbei!» fand man Worte und begann den gekrümmten Sklavenrücken zu strecken.

Das Geschenk der Freiheit

Die Welt ohne Stacheldraht

Der Fürstenberger Bahnhof lag gedrängt voller Flüchtlinge und deserierter Soldaten. Dort erfuhren wir, dass die Zugverbindung nach dem Süden unterbrochen sei und die Russen Berlin nördlich umgingen. Man sprach von einem Flüchtlingszug, der am nächsten Morgen Fürstenberg in nördlicher Richtung passieren sollte. Wir sechzig Entlassenen blickten unschlüssig in das Gewühl des Bahnhofs. Niemand befahl uns mehr, keine Sirene hiess uns aufstehen, antreten oder Schlafengehen. Nach den Jahren des Häftlingsdaseins standen wir Entmündigten plötzlich vor eigenen Entscheidungen. Diesem schweren Schritt waren viele nicht gewachsen. Wie ich später erfuhr, machten sich einige in völliger Ratlosigkeit auf den Rückweg nach Ravensbrück. Sie flohen vor der chaotischen Freiheit, unfähig zu persönlicher Initiative.

Auf dem Fussboden vor dem geschlossenen Fahrkartenschalter lag Melody und erbrach sich. «Lass man», erwiderte sie auf besorgte Fragen, «wenn ich nur bis Berlin komme, wird alles wieder gut!»

Ich näherte mich einer Gruppe Soldaten und bat um eine Landkarte und ein Stück Papier. Dann fragte ich vorsichtig, ob sie wüssten, wo die russische Front verlaufe. Sie teilten bereitwillig mit, dass sie im Osten an der Oder ständen, Berlin aber bereits erreicht hätten und man annehmen müsse, sie gingen in aller Kürze auch an der Oder zur Offensive über. – Die Amerikaner und Engländer lägen seit längerer Zeit an der Elbe. Auf meine Frage, ob es noch eine Möglichkeit gebe, westlich Berlin, zwischen beiden Fronten hindurch, die Stadt Potsdam zu erreichen, erwiderten sie, dass theoretisch diese Möglichkeit jetzt noch bestehe, aber in einigen Tagen sei das schon ausgeschlossen. Ich liess mich beraten, auf welchen Strassen man sich in Richtung Potsdam bewegen müsse. Sie zeichneten mir eine Skizze und schlugen vor, mit dem morgigen Flüchtlingszug bis Neu-Strelitz zu fahren und dann die Landstrasse nach dem Südwesten zu benutzen. Ich hoffte, in Potsdam

meine Mutter zu finden und mit ihr nach dem Westen in amerikanisch besetztes Gebiet zu fliehen.

In der ersten Nacht, in der wir trotz Fliegeralarms auf dem Bahnhof liegen blieben, denn uns war das Rennen in den Luftschutzbunker unbekannt, trat zu mir Emmi Görlich, die auch zu den Entlassenen gehörte. Trotz bitterer Gefühle gegen sie konnte ich nicht ablehnen, als sie so ratlos klagte, dass Helene Kretschmar und sie nicht wüssten, was zu tun sei, und ob ich sie nicht mitnehmen wolle. Helene hatte den Typhus überlebt und war zweimal von der Vergasungsliste gerettet worden. Ich fürchtete zwar sehr, dass aus dem Marschieren auf der Landstrasse nicht viel würde, aber beide beteuerten ihre Kraft und Ausdauer. –

Am nächsten Morgen erkämpften wir uns einen Platz im Flüchtlingszug. Eigentlich geschah dies alles mit halbem Bewusstsein. Im Coupé drängten sich Zivilisten und Soldaten durcheinander. Da saßen auf der Bank mehrere junge Männer, die so seltsam unbeweglich vor sich hin starrten. Nach einer Weile wussten wir, es waren blinde Soldaten, die Evakuierten aus einer Augenklinik. Ein paar Volkssturmmänner wandten sich an uns drei und fragten, was die Farbenkreuze auf unseren Mänteln zu bedeuten hätten. Wir erzählten es ihnen. Sie beschenkten uns mit Geld und Konserven und gaben gute Ratschläge. Von ihnen erfuhr ich, dass vor Kurzem die Stadt Potsdam einen schweren Luftangriff erlitten hatte und die Vorstadt, in der meine Mutter wohnte, völlig zerstört sei. Durch diese Nachricht erlahmte mit einem Schlag meine Tatkraft, da nach den Erregungen des gestrigen Tages und dem Wirbel der heutigen Freiheit mich nur das fest vorgenommene Ziel «Potsdam» aufrechterhalten hatte. Mir schwand jeder Mut zu weiterem Handeln. Die nächste Station sollte Neu-Strelitz sein. Aber was sollte ich in Neu-Strelitz, wenn meine Mutter vielleicht unter den Trümmern des Hauses begraben lag? Der Zug fuhr in den Bahnhof ein und passierte ihn, ohne zu halten. Er durchfuhr sämtliche Stationen und hielt erst in Güstrow, ganz im Norden Mecklenburgs. Alle Flüchtlinge sollten so weit wie möglich nach Norden abgeschoben werden. Da standen wir drei inmitten der Flüchtlinge und Soldaten, ratloser als alle miteinander. Was sollte man mit einer solchen Freiheit anfangen? Wohin sich wenden? Potsdam zu erreichen, hatte seinen Sinn verloren. – Wir machten uns auf die Suche nach einer Un-

terkunft. Die Stadt quoll über von Menschen. Aus allen Reden hörte man die Angst vor den Bombenangriffen. Man wies uns den Weg zu einem Flüchtlingslager. Dort lagen Frauen, Kinder, alte Männer auf Stroh, das mit Wanzen und Läusen ganz unserem Ravensbrück gleich. – Zeitungen gab es nicht mehr, aber Gerüchte über Gerüchte. Man räumte in überstürztem Tempo alle Lazarette der Stadt Güstrow, und aus einem Gespräch mit Soldaten, die sich von der Oder «abgesetzt» hatten, wurde mir klar, dass die russische Offensive begonnen haben musste. Nachrichten über das schnelle Herannahen der Russen häuften sich, und ich wurde zu neuer Aktivität gezwungen. Ich zeichnete sorgfältig eine geliehene Landkarte ab, und am Morgen des dritten Tages brachen wirtrotz Helenes Protest auf und verliessen die Stadt in westlicher Richtung. Mein Plan war, so schnell es nur eben ging, die amerikanische Front zu erreichen. Auf der Landstrasse lagen die Gerippe ausgebrannter Panzer und Autobusse, Flüchtlinge zu Fuss, auf Bauernwagen und in eleganten Autos, auf deren Dächern aller mögliche Hausrat festgebunden war, strömten westwärts. – Alle halbe Stunde mussten wir rasten, denn Helene versagten die Kräfte. Nach zehn Kilometern kam ein Dorf. Helene konnte nicht mehr laufen, und sie ging fest entschlossen in das erste Bauernhaus, eine Unterkunft zu erbitten. Es war voll von Flüchtlingen, und für uns fand sich lediglich ein Platz in der Scheune. Wir lagen abends im Heu, und ich sah durch das baufällige Dach der Scheune den Sternenhimmel. Genauso wie vor langen Jahren in Burma und immer wieder in Ravensbrück suchte ich nach meinem Stern, und er nahm auch dieses Mal meine Bitten entgegen.

Am nächsten Morgen wollten wir weiterwandern, aber die freundliche Bauersfrau fragte uns, was wir denn für merkwürdige Frauen seien? Wir hätten doch ganz andere Gesichter als die übrigen Flüchtlinge. Als sie aber Konzentrationslager und noch dazu Ravensbrück vernahm, mussten wir sofort in die «gute Stube» kommen, und aufgeregt erkundigte sie sich, ob wir auch Bibelforscher aus Ravensbrück kannten. Mir fiel ein, dass es aus Güstrow ein Klärchen Mau gegeben hatte, und ich sagte es ihr. Da fand ihre Freude kein Ende, sie bewirtete uns mit Kartoffeln und Specksauce, räumte uns gleich ein Zimmer ein

und bat, ja noch etwas bei ihr zu bleiben, damit wir zu Kräften kämen. Sie und ihr Mann gehörten der Internationalen Vereinigung der Bibelforscher an.

Es war sehr verlockend, sich noch ein wenig zu erholen, und auf Helenes und Emmis dringlichen Wunsch stimmte ich zu. Durch den Garten des Bauernhofes floss ein klarer Bach hinab zu einem kleinen See. Wir wuschen in ihm unsere Wäsche. Es war ein sonniger heiterer Frühlingstag. Jenseits des Baches leuchtete eine Wiese, ich lief über die Brücke. Es war eine richtige Wiese mit Blumen und Schmetterlingen. Grashalm und Blüten schien ich das erstmal im Leben zu sehen. Ich ging langsam bis zum weidenumsäumten Ufer des Sees hinab. Jetzt erst wusste ich, dass die Freiheit süß ist und das Leben köstlich. Über mir im blauen Frühlingshimmel zogen irgendwelche Flugzeuge ihre Kreise. Was gingen sie mich an? Die Sonne strahlte, und das Wasser glitzerte. Ich genoss jeden Schritt und war schmerzlich glücklich. Plötzlich stürzte kerzengerade auf mich ein riesiges Flugzeug herab, knatternd dröhnten Schüsse, und der Boden spritzte auf von den Einschlägen der Kugeln. In wahnsinnigem Schreck warf ich mich in eine flache Sandmulde am Rande der Wiese und drückte den Körper an die kiesige Seitenwand der Grube. Wieder liess sich das Ungeheuer herabfallen, und ich flehte in Gedanken: Oh, lass mich noch ein wenig leben! Es ist so herrlich auf der Welt! Die Schüsse knatterten aber schon aus einiger Entfernung, und das Motorengedröhn entschwand. Das war mein erster Tieffliegerangriff in der Freiheit. Er hatte nicht mir gegolten, sondern den flüchtenden Panzern und Militärtransporten auf der Landstrasse, die sich hinter dem Hügel, gleich bei der Wiese, entlangschlängelte.

In das Bauernhaus, wo man uns so gastfreundlich aufgenommen hatte, drang mit den Flüchtlingen, die sich wie ein Strom über die Chaussee nach Schwerin wälzten, die Nachricht, dass die Russen nur noch sechs Kilometer von Güstrow entfernt seien. Man vernahm Geschützdonner. Ich drängte zum Aufbruch. Bauer und Bäuerin rüsteten zur Flucht. Vor den Wagen mit ein paar Habseligkeiten spannten sie ihren Ochsen und das Pferd, und wir durften unsere Rucksäcke auch hinauflegen. – Mit gottergebenem Gesicht lenkte der Bauer seine Fuh-

re durch das Gewühl auf der Landstrasse. Immer wieder stockten die Wagen und wurden an den Rand der Chaussee gedrängt, wenn die Autos der fliehenden Offiziere, Lastwagen- oder Motorräderkolonnen den Treck der Bauern und der flüchtenden Städter überholten. Auf halbem Wege nach Schwerin verwehrt die Militärpolizei allen Zivilisten die Weiterfahrt und zwang die Bauern wagen, auf einem Seitenweg weiterzufahren. Die Räder mahlten im tiefen Sand, und die Tiere schafften nur mit Mühe die Last. Wir kamen an ein Wäldchen, als es Abend wurde. Durch die ländliche Stille drang von ferne das Heulen und Knattern der Tiefflieger. Am Horizont stieg an vielen Stellen der schwarze Rauch ferner Brände auf, und von allen Seiten vernahm man Detonationen. – Wir legten uns in einer Kiefemschonung schlafen. Bauer und Bäuerin mit ihrem kleinen Sohn bedeckten sich mit riesigen Federkissen, die sie auf der Fuhre mitgeführt hatten.

Am nächsten Morgen waren wir durchweicht von leichtem Regen, und die Bauersleute waren ganz niedergedrückt und unschlüssig, was weiter geschehen sollte. Sie wussten, dass es für sie zu spät sei, die amerikanische Front, die wir an der Elbe wähten, vor den Russen zu erreichen, und beschlossen, in einem nahen Walde abzuwarten, bis die Kampflinie ihr Dorf überholt hatte, und dann zurückzukehren, um vom Bauernhof das zu retten, was noch zu retten war. Helene bat, bei den Bauern bleiben zu dürfen, sie fühlte sich einem Gewaltmarsch bis zur Elbe nicht gewachsen. Emmi und ich nahmen Abschied und liefen über Feldwege, die uns die Bauern gewiesen hatten, in genau westlicher Richtung. Wir wollten die Landstrasse mit den Tieffliegern meiden, denn der Schreck steckte uns noch in den Gliedern. Nach einigen Stunden Marsch durch einen Forst schien der Weg eine Chaussee zu kreuzen; der Waldrand glich einem Heerlager. Waffen über Waffen lagen im Schutze der Bäume. Und als wir in höchster Eile diesen gefährlichen Platz verlassen wollten, setzte eine ohrenbetäubende Kanonade ein; Flugzeuge unternahmen einen Angriff. Wir zwei rannten Hals über Kopf in den Wald zurück, immer weiter und weiter durch Gebüsch und Unterholz. Erst auf einer Waldwiese machten wir halt. Ganz in der Feme verklangen die Schüsse. Wir sassen noch ganz verstört am Wegrand und beruhigten uns erst langsam in der tiefen Stille dieser Waldlichtung.

Emmi hatte in ihrem Rucksack eine Büchse mit Nescafé aus dem letzten Rote-Kreuz-Paket, ausserdem besass sie einen kleinen Aluminiumtopf. Zu unserer Stärkung kochte ich auf einem Feuerchen in einer Wagenspur mit dem braunen Wasser aus dem Moorgraben den wohl-schmeckendsten Kaffee. Von Unternehmungslust geschwellt, setzten wir unseren Marsch dann weiter fort. Aber im Galopp durch den Wald hatten wir die Richtung verloren, und eine Uhr besaßen wir auch nicht. Es musste schon Nachmittag sein, man sah es an der Farbe der Sonne, und da die Sonne im Westen untergeht, liefen wir, ohne viel zu überlegen, einfach auf sie zu. An einer Wegkreuzung kamen uns zwei Soldaten entgegen. Ich fragte sie vorsichtshalber nach Weg und Himmelsrichtung: «Wollen Sie zu den Amerikanern oder zu den Russen?» war die Antwort. «Nach dem Westen», erklärte ich. «Dann gehen Sie mal mit uns zusammen, da haben wir den gleichen Weg», und sie wandten sich dahin, woher wir eben gekommen waren. Einen Moment stockte ich und fürchtete, im Laufe der Haft vergessen zu haben, wo die Sonne auf und wo sie wieder untergeht; aber dann wies ich auf die Sonne, die sich bedenklich dem Horizont näherte, und verlangte eine Aufklärung, wo denn nun eigentlich Westen und wo Osten sei. Ein längerer Disput wurde unterbrochen, als ein Motorradfahrer des Weges kam und die Soldaten ihn anhielten und um Rat fragten. Wir zwei waren Sieger im Streit um die Himmelsrichtungen. Der Motorradfahrer aber wusste interessante Neuigkeiten zu berichten, nach denen die Russen nur wenige Kilometer hinter uns seien, die Amerikaner aber ihre Front nach Osten bis Bad Kleinen vorgeschoben hätten, und das sei in einem Tagesmarsch zu erreichen. Er beschrieb genau den Weg bis zur Eisenbahnlinie in Richtung Bad Kleinen. Und von Angst getrieben und mit dem absehbaren Ziel vor Augen, beschlossen wir, erst dann haltzumachen, wenn wir der Gefahr, den Russen in die Hände zu fallen, endgültig entronnen seien.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir uns dem Bahndamm näherten, von dem es nur noch zwanzig Kilometer bis Bad Kleinen sein sollte. Auf der Landstrasse bewegte sich ein Strom von Soldaten, ohne Gewehre, meist auch ohne Tornister oder Brotbeutel. Sie gingen im Eilmarschtempo. Nur Verwundete sassen am Strassenrand oder

hinkten mühsam in westlicher Richtung. Mit einemmal begannen etliche Soldaten zu rennen, und schon rannten alle. Ich rief die uns Überholenden an: «Was ist denn geschehen?» Keiner gab eine Antwort. Sie liefen, so schnell sie nur konnten. Emmi und ich waren kaum noch fähig zu gehen, geschweige denn zu rennen, und ein entsetzlicher Durst quälte uns. Wir fragten die am Wegrand sitzenden Verwundeten nach dem Grund der Eile. «Die russischen Panzer sollen bereits drei Kilometer von hier sein, und wenn einer rennt, dann stürzen eben alle!»

An beiden Seiten des Weges lagen zerbrochene Gewehre, Munition aller Art, steckengebliebene Autos und immer wieder gefallene Pferde. Manchmal kam ein Soldatengrab, und auf dem Kreuz baumelte der Stahlhelm. Zwischen dem Durcheinander der weggeworfenen Tornister und Sachen lagen im Strassengraben zerrissene Fotografien von Männern in schmucker SS-Uniform, Soldbücher und «Ahnenpässe».

Der Durst liess uns in ein Bahnwärterhäuschen gehen und um Wasser bitten. Als wir in die Stube traten, war der Tisch gehäuft voller Konserven, Schokolade, Zigaretten, Rosinen – alles uns bekannte Lebensmittel aus den Paketen des Internationalen Roten Kreuzes. Die Bahnwärtersfrau erläuterte, dass ihre Kinder diese Schätze am Eisenbahndamm gesammelt hätten. Soldaten, die einen Gütertransport geplündert hatten, bekamen es nun, da sie sich der amerikanischen Front näherten, mit der Angst zu tun und warfen das Gestohlene von sich. Wir zwei Konzentrationäre liefen auf dem Bahndamm entlang und wählten wie im Schlaraffenland: dort eine Büchse Fleisch, hier Schokolade, da Trockenmilch, dort Zigaretten oder Rosinen, und füllten unsere Rucksäcke bis zum Rande mit den Schätzen, die man für uns ausgestreut zu haben schien. Dadurch wurden sie aber leider zentnerschwer, und wir wurden immer müder. Es war schon Nacht, und wir schleppten uns neben den Eisenbahnschienen langsam vorwärts. Da nahte ein Zug in Richtung Westen. «Wenn der uns doch mitnähme!» Und richtig, er verlangsamte seine Fahrt und hielt. Güterwagen, Personenwagen waren bunt durcheinandergesammelt und voll von Frauen, Kindern und Männern. Wir baten vom Bahndamm her, uns beim Ein-

steigen zu helfen, die Beine wollten nicht mehr. Ein paar Männer zogen uns auf einen offenen Güterwagen, und wir dankten überschwänglich. Dieser Zug hatte kurz vorm Eintreffen der Russen Neu-Strelitz verlassen. Die Eisenbahner stellten ihn zusammen, um ihre Familien sowie alles, was noch flüchtete, darauf zu laden und zur amerikanischen Front hinüberzufahren. Ganz langsam ging die Fahrt weiter. Plötzlich blieb er stehen. Keiner wusste, was nun geschehen würde. Angeblich standen auf der Strecke bis Bad Kleinen fünf Lazarettzüge mit Schwerverletzten, aber niemand durfte die amerikanische Front überschreiten. Die Nacht war sternenklar und kalt, und als der Morgen graute, konnten wir die erstarrten Glieder kaum in Bewegung bringen, und die wunden Füße schmerzten erbärmlich. Trotzdem überredete ich Emmi zum Aufbruch, um nicht so nahe am Ziel den Kampf aufzugeben. Wir humpelten auf dem schmalen Pfad des Eisenbahndammes immer am Zug entlang, und aus allen Waggons tönnten uns warnende Stimmen nach, dass jeder, der es wage, die amerikanische Front zu passieren, erschossen würde.

Auf dem Geleise standen hintereinander fünf Lazarettzüge mit gehissten weissen Fahnen. Als wir den vordersten überholt hatten, sah man den Bahnhof von Bad Kleinen, er war menschenleer; weit und breit war kein Lebewesen zu sehen. Jenseits des Bahnhofs zweigte ein Hohlweg ab. Mit klopfendem Herzen erkletterten wir auf einem schmalen Fussessteig den westlichen Abhang, und da standen in regelmässigen Abständen über ein weites Feld hin Soldaten. Ohne zu überlegen, liefen wir zwei einsamen Frauen auf die Schützenkette zu. Nicht nur die Angst vor den nahenden Russen machte uns kühn und entschlossen, auch das reine Gewissen der Konzentrationslagerhäftlinge verlieh uns solche Kraft.

Es waren amerikanische Soldaten. Auf einen mit rotem, freundlichem Gesicht steuerte ich zu und bat in schlechtem Englisch, uns passieren zu lassen. Ich erzählte, dass wir fünf Jahre im Konzentrationslager Ravensbrück gesessen hätten, dass ich vorher in Sibirien verhaftet gewesen sei und dass mir, wenn die Russen kämen, das gleiche Schicksal noch einmal widerfahren würde. Er sah auf unsere Ölfarbenkreuze, nickte, machte eine Handbewegung und sagte: «O. K.» Ganz benommen, ein wenig ungläubig, gingen wir weiter, aber nach

kaum zwanzig Schritten rief er: «Halt! Wait a moment!» Nun wird er uns zurückschicken, er hat es sich bestimmt überlegt! Wir sahen, wie er davonging und in einem Hause verschwand. Jetzt fragt er seinen Vorgesetzten, und man verwehrt uns den Durchgang.

Aber nach einigen Minuten kam aus dem Tor des Hofes ein Wagen mit zwei Pferden bespannt. Als er sich näherte, sahen wir auf dem Bock unseren freundlichen Amerikaner. Er fuhr an uns heran, sprang herunter und sagte lachend: «Steigen Sie ein, Sie sind genug gelaufen, von nun an werden Sie fahren!»

Mit Pferd und Wagen

Ich hielt noch kaum die Leine in der Hand, als die Pferde auch schon anzogen und mit uns über das holprige Feld davonfuhren. Der kleine Kastenwagen schaukelte, als wollte er gleich umkippen, und wir klammerten uns krampfhaft an das schmale Brett, unseren Kutschbock. Nicht wir, die Pferde bestimmten die Richtung und bogen, als sei das ganz selbstverständlich, am Ende des Ackers in einen schmalen Feldweg ein, der nach Westen führte. Als die weichen Radspuren unseren Wagen aufnahmen, machte ich wie zum Spass «Brr!» Sofort standen die Tiere. Ich atmete erleichtert auf, und meine verkrampften Hände lösten sich.

«Na, Emmi, was sagst du nun?! Hättest du dir das je träumen lassen, dass man uns beiden einen richtigen Wagen mit Pferden schenkt? Und auf einen solchen Gedanken kommt ein amerikanischer Soldat! Zu schade, dass ich nicht besser englisch kann. Nicht einmal richtig bedankt haben wir uns, und er hat sicher nicht begriffen, wie gross unsere Freude ist. – Aber warum bist du denn so still?!»

Ich wandte den Kopf und sah Emmis gequältes Gesicht. Mit einer Hand hielt sie sich an meinem Oberarm fest. «Ich habe solche Angst vor den Pferden! Stell dir mal vor, wenn sie mit uns durchgehen!»

«Ach, Unsinn!» rutschte es mir heraus, «du hast aber auch gar keinen Mumm in den Knochen!» Ich versuchte gereizt, ihre Hand abzuschütteln. Doch mein Zorn verflog so schnell, wie er gekommen war,

und ich ermunterte die beiden Braunen mit einem «Hüh!», schnalzte mit der Zunge und zuckelte an der Leine, genauso wie ich es in der Jugend von den Kutschern meines Vaters gelernt hatte. Und die Pferde setzten sich zu meiner nicht geringen Verwunderung wieder in Bewegung.

Obgleich noch ganz verwirrt von der plötzlichen Wendung unseres Schicksals, suchte ich doch schon nach dem Ziel für unsere Fahrt. Potsdam war mir verwehrt, da fiel mir Thierstein ein, das kleine Dorf in Niederbayern, aus dem mein Vater stammte, wo der Bauernhof der Grosseltern stand. Ohne einen Augenblick an die riesige Entfernung zwischen Mecklenburg und Bayern zu denken, beschloss ich, diesem letzten festen Punkt zuzustreben.

«Emmi, wir fahren nach Bayern, nach Prag, wohin wir wollen! Jetzt gehört uns die Welt!»

Mich überkam ein grosses Glücksgefühl, die Welt hatte sich mit einem Schlage verändert. Die planlose Flucht war zu Ende; jetzt erst mit dieser freien Entscheidung für das Ziel, hatte der Weg in die Freiheit begonnen. Sieben Jahre Entmündigung fielen von mir ab, und die Freude, leben zu dürfen, war wie ein Rausch. Alles um mich herum geschah wie zum erstenmal, die rosagetönten Anemonen am Waldrand, das Silber der Buchenstämme, das junge Gras, das die vermoernden vorjährigen Blätter hob, und der Geruch von Erde. Über den schaukelnden Köpfen der Pferde führten die Räder Spuren des Waldweges bergan und stiessen oben am Horizont in das Blau des Frühlingshimmels.

Wir erreichten die Anhöhe, und nun fiel der Weg steil ab zum Ufer eines kleinen Sees. Auch der Beruf des Kutschers will erlernt sein. Unser Wagen besass keine Bremse, und mir fehlte die Fähigkeit, durch Straffziehen der Zügel die Tiere mit den Deichselketten den Wagen selbst bremsen zu lassen. So rollte er ihnen immer wieder in die Hinterbeine und trieb die Armen zu unfreiwilligem Galopp an. Als sie dann unten am See glücklich zum Stehen kamen, zitterten wir genauso wie die gequälten Tiere, und ich begriff zum erstenmal Emmis Angst und den tiefen Seufzer der Erleichterung, mit dem sie vom Kutschbock sprang.

Das Gefährt war ein deutscher Trainwagen, und zu unserer grossen Freude fanden wir unter alten Militärdecken einen verbeulten Eimer und einen halben Sack Hafer. Ich laufe mit dem Eimer zum See hinun-

ter. An der Seite zum Hügel hin fällt das sandige Ufer jäh zur unbewegten Wasserfläche ab. Sein oberer Rand hängt ein wenig über. Irrendwann sind die Sandmassen in den See abgerutscht. Ich hocke unten am Wasser, lasse den Eimer langsam versacken und in der schwachen Strömung treiben.

Wie von selbst sprechen wir schon von «unseren» Pferden. Wir haben ihnen die Trensen gelöst, damit sie fressen und saufen können, und wir haben ihnen die weichen, warmen Mäuler getätschelt. Aber sie verschmähen den Hafer und trinken fast nichts. Was mag nur mit ihnen los sein? Sie lassen so traurig und müde die Köpfe hängen. Und Emmi hat recht, der eine, der Dunkelbraune, hinkt, er muss einen kranken Huf haben. Wer weiss, was sie an Strapazen hinter sich haben! Vielleicht einen ganzen Krieg mit Vormärschen und Rückzügen. Am liebsten würde ich sie abschirren und auf die Wiese führen, aber besser wäre es wohl, einen guten Stall für sie zu finden, vielleicht im nächsten Dorf.

Wir biegen bald darauf in die Fernverkehrsstrasse ein. Hier ist die Hölle los. Wir kommen nur sehr langsam vorwärts. Die Strasse ist verstopft mit unzähligen Wagen flüchtender Menschen. Zwei Ströme ziehen auf dieser Strasse aneinander vorbei, ein armseliger, vielfach gehemmter, der sich hartnäckig nach Westen durcharbeitet, und ein lärmender, kriegerischer in entgegengesetzter Richtung. So oft eine Motorkolonnen an uns vorbeijagt, so oft ein Tank mit seinem ohrenbetäubenden Lärm alle anderen Geräusche verschlingt, bäumt sich unser Hellbrauner und drängt den Wagen an den Rand des Strassengrabs. Wenn ich es doch nur verstünde, mit den Tieren richtig umzugehen! Vor uns bewegen sich die Wagen des Trecks in gleichmässigem Rhythmus. Vielleicht sind deren Pferde schon an die Flucht gewöhnt. Jedesmal, wenn wir anhalten müssen und ich sehnsüchtig auf die dunklen Wälder blicke, jedesmal, wenn meine Aufmerksamkeit erlahmt, reisst mich ein unverhoffter Sprung des Hellbraunen in die Wirklichkeit zurück. Die kleinen Jeeps rasen mit frechem Geknatter vorbei. Mein Optimismus beginnt langsam zu schwinden. Als ich dann noch entdeckte, dass die Trense dem Hellbraunen das Maul aufgerieben hat, verzesse ich fast das Glück der Freiheit und bin verzweifelt.

Aber jetzt sind wir nun mal an die Tiere und den Wagen gebunden. Wie eine Warnung liegen am Strassenrand immer wieder Pferdekadaver mit gespenstisch aufgetriebenen Bäuchen und heraushängender Zunge. Rechts und links wird die Chaussee gesäumt von verlassenen Geschützen, ausgebrannten Wagen, Bettzeug und Gerümpel, und dazwischen ragen Kreuze, immer wieder Kreuze, manchmal von Stahlhelmen gekrönt. Langsam schieben wir uns an diesem Niemandsland vorbei. In den Bombenkratern hat sich hier und da Wasser gesammelt. Ihre zerrissenen Ränder spiegeln sich in stillen Teichen.

Die Wagen stauen sich. Ganz langsam rücken wir an eine amerikanische Sperre heran. Je näher wir kommen, desto zahlreicher werden die Trecks, die nicht durchgelassen wurden. Sie sammeln sich auf der Wiese neben der Strasse. Die Menschen stehen neben ihrem armseligen Plunder, vertreten sich die Beine und schimpfen.

«Wir kommen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück. Diesen Wagen und diese Pferde hat uns ein amerikanischer Soldat geschenkt.»

«O. K. You can pass!»

Schon färbt sich die Sonne orangerot und versinkt zwischen den Bäumen der endlosen Landstrasse. Wir fahren direkt auf sie zu. Als es dunkelt, kommt ein Dorf. Wir sind völlig erschöpft. Die Arme schmerzen von der ungewohnten Anstrengung des Zügelns. Selbst das Absteigen macht Mühe. Für die Pferde finden wir einen Platz in einem Stall. Ich bin sehr dankbar. Dann gibt es auch für uns ein Nachtlager. In der Scheune breiten wir unsere Militärdecken über das Stroh. Es ist stockfinster. Aus irgendeiner Ecke kommt das Weinen eines Kindes. Eine Frau zischt ungeduldig. Das Stroh raschelt ununterbrochen. Die Scheune muss voller Menschen sein. Staub legt sich uns auf die Lippen. Emmi kann nicht einschlafen, und mir geht es genauso. Das Schaukeln des Wagens will kein Ende nehmen, und an den geschlossenen Augen eilen wie auf einem Filmstreifen Bäume, Wiesen und Felder vorbei, dann wieder sind es schwankende Trecks. Alle Nerven sind in flatternder Erregung. Wir lebten wohl beide zu lange hinter La-

germauem und Stacheldraht und können nun auf dem Wege in die Freiheit die Fülle der ungewohnten Eindrücke nicht fassen, weil mit der neuerwachten Freude am Dasein unsere Sinne zuviel auf einmal aufnehmen müssen.

Am nächsten Morgen hilft uns ein Bauer, auch ein Flüchtling, die Pferde anschirren, denn er hat meine Ungeschicklichkeit bemerkt. «Na, Fräuleins, mit denen werden Sie wohl nicht weit kommen», meint er zum Abschied. – Wir fahren schweigend durch den sonnenlosen Morgen. In einem kleinen Ort hält man uns wieder an, und diesmal lässt man uns nicht passieren. So oft wir auch erklären, dass wir aus dem Konzentrationslager kommen und nach Hause wollen, immer wieder antwortet der Amerikaner mit hartnäckigem Kopfschütteln. Schliesslich fragt uns einer, wohl ein Vorgesetzter, ob wir bereit seien, deutsche Verwundete nach Schwerin ins Lazarett zu transportieren. Wir überlegen einen Augenblick. Nach Schwerin fahren bedeutet einen grossen Umweg machen, fast ein Zurück. Trotzdem erklären wir uns damit einverstanden. Der Amerikaner verschwindet in einem Haus. Bald darauf erscheint er wieder, hinter sich sechs deutsche Soldaten in schmutzigen, unordentlichen Uniformen, mit erschöpften Gesichtern, mit verbundenen Armen, Beinen und Köpfen. Neben dem jugendlich vollen Gesicht des Amerikaners wirken diese ausgemergelten Gestalten alt und verbraucht. Schwerfällig klettern sie auf den Wagen, hocken sich auf die Seitenwände und setzen ihre lehmverschmierten Stiefel achtlos auf unsere Rucksäcke und die Militärdecken. Wir fahren los. Einer stöhnt. Er sieht aus wie ein Offizier, seine Uniform hat einen eleganteren Schnitt. Zwar trägt er keine Rangabzeichen, die sind wohl abgetrennt. Er hat seinen verbundenen Kopf in die Hände gestützt und stiert vor sich hin. Er scheint betrunken zu sein, murmelt immerfort irgendetwas. Dann verstehe ich Satzketzen wie «Schmach nicht überleben!» – «Hätte ich doch Schluss gemacht, bevor sie mir die Pistole Wegnahmen!»

«Halt die Schnauze!» knurrt da einer, der dem Offizier gegenüber sitzt. «Du wirst noch genug Gelegenheit haben, dich aufzuhängen!» Dann schweigen sie alle, und mich beschleicht ein qualvolles Gefühl der Hilflosigkeit diesen unbekanntenen deutschen Soldaten gegenüber.

Als wir zur ersten Wegsperre kamen, müssen die Verwundeten absteigen. Sie wurden in ein Haus geführt. Die Amerikaner sagten uns, wir sollten warten. Nach einer Weile kamen nur drei unserer Verwundeten zurück. Die anderen behielt man dort. Ich wollte wissen, was mit ihnen geschehen sei, und man erklärte mir, dass sie gar nicht verwundet seien, sondern sich nur vor der Kriegsgefangenschaft drücken wollten. Wir fuhren weiter und schlugen nach einer Weile vor, eine Rast zu machen. Die Soldaten waren sehr einverstanden, und bald fand sich auch eine Wiese am Wasser. Als wir unsere Rucksäcke öffneten und unsere Schätze zeigten, boten uns die Soldaten auch von ihren Lebensmitteln an. Wir beschlossen, gemeinsam eine Suppe zu kochen. Emmi und einer, der wie ein Berliner sprach, machten ein Feuer. Ich lief nach Holz, während die zwei anderen mit ihren verbundenen Beinen die Pferde abschrirten. Aber unsere Pferde sind seltsame Tiere. Anstatt sich am zarten Frühlingsgras gütlich zu tun, schüttelten sie wie unwillig die Köpfe, als wollten sie Fliegen abwehren, und betasteten misstrauisch schnaubend den Boden mit ihren wulstigen Lippen. Sie scheinen nicht zu wissen, wozu eine Wiese gut sein kann.

Wir hocken auf der Wiese, über die der Rauch des Holzfeuers zieht, und die ersten Gespräche beginnen. Der Berliner will wissen, woher wir eigentlich kommen. «KZ, ja, das hörten wir schon an der Sperre. Wenn man Sie sieht, kann man sich das schon denken. Sie sehen so anders aus. Und diese komischen Kleider. – Ja, aber sagen Sie mal, weshalb waren Sie denn eigentlich da drin?»

Und wir erzählten von Ravensbrück. «Ist denn so was möglich?! Tausende von Frauen haben diese Schweine eingesperrt! – Davon habe ich wirklich nichts gewusst.»

«Und haben Sie auch niemals etwas von den Gaskammern in Auschwitz gehört? Niemals was von Millionen ermordeter Juden?»

«Wissen Sie, man hat ja immer gemunkelt, dass im KZ furchtbare Sachen passieren, aber was da wirklich los war, das ahnten wir nicht... Allerdings, ich muss schon zugeben, ich habe mal vor Jahren eine Kolonne Frauen in gestreiften Kleidern gesehen. Auf einem Bauplatz. Das waren wohl Jüdinnen. Irgend so ein Weib mit Hosenrock und einem Wolfshund an der Leine hat sie bewacht ... Aber wer denkt denn da gleich an Vergasen!»

Ja, wer wohl!?

Inzwischen ist das Essen fertig geworden, und so sitzen wir dann alle gemeinsam um das Feuer und löffeln die Suppe, deren Inhalt wir dem Internationalen Roten Kreuz verdanken.

Vor dem Lazarett in Schwerin nehmen wir Abschied von den Soldaten, wünschen ihnen baldige Genesung und eine recht kurze Gefangenschaft.

An einer Strassenecke machen wir halt und überlegen, wie es weitergehen soll. «Wie werden wir nur die Pferde und den Wagen wieder los?» Selbstverständlich müssen wir das Geschenk eines amerikanischen Soldaten an die Amerikaner zurückgeben, argumentieren wir. Vor dem Tor eines öffentlichen Gebäudes steht ein Posten, ein US-Soldat. Ich versuche ihm klarzumachen, um was es sich handelt. Er hört widerwillig und ungläubig zu, schiebt seinen Kaugummi von einer Backe in die andere und wehrt schliesslich diese Belästigung mit einem Geknurre ab: «Was soll ich mit euren verdammten Pferden!? Ich kann sie nicht brauchen!» – Was nun? Wir konnten doch die armen Tiere nicht einfach ihrem Schicksal überlassen. Als wir noch angestrengt nachdenken, bemerke ich an der gegenüberliegenden Strassenecke einen Mann mit einem Sack auf dem Rücken, der sich gegen einen Gartenzaun lehnt. Er sieht wie ein Bauer aus. «Emmi, soll ich den da fragen, ob er die Pferde und den Wagen haben will?» Ich klettere vom Kutschbock und gehe auf den Mann zu. Er grinst verschmitzt, als ich ihm unsere Lage schildere und ihm die Pferde mit dem Gespann anbiete. Nach einem kurzen abschätzenden Blick nimmt er es an. Ich bin eigentlich erstaunt. Ein merkwürdiger Bauer, der sich so schnell entscheiden kann! Als er uns erzählt, dass er mit Pferden umzugehen verstehe, gebe ich ihm die Leine, und wir bitten ihn, uns ein Stückchen in der Richtung nach Ratzeburg mitzunehmen. «Das könnte man machen, aber heute nicht mehr. Morgen, wenn ihr einverstanden seid.» Er duzt uns ganz einfach. Er erzählt uns, dass er in einem Dorf nahe bei Schwerin Verwandte wohnen habe, bei denen er seine Frau zu finden hofft. «Wenn ihr mitkommen wollt, fahre ich euch morgen früh bis Ratzeburg. Einverstanden?» Wir sind damit zufrieden. Als der Bauer die Leine ergriffen hat, scheinen unsere Pferde wie verwandelt.

Sie gehen sogar in einen richtigen Trab über, und selbst der lahme Dunkelbraune kann mit einem Male ziehen.

Emmi und ich sitzen glücklich auf den Militärdecken hinten im Wagen, und ich bin froh, dass mich die Pferde nichts mehr angehen. Es beginnt zu dämmern. Da dreht sich unser neuer Wagenbesitzer um und mustert uns eingehend. Dann zeigt er auf die Farbkreuze an unseren Kleidern.

«Wo kommt ihr eigentlich her?»

«Aus dem KZ Ravensbrück!»

«Habe ich mir doch so was gedacht», ruft unser Bauer, als habe er liebe alte Bekannte wiedergefunden. «Da sind wir nämlich Kollegen. Ich komme aus Güstrow.»

«Güstrow?»

«Natürlich aus dem Zuchthaus», antwortet er unumwunden. Wir sehen uns an und müssen das Lachen unterdrücken. Schöner «Kollege». Was der wohl ausgefressen hat? Aber schon klärt er uns bereitwillig auf:

«Drei Jahre wegen Schwarzschlachtens.»

Dann beginnt er Geschichten aus dem Zuchthaus zu erzählen. Er ist witzig und munter, und wir unterhalten uns ausgezeichnet. Irgend etwas Geheimnisvolles verbindet uns mit ihm, «unserem Kollegen», der auch hinter Gittern sass. Dann deutet er auf einen dicken, stumpfen Kirchturm am Horizont:

«Das ist das Nest, wo wir hinfahren. Da wohnen die Verwandten von mir. Hoffentlich ist meine Frau bei ihnen. Und die Kinder. Ich war ja fast drei Jahre fort. Zuletzt haben wir in Stettin gewohnt. Von dort sind sie schon vor einiger Zeit evakuiert worden.» Während es langsam dunkel wird, holpern wir auf das Dorf zu. Kurz vonn Dorfeingang biegen wir ab. Vor uns liegt ein kleines Anwesen. Wir halten an, steigen ab und gehen mit dem «Güstrower» auf das Haus zu. Noch hat sich kein Mensch gezeigt. In diesen wilden Tagen herrscht das Misstrauen.

Unser Freund bedeutet uns, stehenzubleiben. Er geht zu einer Tür und klopft. Zunächst bleibt alles still. Er pocht noch einmal. Da kommt eine Stimme:

«Wer ist da?»

«Ich, Heinrich! Ist Berta bei euch?»

Pause.

«Hast du verstanden, Anna? Ich bin es, der Heinrich. Ich bin aus Güstrow zurück! Ich bin wieder frei!»

«Du bist aus Güstrow zurück? Hast du denn deine Strafe schon abgegessen?»

Annas Stimme ist eiskalt vor Ablehnung. «Was willst du hier? Wir haben nichts mit dir zu schaffen! Berta ist nicht bei uns. Wir wissen nichts von ihr. Wir wissen überhaupt nichts. Such sie woanders!»

Durch die trübe Dämmerung sehe ich, wie Heinrich die Achseln zuckt.

«Kann ich wenigstens die Nacht über bei euch schlafen? Ich habe noch zwei Pferde und einen Wagen. Die Tiere müssen doch zu fressen haben. Es sind auch noch zwei Frauen bei mir, aus dem KZ. Können wir nicht heute nacht bei euch in der Scheune bleiben?»

«Nein!» erklärt Anna kategorisch. «Bei uns kann niemand bleiben! Macht nur, dass ihr weiterkommt! Vielleicht nehmen sie euch irgendwo im Dorf auf.» Als sie sich schlurfend entfernt, höre ich noch ihr Keifen:

«Zuchthäusler und KZler! Das hat uns gerade noch gefehlt!»

Langsam gehen wir zum Wagen zurück. Heinrich spuckt verächtlich aus: «Das war die Schwester meiner Frau. Für dieses verdammte Bauempack sind wir eben Untermenschen! Macht nichts! Wir werden schon irgendwo unterkommen!»

Als wir im Morgengrauen des anderen Tages in der Richtung Ratzeburg abfahren, regnet es in Strömen. Wasser sprüht von oben, von unten, von allen Seiten. Wir sitzen, eingehüllt in die Militärdecken, und sind bester Laune. Auf einem Lastauto, das mitten im Acker steht, sehe ich eine funkelnagelneue Kücheneinrichtung, piekfein in Schleiflack. «Die nehm' ich mit, wenn ich nachher zurückkomme», flüstert uns «unser Kollege» vertraulich zu. «Is doch sehr anständig von euch, dass ihr mir den Wagen geschenkt habt. Das wird ein gutes Geschäft. Nur ranhalten muss man sich jetzt. Noch haben sie alle mit der Flucht zu tun. Polizei gibt es auch noch nicht. Die alte ist abgehauen, aber wer kann wissen, wie schnell sie wieder 'ne neue haben!»

Dörfer ziehen an uns vorüber, verborgen hinter dichtem Regen-

schleier. Dann kommt ein Wald, und ich sehe mit Entzücken, wie an den mit grauem Moos bedeckten Baumstämmen das Wasser herunterläuft. Dann wieder freies Feld, und weit ab von der Strasse liegen im trübseligen Grau behäbige Gutshäuser mit ihren ausgedehnten Wirtschaftsgebäuden.

Da werden wir von einer sonderbaren Kavalkade überholt. In einem eleganten Dogcart sitzen zwei alte Leute, eingehüllt in bunte Plaids, er mit weissem Bart, sie mit einem Hut, der einer längst vergangenen Mode angehört. Neben dem Wagen reitet ein junges Mädchen im Herrensitz. Sie trägt enge Hosen, ist ohne Kopfbedeckung und lässt den Regen achtlos über Haare und Gesicht rinnen. Ihre Haltung zeigt, dass sie sich weder aus der Unbill des Wetters noch aus dieser ganzen Flucht etwas macht. Wenn man schon fort muss und auch noch so verzweifelt ist, so darf man es sich doch auf keinen Fall anmerken lassen.

Kurz nach dieser Begegnung lese ich auf einem Wegweiser «Lützow». Ich mache Emmi darauf aufmerksam, und schon beginnen wir zu singen, was das Zeug hält: «Das ist Lützows wilde verwegene Jagd! Das ist Lützows wilde verwegene Jagd ...» Begeistert fällt unser Güstrower mit ein. Als Ratzeburg schon in Sicht kommt, gibt mir ein nächstes Ortsschild neuen Anlass zu einem Ausbruch von Galgenhumor: «Ziethen» ... So geht die Flucht in strömendem Regen an Preussens glorreicher Tradition vorüber.

Begegnungen mit der Vergangenheit

Wir hatten uns von «unserem Kollegen» verabschiedet und winkten dem davoneilenden Wagen nach. Wie schade, dass wir uns trennen mussten! Eine seltsame Solidarität verband uns mit diesem Zuchthäusler. Mit ihm hatten wir uns verstanden, ohne viele Worte machen zu müssen. Sein Jargon war zwar nicht ganz der unsere gewesen, aber wir begriffen ihn genauso, wie er unsere Sprache begriff. Er hatte schon recht gehabt, wir waren wirklich im besten Sinne des Wortes Kollegen.

Nun sind wir wieder Fussgänger, und noch dazu im Regen. Der zähe mecklenburgische Lehm hängt uns in Klumpen an den Füßen,

als wir auf einen Gutshof zugehen. Im Hofort bleiben wir wie angewurzelt stehen. Auf dem grossen Platz, der eingerahmt wird von Stallungen und Wirtschaftsgebäuden, herrscht ein tolles Treiben. Offene Feuer brennen mitten auf dem Hof, und in Kesseln aller Grösse wird gekocht. In einer Ecke hat man gerade ein Schwein geschlachtet. Von alten Eichen fast verdeckt, leuchtet im Hintergrund die Fassade des Herrenhauses. Draussen im Regen liegen Tische, Stühle, Schränke, Sessel. Aus den Fenstern wirft man weiter Möbel und Hausrat, die Männer und Frauen unten auffangen und eiligst fortragen. Vom Speicher fliegen Strohbindel und gepresste Heuballen. Leute mit Säcken auf dem Rücken verlassen hastig den Gutshof. In diesem Chaos steht eine Gruppe von Frauen ruhig an der Tür. Es sind wohl die Wirtschafterin und deren Mägde. Sie blicken stumm und tatenlos dem Getriebe zu. An einem Feuer singen junge Mädchen ein russisches Lied. Ihre Gesichter werden von den Flammen beleuchtet und spiegeln die Freude der Befreiung wider. Wir schauen eine Weile zu und gehen dann langsam über den Hof davon. Weshalb wir nicht dablieben, kann ich nicht einmal sagen. Vielleicht, weil wir Deutsche sind, zwar ehemalige KZler, aber doch Deutsche, und deshalb nicht auf dieses Freudenfest der befreiten Sklaven gehören?!

Gleich hinter dem Gutshof steht im Strassengraben ein verlassener Volkswagen. Der Regen pladdert auf das blankgewaschene Verdeck. Wie zum Spass fasse ich an den Griff der Wagentür. Sie geht auf, und ohne Weiteres Überlegen steigen wir lachend ein, glücklich, einen Unterschlupf vor dem strömenden Regen gefunden zu haben. Wir ziehen die Schmutzstiefel aus und legen uns auf die weichen Sitze.

«Wie wunderbar, im Trocknen zu sein! Jetzt fehlten uns nur noch ein paar Liter Benzin, und schnell wäre Bayern und Prag erreicht!»

Dieser Gedanke ist so verführerisch, dass ich alle Strassensperren und gesprengten Brücken vergesse und das erstmal an die Städte, die Länder und Gebirge denke, durch die wir bei dieser imaginären Reise bis Bayern kommen. Wie spielende Kinder beginnen wir den Gashebel zu drücken und an der Schaltung herumzuhantieren. Dann öffnen wir

neugierig die Fächer am Armaturenbrett und finden darin die Überreste eines uns fremden Privatlebens, Hautcreme, Kamm, Notizbuch und Schuhputzzeug des ehemaligen Besitzers. Da überkommt mich ein Gefühl, als sei ich unerlaubterweise in eine fremde Behausung eingedrungen, und es kostet uns einige Überwindung, bis wir beschließen, die Schuhbürsten mitzunehmen.

Durch die blinden Fensterscheiben des Wagens sehe ich, wie immer mehr Bauern herbeilaufen, um sich an der Plünderung des Gutes zu beteiligen. Verstohlen um sich blickend, tragen sie Säcke davon und zerren selbst Strohbindel über die feuchten Wege. Im Gegensatz zu der Selbstverständlichkeit, mit der die befreiten Ostarbeiter dort am Feuer standen, wirken diese plündernden Bauern auf mich wie schäbige Diebe.

Dann waren wir in der ungewohnten Wärme des abgeschlossenen Wagens eingeschlafen, und erst der bohrende Hunger weckte uns.

Es hat aufgehört zu regnen. Wir steigen aus und dehnen die steifgewordenen Glieder. Wie gut wäre es, etwas Warmes zu essen! Einige hundert Meter weiter liegt eine Häuslerkate. Vielleicht geben sie uns dort ein paar Kartoffeln. Das Häuschen ist gestopft voller Menschen. Auf dem Flur, in der Küche, überall drängen sich Männer, Frauen und Kinder. Auf dem Herd stehen mindestens zehn verschiedene Kochtöpfe mit Kartoffeln oder irgendeiner Suppe. Trotz des Gewimmels begrüsst uns die Häuslersfrau, als wir unsere Bitte vorbringen. «Warten Sie noch einen Augenblick, die Kartoffeln sind gleich fertig.» Dann hocken wir draussen vor der Tür auf der Treppe und essen mit Heisshunger. Um uns herum lärmern die Kinder. Da tritt die Häuslersfrau heraus. Sie ist mager und hat ein abgehärmtes Gesicht.

«Wohnen die vielen Flüchtlinge alle bei Ihnen? – Müssen die hierbleiben, weil sie nicht weiterkommen?» Die Frau zuckt die Achseln. «Ich weiss nicht», antwortet sie gleichgültig. «Bei mir können die nicht alle bleiben. Aber wenn die Ostarbeiter fertig geplündert haben, werden sie sicher abziehen. Dann können die Flüchtlinge vielleicht auf dem Gut wohnen. – Aber was weiss ich schon. Es kommt ja sowieso alles, wie es kommen soll. Unsereiner kann nichts daran ändern. Aber wo wollen Sie denn eigentlich hin?»

«Meine Freundin nach Prag und ich nach Bayern.» Sie reißt die Augen auf. «Zu Fuss etwa?»

«Natürlich!» Bayern und Prag sind für diese Frau, die wohl nie über Schwerin hinausgekommen ist, unvorstellbar weit weg. Für sie ist überhaupt alles unbegreiflich! Da gehen die Leute zu Fuss bis in ferne Länder, andere lassen Haus und Hof im Stich, mit einem Karren voller Bettzeug und Küchengerät. Was soll man zu alledem eigentlich noch sagen? – Ich frage sie, ob wir irgendwo in der Nähe übernachten können. Sie beschreibt uns umständlich den Weg bis zum nächsten Gut, das wohl noch bewohnt ist und nicht geplündert wurde. Ganz nebenbei erkundige ich mich, ob ihr Gutsherr etwa ein Nazi gewesen sei? Sie blickt mich misstrauisch an und meint: «Manchmal kamen die hohen Herren von der Partei zu ihm zur Jagd. Zu wem hätten sie auch hier sonst gehen sollen?» Emmi erkundigt sich, wer eigentlich die merkwürdigen Leute seien, die da immer noch Säcke und Strohbindel auf dem Weg vorbeischleppen. Die Häuslersfrau sieht sich ängstlich um und sagt dann ganz leise: «Das sind die Bauern vom nächsten Dorf.» Ihre Stimme sinkt zu einem Flüstern herab, als sie uns versichert, dass der Herr – sie meint den Besitzer des Gutes – doch bald zurückkommen werde, und dann würde denen allen etwas Furchtbares passieren. Und das sei auch ganz in Ordnung. «Wo sollten wir denn hinkommen, wenn dieses verdammte Polenpack hier die Oberhand bekäme. Ich habe schon immer gesagt, dass es schlimm ist, sie im Lande zu haben. Die sind dreckig und faul und zu jedem Verbrechen fähig!»

Mir wird ganz anders bei diesem Hassausbruch, und ich versuche, der verhetzten Frau klarzumachen, dass man die Polen und Russen, wie alle ausländischen Arbeiter, ja mit Gewalt nach Deutschland geschleppt und wie Sklaven behandelt habe. Aber mit meiner Verteidigung komme ich bei der Frau an die falsche Adresse. Sie keift mich an und schreit:

«Aha, dann kommen Sie wohl auch aus diesem Dreckland dahinten?»

«Nein, wir kommen aus dem KZ.»

Sie macht einen Schritt auf uns zu und greift sich ans Herz. «Aus dem KZ? Um Gottes willen, da war es wohl entsetzlich! Denken Sie sich nur, ich habe vor ein paar Wochen einen ganzen Zug von Män-

nern in gestreiften Uniformen gesehen. Die waren aus dem KZ. Es war furchtbar, wie die armen Leute aussahen. Und im Dorf haben sie erzählt, dass die SS da drüben im Walde welche erschossen hat. Solche, die nicht mehr laufen konnten. Denken Sie sich nur, wie entsetzlich! Ich konnte das Weinen nicht halten! Arme verhungerte Menschen, die nicht mehr laufen konnten, hat dieses SS-Pack einfach niedergeknallt! Ach, ist das eine furchtbare Welt!» Und sie wischt sich mit dem Handrücken die Tränen vom Gesicht. Nach einer Weile erschütterten Schweigens nimmt sie den Faden der Unterhaltung wieder auf, und als wolle sie sich für ihren Zomausbruch von vorhin rechtfertigen, kommen die harten Worte von ihren Lippen:

«Aber mit dem Polenpack haben Sie bestimmt unrecht. Wenn hinter denen nicht einer mit der Knute steht, arbeiten sie überhaupt nichts!»

Ich gebe es auf und schweige, denn hier wäre jedes weitere Wort vergeblich gesprochen. – Dann danken wir der Häuslersfrau für die Kartoffeln und brechen auf. Von Weitem hört man noch den Gesang der Polen und Russen durch die Dämmerung. Emmi und ich gehen in Gedanken verloren über die aufgeweichten Wege. Bald wird es Nacht sein, und wir müssen ein Dach über dem Kopf finden. Irgendwo in der Feme glimmen die ersten Lichter auf. Der Schlamm des Weges ist durchfurcht von Spuren unzähliger Wagen. Wir kommen nur langsam vorwärts. Als es schon dunkel ist, steht plötzlich vor uns ein mit Planen bedeckter Flüchtlingswagen. Es ist der letzte in einer langen Reihe. Menschen sind nicht zu sehen, die sind wohl auf dem Gutshof, um Wasser zu holen oder Futter für die Pferde. Hunde bellen. Man hat sie zwischen den Rädern der Wagen angebunden. Durch die Planen dringt ab und zu das Weinen eines Säuglings. Wir gehen an der Reihe der Wagen entlang. Sie will nicht enden. Die Strasse ist völlig verstopft. Auch die Wege, die von beiden Seiten in sie einmünden, stehen voller Trecks. Es sieht aus wie ein einziges grosses Heerlager. Dann haben wir uns durch das Gewirr und den Dreck bis zum Gutshof durchgekämpft. Von irgendwoher kommt ein Mann in Reithose und Schafstiefeln. Er sieht aus wie der Inspektor des Gutes. Auf unsere Frage hin deutet er mit dem Finger auf eine der Scheunen. «Dort kön-

nen Sie schlafen. Aber nur in dieser, nicht in den anderen. Verstanden!» Damit dreht er sich kurz um und verschwindet in einer der Stalungen.

Wir tasten uns in die Scheune hinein, in der es schon stockfinster ist. Doch die Finsternis ist voller Stimmen, voller Lärm und Bewegung. Es stinkt nach aufgewühltem Staub und feuchten Kleidern. Heu und Stroh sind, nachdem unzählige Menschen darauf genächtigt haben, zu einer Art Häcksel zerlegen und kleben nun durch die Feuchtigkeit in kleinen harten Fladen aneinander. Irgendwo finden wir einen Platz für unsere Decken. Um uns her hören wir viele Stimmen, junge und alte, männliche und weibliche, Stimmen in breitem ostpreussischem Dialekt, in komischem Sächsisch und schnoddrigem Berlinisch. Erst als wir ruhig liegen, kann man die einzelnen Gespräche unterscheiden.

Eine junge männliche Stimme ruft laut, rücksichtslos und frech: «Was wollt ihr eigentlich? Wir haben schon in ganz anderem Dreck gelegen! Uns kann nichts mehr erschüttern! Jetzt ist ja, Gott sei Dank, das Theater vorbei. Über das hier kommen wir auch noch weg. Da müssen ganz andere kommen, um uns an den Wagen zu fahren. – Renate, gib mir noch 'nen Schluck von dem ‚Negerschweiss‘ rüber, dieser Miststaub legt sich einem ja auf sämtliche Gehirnwindungen. Genau wie im Massengrab!»

«Na, man immer langsam mit die jungen Pferde!» Das ist eine andere Stimme, ebenso jung, ebenso schnoddrig, diesmal die Stimme eines Mädchens. «Jetzt kriegt Johnny erst mal 'n Kochgeschirrdeckel voll.» – «Johnny, natürlich immer der! Du willst 'n wohl vorher 'n bisschen aufweichen?»

«Halt die Fresse! Renate wird schon wissen, wer gehabt hat und wer nich!» Das ist eine andere Mädchenstimme, der ersten zum Verwechseln ähnlich.

«Und schliesslich habe ich ja den Kram jeklaut», lässt sich Johnny aus dem Hintergrund vernehmen. «Und ausserdem, mein Lieber, vergiss ja nicht, dass ich dein Spiess bin!»

«Jawohl, Herr Hauptfeldwebel», brüllt der von vorhin höhnisch. «Wenn du etwa glaubst...»

«Macht hier ja nicht so 'n Wind! Ihr seid hier nich vor Welikije Luki!»

Mich überläuft eine Gänsehaut. Den Ton kenne ich doch! Genauso redeten unsere Aufseherinnen in Ravensbrück. Aber dann muss ich ei-

ner anderen Stimme lauschen, einer ganz leisen, eintönigen, die an niemand gerichtet zu sein scheint, und der man doch nicht entgehen kann. «Unsere Grossmutter sass schon stundenlang hinten auf dem Wagen, ohne sich zu bewegen. Man konnte ihr Gesicht nicht sehen, das war wegen der Kälte vom Tuch zugedeckt; dann ist mein Mann aber doch hin, um nachzusehen, und da war sie schon seit 'nen paar Stunden tot. Einfach erfroren. Nur an den Strassenrand konnten wir sie legen, nicht mal begraben. Die Russen waren gleich hinter uns. Und Pachulkes sind ihre zwei Kleinen auch erfroren. Aus'm Wagen haben sie sie werfen müssen.»

Ich stosse Emmi an, um mich ihrer Nähe zu vergewissern. Es ist schwer zu atmen. Aber schon kommt wieder diese Stimme, wie eine Gebetsmühle: «Immer mussten wir uns bewegen, sonst waren wir gleich steif. Dann kam ein Dorf. Dann sagten sie, die Russen wären gleich da. Wir wollten irgendwo rein, uns aufwärmen. Das ging nicht mehr. Meine Kleine weinte und weinte ...»

Da schnauzt einer, dass die ganze Scheune zusammenfährt: «Mensch, nimm deine Latschen von meinem Tornister! Verfluchte Schweinerei, dass man hier nicht die Hand vor Augen sehen kann! Da hat man vier Jahre lang an der Front gelegen, um dann in der eigenen Heimat auf Dreckstroh schlafen zu müssen. Wenigstens 'ne Stallateme hätte dieses Pack reinhängen können!»

«Hab' dich man nich so! Wenn's dir nicht passt, kannste ja zu den Werwölfen gehen!»

«Halt die Fresse!»

Aber noch immer gibt es keine Ruhe. Emmi ist dicht an mich herangerückt. – Wieder eine Stimme aus einer anderen Ecke:

«Neugierig bin ich, ob unser Herr Führer wohl immer noch die Schnauze so voll nimmt? Jetzt, wo es ihm selbst an den Kragen geht?»

«Aber Jungens, wie könnt ihr denn so über unsern Führer reden!» Das ist eine alte, bäuerliche, ostpreussisch breite Stimme. «Er war doch wie ein richtiger Vater zu uns! Was kann der denn dazu, wenn er so viele ungeratene Kinder hat? Da sind doch die Offiziere dran schuld ...»

«Na, Opachen, du bist wohl auch einer von denen, die vom lieben

Führer 'nen Hof gekriegt haben, was?! Als Adolf den polnischen Korridor aufgeteilt hat? Das kann ich mir vorstellen! Für euch war er wirklich wie 'n Vater! Vorher habt ihr kein Bett unterm Hintern gehabt, und nachher wart ihr Ortsbauemführer. Das hat sich gelohnt, nicht!? Na, ihr werdet auch noch umlernen!»

«Zum Donnerwetter, hört jetzt endlich auf mit der Politik! Der olle Dickschädel versteht sowieso kein Wort davon! Jetzt muss endlich Ruhe sein!»

«... und dann war meine Kleine tot. Wir konnten nicht mal anhalten. Der Russe war direkt hinter uns ...»

«Schluss jetzt, haut euch hin und pennt noch 'n paar Stunden!»

«Halt den Rand, du Quatschkopp!»

Am nächsten Morgen weckt uns das Gackern der Hühner und das Gebrüll der Kühe. Durch die Ritzen der Wände und durch das geöffnete Scheunentor fallen leuchtende Staubbahnen herein. Draussen scheint die Sonne. Ich sehe mir die Unbekannten an, deren Gespräche wir gestern Abend belauschten. Die beiden Mädchen sind eben aufgewacht und sitzen mit vom Schlaf gedunsenen Gesichtern auf ihren Decken. Ihre zerwühlten Haare mit den wilden Dauerwellen sind voller Staub. Noch ganz verschlafen beginnen sie den Morgen mit einer lärmenden Unterhaltung im gleichen Jargon, den wir von gestern Abend her schon kennen. Im komischen Gegensatz zu dieser Sprache und ihrem verwüsteten Aussehen stehen die hochtrabenden Namen, mit denen sie einander rufen, Irene und Renate. Sie sehen unseren Aufseherinnen in Ravensbrück verteuftelt ähnlich. Immer noch weiss ich nicht, zu welcher Sorte deutscher Mädchen diese zwei gehören. Da sehe ich ihre feldgrauen Röcke und grauen Hemdblusen. Diese zwei sind also Wehrmachtshelferinnen aus Hitlers Armee. Nun kann ich mir auch ihre seltsame Sprache erklären: Das ist der Soldatenjargon des Zweiten Weltkrieges. – Später, beim Wasserholen an der Pumpe, stehe ich zufällig neben Irene. Wenn man sich die scheusslichen Haare wegdenkt, sieht sie eigentlich ganz nett aus, und freundlich ist sie auch. Sie bietet mir sofort an, den Pumpenschwengel zu bedienen, während ich meinen Becher auswasche.

«Wohin wollen Sie denn?» fragt sie zutraulich.

«Nach Bayern.»

«Ich müsste eigentlich nach Berlin, aber da sind doch die Russen, und ich habe keine Lust, von denen vergewaltigt zu werden. Da gehe ich lieber nach Westdeutschland mit ein paar Kameraden zusammen. Irgendwo wird man schon unterkommen. – Gehen Sie auch Richtung Boizenburg? Dann könnten wir ja ein Stück zusammenbleiben. Allerdings müssen wir uns, wenn die Sperren der Amerikaner wieder anfangen, seitwärts in die Büsche schlagen. Unsere Kameraden wollen doch nicht in Kriegsgefangenschaft.»

So ziehen wir denn gemeinsam durch das Tor des Gutshofes und durchwandern mit diesen Jungen und Mädchen einen strahlenden Morgen. Die drei Ex-Soldaten tragen ein eigenartiges Räuberzivil: Wehrmachthosen und aufgelesene Ziviljacken. Immer noch sind sie laut, immer noch sprechen sie ihr miserables Deutsch, aber gegen uns sind sie, das hängt wohl mit dem KZ zusammen, von einer beinahe hölzernen Höflichkeit, die rührend ist.

Zum zweiten- und zum drittenmal umgehen wir eine Wegsperre, verlassen die Chaussee und schlagen im Gänsemarsch schmale Pfade ein, die durch das noch schütterere Unterholz des Maiwaldes führen. Plötzlich läuft einer der Jungen auf einige Papierfetzen zu, die im Walde verstreut liegen.

«Kommt mal her!» schreit er aus vollem Halse. «Zeitungen! Die müssen sie mit dem Flugzeug abgeworfen haben!»

Wir drängen uns um ihn und lesen die fett gedruckte Schlagzeile: «*Hitler begeht Selbstmord!* Leiche vor dem Bunker der Reichskanzlei mit Benzin übergossen und angesteckt... Goebbels und seine Familie nahmen Gift...» Die Zeilen schwimmen mir vor den Augen. Ich bemerke nicht, dass diese Nachrichten schon ein paar Tage alt sind. Um mich her ist eine unheimliche Stille. Nun ist also der Augenblick gekommen, auf den wir so lange gewartet haben. Und alle die Toten, meine Toten, durften ihn nicht erleben ...

Eine Kanonade wüster Schimpfworte reisst mich aus der Erstarrung.

«You can't go on», hat uns der Soldat nun schon dreimal erklärt und uns mit unmissverständlicher Geste zurückgewiesen. Ebenso hartnäckig halte ich ihm mein wertvollstes Dokument, den Entlassungs-

schein, vor die Nase und übersetze stockend, nach Worten suchend seinen blödsinnigen Text: dass ich aus politischen Gründen im Konzentrationslager Ravensbrück ‚eingessen‘ sei und dass ich mich binnen drei Tagen bei der Stapostelle meines Heimatdorfes zu melden habe. Das Ganze ist zum Lachen, wenn man sich die Welt ansieht, in die wir entlassen wurden. Keine Wunderwaffe, keine Hoffnung auf Endsieg und nicht einmal mehr ein «Führer». Vor allen Dingen aber nie mehr eine Meldung bei Stapo oder wie diese Stellen des Grauens alle hiessen.

Den kleinen Amerikaner mit seinem schiefsitzenden Stahlhelm interessiert aber dieser Schein nicht im Geringsten. Er kann kein Deutsch und will seine Ruhe haben. Stur wiederholt er: «You can't go through.» Und das ist sein letztes Wort.

«Komm, Emmi!» Wir machen fluchend kehrt und gehen den Weg zurück, den wir gekommen sind. Dann werden wir eben einen halben Kilometer zurückwandem, uns seitwärts in die Büsche schlagen und die Sperre umwandem. Von unseren Begleitern, den Soldaten und Wehrmachtshelferinnen, die uns diese Methode beibrachten, haben wir uns vor Kurzem getrennt, um schneller vorwärtszukommen. Aber je weiter wir nach dem Süden Mecklenburgs gelangen, desto dichter werden die Sperren. Zumeist wirken unsere Entlassungsscheine oder schon das Wort KZ wie ein «Sesam öffne dich». Aber manchmal könnten wir den Schein auch ebensogut einer Mauer hinhalten. Jedesmal, wenn das Wort «KZ» nicht unmittelbar wirkt und sich ein Gespräch entwickelt, suche ich in meinem Gedächtnis verzweifelt nach Vokabeln, und immer wieder stosse ich den Seufzer aus: «Ach, wenn wir doch bloss ein Wörterbuch hätten ...!»

Auf einer Dorfstrasse treffen wir zwei Jungen, Kinder noch, etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Sie haben grosse, dunkle Augen in tiefbraunen Gesichtern, und weil sie so sorglos auf einer Mauer sitzen und mit den Beinen baumeln, fragen wir sie nach dem Weg. Ich höre ihre Sprache und weiss, es sind Zigeuner. Da bemerke ich auf dem Unterarm des einen die tätowierte Häftlingsnummer. Also Auschwitz! Der Junge hat meinen Blick gesehen und nickt grinsend. «Sie auch?»

«Aus Ravensbrück.»

«Und wohin?» ist die nächste Frage.

Wir erzählen es ihnen.

Dann wollen wir wissen, was sie nun vorhätten, und der eine, der gesprächigere von den beiden, erklärt uns gelassen, dass sie das noch gar nicht wüssten, es ihnen aber so sehr gut gefalle.

«Wir werden schon irgendwo hinkommen.» Und dann fragt er ganz unvermittelt: «Habt ihr schon Eier gegessen?»

«Eier? Nein. Woher sollten wir die bekommen, wir sind froh, wenn man uns Kartoffeln und Brot gibt.»

«Gibt!» Er schüttelt sich vor Lachen. «Die ‚organisiert‘ man sich! So was kriegt man nicht geschenkt. Aber mein Freund und ich, wir essen jeden Tag Eier. Wir haben schon mindestens fünfzig gegessen. Und Hühner dazu!»

Er rutscht von der Mauer herunter und lässt sich ins Gras des Strassengrabens fallen. Wie ein junges Tier wälzt er sich herum, und das Leben macht ihm sichtlich Spass. Wir setzen uns zu ihnen.

«Wann haben sie euch denn freigelassen?» frage ich.

«Überhaupt nicht.»

«Getürmt?»

«Auch nicht.»

«Ist euer Lager befreit worden?»

«Nein. Sie haben uns evakuiert.»

Ich denke an den Todesmarsch der Auschwitzer.

«Aber doch nicht etwa von Auschwitz?!»

«Das auch. Aber das war ja schon im Winter. Da kamen wir dann nach Parchim, und von dort ging der neue Marsch los.»

«War es sehr schlimm?»

«Für den da ja.» Und er deutet auf seinen Kameraden. Ich blicke auf den anderen und entdecke, dass er schwach und kränklich aussieht. Die Bräune seiner Haut wirkt wie Schminke.

«Ihr seid Freunde?»

«Ja, schon seit Auschwitz. Wir sind immer zusammengewesen.» Er versetzt seinem Freund einen zärtlichen Rippenstoss.

«Wieviel wart ihr denn in eurem Lager, als sie euch evakuiert haben?»

«Mindestens hunderttausend. Es war ein Zug, der überhaupt kein Ende nahm. – Das schlimmste war, dass die SS alle erschossen hat,

die nicht mehr weiterkonnten. Immer hörte man es knallen.»

«Seid ihr beim Marsch ausgerissen?»

«Ach, was Sie denken, das konnten wir nicht mehr. – Nein, das war ganz anders. – Aber erst kam das mit ihm.» Er deutet auf seinen schweigenden Kameraden. «Der ist nämlich auch zusammengeklappt.»

«Und sie haben ihn nicht erschossen?»

«Ja, wenn sie's gemerkt hätten», sagt der Junge, und der andere wendet sich verlegen ab. «Der will nämlich immer nicht, dass ich darüber rede, der schämt sich. Aber Ihnen kann man's ja sagen, Sie sind ja auch vom KZ. – Der hat schon am zweiten Tag schlappgemacht. Natürlich kam das vom Hunger. Wochenlang hatten sie uns nichts als einen Becher Suppe und 'ne Scheibe Brot gegeben. Ich war auch fertig, bin aber kräftiger als der. – Immer häufiger setzte er sich in den Strassengraben. Es war schrecklich. Jedesmal wartete ich darauf, dass so ein Hund kam und ihn umlegte. Ich habe gebettelt und ihm gedroht. Aber er war ganz stumpfsinnig. Dann habe ich ihn immer wieder hochgezerrt, und wir gingen untergefasst ein Stück weiter. Aber bald konnte ich selber nicht mehr und schleppte ihn nur noch mit grösster Mühe vorwärts. Dann fing er an zu faseln und war nicht mehr ganz richtig im Kopf, und am dritten Tag gab ich's auf. Die Beine wollten nicht mehr, und wir haben uns beide nebeneinander in den Strassengraben gehockt.»

Der Junge schweigt, drückt die Hand auf den Mund und beisst sich in den Finger. Alle Lebenslust ist plötzlich aus seinen Augen verschwunden. Er hat das Gesicht eines alten Menschen. Dann beginnt er, mit einem tiefen Seufzer, von neuem zu sprechen: «Gott, war das furchtbar. Jeden Augenblick darauf warten, dass die Schaftstiefel neben einem auftauchen und es plötzlich knallt, dass dann mit einem Male alles vorbei ist. Und neben mir sass der da und flüsterte immerzu: ‚Lass mich doch krepieren, lass mich doch krepieren .. .‘, und ich konnte ihm nichts anderes sagen als ‚Scheisse, hör endlich damit auf!‘» Dann bricht er plötzlich ganz verlegen ab und sieht uns an. Da kommt das alte, fröhliche Grinsen wieder zurück und damit das muntere Jungengesicht von vorhin. Er macht eine wegwerfende Handbewegung. «Nur gut, dass ihr das auch alles kennt! – Ja, also, und wie

ging es nun weiter? Ich habe angefangen auf ihn einzureden, wie auf einen kranken Gaul: ‚Rede keinen Quatsch von krepieren. Jetzt haben wir’s doch bald geschafft. Das kann nicht mehr lange dauern. Jetzt darfst du nicht sterben!‘ Aber zuletzt hat er mich gar nicht mehr verstanden. – Wenn ich hochblickte, sah ich immer nur die Beine unserer Männer, die sich die Strasse hinschleppten. Ich habe gerufen. Ich habe gebettelt, sie sollten uns mitnehmen. Aber keiner hat sich um uns gekümmert. Die hatten genug mit sich selber zu tun. Schliesslich waren wir ja auch nur Zigeunerjungen. Jedesmal, wenn Stiefelschritte kamen, habe ich mich über ihn gebeugt und so getan, als ob wir uns was erzählen. Sie sollten doch nicht merken, wie weit es schon mit ihm gekommen war. Hochzublicken wagte ich nicht, und wenn dann die Schritte anhielten, hatte ich immer nur einen Gedanken: Jetzt ist es aus! Ja, er hat es besser gehabt. Der wusste von nichts mehr. Aber ich ...» Er bricht ab und versinkt schweigend in Gedanken. «LKWs und Tanks fahren vorbei. Manchmal rief ich, sie sollten uns ein Stück Brot geben. Aber die hatten wohl Angst vor der SS. Sie hielten nicht an. Und dann muss ich wohl eingeschlafen sein. Ich schreckte hoch, als Autobremsen neben uns quietschten. Jetzt! dachte ich. Jetzt ist es passiert. Zuerst kniff ich vor Angst die Augen zu, aber dann konnte ich es nicht mehr aushalten und hob den Kopf. Auf der Strasse, direkt vor uns, stand ein weisser Omnibus mit einem roten Kreuz. Ein Mann stieg aus und kam auf uns zu. Er hatte eine fremde Uniform an. Ich begann vor Angst zu zittern und schüttelte Franz mit aller Gewalt. Dann warf ich die Arme hoch. – Wenn ich jetzt dran denke, könnte ich mich schief flachen. Der Mann sah freundlich aus. Er sagte irgendwas, aber ich verstand ihn nicht, sicher weil ich so durcheinander war. Er hatte einen Becher in der Hand und ein Paket. In dem Becher war Kaffee, wirklich richtiger Kaffee. Er hielt dem da» – er zeigt auf seinen Freund – «den Becher an den Mund, aber der konnte nicht mehr schlucken. Der Kaffee lief ihm an beiden Seiten herunter. Aber ein paar Tropfen müssen wohl doch reingekommen sein. Nach ein paar Sekunden machte er nämlich die Augen auf. Dann nahm der Mann eine Rolle Keks aus dem Paket, und dabei konnte ich sehen, was da alles drin

war. Herrliche Sachen! Bunte Büchsen, Tüten und ganz kleine Päckchen, alle aus so durchsichtigem Zeug. Der Mann hielt Franz gerade einen Keks hin, und da konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich sagte einfach: ‚Bitt’ schön, lieber Herr, geben Sie mir doch auch ein bisschen, nur so einen Keks!‘ Und da hat er mir gleich ’ne ganze Rolle in den Schoss geworfen. Am liebsten hätte ich sie alle auf einmal verschluckt. So was Gutes hatte ich noch nie gegessen.»

«Und wie ist es mit deinem Freund weitergegangen?» fragt Emmi.

«Wie schnell der wieder auf die Beine kam, ist kaum zu glauben. Als ich meine Kekse alle verputzt hatte, trank er schon ganz manierlich seinen Kaffee, und dann kamen die Kekse dran. Um den weissen Omnibus drängten sich Mengen von Häftlingen. Jeder bekam ein Paket, auch wir beide. Und was ich dann für ’ne Not hatte mit Franz, der wollte nicht aufhören mit essen. Und das ist doch gefährlich. Wir machten uns ein Feuer am Strassenrand und kochten in den neuen Konservenbüchsen, wie es die anderen taten. Alle lachten und waren fröhlich. Das weisse Auto war schon lange weggefahren, als ich von den Männern erfuhr, dass es das schwedische Rote Kreuz war.»

«Und dann wart ihr frei?»

«Ja, die SS war inzwischen ausgekniffen. Dann blieben wir noch ein paar Tage in einer Scheune, bis Franz wieder laufen konnte, und dann fingen wir an zu wandern. – Gefällt es euch auch so gut hier in Mecklenburg?»

Ehe wir uns von den beiden Jungen verabschieden, machen wir noch einen Kurzlehrgang für Hühner- und Eierdiebe mit. Wir amüsieren uns königlich und versprechen, die neuen Kenntnisse bald anzuwenden. Die vier Eier, die uns die Zigeunerjungen geschenkt haben, kochen wir eine Weile später am Ufer eines kleinen Sees.

Vor einem winzigen Haus, umgeben von einem säuberlich gepflegten Gärtchen, sitzt eine ältere Frau. Ihr Gesicht ist freundlich und gleichmütig, als habe sie keine Ahnung davon, was um sie her vorgeht. Wir bitten sie um einen Schluck frischen Wassers. Gleich steht sie auf, lächelt und bittet uns herein.

Wir treten mit ihr in eine Küche, und als leise die Tür hinter uns

zugeht, sind wir plötzlich in eine andere Welt versetzt. Die Regale an den Wänden sind mit bunter, gezackter Papierborte verziert. Darauf stehen streng ausgerichtet die Kruken mit ihrem blauen Zwiebelmuster: Zucker, Salz, Mehl und Griess und die kleineren für Zimt, Muskat und Pfeffer. Ich bin ganz gerührt und muss an meine Kindheit denken, an unsere Küche in Potsdam. Aber gibt es denn so etwas noch! Hat denn hier die Erde nicht ein einziges Mal gebebt, dass diese Kruken aus der Richtung kamen!? – Die alte Frau in ihrer sauberen Schürze steht am Herd und wärmt für uns zwei Vagabunden den Kaffee und die Milch. Wir sitzen am Küchentisch, jeder eine grosse gemütliche Tasse vor sich, und schlürfen das liebe Getränk. Dann führt uns die Alte mit mütterlichen Worten durch ihren sorgfältig gepflegten Vorgarten, und beim Weggehen wird mir ganz unheimlich zumute. Ich wage es nicht, mich noch einmal umzuwenden nach diesem unberührten Überbleibsel einer versunkenen Zeit.

Das Ende der Herrlichkeit

Erschöpft erreichen wir die ersten Häuser der kleinen Stadt Zarrentin. Zur Rechten breitet sich in der Abenddämmerung ein stiller See, zur Linken zieht sich eine hohe Mauer dahin. An diesem Tag ist uns der Weg entsetzlich lang geworden. Die Kräfte sind am Versagen. Schon von Weitem sehe ich, dass wir noch nicht am Ende unserer Nöte angekommen sind. Am Ortseingang steht eine amerikanische Sperre. Der Soldat lässt uns nicht durch. Alle meine Überredungskünste wollen nichts helfen. Ich gerate in Verzweiflung, denn hier gibt es kein Umgehen. Auf der einen Seite der See, auf der anderen die Mauer. So verliere ich schliesslich die Fassung und beginne zu schluchzen, wir seien krank und erschöpft und könnten unmöglich die vielen Kilometer bis zum letzten Dorf zurücklaufen. Als der Soldat meine Tränen sieht, fängt er augenblicklich an, vor Verlegenheit zu zappeln, hebt die Hand und ruft beinahe befehlend: «Okay!» Wir stürzen an ihm vorbei, als würden wir gejagt.

Nur schnell zur Bürgermeisterei, um einen Schlafplatz zu finden.

Aber dort wimmelt es von Menschen, die genauso wie wir ohne Obdach sind. Quartiere gibt es nicht mehr, die Stadt quillt über von Flüchtlingen. Wir drängen uns bis zum Beamten vor und zeigen unsere Entlassungsscheine. Er überlegt lange.

«Sie kommen aus dem KZ, da könnten Sie es ja eigentlich einmal im Kloster versuchen. Dort sind ehemalige Kriegsgefangene, vielleicht kommen Sie bei denen unter.»

«Was sind das für Kriegsgefangene?»

«Hauptsächlich Franzosen, aber es wohnen dort auch Russen, Polen und andere ehemalige Ostarbeiter. – Gehen Sie ruhig hin, als KZler haben Sie das Recht auf einen Platz.»

Das Kloster ist bis vor Kurzem eine Hitlerjugend-Herberge gewesen. Noch ehe wir es erreicht haben, schallen uns Lärm und Gelächter entgegen. Männliche Stimmen überbrüllen einander. Uns ist gar nicht wohl zumute. Am liebsten würden wir umdrehen. Können wir denn wissen, wie uns diese Ausländer aufnehmen werden? KZ, schön und gut, aber letzten Endes sind wir doch Deutsche. Aus den geöffneten Fenstern eines Gebäudes neben dem Kloster höre ich laute russische Worte. Dann treten wir durch das Hauptportal und kommen in einen grossen Raum, an dessen Wänden viele zweistöckige Holzbetten stehen. Als die Männer uns erblicken, verstummt der Lärm mit einem Schlage. Niemand sagt etwas. Da wende ich mich an den, der mir am nächsten sitzt:

«Wir kommen aus dem KZ und suchen einen Platz zum Schlafen. Wir sind sehr müde.»

Der Franzose stellt keine einzige Frage. Ohne zu zögern ruft er in den Saal:

«Marcel! André! Raus aus den Betten! Die sind für die Frauen! Ihr könnt auf dem Fussboden liegen!»

Widerspruchslos nehmen die beiden ihre Sachen von den Strohsäcken. Es sind die schönsten Betten im Saal, direkt am Fenster. Wir setzen uns verwirrt nieder. Da beginnt sogleich der fröhliche Lärm. Einige fragen uns, wo wir herkommen. Als sie «Ravensbrück» hören, kommen noch mehrherbeigelaufen. Man will wissen, ob und wann die Franzosen befreit worden seien, ob Ravensbrück auch ein Männerlager gehabt habe und wie viele Franzosen dort gewesen seien. Wir ge-

ben Auskunft, so gut wir können, und es stellt sich heraus, dass unter den Franzosen im Saal eine ganze Anzahl selber im Konzentrationslager war. Das Gespräch entwickelt sich schnell und temperamentvoll. Unsere Müdigkeit ist verflogen.

Natürlich möchten einige von ihnen auch wissen, warum wir eigentlich im KZ gesessen haben. So beginne ich, zum erstenmal in der Freiheit in grossen Zügen von meinen Erlebnissen in der Sowjetunion, der Zeit in Sibirien und der Auslieferung an die Gestapo zu erzählen. Die Franzosen hören schweigend zu, aber bald spüre ich, wie einige von ihnen auf eine merkwürdige Weise ablehnend, ja beinahe feindselig werden. Ihre Blicke scheinen auszudrücken: Kann man der eigentlich glauben? Und schon spricht es einer aus:

«Wenn ich Sie recht verstanden habe, so wollen Sie behaupten, unschuldig in Sowjetrußland verhaftet worden zu sein?»

«Ja, genau so war es.»

«Glauben Sie wirklich, dass die Deutschen – und Sie sind doch wohl eine Deutsche!/? –, dass die niemals gegen die Sowjetunion konspiriert haben?»

Bei diesem Ton wird mir der Mund trocken, und das Herz beginnt zu flattern. Es kommt die Erinnerung an das Verhör im Zugangsblock von Ravensbrück, die Kampfansage der kommunistischen Mithäftlinge. Ist es denn möglich, dass sich nun ähnliches auch in der Freiheit abspielt? Sollte man mir etwa auch hier keinen Glauben schenken? Sind auch diese Franzosen blind und taub durch das letzte Jahrzehnt gegangen? – Für die kommunistischen Häftlinge gab es noch mildernde Umstände, vielleicht mussten sie sich an ihren politischen Glauben klammern, um sich nicht der schrecklichen Sinnlosigkeit ihres Schicksals bewusst zu werden. Aber hier in der Freiheit, nein, hier werde ich mich nicht als Lügnerin stempeln lassen, hier muss für die Wahrheit gekämpft werden. Sollen sie die Kommunisten hören, selbst wenn es ihnen das Herz zerreisst!

«Ist Ihnen bei meinem Bericht nicht klargeworden, dass ich als kommunistische Emigrantin in Moskau lebte, dass ich als Antifaschistin 1933 aus Hitlerdeutschland geflohen war? Machen Sie sich doch einmal klar, dass damals für meinen Mann und mich, die wir schon anderthalb Jahrzehnte lang Mitglieder der KPD waren, unser Emigra-

tionsland, die Sowjetunion, die einzige wirkliche Kraft gegen den Faschismus darstellte? Und gegen dieses Land sollten wir konspirieren? Mit unseren Todfeinden, den Nazis, sollten wir gemeinsame Sache gemacht haben?»

«Aber vielleicht haben Sie, ohne es zu wissen, in Moskau Verbindung mit irgendwelchen getarnten Nazis gehabt? Es gab doch in der Sowjetunion, wie in allen anderen Ländern, bestimmt eine ‚Fünfte Kolonne‘! Und Sie können doch wohl der Sowjetregierung nicht übelnehmen, dass sie sich gegen die Nazispione gewehrt hat. Eigentlich sollte Sie doch wohl Hitlers Überfall davon überzeugt haben, dass sich die Sowjetunion dauernd in Gefahr befand. Wenn Sie als Deutsche verhaftet wurden, so hat das sicher seine Gründe gehabt!»

«Sagte ich Ihnen nicht schon, dass Stalin während der Grossen Säuberung von 1936 bis 1938 nicht nur fast alle alten Bolschewiken und Kampfgefährten Lenins verhaften und vor Gericht stellen liess, sondern auch Millionen Sowjetbürger der Freiheit beraubte, einfache Arbeiter und Bauern? Unter diesen Massen von Verhafteten bildeten die Ausländer nur einen verschwindenden Prozentsatz. Glauben Sie etwa, dass alle diese Menschen für die ‚Fünfte Kolonne‘ der Nazis gearbeitet haben?!»

«Was diese Menschen verbrochen haben, weiss ich nicht, aber wollen Sie uns weismachen, dass in der Sowjetunion unschuldige Menschen verhaftet wurden?!»

Der Mann ist blass und verkrampft und blickt auf mich wie auf seinen erbittertsten Feind. Er ist Kommunist, und deshalb kann und will er nicht nachgeben. Wie sollte er auch so schnell mit einer derart bitteren Wahrheit fertig werden.

«Alles, was Sie da erzählen, klingt ja beinahe so, als sei Stalin keinen Deut besser als Hitler!? – Ist das etwa wirklich Ihre Meinung?» Er fragt es mit beschwörender Stimme.

«Ja, das ist auch so. Zwischen den Untaten Hitlers und denen Stalins besteht nach meiner Meinung nur ein gradmässiger Unterschied. Allerdings ist der Kommunismus als Idee ursprünglich positiv, und das war und ist der Nationalsozialismus niemals gewesen, er war in seinem Ursprung, seinen Absichten und seinem Programm von Anfang an verbrecherisch. Ich weiss nicht, ob bereits die kommunistische Idee, ob bereits ihre Theorie einen grundlegenden Fehler enthält, oder

ob erst die sowjetische Praxis unter Stalin die ursprünglich gute Idee verraten hat und in der Sowjetunion eine Art Faschismus errichtete.»

Diese Antwort lässt auch die bisher sympathisierenden Zuhörer kühl und zurückhaltend werden, und mir ist so, als rückten nun alle von uns ab. Ich beginne, mich beinahe schuldig zu fühlen, denn diese Menschen empfangen uns doch anfangs mit offenen Armen, ohne jedes Misstrauen. Und nun ist die Atmosphäre vergiftet. Mich überkommt das erstmal eine dumpfe Angst vor der Zukunft. Soll das etwa bedeuten, dass es auch weiterhin gläubige Kommunisten gibt, Menschen, die in der freien Welt immer noch Stalins verbrecherische Geschäfte besorgen?

Zum Glück ruft in diesem spannungsgeladenen Moment Auguste, der gleichzeitig Respektsperson und Küchenchef ist, uns beide zu Tisch, und ich bin heilfroh, vorläufig einer weiteren Auseinandersetzung mit unseren freundlichen Gastgebern enthoben zu sein. Auguste hat uns ein Essen bereitet. So kommt es, dass wir von diesem ehemaligen französischen Kriegsgefangenen das erste Festmahl in der Freiheit erhalten. Es gibt Schweinebraten und Kartoffeln. Bei so verlockenden, längst vergessenen Düften ist es aus mit unserer Charakterstärke. Wir können ganz einfach nicht nein sagen, obgleich wir doch wissen müssten, dass diese Leckerbissen Gift sind für unsere kranken Mägen. Wir tafeln, lachen und erzählen einander komische Geschichten aus dem Lager. Vergessen ist die feindselige Debatte von vorhin. Wir sind gute Kameraden, fühlen uns verbunden durch die gleichen, nun überstandenen Leiden.

In der Nacht werden Emmi und ich schwer krank. Das üppige Mahl hat uns den Rest gegeben. Drei Tage pflegen uns die Gastgeber mit Tee und Zwieback, und kein einziges Wort über Politik wird mehr gesprochen. Selbst mein kommunistischer Gegner weiss, wie man sich Kranken und Schwachen gegenüber zu benehmen hat.

Noch liegen wir elend auf den Betten, da kommt einer unserer Franzosen lachend und brüllend in den Saal gerannt, springt auf einen Stuhl und schreit:

«Die Deutschen haben kapituliert! Bedingungslos! Der Krieg ist aus!»

Wir singen gemeinsam die «Marseillaise» ...

Zwei Tage später kommt die Nachricht, dass die ehemaligen französischen Kriegsgefangenen mit Lastkraftwagen in ihre Heimat zurückgebracht werden. Alle ergreift eine wilde Aufbruchstimmung. Wir fragen Auguste, ob sie uns nicht ein Stück mitnehmen könnten. Er überlegt, aber da wir Frauen sind, findet er keine Möglichkeit, uns in den Transport einzuschmuggeln.

Die LKWs stehen im Klosterhof, und unsere Freunde werfen lachend ihr Gepäck hinauf. Dann klettern sie nach. Wir haben viele Hände geschüttelt und einander Glück gewünscht. Mit uns auf dem Platz stehen ein paar deutsche Mädchen, Freundinnen einiger junger Franzosen, die erst vor zwei Tagen ins Kloster gekommen waren. Die Mädchen werden von den anderen Männern von oben herab behandelt. Sie stehen bei diesem Abschied ganz verloren da, und die Tränen laufen ihnen über die Backen. Sie tun mir doppelt leid.

Im Kloster von Zarrentin ist Stille eingezogen. Alle sind fort. Emmi und ich beschliessen, uns noch ein paar Tage auszuruhen. Die Franzosen haben uns ihre gesamten Lebensmittelvorräte zurückgelassen. Wir könnten wochenlang davon leben. Vorläufig dürfen wir sie allerdings nur mit den Blicken verschlingen, denn noch immer sind wir krank.

An die letzten friedlichen Tage in Zarrentin denke ich mit besonderer Freude zurück. Das Wetter ist warm, fast sommerlich geworden. Auf einem Hügel über dem See liegt das gotische Kloster, daneben eine schöne alte Kirche. Hinter dem Kloster breitet sich ein mit üppigem Gras bewachsener Platz, auf dem uralte Linden und Kastanien stehen und den in weitem Bogen ländliche Häuser umrahmen. Am Abhang hinunter zum See blüht und duftet der Flieder. Langsam gehen Emmi und ich die Gartenwege entlang.

Die Blätter der Kastanien sind noch so zart, dass sie die starke Sonne nicht ertragen können. Sie hängen schlaff, wie in Erschöpfung, herunter. An einem Zaun lehnt ein seltsames Paar: auf der Strassen- seite ein junger amerikanischer Soldat, im Garten ein braunäugiges Mädchen im hellen Kleid, eine Deutsche. Sie lächeln sich an, und alles ist so, wie es sein muss. Erst später wird mir klar, dass hier der Frühling stärker war als die strengen Bestimmungen der Besatzungsmacht.

Denn noch war den amerikanischen Soldaten das «Fraternisieren» mit den Deutschen verboten.

Eigentlich war es mir gar nicht zu Bewusstsein gekommen, dass das Leben in einem einsamen Haus mit zertrümmerten Türen für uns zwei Frauen nicht ganz ohne Gefahren sein könnte. Es war ja so friedlich ringsum. In dieser Nacht aber, die unsere letzte in Zarrentin werden sollte, wäre uns eine verschlossene Tür sehr nötig gewesen. Es mag so gegen Mitternacht gewesen sein, als ich im Bett hochschreckte. Von irgendwoher kam ein ungewohntes Geräusch. Ich halte den Atem an und lausche, da kommen Schritte. Sie nähern sich dem Eingang des Saales. Dann zuckt über die Wand der Lichtkegel einer Taschenlampe, und irgendjemand tastet sich suchend vorwärts. Plötzlich wird das Licht angeknipst. Im Türrahmen steht ein amerikanischer Soldat. Schon hat er uns erblickt. Wir liegen in der hintersten Ecke des Saales in zwei Betten übereinander: oben Emmi, unten ich. Der Amerikaner schwankt durch den Raum direkt auf uns zu, hält an, nimmt seinen Stahlhelm ab und knallt ihn auf den Tisch. Da sehe ich sein Gesicht. Er ist völlig betrunken. Mit einigen unsicheren Schritten hat er mein Bett erreicht und lässt sich auf das Fussende niederplumpsen. Noch ganz vom Schlaf benommen, habe ich mich mit einem Ruck aufgesetzt. Meine erste Reaktion auf diesen nächtlichen Besuch ist weniger Angst als Wut. Ich zische ihn an:

«Get out! Zum Donnerwetter, was wollen Sie hier?»

Allerdings eine dumme Frage, denn ich weiss nur zu gut, welche fröhlichen Absichten er hat. Mein nächster Gedanke ist, wie halte ich ihn mir vom Leibe. Aber da ist keine Zeit, lange nachzudenken. Schon hat er meine Füße beim Wickel und versucht, die Beine hinaufzutasten. Ich gebe ihm einen Tritt: «Mach, dass du rauskommst, du solltest dich schämen!» Das tut er zwar nicht, retiriert aber bis ans Fussende. Ich weiss von meinen schlechten Erfahrungen in Sibirien, jetzt gibt es, wenn überhaupt, nur noch eine Rettung: reden, reden ...

«Aus welcher Stadt sind Sie eigentlich, aus dem Norden oder dem Süden?» frage ich ebenso unvermittelt wie unlogisch.

Und schon hat es funktioniert:

«New Orleans», grunzt er.

Schnell weiter: «Sind Sie verheiratet?»

«Oh, yes!»

Zu meinem Erstaunen nimmt er die Hand von den Füßen weg, greift in seinen Uniformrock und fummelt umständlich eine Brieftasche heraus.

«Das ist meine Frau», und damit legt er das Foto einer lächelnden Blondine auf meine Bettdecke.

«Wie hübsch», setze ich die Konversation fort: «Und haben Sie auch Kinder?»

Gleich liegt ein nächstes Foto auf meinen Knien:

«My son!» Selbst durch die besoffene Stimme zittert noch Vaterstolz.

Schon glaubte ich, auf der ganzen Linie gesiegt zu haben. Aber mein Triumph kam zu früh. Er packt schleunigst seine Fotos wieder ein und greift mit der freigewordenen Hand nach meinen Beinen, die ich vorsichtshalber eng an mich herangezogen hatte.

Da schnauze ich los, was das Zeug hält:

«Zum Teufel mit dir, du bist doch verheiratet! Kannst du nicht einmal die kurze Zeit warten, bis du wieder in New Orleans bei deiner Frau bist?»

Trotz meines mehr als spärlichen englischen Wortschatzes hat er sofort begriffen und gibt mit Nachdruck zurück:

«Ich warte keinen Tag länger mehr!»

Schon ist er mir so dicht auf den Leib gerückt, dass mir sein Fuselatem ins Gesicht schlägt. Da rufe ich verzweifelt nach Emmi, die sich bisher mäuschenstill verhalten hat:

«Emmi, Menschenskind, hilf mir doch! Was soll ich denn gegen diesen Besoffenen tun! Lauf doch raus und hole irgendjemand!» Und von oben tönt es mit flötender Stimme:

«Grete, frag ihn doch, ob er ein Wörterbuch hat?»

Mir verschlägt es vor so viel Instinklosigkeit für einen Moment die Stimme, dann aber mache ich meiner Wut Luft und brülle:

«Idiotin, zu dem, was der will, braucht er kein Wörterbuch!» Nun bin ich am Ende meines Lateins, beginne auf ihn einzuschlagen und schreie voller Zorn:

«Was, Sie wollen ein Amerikaner sein, ein Amerikaner, von denen

man behauptet, sie seien Gentlemen?! Sie sind alles andere, aber nur kein Gentleman!»

Er lässt mich los, stiert mich mit blutunterlaufenen Augen einen Moment fassungslos an, steht unsicher auf, greift nach seinem Stahlhelm und torkelt aus dem Saal. – Das Licht lässt er brennen.

Der nächste Tag findet uns wieder auf der Landstrasse. Mit grauen Gesichtern sitzen wir in immer kürzeren Abständen im Strassengraben. Die Krankheit hat sich von neuem gemeldet. Zum erstenmal verlässt mich der Mut restlos. Ich habe mich mit Emmi gezankt, wegen des Wörterbuchs von gestern nacht, und ihr böse gesagt, dass sie feige sei. Das kam sicher von der Schwäche, und eigentlich tut es mir leid. Was bleibt uns denn anderes übrig, als uns gegenseitig zu trösten.

«Ich kann nicht mehr. Was soll bloss aus uns werden? Ob wir überhaupt noch lebend nach Hause kommen?» stöhne ich und halte mir den Bauch.

«Wir dürfen hier nicht sitzenbleiben», fleht mich Emmi an. «Wenn nur mein verdammter Rucksack nicht so schwer wäre ...»

Ja, und das mit dem Rucksack ist wieder so ein heikles Thema, und schon droht ein neuer Streit mit Emmi. Sie nimmt nämlich alles mit, was sie findet. Ehe sie Ravensbrück verliess, organisierte sie sich einige Wäschegamituren aus dem «Beutegut» der SS. Im Strassengraben fand sie weitere wertvolle Sachen. Trotz der Fülle herrscht in diesem Rucksack eine mustergültige Ordnung. Man könnte sie darum beneiden. Alles liegt säuberlich verschnürt in seinem Spezialsäckchen. Emmis Rucksack ist ein Spiegelbild ihrer selbst, die mit straff zurückgekämmten, im Nacken zu einer platten Brezel gelegten Haaren durch das Chaos marschiert, so makellos, wie es nur irgend geht. Emmi wird nie durch ihre Phantasie aus dem Gleichgewicht gebracht, und ich kann begreifen, dass sie mich im Grunde für eine Abenteuerin hält.

«Warum wirfst du nicht wenigstens etwas von dem Kram weg, den du da in deinem Rucksack mitschleppst?» frage ich Emmi gereizt.

«Wegwerfen!? Was denkst du dir eigentlich! Wo ich doch nichts mehr habe! Mein Mann hat sich doch von mir scheiden lassen, als ich

in Ravensbrück sass ... Ich habe keine Verwandten und muss ganz von vorn anfangen. Kannst du denn gar nicht verstehen, wie schwer das ist?!»

Sie beginnt zu weinen, und ich finde mich herzlos und roh.

«Emmi, hab keine Angst. Du gehst jetzt erst mal mit mir nach Thierstein. Dann sind wir doch schon an der böhmischen Grenze. Und dort bleibst du so lange, wie du willst.»

«Wie schön wäre das! Aber nein, ich kann nicht, ich muss so schnell wie möglich nach Prag.»

«Tue das lieber nicht, du bist doch eine Sudetendeutsche. Warte erst einmal ab, was geschieht. Bedenke doch, dass man in der Tschechoslowakei, nach allem, was sich ereignet hat, auf die Deutschen sehr schlecht zu sprechen ist. Schliesslich gab es ja auch unter Sudetendeutschen eine Menge Nazis.»

«Das schon! Aber was hat das mit mir zu tun? Ausgerechnet mir sollten die Tschechen etwas tun?! Ich habe doch jahrelang in der tschechischen Sozialdemokratie gearbeitet und eben deshalb im KZ gesessen!»

«Ja, das ist alles richtig. Aber kann man denn wissen, ob die Tschechen nach diesem Krieg noch einen Unterschied zwischen Deutschen und Deutschen machen? – Ich würde dir jedenfalls raten, vorläufig nicht in die Tschechoslowakei zu gehen.»

«Ich muss nach Hause, natürlich kannst du das nicht begreifen. Ich gehöre nach Prag ...»

Wir stehen vor dem Schaufenster eines kleinen Vorstadt-Bäckerladens. Neben uns ein schwächlicher dunkler Mann, der ein an den vier Zipfeln geknotetes Taschentuch als Mütze trägt. Es riecht nach frischgebackenem Brot. Erst als uns der Mann schüchtern fragt: «Habt ihr Marken?» bemerke ich den roten Winkel mit dem aufgedruckten «F» an seiner Jacke. Ein französischer KZler. Also einer von den Unsern. «Hast du Geld?» fragen wir zurück. Er nickt resigniert: «Geld schon, aber die geben nichts ohne Marken ...»

«Warst du schon drin?»

«Ja.»

«Und du bist ohne was wieder rausgegangen?!»

Gibt es denn so was! – Die Ungeheuerlichkeit dieser Situation wur-

de mir erst nachträglich klar: Da steht einer von den Befreiten, einer, der die Hölle überlebt hat, hungrig, gierig auf ein Stück Brot, will es sogar bezahlen, und ein deutscher Bäcker wagt, es ihm mit der Antwort zu verweigern: «Wir geben nichts ohne Marken!»

Schon stehen Emmi und ich beim Ladentisch, das Geld des Franzosen in der Hand.

«Wir möchten drei Brote haben!» Meine Stimme zittert vor Erregung. Es geht hier nicht mehr allein um die Brote, um den Hunger. Es geht hier um weit Schlimmeres ...

«Hier ist das Geld, Marken haben wir nicht!»

«Keine Marken!?» sagt die Bäckerin von oben herab. «Tut mir leid, wir verkaufen nichts ohne ...»

Ich falle ihr ins Wort: «Das weiss ich schon, aber wir kommen aus dem KZ, sind ohne Marken und haben Hunger!»

«Trotzdem kann ich Ihnen nichts geben. Ich behandle alle Kunden gleich. Gehen Sie aufs Rathaus, und holen Sie sich Marken!»

Das ist zuviel. «Wenn nicht sofort die Brote hier auf dem Tisch liegen ...» Die Stimme versagt mir. – Da berührt eine Hand meinen Arm, und eine junge Frau sagt besänftigend: «Darf ich Ihnen mit meinen Marken aushelfen? Bitte, ich tue es gern ..Mirtud das so leid ...»

Ganz beschämt sage ich nichts als «danke».

Mit den Broten im Arm gehen wir hinaus zu unserem Kameraden. In Boizenburg, der kleinen mecklenburgischen Stadt an der Elbe, liegen ganze Strassenzüge in Ruinen. Auf unserem Weg hatten wir schon manches zerstörte Haus gesehen, meist waren es einzelne Gehöfte gewesen, erst in den letzten Kriegstagen niedergebrannt, oft noch schwelend oder voller Brandgeruch. Jetzt stehen wir erschüttert vor den ersten erkalteten Ruinen, und immer wieder ertappe ich mich bei dem Versuch, mir in der Phantasie aus diesen Mauerresten das ehemalige Haus wieder erstehen zu lassen, mir das alte Strassenbild vorzustellen. Noch ist es mir unfassbar, dass man sich je an diesen grausigen Anblick gewöhnen könnte.

In den Vorstadtstrassen treffen wir Gruppen ehemaliger Häftlinge, die dem Zentrum von Boizenburg zustreben. In ihren gestreiften Lumpen, mit Winkel und Häftlingsnummer an Jacke und Hosenbein, sehen

sie wie Vogelscheuchen aus. Welche perverse Phantasie mag sich diese Sträflingskleidung ausgedacht haben?! Wenn man die Armen doch bloss bald von dieser schmachvollen Uniform erlöste! Emmi und ich sassen immer wieder und kratzten mit Messern an unseren Farbkreuzen herum, um nur endlich wie normale Menschen auszusehen. Ganz unverständlich blieb es mir, dass manche der ehemaligen KZler, das erlebte ich schon in Boizenburg, dieses beleidigende Kostüm auch nach der Befreiung mit einer Art Stolz weitertrugen oder damit sogar ihre Sonderstellung demonstrierten. Es gibt seltsame Formen von Exhibitionismus.

Vor dem Bürgermeisteramt von Boizenburg herrscht das übliche Gedränge von Flüchtlingen. Hier gibt es die erste provisorische Betreuungsstelle für ehemalige KZler. Sie arbeitet Tag und Nacht, um den Strom der Ankommenden zu bewältigen. Jeder wird examiniert. Ich begreife bald, wie notwendig das ist, denn wir hören, dass kriminelle und asoziale Häftlinge ihre grünen oder schwarzen Winkel mit dem roten der «Politischen» vertauscht hatten, auf den Dörfern plünderten und eigenhändig den Besitz ehemaliger Nazis «beschlagnahmten». Man erzählt uns, dass sich in der Nähe von Boizenburg ein asoziales KZler-Paar zusammengetan und behauptet habe, sie seien Arzt und Ärztin. Von einer amerikanischen Besatzungsstelle erhielten sie daraufhin alle nur möglichen Vergünstigungen, sogar ein Auto. So fuhren sie denn mit wehender Rote-Kreuz-Fahne am Kühler durch die Gegend und walteten ihres Amtes, bis sie schliesslich von einem Politischen, der sie erkannte, entlarvt wurden.

In Boizenburg bekommt jeder Häftling Geld, Lebensmittelmarken und Gutscheine für einmal Suppe täglich. Im Gasthaus zum «Mecklenburger Hof», einem Massenquartier, werden Emmi und ich untergebracht. Wie in einem riesigen Krankensaal steht Feldbett an Feldbett, aber Decke und Wände verraten noch den ehemaligen Zweck dieses Raumes. Sie sind behängt mit verblichenen Papiergirlanden, dem Schmuck eines wohl für lange Zeit letzten Tanzvergnügens.

Die ersten Tage verbringen wir betäubt in dem Gewimmel der Menschen und liegen fast den ganzen Tag im Bett. Wir schaffen es nur mit Mühe und Not, mittags durch die Stadt zu laufen, um bei der proviso-

risch eingerichteten Massenspeisung eine Suppe zu erhalten. Alle KZler haben eine lobenswerte Vergünstigung, sie brauchen bei der Essensausgabe nicht Schlange zu stehen.

Wo auch immer wir herumhören, überall bestätigt man uns, dass der Übergang über die Elbe für deutsche Zivilpersonen gesperrt sei. Sämtliche Brücken waren von den Nazis gesprengt worden, die Notbrücke aber dürfe nur von alliierterem Militär benützt werden.

«Warum richtet man denn keine Fähre ein?» frage ich erstaunt. Man belehrt mich, dass es streng verboten sei, den Fluss zu überqueren. Jeder, der es versucht, werde sofort verhaftet. Einer behauptet sogar, dass die alliierten Soldaten auf alle schiessen, die hinüberschwimmen wollen. Andere wiederum sprechen davon, die Pontonbrücke werde in spätestens drei Wochen für den Verkehr freigegeben. Da werden wir uns wohl auf einen längeren Aufenthalt in Boizenburg gefasst machen müssen.

Emmi schlägt vor, wir sollten uns eine Arbeit suchen, wo es vielleicht etwas zu essen gibt. Das ist eine ausgezeichnete Idee – übrigens ein Einfall, der sehr typisch ist für unsere KZler-Mentalität! –, und wir gehen sogleich gemeinsam zum Arbeitsamt. Erstaunlicherweise gibt es nämlich in Boizenburg diese Einrichtung schon wieder, mit einem von der Besatzungsmacht eingesetzten neuen Leiter. Wir melden uns dort und erfahren, dass sich Arbeitsuchende zuerst beim Military Government zu melden haben und zur Arbeit empfohlen werden müssen. Wir erhielten diese seltsame Empfehlung und kehrten zum Arbeitsamt zurück.

«Wir möchten gern irgendwo arbeiten.»

«Arbeiten?!» wiederholt der Beamte, als habe er uns falsch verstanden. «Sie waren jahrelang im KZ, und noch immer haben Sie nicht genug davon?» Hätten Sie es jetzt nicht viel nötiger, erst einmal eine Weile auszuruhen?!»

«Ja, das stimmt wohl. Wenn die Elbe nicht gesperrt wäre, gingen wir schon morgen weiter, um so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Da erst könnten wir uns erholen. Aber hier in Boizenburg... Wissen Sie, wir hätten nämlich gern einen Arbeitsplatz, wo man etwas zu essen bekommt.»

Er schreibt unsere Namen auf und erkundigt sich, wo wir untergebracht worden seien.

«Der ‚Mecklenburger Hof‘ ist allerdings wirklich kein Platz zum Ausruhen», meint der verständnisvolle Leiter des Arbeitsamtes zum Abschied.

Das Einkäufen unserer Lebensmittel auf Marken wird jedesmal zu einem freudigen Ereignis, ganz gleich, wie wenig es auch geben mag. Was für ein Hochgefühl das ist, Geld und Lebensmittelmarken in der Hand zu haben und entscheiden zu dürfen, ob man sich statt 150 Gramm nur 100 Gramm Butter leistet, statt eines ganzen nur ein halbes Brot, und zu wissen, dass die Zeit des Bettelns um ein paar Kartoffeln oder um etwas Brot nun vorbei ist, und die KZ-Ration endgültig hinter einem liegt. Wir stehen in der Schlange vor einem Laden. Ich ergötze mich am Durcheinanderfluten der Menschen auf den Strassen und freue mich, dass ich nun wieder eine von vielen in einer Stadt sein darf. Plötzlich schiesst mir das Blut zum Herzen. Da geht einer in Schaftstiefeln, ein Einkaufsnetz in der Hand. Ich sehe den Rücken, den Nacken, den Hinterkopf.

«Emmi, schnell, halte mein Brot! Ich komme gleich wieder zurück!» Und damit laufe ich auch schon hinter diesem Mann her. Ich hätte gar nicht anders gekonnt, ich musste einfach hinterher. Er biegt in die Hauptstrasse ein. Ich folge ihm. Der Abstand wird immer geringer. Ich kann meine Geschwindigkeit nicht diesen gemessenen Schaftstiefelschritten anpassen. Nirgends ist ein amerikanischer Soldat zu sehen. Was soll ich machen!? – Ihn beim Arm packen und sagen: «Sie sind verhaftet!» Nein, mit einem Fausthieb würde er mich zu Boden schlagen und dann entfliehen. – Jetzt bleibt er auch noch stehen, und ich bin gezwungen, ihn zu überholen. Wenn er mich nur nicht erkennt! – Gott sei Dank habe ich den Mantel mit den verräterischen Resten des Farbkreuzes nicht an. An der Mauer hängt ein Anschlag der Besatzungsmacht. Ich bleibe stehen, tue so, als lese ich interessiert, und erspähe im äussersten Blickfeld, dass der Mann weitergeht. Die Schaftstiefel überholen mich, und ich folge. Die Strasse will kein Ende nehmen. Nirgends ein Amerikaner oder ein Hilfspolizist. Da biegt der Mann nach rechts in eine Seitenstrasse ein. Nun wird es gleich zu spät sein. Zur Linken liegt das Hafenamt von Boizenburg, und auf seinem Hof patrouilliert ein amerikanischer Posten. Ich renne über die Strasse, überspringe die Stacheldrahtwülste, stürze auf den Posten zu und wei-

se mit der Hand in die Richtung, die der Mann eingeschlagen hat: «Dort ist der Gestapomann vom KZ Ravensbrück! Verhaften Sie ihn!» Der Soldat legt sein Gewehr auf die Erde und läuft ihm nach. Zu gleicher Zeit sehe ich vier andere Soldaten rennen. Jetzt versucht auch Ramdor zu fliehen. Ich weiss nicht mehr, wie lange es dauerte, bis man ihn brachte. Ich merke auch nicht, was um mich vorgeht. Nur als sie mit ihm näherkommen und ich sein Gesicht sehe, bin ich entsetzt. Er ist es ja gar nicht! Ich habe mich geirrt! «Sind Sie Ramdor?» frage ich ihn unsicher. «Jawohl.» Die Angst hat sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt. «Frau Buber, Sie tun mir unrecht, ich war auch einmal Sozialdemokrat...» – «Shut up!» fährt der amerikanische Soldat dazwischen.

Der Kommandant des Hafenamtes nimmt ein Protokoll auf. Dann lädt man uns in ein verdecktes Auto und fährt uns zum Kommandanten von Boizenburg. Neben uns sitzen zwei Amerikaner mit Maschinenpistolen auf den Knien. Als wir zur Bürgermeisterei kommen, stehen dort, wie üblich, wartende KZler vor der Tür. Sie müssen Ramdor erkannt haben, denn auch im Männerlager von Ravensbrück hatte er jahrelang gewütet. Als man ihn nachher ins Gefängnis abführte, stürzten sich die Männer auf ihn und verprügelten ihn trotz der schützenden Amerikaner. Beim Kommandanten bittet man mich um meine Adresse. Dann kann ich gehen.

In der folgenden Woche kommen zwei Amerikaner, um mich zu verhören. Sie nehmen alles zu Protokoll, was ich ihnen über Ramdor zu sagen habe: dass er Jahre hindurch in Ravensbrück Frauen gequält, geprügelt und getötet hat, dass er der Schrecken des Lagers war. Ich berichte von meinen eigenen Erfahrungen mit Ramdor während der fünfzehn Wochen Dunkelarrest. Nach diesen Aussagen stellen die Amerikaner an mich seltsame Fragen:

«Woher wissen Sie eigentlich, dass Ramdor SS-Mann war?»

«Jedes Mitglied der Bewachungsmannschaften in Ravensbrück gehörte der Waffen-SS an.»

«Das müssten Sie erst beweisen.»

«Das kann ich nicht.»

Die nächste Frage war ebenso verblüffend: «Sie behaupten, Ram-

dor sei Gestapomann gewesen? Haben Sie für diese Behauptung irgendwelche Unterlagen?»

«Unterlagen? Ich war ein Häftling und hatte keinen Zutritt zur Kommandantur des Lagers. Aber ich habe Ramdor in seiner Tätigkeit als Gestapomann beobachtet, er hat mich im Gefängnis selbst gehört.»

«Das genügt nicht, denn Ramdor behauptet, Kriminalassistent gewesen zu sein und kein Gestapomann. Auch bei der SS will er nicht gewesen sein. – Haben Sie ihn je in SS-Uniform gesehen?»

Ich werde unsicher. Er ging wirklich immer in Zivil, das stimmt. Aber da erinnere ich mich plötzlich an einen Sonntag im Zellenbau ...

«Ja, einmal. Ich sass damals im Lagergefängnis. Da öffnete Ramdor die Klappe in der Tür, und in ihrem Rahmen sah ich ihn in SS-Uniform.»

Als die Amerikaner aus Mecklenburg abrückten und die Engländer die Besatzung übernahmen, brachten sie Ramdor nach Lüneburg. Er wurde später im Hamburger Prozess gegen die Bewachungsmannschaften von Ravensbrück zum Tode verurteilt.

Unter ehemaligen Genossen

Schon nach einigen Tagen bekam Emmi eine Arbeit im Boizenburger Krankenhaus. Ich musste wieder zu Bett liegen. Aus dem Erholen wollte nichts werden. Emmi brachte getreulich jeden Abend die Hälfte ihrer Krankenhausmahlzeit an mein Bett.

«Wenn ich wieder gesund bin, müssen wir unbedingt einen Weg über die Elbe finden, selbst wenn wir rüberschwimmen müssten.»

Emmi besänftigt mich: «Sollten wir nicht doch lieber an den amerikanischen Kommandanten schreiben, oder noch besser ganz einfach zu ihm gehen? – Wenn die Kriegsgefangenen und die ausländischen KZler über die Pontonbrücke dürfen, warum denn eigentlich nicht auch wir!?» – «Du hast schon recht. Auch hier macht man zwischen Deutschen, die Nazis waren, und Deutschen, die die Nazis bekämpft haben, keinen Unterschied. Eigentlich unbegreiflich!»

Schon am nächsten Tag ging ich allein, weil Emmi bei der Arbeit war, zur Kommandantur. Aber dort denkt man gar nicht daran, mich vorzulassen. Irgendein Schnösel von Dolmetscher, ein Deutscher, fertigt mich ab, nimmt den Brief entgegen, den ich vorsichtshalber verfasst hatte, und rät mir, mich in Geduld zu üben.

Eines Abends erschienen zwei höfliche Männer im Tanzsaal des «Mecklenburger Hof» und fragten nach uns beiden. Sie redeten uns mit «Genossin Emmi» und «Genossin Grete» und mit «Du» an, und einer von ihnen lud uns formvollendet ein, in sein Haus überzusiedeln. So kamen wir in das Fischerhäuschen der Familie K., eine kleine windschiefe Kate aus roten Ziegeln mit buckligem Schilfdach. Schon an der Tür empfing uns Mutter K. wie alte Freunde. Die Tochter kam, der kleine Sohn, und man führte uns, als seien wir längst erwartete Verwandte, in das Wohnzimmer. Keine Minute verlegenen Schweigens, man redete ganz ungezwungen Plattdeutsch, lachte mit uns und war über alle Massen menschlich und natürlich.

Noch hatte ich keine Ahnung, wer denn eigentlich unsere freundlichen Gastgeber seien. Genossin Emmi? Genossin Grete? Doch nicht etwa Kommunisten?! Da erblickte ich das lange Bücherbrett, das fast die Hälfte der Wand einnahm, und versuchte eiligst einige Titel der Buchrücken zu entziffern. Richtig: Marx, Engels, Feuerbach ... Nun war kein Zweifel mehr. Ich wünschte mich in das Massenlager, in den «Mecklenburger Hof» zurück. Mir war so gar nicht nach Diskussionen zumute, nach ergebnislosen Auseinandersetzungen. Ich war ganz einfach müde. – Wie schön und traulich dieses Häuschen war, aber nicht dazu bestimmt, mir wenigstens für kurze Zeit etwas Ruhe zu schenken! Und diese herzlich guten Menschen? Werden sie auch dann noch freundlich sein und uns wie ihresgleichen behandeln, wenn sie erst wissen, dass ich nicht mehr ihre «Genossin» bin und nicht mehr ihren Glauben teile? Werden sie nicht, wenn ich ihnen die Wahrheit sage, augenblicklich zu meinen erbitterten Feinden werden? – Seufzend lehnte ich mich im Sessel zurück und genoss den gemütlichen Raum, in dem man wie zu Hause sein durfte. Er erinnerte ein wenig an eine Schiffskajüte, so sinnvoll durchdacht war seine Einrichtung. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch zwei Miniatursegelschiffe, die

unter Glasglocken auf Schrank und Bücherbrett standen. Ich erhob mich, um diese Kunstwerke näher anzusehen. Martha, die Tochter, trat zu mir und erzählte, dass ihr Vater das alles selbst gemacht und das ganze Häuschen neu hergerichtet habe. Die Schiffchen seien während der langen Arbeitslosigkeit entstanden, damit habe er damals ganz gut Geld verdient. «Vater ist nämlich Takeleur», sagte sie voller Stolz. Und ich fragte, was denn das für ein Beruf sei. «Das waren früher die Fachleute für die Takelung der Segelschiffe», erklärte sie mir. «Vater fing als Matrose an und hat später in Hamburg auf einer Werft gearbeitet.» Jetzt konnte ich mir auch sein Seemannsgesicht erklären und den seltsamen, etwas schlingernden Gang. «Mit der langen Erwerbslosigkeit begann dann die schwere Zeit, aber richtig schlimm wurde es erst unter Hitler.» Martha schwieg. Mutter K. rief von der Küche her, wir sollten doch einmal einen Blick in ihr Reich tun, und mit glücklichem Gesicht vertraute sie mir an, sie habe gerade etwas Fleisch und Fett «hintenherum» bekommen, so dass es abends, wo auch noch Freunde geladen seien, ein gutes Essen geben werde. Dann führte sie Emmi und mich in «unser Zimmer», eine Dachkammer, in der es vor Weisse nur so strahlte, mit frisch bezogenen Betten und duftigen Mullgardinen. Mit unseren abgelatschten Schuhen und den verblichenen Kleidern kamen wir uns in dieser zarten Pracht ganz deplaziert vor.

Als wir wieder um den runden Tisch im Wohnzimmer sassen, kam Vater K. von der Arbeit nach Hause. Natürlich wurde sofort das Thema Konzentrationslager angeschnitten, aber die Gesichter dieser Familie verrieten keine Spur von Schuldbewusstsein oder, wie ich das in diesen Wochen der Freiheit so oft bemerkt hatte, jene peinliche Art übertriebenen Mitleids. Diese Menschen besprachen das ganze Problem sachlich, ja es klang so, als seien sie alle Fachleute.

«Jetzt will ich euch mal meine Schätze zeigen», sagte Vater K. und lief zum Bücherbrett. Als erstes ergriff er einen schmalen Band und legte ihn mit feierlichem Ausdruck im Gesicht vor uns auf den Tisch: «Das Kommunistische Manifest.» Das nächste Buch: Rosa Luxemburgs «Russische Revolution» ... Wieso gerade dieses Buch? Rosa Luxemburg?! Sollte dieser K. etwa ein Oppositioneller sein? Er deutete

auf die ganze stattliche Reihe der Marx- und Lenin-Bände hin und erzählte, wie er 1933 mit aller Sorgfalt diese Bücher im Garten vergraben habe und sie dort zwölf Jahre lang überdauert hätten.

«Etwas stockfleckig sind sie zwar geworden. Genauso wie wir. Aber das macht nichts. Jetzt sind wir frei, und nun dürfen sie wieder auf dem Bücherbrett stehen. – Ihr beide könnt sicher begreifen, was das bedeutet!?»

Ich spüre, wie sich auf meinem Körper in kleinen abgezirkelten Flecken eine Gänsehaut bildet. Nun muss es gleich offenbar werden. Bis jetzt hatte ich noch eine schwache Hoffnung gehabt, dass die K.s vielleicht SPD-Leute seien. Aber «Rosa Luxemburg» zwölf Jahre lang im Garten vergraben! Nein, da gab es keine Hoffnung mehr.

«Sag mal, Genossin Grete, mir hat einer von den KZlern aus dem ‚Mecklenburger Hof‘ erzählt, du seiest die Frau von Heinz Neumann, und Heinz sei in Sowjetrußland verhaftet worden. Ist das wirklich wahr?!»

Ich nickte. Bis jetzt hatte ich nämlich bei den K.s Sibirien und alles, was davor lag, nicht erwähnt, hatte es so lange wie nur möglich hinausschieben wollen, um des lieben Friedens willen.

«Weisst du auch», fuhr Vater K. fort, «dass ich Heinz gekannt habe? Er hat hier im roten Boizenburg gesprochen. – Was war das für ein guter Redner! Und wie recht er gehabt hat mit seiner Losung ‚Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!‘ Wenn das nur alle getan hätten, dann sässen wir jetzt nicht in diesem Schlamassel. – Du musst nämlich wissen, dass ich und eine kleine Gruppe schon Ende 1931 mit der KP gebrochen haben. Sie nannten uns dann Trotzlisten. Das waren wir aber nie und sind es auch jetzt nicht. Wir haben nur damals schon den Betrug durchschaut, gemerkt, welcher Wind aus Moskau wehte und dass die in Berlin im ZK nur noch gehorchen mussten. Da ging es ja gar nicht mehr um den Kampf gegen die Nazis. Die Komintern war doch nur noch gut für das, was den Russen nutzte. – Und als wir dann raus waren, habe ich mich hingesetzt und versucht, in meinen Büchern eine Erklärung zu finden für diesen Verrat. Wenn man es recht besieht, hat Rosa Luxemburg das alles kommen sehen ... Als es dann 1933 soweit war, hatten wir bald andere Sorgen. Einer nach dem anderen wurde geholt...

Nach einer Pause, in der ich von einem längst vergessenen Glücksgefühl durchströmt wurde, richtete K. zögernd und mit unsicheren Worten folgende Frage an mich:

«Genossin Grete, was hältst du eigentlich von Sowjetrußland? Du warst doch dort? – Uns kannst du ruhig die Wahrheit sagen ...»

Und ich sagte sie ihnen ... Inzwischen hatten sich noch einige Freunde im Fischerhäuschen eingefunden, alles ehemalige Mitglieder der KPD, Oppositionelle, die wie K. aus der kommunistischen Partei ausgetreten, doch weiterhin Antifaschisten waren, und von den Nazis für viele Jahre in Zuchthaus und KZ gesperrt worden waren. Ihnen war die Haft doppelt schwer geworden. Ihre kommunistischen Mithäftlinge hatten sie zu trotzkistischen Verrätern gestempelt, sie litten darunter, aber noch mehr unter den ständigen politischen Zweifeln, die ihnen keine Ruhe liessen. Noch hielten sie sich alle für Kommunisten, sie glaubten, die Verfechter der reinen Lehre zu sein, obgleich ihr ideologisches Fundament schon an allen Ecken und Enden angegriffen war. Noch wagten sie nicht, etwa an Lenin zu zweifeln, geschweige denn an der Oktoberrevolution oder gar an der marxistischen Lehre. Der grosse Verräter hiess Stalin ...

«Glaubst du nicht auch, dass in der Sowjetunion alles anders gekommen wäre, wenn Lenin nicht so früh gestorben wäre?» Das gehörte zu den Standardfragen.

Bei der Schilderung der Grossen Säuberung und der Schauprozesse merkte ich, wie wenig Ahnung meine Zuhörer von dieser furchtbaren Wahrheit hatten und wie tief sie davon betroffen wurden. Sie wagten nicht einmal, Fragen zu stellen. Nur Mutter K. meinte naiv:

«Wenn man dich hört, muss man ja beinahe glauben, dass das von den russischen Soldaten auch stimmt, dass die wirklich auf Befehl von oben plündern, rauben und vergewaltigen? Ich habe immer gedacht, dass das, was die Nazipresse über Sowjetrußland schrieb, reine Greuelpropaganda war? Aber da scheint doch was dran zu sein. Wenn du so von deiner Verhaftung und von der Tausender anderer guter Genossen erzählst, von den Methoden, mit welchen die NKWD Geständnisse erpresst, und von diesen furchtbaren Prozessen, das ist ja, um den Verstand zu verlieren!»

Als ich in meinem Bericht dann bis zur Auslieferung an die Gestapo gekommen bin, kann Genosse M. nicht mehr an sich halten und bricht in einen Fluch aus: «Diese dreckigen Mörder! Werden wir ihnen das jemals heimzahlen können?! Und den Stalin-Hitler-Pakt?»

F. erzählt, dass einer seiner Bekannten, ein alter Genosse, beim Bekanntwerden dieses schändlichen Paktes Selbstmord verübte.

Emmi ist längst schlafen gegangen, und die Gesichter meiner neuen und doch so alten Freunde sind nun, nachdem sie etwas von der Wahrheit gehört haben, ratlos und verwirrt. Wofür haben wir eigentlich gelebt, wofür gekämpft, wofür gelitten?

«Das schlimmste ist, dass wir uns nicht einmal über die Befreiung richtig freuen dürfen, denn sind wir nicht auch an dem jetzigen Chaos mitschuldig? Haben wir nicht als ehemalige Kommunisten, wenn auch ohne es zu wissen, im Auftrage der Russen die Weimarer Republik zugrunde gerichtet?» Es ist Vater K., der diese Frage stellt. Da aber protestiert Genosse T. energisch:

«Willst du damit etwa sagen, dass nicht auch die SPD mit ihrer Politik des ‚kleineren Übels‘ mitgeholfen hat, die Nazis zur Macht zu bringen?! Sähe es nicht jetzt in Europa anders aus, wenn die nicht 1918 schon versagt hätten?»

«Wenn, wenn ... Übrigens hat ja die SPD nicht erst 1918 versagt, das war schon 1914 passiert. Aber das Versagen der SPD spricht uns nicht frei von unserer Schuld. Wir hätten eben nicht glauben und Parteidisziplin üben, sondern mit der Faust auf den Tisch schlagen sollen. Wenn ich nur an den Roten Volksentscheid denke, dreht sich mir jetzt noch der Magen um!»

«Ruhe!» ruft plötzlich Mutter K. Sie hat das Radio auf höchste Lautstärke gestellt, und wir hören das Pausenzeichen des BBC: «...-...-!» – «Davon haben wir in den Jahren des Krieges gelebt. Hier sassen wir zusammen, oft zu zehnt, bei abgeschlossenen Türen und dichtverhängten Fenstern. Ein Wunder, dass sie uns nicht alle erwischt haben.»

Wir sitzen bis zum Morgengrauen zusammen. Ich habe die ersten Gleichgesinnten in der Freiheit getroffen, Menschen, die nach langen qualvollen Zweifeln sich von der KPD abgewandt und mit ihrer kommunistischen Weltanschauung gebrochen hatten. Noch war für sie der Leidensweg nicht zu Ende, aber schon jetzt kannten sie die Schmer-

zen, die der Kommunist erduldet, wenn er seine politische Gläubigkeit einbüsst und sich, einsam und ausgestossen, von neuem in diesem Leben orientieren muss. – Ganz erschöpft von der Anstrengung des Erzählens, war ich doch erfüllt von Mut und Optimismus. So wie K. und seine Freunde, muss es Tausende von «Ehemaligen» in Deutschland geben. Mit ihnen gemeinsam werden wir es schaffen, die sowjetische Lüge zu entlarven.

In den nächsten Tagen ruhen wir wirklich aus, liegen tagsüber in der Sonne im kleinen Steingarten am Haus, wo es aus jedem Fleckchen Erde blüht und grünt, oder gehen in die Elb wiesen bis ans Ufer des mächtigen Stromes. Dort baden amerikanische Soldaten, und andere spielen einen improvisierten Baseball.

Nach einigen Tagen bringt Vater K. ein Gerücht mit nach Hause, dass die Russen auch Mecklenburg und Thüringen besetzen werden und die Amerikaner sich bereits zurückzögen.

«Das wäre doch vollkommener Wahnsinn, so etwas können die Alliierten nicht tun!» ist meine erste Reaktion. «Sie sind doch keine Selbstmörder!»

«Aber sehr weitsichtige Politiker scheinen sie mir auch nicht zu sein», meint Vater K. bitter. «Weshalb mussten sie denn eigentlich die Russen bis Berlin lassen? Noch jetzt hätten sie die Möglichkeit, sie bis hinter die Oder zurückzujagen. Sie brauchten nur mit den Brauen zu runzeln. Was die Flüchtlinge über die russische Armee und ihre Ausrüstung erzählen, ist ja einfach zum Lachen. Ich möchte nicht wissen, was ohne amerikanische Hilfe aus denen geworden wäre.»

«Aber was wird mit euch, wenn man die Russen bis an die Elbe lässt?!» Kaum habe ich sie ausgesprochen, tut mir die Frage bitter leid, denn ich sehe Mutter K.s und Marthas angstvolle Blicke. «Aber nein, so etwas können sie unmöglich tun.»

Monate später – ich war inzwischen längst am Ziel meiner Reise – erhielt ich einen erschütternden Brief von Vater K. Was wir nicht hatten glauben wollen, war eingetroffen: Die Russen waren bis zur Elbe vorgestossen. Bitterkeit und Wut sprachen aus jeder Zeile dieses Briefes. «Es herrscht ein Zustand, wie er vor der Sintflut geherrscht haben mag. Die sogenannten Kommunisten nennen es Sozialismus und ver-

teidigen Mord, Plünderungen, Diebstahl, Betrug und Diktatur als etwas Besseres als der Hitlerfaschismus ... Was sagen denn die Kommunisten ‚im Reich‘ zu dieser Barbarei...?»

Diese Frage hätte ich dem alten K. beantworten können, aber die Antwort hätte ihn gewiss nicht befriedigt.

Elbübergang

Zwei französische KZler, die von den Amerikanern über die Elbe gelassen wurden, schenkten uns im Überschwang der Freude auf die baldige Heimkehr ihre Fahrräder, die in dieser Zeit ohne Eisenbahn und Benzin wohl zu den grössten Wertgegenständen gehörten.

Die schlimmen Nachrichten verdichten sich, und Tag und Nacht donnern jetzt amerikanische Lastwagen, Tanks und Kanonen über die Hauptstrasse von Boizenburg gen Westen. Emmi und ich beschliessen, noch ein paar Tage das Radfahren zu üben und dann, komme was wolle, einen Weg über die Elbe zu finden. In Boizenburg erzählt man sich, dass in der Nähe von Lauenburg eine heimliche Fähre in Gang sei und in den frühen Morgenstunden die Flüchtlinge mit einem Fischerkahn über den Fluss bringe. Ein Tag nach dem anderen vergeht, aber Emmi hat nicht den Mut zum Aufbrechen. Sie fürchtet die Landstrasse, sie schreckt vor jedem Wagnis zurück. Auf meinen Vorschlag, wenigstens erst einmal bis Lauenburg zu fahren und an Ort und Stelle zu prüfen, ob es einen Übergang gibt, kommt immer der gleiche ängstliche Einwand: «Aber hast du nicht gehört, dass man alle verhaftet, die bei den Booten erwischt werden? Lass uns doch lieber noch einmal zum Kommandanten von Boizenburg gehen, vielleicht lässt er uns doch über die Pontonbrücke.» – Wir versuchen es. Aber alles ist vergeblich.

Inzwischen sind die Amerikaner abgerückt, und Mecklenburg ist unter englischer Besatzung. Ich stehe auf dem Marktplatz und staune über das seltsame Exerzierreglement der englischen Armee bei der Wachablösung, alte Erinnerungen an Potsdam steigen in mir auf, es scheint mir, als habe diese Armee viel mehr Verwandtschaft mit der

alten preussischen als mit ihren Alliierten, den Amerikanern. Bei denen war nichts von Drill zu bemerken, eigentlich waren sie alle Zivilisten in Uniform.

Mit einer neuen Flüchtlingswelle kommen neue bedrohliche Gerüchte vom Einmarsch der Russen nach Mecklenburg. Jetzt ist es Vater K., der mich zur Abfahrt drängt, und da Emmi immer noch zögert, beschliesse ich endlich, allein zu gehen. Es fällt mir schwer, sie einfach ihrem Schicksal zu überlassen. Wie wird sie überhaupt mit ihrem Mangel an Initiative weiterkommen, wie soll sie in diesem Chaos den Weg in die Heimat allein finden? Aber es geht nicht anders, ich muss sie verlassen.

Martha begleitet mich, sie will mich zu Verwandten nach Lauenburg bringen, wo ich ein Quartier für die Nacht bekommen soll.

Aber kurz vorm Ziel findet unsere Fahrt ein jähes Ende. Die Brücke über den Elbe-Trave-Kanal ist von den Engländern für jeden Zivilverkehr gesperrt. Sie wollen verhindern, dass die Flüchtlinge in die Stadt strömen. Auf einer Wiese am Kanal entlang lagern Hunderte von Flüchtlingen mit ihren Wagen, warten geduldig in der Hoffnung, irgendwann weiterzukommen. Ich beginne mit dem Posten zu verhandeln. Der aber hält es nicht für nötig, mir überhaupt eine Antwort zu geben.

«Ist es nicht besser», schlägt Martha vor, «wenn du wieder zurück nach Boizenburg kommst?» Ich bin sehr in Versuchung, ja zu sagen. Dort in Boizenburg ist die friedliche Familie, dort sind Menschen, die ich liebgewonnen habe, ein Haus, ein Bett, und hier ist der trennende Fluss, sind Hunderte Kilometer Ungewissheit vor mir. Aber wieder zurück, schon beim ersten Hindernis aufgeben? Nein, das ist unmöglich. Da ist doch das Ziel, das erreicht werden muss. Aber warum strebe ich eigentlich so entschlossen diesem Thierstein zu? Ist es die Mutter, nach der ich mich sehne, die ich unbedingt finden muss? Ja, denn dort ist mein Zuhause. «Martha, ich muss hierbleiben, warten wie die anderen. Man wird mich schon unter irgendeinem Wagen schlafen lassen, ich habe ja eine Decke für die Nacht.» Als ich dann Marthas roten Rock auf der Landstrasse verschwinden sehe, wird mir ganz weh ums Herz.

Jenseits der Wiese, am Ufer des Kanals, beginnt eine Kiefern-schönung. Vielleicht kann man dort eine geschützte Stelle für die Nacht finden. Ich fahre auf einem Pfad am Ufer entlang. In der Ferne ragt das Gerippe einer gesprengten Brücke. Der ganze Kanal ist sicher nicht mehr als zwanzig Meter breit, und es will mir nicht in den Kopf, dass dieser schmale Wasserlauf mein Weiterkommen hindern soll. Unversehens war ich bis vor die Brückenruine gekommen und stelle staunend fest, dass einer ihrer Bogen der Zerstörung widerstanden hatte. Und an diesem Bogen führt ein unversehrter Holzsteg entlang. Ohne zu überlegen, wie gefährlich dieses Wagnis ist, nehme ich den Rucksack vom Fahrrad und taste mich vorsichtig über den Steg. Das wäre geschafft. Nun aber zurück zum Fahrrad, meinem wertvollsten Besitz. Auch dieses halbsbrecherische Unterfangen gelingt, und schweissüberströmt sitze ich dann am verbotenen Ufer, voller Glück und nicht ohne Stolz, den Engländern ein Schnippchen geschlagen zu haben.

In Lauenburg sind die Verwandten der K.s nicht anzutreffen, und ich irre lange herum, bis sich schliesslich in einem Stall, der von Flüchtlingen wimmelt, ein Platz für die Nacht findet. Dort bestätigt man mir, dass es einen heimlichen Übergang über die Elbe gibt, und erklärt mir die Stelle, an der der Kahn übersetzt. Nur müsse man in aller Herrgottsfrühe am Ufer sein, nur dann habe man Aussicht, mitgenommen zu werden. In der Stadt herrscht aber Ausnahmezustand, Deutsche dürfen nur zwischen morgens 5 Uhr und abends 10 Uhr auf der Strasse sein. Wer in der Zwischenzeit erwischt wird, landet im Gefängnis. Man beschreibt mir den Weg zum Elbufer, und ich verlasse am nächsten Morgen um 4 Uhr den Stall. Ein einsamer Radfahrer mit klopfendem Herzen. Kein Engländer weit und breit, nirgends eine Menschenseele. Ich komme zum Ufer und sehe zu meiner grossen Enttäuschung mehr als hundert Menschen in einer ordentlichen Schlange stehen. Ein einziger Fischerkahn pendelt hin und her, um jedesmal höchstens fünf Menschen am gegenüberliegenden Ufer abzusetzen. Die Elbe ist an dieser Stelle mehr als einen Kilometer breit, und das Wasser hat starke Frühlingsströmung. Meine Hoffnung sinkt mit jeder halben Stunde. «Wenn wir Glück haben, schläft der englische Kommandant heute lange. Er bemerkt uns erst beim Frühstück»,

erzählt mein eingeweihter Nebenmann. «Kann er uns denn sehen?» meinte ich verwundert, denn wir stehen hinter dem Weidengestrüpp des Ufers. – «Ja, ganz genau», und er zeigt mit der Hand in Richtung Lauenburg. «Seine Villa liegt dort oben auf der Anhöhe. Beim Kaffeetrinken nimmt er seinen Feldstecher und sieht unseren Kahn hin und her fahren. Das ärgert ihn natürlich, weil es verboten ist, und er selber den Befehl gegeben hat. Sofort kommandiert er eine Abteilung Soldaten hierher ab.» –

«Na, und was passiert dann?» –

«Ganz verschieden, manchmal verhaften sie die Leute, manchmal vertreiben sie sie nur und beschlagnahmen das Boot.» – «Haben Sie das schon miterlebt? Wie kommt es denn, dass heute trotzdem ein Boot da ist?» – «Tja, da gibt es immer findige Köpfe, die wieder ein neues aufreiben.»

So gegen acht Uhr – vor mir stehen noch dreissig bis vierzig Menschen – ruft plötzlich einer: «Die Engländer kommen!» Schon spritzt alles auseinander. Ich ergreife mein Rad und renne durch das Gebüsch am Ufer entlang. Nur schnell weg, sich nur nicht erwischen lassen! In einem dichten Gestrüch, das ganz von Brennessen überwachsen ist, verstecke ich zuerst das Rad und krieche dann selbst hinein. Von Weitem hört man Stimmen und Flüche. Das dauert eine ganze Weile, dann scheint der Lärm sich zu entfernen. Ich bin schon dabei, aus meinem Versteck herauszukriechen, als ganz in der Nähe die Sträucher knacken. Ich ducke mich und halte den Atem an. Mit einem echt preussischen «Na, kommen Sie mal raus!» biegt ein Mann die Zweige auseinander. Es ist ein deutscher Hilfspolizist. «Los, mitkommen!» befiehlt er ganz im Ton von gestern. – «Was wollen Sie von mir?» – «Fragen Sie doch nicht so dumm. Sie wissen doch ganz genau, dass die Engländer das heimliche Überqueren der Elbe verboten haben. Jetzt haben Sie eben die Konsequenzen zu tragen und warten in einem Flüchtlingslager so lange, bis geordnete Zustände herrschen!» – «Das fehlte grade noch! Raus aus dem Lager, rein ins Lager!» Vor Wut beginnt meine Stimme zu wackeln. «Haben Sie etwa die Engländer auf den Gedanken gebracht, die Menschen hier in den Büschen aufzustöbern?!» – Gott, wenn der einen Gummiknüppel hätte, da könnte ich was erleben.

Ein zweiter kommt dazu: «Was regen Sie sich denn so auf? Wir handeln doch im Auftrage der Besatzungsmacht. Wenn's nach uns ginge, würden wir keinen Menschen hindern, über die Elbe zu gehen. Machen Sie uns doch die Arbeit nicht so schwer!» Als ein letzter Versuch misslingt, die beiden davon zu überzeugen, dass man mich als ehemalige KZlerin wenigstens in Ruhe lassen sollte, gebe ich es auf. An Waden und Händen von Nesseln verbrannt, mit rotangelauferem Gesicht, komme ich als eine der letzten zwischen den beiden Polizisten am Rande der Wiese an. Dort verläßt man die Menschen bereits auf Lastautos. Mich wundert es, dass sich niemand wehrt. Ininigem Abstand stehen englische Soldaten und ein Offizier. In ein Lager wollen sie mich stecken!/? Stacheldraht, Baracken, Posten, Befehle!/? Ich werfe das Rad auf die Wiese und stürze auf den Offizier zu. «Sir, nach sieben Jahren Konzentrationslager bekommen Sie mich nur mit Gewalt in ein Flüchtlingslager! Hier ist mein Entlassungsschein. Lassen Sie mich zurück in die Stadt.» Er wirft einen Blick auf das Papier: «You can go!» Ein Stückchen weiter im Strassengraben versagen meine Nerven. Ich muss mich erbrechen.

«Fräulein, wissen Sie vielleicht, wo man hier in Lauenburg unterkommen kann?» Ich frage den ersten Menschen, der mir begegnet, als ich, auf das Fahrrad gestützt, in die Stadt zurückgehe. Sie hat einen feuerrot geschminkten Mund, nachgezogene Augenbrauen und trägt ein helles Frühlingskleid.

«Das wird schwer sein», kommt es breit und ostpreussisch heraus. «Wir sind auch Flüchtlinge und wohnen da unten in der Bretterbude am Kanal.» Sie deutet mit der Hand auf einen verfallenen Schuppen. Ich hatte schon «Danke schön» gesagt und will weitergehen, als sie einen Schritt näher an mich herankommt und mir prüfend ins Gesicht blickt: «Wissen Sie, dass ich Sie kenne?!» «Das kann wohl kaum stimmen, so wie ich sehen viele Menschen aus.» – «Nein, ich kann mich gar nicht irren, ich weiss genau, wer Sie sind.» Dann aber zögert sie weiterzureden. – Ich glaubte schon, einen der merkwürdigen Menschen vor mir zu haben, die aus lauter Redebedürfnis überall «alte Bekannte» treffen.

«Aber woher wollen Sie mich denn kennen? Wann haben Sie mich denn gesehen?»

«1940 und 1941.»

«Das ist ganz unmöglich, da war ich gar nicht...», beinahe hätte ich gesagt in Deutschland ...!, «gar nicht da.» Was für ein blödes Gerede, ärgere ich mich.

«Sie waren doch unsere Stubenälteste in Ravensbrück. Auf Block 2, bei den Asozialen?!» Schämt sie sich, oder spielt sie Komödie? Sie scheint unter der Schminke rot zu werden.

«Ja, das stimmt, ich war dort zwei Monate Stubenälteste. – Wie lange waren Sie denn in Ravensbrück?»

«Bis 1941. Da wurde ich entlassen und gleich dienstverpflichtet. Später mussten wir vor den Russen fliehen, von Ostpreussen bis hierher.» – Sie kramt eifrig Zigaretten aus ihrem Täschchen. Es sind englische.

«Jetzt können wir so viele Zigaretten rauchen, wie wir wollen, nicht, Stubenälteste? Da kriegen wir keine fünfundzwanzig mehr. – Gott, wenn ich noch daran denke! Und die SS-Weiber!» – Sie lacht und bietet mir eine Zigarette an. Ihre Fingernägel sind sorgfältig manikürt und leuchtendrot gefärbt.

«Wo wollen Sie denn jetzt hin?»

«Zuerst mal über die Elbe und dann nach Bayern, um meine Mutter zu finden. – Wenn ich nur schon auf der anderen Seite des Flusses wäre.» Ich erzähle ihr mein Erlebnis mit den Hilfspolizisten. Sie bekundet ihren Abscheu vor dieser Sorte Männer mit ein paar saftigen Flüchen.

«Wissen Sie, die Engländer sind so anständig, die würden so was sicher nicht machen. Die Amerikaner waren ja auch nicht schlecht, aber die Engländer sind viel feiner. Wirklich vornehme Menschen, sage ich Ihnen.» Sie ist also zufrieden mit ihrer neuen Kundschaft. – Ich werfe den Zigarettenstummel in den Kanal und will mich verabschieden. «Das kommt ja gar nicht in die Tüte! Jetzt müssen Sie natürlich zu mir kommen. Ich kann doch meine ehemalige Stubenälteste nicht so einfach auf der Strasse stehenlassen! – Natürlich ist es in unserer Notwohnung nicht so fein, wie wir's mal zu Hause hatten, aber ein Platz zum Schlafen wird sich schon finden. – Meine Mutter wird ja Augen machen, wenn ich mit einer alten Bekannten aus Ravensbrück ankomme!» Ohne meine Zustimmung abzuwarten, ergreift sie das Rad, macht kehrt und führt mich eine kleine Anhöhe hinunter an das Ufer des Kanals, durch ein verwüstetes Industriegelände, vorbei

an zerbombten Lagerräumen, untätigen Kranen und stillliegenden Schleppkähnen. Der Schuppen hat zwei Räume, die durch einen kleinen Korridor getrennt sind. In jedem Zimmer wohnt eine Familie. Meine Ostpreussen sind sechs Personen, die anderen fünf. Es stinkt nach Scheuerlappen und Pellkartoffeln. Als die Mutter von unserer alten Bekanntschaft erfährt, wird sie ganz überschwänglich.

«Setzen Sie sich nur, Fräulein, gleich gibt's Essen. Leider nur Kartoffeln mit Sauce. Wenn ich gewusst hätte ...» Um ihre Fülle hat sie einen verschossenen Morgenrock gewickelt. Sie ist ganz die Tochter. Dasselbe breite, bäuerliche Gesicht, dem aber das Alter schon sehr mitgespielt hat. Die Backen sind heruntergesunken, die Nase ist geschwollen und formlos. Aber in die Stirn fallen sorgfältig gelockte und, wie mir scheinen will, sogar gefärbte Haare. Dann gibt es einen Vater, der behauptet, er sei Tischler gewesen. Ausserdem sind da noch zwei jüngere Brüder und eine ältere Schwester. Die Brüder sammeln Zigarettenstummel für Vaters Pfeife und bringen ausserdem Kartoffeln, Holz und Kohlen kostenlos ins Haus. Die beiden Schwestern versorgen die Familie mit englischen Konserven, Zigaretten und noch vielen anderen guten Dingen, die es in der englischen Armee gibt. Auch Kaffee fehlt nicht. Ich merke bald, dass in dieser Familie keine Flüchtlingsatmosphäre herrscht. Sie haben die bewundernswerte Anpassungsfähigkeit der Asozialen. Ich stelle amüsiert fest, dass sie sogar ihre provisorische Häuslichkeit «verschönert» haben. An den Bretterwänden sind mit Stecknadeln bunte Postkarten und Bilder aus Zeitschriften befestigt, der Spiegel in der Ecke ist mit Papierblumen bekränzt, und darunter liegen auf einer hochgestellten Kiste Puderdosen und Lockenwickel.

«Sie haben es sich hier aber ganz gemütlich gemacht», sage ich lobend. «Ja, man tut, was man kann. – An unsere schöne Wohnung in Königsberg darf ich gar nicht zurückdenken, da kommen mir gleich die Tränen.» Sie schnüffelt und wischt sich die Augen. – Ganz wach und interessiert fragt sie mich dann, ob ich schon Lebensmittelkarten für Lauenburg bekommen hätte. Ich verneine. «Lieselotte, gehe mal sofort mit der Dame zum Rathaus, damit sie ihr welche geben. Das wäre doch gelacht, Ihnen steht ja die doppelte Ration zu!» Ich staune

schweigend. «Lieselotte hat natürlich auch schon Zulage beantragt. Alle, die im KZ waren, haben einen Anspruch darauf. Das wurde doch im Radio durchgegeben.» Lieselotte erkämpft mir mit Leichtigkeit Lebensmittelkarten. «Das ist meine Kameradin aus dem Konzentrationslager», stellt sie mich vor. Durch meinen Entlassungsschein steigt sie sichtlich in der Achtung der Behörde. Nachdem wir wieder in die Bretterbude zurückgekehrt sind, berät die ganze Familie, wie ich am sichersten über die Elbe kommen könnte. «Wenn Sie schon bei ‚Curfew‘ auf die Strasse gehen, ist es doch gleich, ob man Sie um zwei oder um vier Uhr erwischt. Wir werden Sie morgen um halb zwei wecken, und dann runter ans Ufer, damit Sie die erste sind.» Das leuchtet mir natürlich ein. «Aber wenn mich nun die Engländer ein zweites Mal verhaften, was dann?» Der Vater mischt sich ein: «Ja, Fräulein, das müssen Sie schon riskieren. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt...» Und dann beginnen sie Geschichten zu erzählen von Verhaftungen durch die Engländer, beschlagnahmten Booten und Schiessereien. Besonders gute Psychologen sind sie wahrhaft nicht.

Am Abend werden sechs Strohsäcke auf den Fussboden gelegt, Lieselotte überlässt mir den ihren und schläft mit der Schwester zusammen. Es ist noch ganz dunkel, als mich die Mutter weckt. Sie hat Kaffee gekocht und eine Menge Brote geschmiert. «Sie müssen doch was mit auf den Weg nehmen. Man kann nie wissen, wie’s ausgeht.» Dann drückt sie mir noch ein Beutelchen Tabak und Zigarettenpapier in die Hand. Es dämmt eben, als ich nach herzlichem Abschied die Bretterbude verlasse und über das Kopfsteinpflaster am Kanal entlangfahre. Wenn nur das verdammte Rad nicht so klapperte! Dann überquere ich den Deich und komme hinab in die Wiesen, über denen ein leichter Nebel liegt. Wenn ich die Sträucher am Ufer erreicht habe, kann nichts mehr passieren. Ich finde die Stelle von gestern. Keine Menschenseele, aber auch kein Kahn. Am gegenüberliegenden Ufer scheint etwas Dunkles zu liegen. Vielleicht ein Boot. Aber was hilft es mir. Ich blicke ratlos um mich. Es ist totenstill. Selbst das Wasser strömt lautlos dahin. Hinüberschwimmen, ja das könnte man. Aber das hiesse, sein Fahrrad und alles andere zurücklassen. – Da raschelt es im Gebüsch. Ich zucke zusammen. O Gott, sicher die Polizei! Ein junger Mann, sein Fahrrad neben sich, kommt mit freundlichem «Guten

Morgen!» aus den Büschen über dem Ufer. «Da wäre ich also der zweite. Nicht schlecht. Aber wo ist der Kahn? Verdammt, den haben die Engländer nach drüben bugsiiert. Eine schöne Bescherung.» Wir rauchen eine Zigarette und überlegen. Da kommt schon der dritte. Er hat, wie der andere, die Nacht im Gebüsch verbracht. Beide Männer sind Soldaten, die der Kriegsgefangenschaft entgehen wollen. «Tja, da gibt es nur eins. Wir zwei schwimmen rüber, und Sie bewachen so lange unsere Klamotten. Einverstanden?»

Langsam entfernen sich die Köpfe der Schwimmer. Die Strömung ist sehr stark. Ich sehe, wie sie immer weiter abgetrieben werden. – Hoffentlich passiert ihnen nichts. Das Wasser ist noch sehr kalt. Sie erreichen das gegenüberliegende Ufer ein paar hundert Meter stromabwärts. Dann sehe ich sie am Kahn herumhantieren. Es dauert schon bald eine Stunde, und sie kommen nicht zurück. Was mag da passiert sein? Dann bemerke ich noch einen dritten Mann. Sie laufen hin und her. Endlich löst sich der Kahn vom Ufer. Beim Näherkommen stelle ich fest, dass alle drei Bretter in den Händen haben und angestrengt schaufeln, um vorwärts zu kommen. Die Engländer haben die Ruder ins Wasser geworfen, und die Strömung hat die Ruder fortgetragen. Da mussten die Schwimmer erst im nächsten Bauernhaus um ein paar Latten bitten. Der dritte ist ein Ostarbeiter, ein Pole, er hat sich erboten, uns zu helfen. Drei Fahrräder und vier Personen, eine nicht geringe Last für den Kahn. «So, Fräulein, hier ist Ihr Brett, nun aber feste mithelfen, sonst geht's schief!» Nur im Stehen kann man die Bretter hantieren. Das Wasser gleitet wenige Zentimeter unter dem Rand des Kahns entlang. Die Strömung macht mich schwindeln, ich fürchte, jede Minute das Gleichgewicht zu verlieren. Wir haben die Mitte des Flusses erreicht, da beginnt der Kahn sich um sich selbst zu drehen. «Fräulein, feste, feste, nicht nachlassen!» Ein Schlag rutscht aus, und Sprühregen überschüttet alle. Gott sei Dank, sie lachen. Und dann ist die Strömung überwunden, wir nähern uns dem rettenden Ufer. Drüben zerre ich mein Beutelchen Tabak heraus, danke dem Ostarbeiter für seine Hilfe und will es ihm schenken. Er lehnt entrüstet ab: «Nein, ich habe nicht wegen Bezahlung geholfen. Sie brauchen das selber.» Dann geht es in grossem Schwung die Uferböschung hinunter und auf

die Chaussee in Richtung Celle. Es ist mir geglückt! Nun gibt es kein Hindernis mehr. Vor unbändiger Freude versuche ich, freihändig zu fahren. Jetzt erst bin ich ganz frei, ganz mein eigener Herr.

Heimkehr

Ein dramatischer Bericht

Die Chaussee führt durch die Lüneburger Heide. Birken, krumme Kiefern und Moorgräben säumen den Weg. Schon hundert Meter abseits der Landstrasse beginnt die Wildnis mit Binsen und raschelndem Sumpfgas. Auf den sandigen Hügeln blüht golden der Ginster, und die Heidelerchen singen, als sollten ihnen die Kehlen platzen. – Auf dieser Strasse nach Celle treffe ich kilometerlang keinen Menschen. Der Flüchtlingsstrom hat sich jenseits der Elbe gestaut. So allein, ganz der Fortbewegung hingegeben, wird dieser erste Tag diesseits des Stroms zur reinen Lust.

Gegen Mittag meldet sich der Hunger, und ich biege in einen Seitenweg ein, weil der Wegweiser ganz in der Nähe ein Dorf verspricht. Da liegen die schönen breiten Heidehäuser vor mir mit ihren mächtigen, schilfgedeckten Dächern, und während ich noch nach dem freundlichsten Ausschau halte, bemerke ich ein grosses Pappschild am Hoftor des einen. Beim Lesen überfällt mich ein Zittern: «Hier darf nicht geplündert werden. Dieser Bauer hat einem Juden das Leben gerettet!» Ohne zu überlegen, öffne ich auch schon die Haustür und befinde mich in der geräumigen kühlen Diele. Aus dem Hintergrund tritt ein junger, untersetzter Mann auf mich zu und fragt in einem seltsamen Deutsch: «Was wünschen Sie?» Ich bitte, wie schon so viele Male, um etwas Warmes zu essen oder zu trinken. Mein Gegenüber verwirrt mich völlig. Das ist sicher der Jude, dem das Leben gerettet wurde. Es muss ein KZler sein mit den kurzen Haaren und dem seltsamen Aussehen. «Warten Sie mal hier, ich geh' zur Bäuerin.» Ich höre Stimmen und Klappern von Geschirr. Dann öffnet sich die Tür, und er ruft: «Komm Sie man rein, wir sind grad beim Essen!» In der Küche sitzen der Bauer, die Bäuerin und ein Mädchen. Der dunkeläugige junge Mann bietet mir, so als sei er der Hausherr, einen Stuhl an. Alle löffeln schweigend aus einer grossen Schüssel mit saurer Milch, die in der Mitte des Tisches steht. Dann blickt die Bäuerin freundlich hoch und nickt mir aufmunternd zu. Ein Löffel liegt vor mir und ein Haufen

dampfender Pellkartoffeln. Ich beginne mit dem Löffelstiel zu schälen, wie es die andern tun, und habe den einen Wunsch, dass sie doch ein Gespräch beginnen möchten, damit meine Verlegenheit ein Ende nimmt. Ich vergesse ganz, dass Bauern beim Essen nicht reden. Zu meiner grossen Erleichterung bricht der junge Mann endlich das Schweigen. «Wo kommen Sie denn her?» Ich erzähle vom gelungenen Übergang über die Elbe. Dann will er wissen, wo ich zu Hause sei. Ich habe noch kaum das Wort KZ ausgesprochen, als er mir beinahe um den Hals fällt. «Bauer, hier sehen Sie 'ne Kollegin von mir. Aus Ravensbrück! Das ist aber 'ne Freude. Wie kommen Sie denn gerade in unser Dorf?» Ich frage zurück: «Und was machen Sie hier? Ich habe doch das Schild am Hoftor gelesen! Wie ist denn das alles möglich?» Die Bäuerin führt mich in die Stube. Ich werde behandelt wie ein ganz vornehmer Gast. Sie stellt Kaffeetassen mit goldenem Rand auf den ovalen Tisch und läuft aufgeregt hin und her. Mein KZ-Kollege hat noch keine Minute aufgehört zu sprechen. Er will alles über Ravensbrück wissen. Und immer wieder wendet er sich an den Hausherrn: «Sehn Sie, Bauer, so sind die KZler, unschuldige Menschen! Hör'n Sie nur, Frauen, Tausende junge Frauen ham se schlimmer wie's Vieh behandelt.» Der Bauer nickt nur und blickt zur Seite. Endlich habe ich B. soweit, dass auch er seine Geschichte erzählt. Als ich dann erfahre, dass seine Leidenszeit in Polen begann, ist meine erste Frage: «Ja, wie war es nur möglich, dass Sie es überlebt haben?» – «Ich habe gelebt von einer Uhr zur anderen.» – «Was hat denn das mit Uhren zu tun?» – «Das war nämlich so: Nach der ersten Aktion bei uns zu Hause in Polen, als die Deutschen anfangen, die Juden wegzuschleppen – das war im Winter 1941/42 –, da haben wir mit Vater und Mutter beraten, wie man sich retten könnte vor dem Tod. Sie meinten, wir zwei Grossen, meine Schwester und ich, gingen wohl am besten freiwillig in ein Arbeitslager der SS, denn wir hätten ja was Anständiges gelernt. – Ich bin nämlich Uhrmacher, und meine Schwester ist Schneiderin. – Wir fuhren nach Krakau. Überall hörten wir, dass es den Juden ans Leben geht. Da haben wir nicht mehr lange überlegt. Beim Abschied sagte meine Schwester: ‚Wenn der Krieg zu Ende ist und wir wieder raus-

kommen sollten, warte ich auf dich in der Wohnung der Tante hier in Krakau. Vergiss es nicht!’

Bald merkte ich, dass man auch im Arbeitslager nicht sicher vorm Tod war. Eine Selektion folgte der anderen. Ich hatte mich gleich als Uhrmacher gemeldet, und schon in den ersten Tagen gab mir ein SS-Mann seine Armbanduhr mit dem Befehl, sie so schnell wie möglich wieder in Ordnung zu bringen. Da wurde mir klar, so lange du diese Uhr nicht fertig hast, bist du deines Lebens sicher, wird man dich auf keinen Fall auf Transport schicken. Und ich verstand es so einzurichten, dass ich immer, bevor die eine Uhr noch nicht ganz fertig war, schon die nächste zur Reparatur bekam. SS-Leute hatten immer Uhren, die nicht gingen. So lebte ich über zwei Jahre von einer Uhr zur anderen. Ich kam in Arbeitskommandos, dann ins richtige Konzentrationslager, und mein Leben hing immer an einer Uhr. Einmal aber, das war schon Ende 1944, sollte es eben doch schiefgehen. Ein Kapo befahl mir, auch seine Uhr zu reparieren. Er wollte mir ein Stück Brot dafür geben. Ich wagte nicht, nein zu sagen, und versuchte, sie heimlich in der Werkstatt herzurichten. Aber ein Mithäftling hatte die Verhandlung belauscht, und da er wusste, dass es verboten war, für Häftlinge zu reparieren, drohte er, mich bei der SS zu melden, wenn ich ihm die Uhr nicht gäbe. Ich bettelte und flehte ihn an, mich nicht zu verraten. Ich konnte ihm doch die Uhr nicht geben, der Kapo hätte mich einfach totgeschlagen. Alles umsonst. Er meldete mich, und ich kam in eine Strafabteilung. Da ging’s mit Riesenschritten bergab. Bald war ich ein ‚Muselmann‘ und ging auf Transport nach Bergen-Belsen. – Damit war eigentlich mein Schicksal besiegelt. Aber es sollte doch anders kommen.»

Während B. erzählt, stöhnt und gestikuliert er, als durchlebe er noch einmal das ganze Grauen. Seine Stirn ist mit Schweiß bedeckt, und seine Augen sind blutunterlaufen. «In Bergen-Belsen stellten sie einen Transport zu Aufräumungsarbeiten nach Hamburg zusammen. Sie brauchten tausend Mann. Es meldeten sich vielleicht fünftausend. Alle wollten weg aus der Hölle, jeder wollte unter den tausend Auserwählten sein. Die Häftlinge schlugen einander mit Knüppeln auf die Köpfe, um nach vorn zu kommen. Ich kroch unter Aufwand meiner ganzen

Kraft und Geschicklichkeit durch die Beine der Kämpfenden und schaffte es: Ich gehörte zu den tausend und war noch einmal gerettet!

In Hamburg war es sehr gut. Wir bekamen Brot, arbeiteten auf einer Werft, und die Menschen waren freundlich zu uns. – Nach einigen Wochen ging das Gerücht, wir kämen zurück nach Bergen-Belsen. Allen war klar, dass das das Ende bedeutete. Ohne recht zu wissen, wozu ich es tat, stahl ich am Arbeitsplatz eine Zivilhose, eine Jacke und eine Mütze. Für alle Fälle nahm ich auch noch eine Zange mit. Ich kann nicht einmal sagen, ob ich eigentlich die Flucht geplant habe. Ich liess es einfach drauf ankommen. Als wir im Güterwagen verfrachtet waren und die anderen völlig stumpfsinnig und verzweifelt am Boden hockten, prüfte ich zuerst mal die beiden Türen des Waggons, ob da vielleicht irgendetwas zu machen sei. – Die SS-Wachen konnten uns nicht sehen, sie waren aussen am Wagen in den Bremserhäuschen postiert. – Die Türen erwiesen sich leider als nur zu gut verschlossen, sie hielten meiner kleinen Zange stand. Da gab es aber oben gleich unterm Dach ein kleines Fenster. Für das interessierte ich mich. Die Schrauben, die das Gitter hielten, waren vollständig verrostet. Sechs Stück mussten bewältigt werden. Ich zog mich mit der linken Hand an einem Querbalken der Seitenwand hoch und bearbeitete mit der Zange die Schrauben. Zuerst schien es hoffnungslos, und ich wollte schon aufgeben. Da begann die erste zu wackeln. Mit verdoppelten Kräften drehte und rüttelte ich weiter. Immer wieder erlahmte der Arm, und ich musste eine Pause machen. Keiner der anderen schien auch nur Notiz von meiner gefährlichen Tätigkeit zu nehmen. Schon hatte ich vier Schrauben abmontiert, als mich ein russischer Häftling flüsternd fragte, ob ich etwa fliehen wolle. ‚Du mich mitnehmen und meinen Kameraden auch?‘ – Ich nickte. Von da ab ging es in rasender Schnelligkeit. Einer der Russen stützte mich von unten. Das Gitter löste sich. Ich steckte den Kopf hinaus. Es war stockfinster. Wie verabredet, warf ich zuerst beide Holzschuhe hinaus und lauschte. Alles blieb still. Darauf flog mein Bündel mit den Zivilsachen nach, ich sprang aus dem langsam fahrenden Zug und rollte die Böschung hinunter. Gleich nach mir polterte es zweimal. Die Russen waren draussen. Nichts regte sich. Als sich die Schlusslichter des Zuges entfernten, stand ich auf und

holte tief Luft. Die Russen kamen, und wir suchten in der Dunkelheit eine ganze Weile nach den kostbaren Holzschuhen und dem Kleiderbündel, bis wir alles fanden. Ich zog mir in Eile die Zivilkleider über die Lagerklamotten und schlug den Russen vor, das Innere ihrer Jacken nach aussen zu kehren, damit man sie nicht gleich als KZler erkannte. Wir waren fertig, und ich forderte meine beiden Kameraden auf, nun schnell in einen schützenden Wald zu verschwinden. Da wandte sich der eine zu mir und sagte: ‚Du Jude, wir nicht mit dir gehen!‘ Das tat weh! Aber wir sind es ja gewohnt.»

8. hält inne und wischt sich den Schweiß ab. Die Bäuerin, die die ganze Zeit wie erstarrt gelauscht hatte, geht schnell aus dem Zimmer. Da erst merke ich, dass mir die Tränen übers Gesicht laufen.

«So ging ich dann allein viele Kilometer auf Seitenstrassen über Wiesen und Felder. Als der Morgen graute, sah ich von einem Waldrand aus – und ich wollte meinen Augen nicht trauen – die Umrisse der so wohlbekannten ebenerdigen Baracken, die aber nicht von Stacheldraht umgeben waren, sondern von einem einfachen Zaun. Es war ein Lager für freie Ostarbeiter. Da kam mir ein Gedanke: Arbeit und Essen würde ich schon beim Bauern bekommen, wenn ich mich als Ostarbeiter ausbebe, aber einen Platz zum Schlafen, den gibt mir keiner. So beschloss ich, abends im Dunkeln den Versuch zu machen, über den Zaun in dieses Lager einzusteigen und dort zu schlafen. Jenseits des Waldes war ein Dorf. Ich klopfte an eine Tür, sagte, ich sei Ostarbeiter, und ob sie wohl Holz zum Zerkleinern hätten. Sie hatten es. Aber ein Platz zum Schlafen, wenn auch nur in der Scheune, darauf wollten sie nicht eingehen. Es war früh am Morgen, als ich mit dem Holzhacken begann. Vor Hunger konnte ich kaum noch auf den Beinen stehen. Ich dachte immerfort, wenn sie doch ein Erbarmen hätten und mir was zu essen gäben. Ich konnte nichts anderes denken, und als die Hausfrau rief: ‚Reinkommen zum Frühstück‘, vergass ich alle Vorsicht. Ich rannte mehr als ich ging und war eben dabei, in der Küche höflich die Mütze vom Kopf zu ziehen. Im letzten Moment erst besann ich mich. Denn wehe mir, die mitten über den Kopf laufende kahlgeschorene Bahn hätte mich sofort als geflohenen KZler verraten. – Um die Fehler wiedergutzumachen, ass ich dann das Schwarzbrot in klei-

nen Stückchen und führte es ganz langsam zum Munde, so, als wäre dieses Frühstück das Selbstverständlichste von der Welt und nicht die ersten Bissen für einen halb Verhungerten. Voller Dankbarkeit – so kann man wirklich sagen – arbeitete ich bis zum Mittag, aber da wäre es beinahe passiert. Die Bauersfrau stellte eine grosse Schüssel voller Gemüse mit Kartoffeln mitten auf den Tisch. Da ich in Deutschland niemals von einem Teller gegessen hatte wie bei uns in Polen, sondern immer nur aus Blechschüsseln, nahm ich an, dass auch die Bauern in Deutschland die gleichen Sitten hätten. Diese Schüssel war zwar doppelt so gross wie die bisher gewohnten, aber ich befand mich ja unter freien Deutschen. Ohne viel zu überlegen, griff ich danach, zog sie zu mir hin und wollte anfangen zu löffeln. Auf dem Wege zum Munde aber stockte ich vor den verwunderten Augen der Bauern und schob mit verlegenem Lächeln die Schüssel in die Mitte des Tisches zurück. Niemand sagte etwas, und dann tauchten alle ihre Löffel in die gemeinsame Schüssel.

Der Abend kam, ich hinterliess einen Berg gespaltenen Holzes. Der Bauer brummte zufrieden, ich könne morgen wiederkommen. Ich lief zaghaft durch den Wald auf das Lager zu. Es war schon ganz dunkel, als ich den Zaun überkletterte und mich in der ersten Baracke hinter eine offenstehende Tür hockte. Die Knie fest unters Kinn gezogen, verbrachte ich schlafend die erste Nacht. In aller Herrgottsfrühe schlich ich wieder hinaus, kam ungehindert über den Zaun und durch den Wald zum Bauern. Zwei Nächte ging es gut, aber in der dritten war Fliegeralarm. «Licht aus!» schrien die Wachsoldaten, und einer ging kontrollierend mit seiner Taschenlampe durch die Baracke. Er kam an die Tür, hinter der ich zitternd hockte, und beleuchtete meine Fussspitzen, die unter dem Türspalt hervorsahen. Da war es passiert. Sie packten mich, rissen mir die Mütze vom Kopf und sahen die verätherische Bahn. ‚Woher kommst du Judenschwein?! Aha, ausgerissen!‘ Man schlug mich ins Gesicht. Ich merkte nichts mehr, wusste nur, dass ich endgültig verspielt hatte. Als der Fliegeralarm zu Ende war, brachte mich einer zur Polizei. – Das ist also die letzte Nacht, dachte ich.

Am Morgen hatten sie mit Bergen-Belsen telefoniert, und es kam der Befehl, mich dorthin zu bringen, denn aus dem Hamburger Trans-

port waren mehrere geflohen, die man noch suchte. Erst am Nachmittag wurde ich von zwei Polizisten im Auto weggefahren. In irgendeinem kleinen Ort mussten sie halten, denn es war wieder Fliegeralarm. Sie brachten mich auf das Bürgermeisteramt. Da die Entwarnung erst nach Stunden kam, übernachteten wir dort in einem Zimmer. Man befahl mir, mich hinten im Raum auf den Fussboden zu hocken. Der eine Polizist sass am Tisch mit dem Rücken zur Wand, der andere auf einer Bank ihm gegenüber. Es war ganz still im Zimmer. Ich muss wohl eingeschlafen sein, als ich plötzlich aufschreckte. Die Polizisten schnarchten, sie hatten ihre Köpfe auf die Tischplatte gelegt. Ganz zufällig ging mein Blick zur Tür. Ich richtete mich langsam hoch und starrte: Der Schlüssel steckte von innen im Schloss, man hatte vergessen, ihn abzuziehen. Was dann geschah, tat nicht mehr ich, das war einer, der die letzte Chance nutzte, um am Leben zu bleiben. Zwischen dem Rücken des einen Polizisten und der Wand war der Durchgang keine zwanzig Zentimeter breit. Ich klemmte mich mit den Schuhen unterm Arm lautlos hindurch. Die Polizisten schnarchten. In zwei Schritt Entfernung blieb ich stehen und sagte tonlos: ‚Ich muss mal austreten.‘ Die Polizisten schnarchten. Dann war ich auch schon an der Tür. Lautlos drehte sich der Schlüssel. Ich zog ihn heraus, drückte die Klinke herunter. Mein Herz schlug nicht, und auch der Atem ging nicht mehr. Nichts machte ein Geräusch. Ich brachte es fertig, die Tür zu schliessen, den Schlüssel ins Schloss zu tasten und ihn umzudrehen. Beim Herausziehen versagte mir plötzlich der Mut. Ich liess ihn stecken. Da war ein langer Korridor, ich fand eine Haustür, und dann rannte ich durch dunkle Strassen, über freies Gelände, ein Wald kam, und erst da brach ich mit einemmal zusammen. Mein Körper zitterte wie im Veitstanz, Schaum stand mir vor dem Mund, und ich verlor das Bewusstsein. Wie lange das dauerte, weiss ich nicht. Als ich morgens erwachte, lag ich im Wald tief ins Gebüsch verkrochen...

Ich glaube, sie haben mich nicht gefunden, weil ich ganz in der Nähe des Ortes blieb. So was konnten sie sich wohl nicht vorstellen. Gleich im nächsten Dorf klopfte ich an eine Tür, und das war eben die von diesem Hause hier, in dem wir jetzt sitzen. Meine Rettung war, dass der Bauer mich in seiner Scheune schlafen liess.

Im Heu versteckte ich sorgfältig mein Häftlingszeug, das ich ja unter den Zivilsachen trug. Jetzt war es Anfang April, und man fror nicht mehr. Ich hackte Holz und wartete auf das freundliche Rufen zu den Mahlzeiten. Niemals verliess ich auch nur mit einem Schritt den Hof. Nach einigen Tagen kam einer in das Tor gegangen, gerade auf mich zu. Ein SS-Mann. Ich stellte die Axt hin und erwartete den Schlag ins Gesicht. ‚Wie lange arbeitest du schon hier?!‘ schnarrte er mich an. – ‚So gegen eine Woche‘, antwortete ich. ‚Wo ist dein Bauer?‘ – Ich wies mit der Hand aufs Haus. ‚Wenn du heute Abend fertig bist, kommst du zu mir zum Holzhacken! Verstanden?!‘, sagte er beim Fortgehen. – Daraus wurde Gott sei Dank nichts, denn der Bauer weigerte sich, mich herzugeben.

Im Dorf waren auch Kriegsgefangene. Am 12. April kam ein Franzose in den Hof gesprungen und schrie aufgeregt: ‚Komm schnell! Die Engländer sind da!‘ Ich folgte ihm langsam. Über die Dorfstrasse fuhren Tanks. Aber was hatte das schon zu bedeuten! Ich begriff nicht, was es mit mir zu tun haben sollte. Aber zwei Tage später, am 14., waren wieder Tanks auf dem Platz vorm Haus. Da stand auch ein kleiner Junge, der hatte ein Hakenkreuz aus Metall an der Mütze. Ein französischer Kriegsgefangener riss es ihm ab, zerbrach es und warf es zur Erde. Da schoss mir das Blut zu Kopfe, und ich wusste: Jetzt ist es soweit! Das ist das Ende der Schrecken. Nun darfst du leben. An diesem 14. April 1945 kam ich noch einmal zur Welt. Ich tanzte und sang unsere Lieder. Dann rannte ich hinein zum Bauern, zog meine Mütze und zeigte ihm die geschorene Bahn. ‚Bauer‘, rief ich, wissen Sie, dass ich ein Jude bin, aus Bergen-Belsen geflohen?!‘ Da sagte unser Alter ganz schlicht und einfach: ‚Da, das habe ich mir gleich gedacht, dass mit Ihnen irgendetwas nicht in Ordnung war. Jetzt brauchen wir ja keine Angst mehr zu haben.‘ Ich war aber anderer Meinung, ich glaubte, nun würde es den Deutschen an den Kragen gehen, nun würden die Bergen-Belsner kommen, alles plündern und in Brand stecken. Deshalb schrieb ich das Plakat, das Sie draussen gelesen haben ... Inzwischen weiss ich, dass es gar nicht nötig gewesen wäre. Von den Bergen-Belsnem hat keiner Rache genommen, die waren wohl zu sehr am Ende, denen fehlte es einfach an Kraft...»

Fünf Jahre später sollte ich B. noch einmal begegnen. Ich wartete auf dem Tempelhofer Feld, um von Berlin nach Frankfurt zu fliegen. Unter den Mitreisenden war ein Gesicht, das mich an irgendjemanden erinnerte, ich wusste, dass ich diesen Menschen kannte. Unsere Maschine hatte schon über eine Stunde Verspätung, sie konnte wegen Nebels nicht aufsteigen. Während die übrigen Fahrgäste gelangweilt in der grossen Halle sassen, lief jener junge Mann ruhelos hin und her, ging immer zur Auskunft, als komme es ihm auf jede versäumte Minute an. Ein Beamter trat in die Halle, und sofort stürzte er auf ihn zu. Da erkannte ich die Stimme B's ...

Damals, im Juni 1945, hatte er sich stark genug gefühlt, um sich auf den Heimweg zu machen. Das ging aber nicht so glatt wie bei uns Deutschen. Sein Weg führte über die nun geöffneten Konzentrationslager, wo er nach seinen Familienangehörigen forschte. Er fragte die befreiten Häftlinge und suchte in den zurückgebliebenen Karteien, ob irgendwo die Namen seiner Verwandten auftauchten. Erst in Gross-Rosen hatte er Erfolg. Er fand den Namen seiner Schwester und hörte, dass sie die Schrecken überlebt haben sollte. Voll neuer Hoffnung strebte er seiner polnischen Heimatstadt zu. Niemand war dort, keiner wusste etwas vom Schicksal seiner Familie. Schon ganz entmutigt fiel ihm Krakau ein, und die Worte seiner Schwester, damals beim letzten Händedruck im Frühjahr 1942. – Ja, sie war da, und sie erwartete ihn. «Nur wir zwei sind übriggeblieben von der ganzen Familie, alle Verwandten wurden vergast.» Das war der letzte Satz der Schilderung seiner Heimkehr.

Ich wollte dann wissen, wo er jetzt lebe, und erfuhr zu meiner grossen Verwunderung, dass B. sich in Westberlin niedergelassen habe. Er zeigte mir Fotos von seiner Frau mit dem einjährigen Söhnchen und dann mit besonderem Stolz ein Bild seines Ladens. Über dem Schaufenster prangte ein viel zu grosses Schild «Uhren», und darunter sein Name. – Ich konnte nicht begreifen, weshalb er ausgerechnet Deutschland gewählt hatte, das Land, das ihm so Entsetzliches antat. Ich fragte ihn, warum er nicht nach Palästina gegangen sei. Da antwortete er kurz und abweisend, dass er dort nicht hingehöre, er sei kein Bauer, er habe andere Aufgaben zu erfüllen. Als ich nicht locker liess mit meinen

Vorschlägen, dann doch ein anderes Land als Heimat zu wählen, nicht gerade in Deutschland zu bleiben, da man ja nicht wissen könne, ob es nicht bald wieder Krieg gäbe, gab er mir folgende erschütternde Erklärung: «Wissen Sie, für uns Juden ist es ganz gleich, wo auch immer wir leben. Überall kann es uns ereilen. – Wenn die Russen Berlin besetzen sollten, wenn es wieder einen Krieg gibt, kommt unsereiner bestimmt ins KZ. Diesmal vielleicht nach Sibirien. – Seinem Schicksal entgeht man nicht. – Aber eins muss ich Ihnen sagen, trotz alledem hat sich mein Leben gelohnt.» Bei diesem Satz leuchteten seine Augen, und ich dachte ganz gerührt, wie gut, dass er mit seiner Frau und seinem Söhnchen so glücklich werden konnte. – Dann wurde seine Stimme beinahe feierlich: «Sie müssen nämlich wissen, dass ich eine Erfindung gemacht habe. Und was für eine! Schon in vier Ländern ist sie patentiert. Die kann mir keiner mehr nehmen. Die bleibt bestehen, auch wenn ich liquidiert werden sollte ...»

Wir sassen nebeneinander im Flugzeug, und B. versuchte, mir am Modell seiner Armbanduhr diese seine umwälzende Erfindung zu erklären. Er war ganz verliebt in sein Werk. Dann sprach er von der Zukunft: «Aber das ist noch nicht alles, vier weitere Erfindungen habe ich noch in meinem Kopf! Nur eins wünsche ich mir von ganzem Herzen, noch ein paar Jahre Freiheit und Leben, um auch diese Erfindungen ausarbeiten und verwirklichen zu können.»

... als sei nichts geschehen

Schon neigt sich die Sonne, als ich auf der Chaussee nach Celle an einen Wegweiser komme. Ich biege ab. Nach einigen Minuten geht der Feldweg in eine schnurgerade Kastanienallee über, die zu einem Gut führt. Dort will ich die Nacht über bleiben. Aus den Ställen dringt das Geklapper von Eimern und das freundliche Gemuhe der Rinder. Die Tür zu einer Art Küche ist zum Hof hin geöffnet. Ich lehne das Rad an einen Baum und trete näher. Dort sind einige Frauen damit beschäftigt, Milch umzufüllen und sie durch Tücher zu giessen. Hinten im Raum surrt eine Zentrifuge. Mich überfällt eine unbändige Lust, von der noch kuhwarmen Milch zu trinken. «Könnte ich hier auf

dem Gut ein Nachtlager bekommen?» Keiner antwortet. Ich wiederhole freundlich meine Frage, vielleicht hat man sie überhört. – «Da müssen Sie gefälligst warten, bis das gnädige Fräulein kommt. Die entscheidet darüber», sagt eine Frau mit halbabgewandtem Gesicht, so, als wolle sie beweisen, dass die Wichtigkeit ihrer Beschäftigung nicht einmal ein Kopfwenden zulasse. Ich schlucke an meiner Wut und drehe mich brüsk dem Hof zu, gehe an grossen Stallungen vorbei, die für den Reichtum dieses Gutes sprechen, bemerke die sorgfältig geschichteten Misthaufen, die verraten, welche mustergültige Ordnung auf diesem Anwesen herrscht. Ich öffne eine Gartentür, die zu einem Park führt, und betrete zögernd den gepflegten, mit rötlichem Kies bestreuten Weg. Durch die Stämme alter Bäume erblickt man die weisse Fassade des Herrenhauses. Von dort kommen Stimmen. Der Weg mündet auf einen mit Blumenrabatten verzierten Platz. Um einen gedeckten Gartentisch sitzt in der freundlichen Abendsonne eine Gesellschaft. Ich bleibe im Schatten der Bäume stehen, um dieses schöne farbenprächtige Bild von Wohlhabenheit und Frieden geniessen zu können. Helle Sommerkleider, gutangezogene junge Männer, ein gepflegter alter Herr und ihm zu Füssen eine glänzende schwarz-weiss gefleckte Dogge. Es wird laut und unbekümmert gelacht. Bei meinen nächsten Schritten knirscht der Kies, die grosse Dogge hebt den Kopf und beginnt zu knurren. Man mustert mich, ein wenig erstaunt, ein wenig gelangweilt. Der Alte hält den Hund zurück. Auf meine Frage nach einer Übernachtungsmöglichkeit werde ich wiederum an das «gnädige Fräulein» verwiesen. Als ich mich abwende, um irgendwo im Park zu warten, spricht mich der Alte an: «Woher kommen Sie eigentlich? Was haben Sie denn für ein merkwürdiges Abzeichen an Ihrer Bluse?» – B. hatte mir geraten, den roten Stoffwinkel der politischen KZler aus Sicherheitsgründen an die Bluse zu nähen. – Ich erklärte es dem Alten. Sein Gesicht verrät Bestürzung, aber bevor er noch etwas äussern kann, fragt mich einer der jungen Männer: «Sagen Sie mal, war es denn in diesen Lagern wirklich so schlimm, wie jetzt überall behauptet wird? Die Millionen Vergaste hat sich doch bestimmt der Amerikaner ausgedacht?! – Sie jedenfalls scheinen ja ganz gut durchgekommen zu sein?!» Und ich stehe da, abgemagert, zerlumpt, über und über mit

Staub bedeckt, und wünsche mir nichts als die Kraft, dieser anmassenden Frechheit ins Gesicht zu schlagen. Es überwältigt mich ein nie gekannter Hass und gibt mir Worte ein, deren ich bis dahin nicht fähig gewesen wäre. Ich will von dieser Tischrunde wissen, ob sie Bergen-Belsen kennen, das Vernichtungslager, das keine zehn Kilometer von ihrem idyllisch unberührten Gut entfernt lag. Ob sie etwa auch diesen Namen nicht gehört hätten? Ich bedaure, dass man versäumt hat, alle diejenigen, die die Verbrechen in den KZs, die die Millionen Ermordeter in ein Greuelmärchen umtügen wollen, nur für einen Tag und eine Nacht vor die Haufen von Leichen zu setzen, die in Bergen-Belsen unbestattet verwesen, als die alliierten Truppen das Lager befreiten...

In weisser Hemdbluse, in Reithosen und Stiefeln betritt das gnädige Fräulein den Platz. Lebhaft wendet sich ihr die Gesellschaft zu, sichtlich erleichtert über diese Unterbrechung. – Der Alte fragt seine Tochter, sozusagen in meinem Namen, nach einem Quartier für die Nacht. Ihre Antwort richtet das «gnädige Fräulein» an mich: «Im Haus haben wir nichts frei. Aber Sie können ja in der Scheune schlafen.» Der Alte will etwas einwenden, aber seine Tochter fährt ihm barsch über den Mund: «Wer ist für die Verwaltung verantwortlich? Du oder ich?! – Ich habe es satt, mir dauernd dazwischenreden zu lassen!» – Alles schweigt. Ich lasse mir die Scheune zeigen und frage die Gutsherrin, als wir auf dem Wirtschaftshof angekommen sind, ob sie mir vielleicht einen halben Liter Milch verkaufen wolle. «Nein», ist die Antwort, «das dürfen wir nicht, die Milch ist bewirtschaftet.»

Gleich hinter den Gesindehäusem schlängelt sich ein kleiner Fluss durch Weiden und dichtes Erlengestrüpp. Dort ist die Luft kühl und erfüllt von kräftigem Sumpferuch. Durch das seichte klare Wasser sieht man die rostfarbenen Kiesel am Grund. Ich sitze auf dem Holzsteg für die Wäscherinnen und spüle mir den Staub der Landstrasse herunter. Das ist derart erquickend, dass sich nach und nach mein Zorn besänftigt. Als ich dann bis zu den Knien in den Fluss wate und das langsam fließende weiche Wasser die Haut streichelt, beginnt mir das Leben wieder zu gefallen. Ganz in dieses Spiel vertieft, merke ich nicht, dass von der Treppe des Gesindehauses jemand nach mir ruft. Auf dem Rückweg zur Scheune wartet eine alte Frau am Pfad und

spricht mich in gebrochenem Deutsch an: «Hat sie Ihnen keine Milch verkauft? Dieser Teufel! Ich habe es gehört. Sie ist so schlecht wie die Nacht! – Aber kommen Sie nur zu uns herein. Wir haben wenig, aber so viel ist immer noch da, dass einer mitessen kann.» So bin ich zu Gast bei ukrainischen Zwangsarbeiten! An diesem Abend muss ich hören, dass sich für diese Opfer des Hitlerregimes seit dem Ende der Schrecken so gut wie noch nichts geändert hatte. Tag für Tag verrichten sie die gleiche schwere Arbeit, erhalten dasselbe kärgliche Essen und den Hungerlohn, genauso wie nun seit bald vier Jahren. Ich kann es nicht begreifen, weshalb sie nicht aufbegehrten und Forderungen stellten. Es drohe doch jetzt keine Gefahr mehr, denn die Zeiten der SS und der Gestapo seien nun endgültig vorüber?! Sie antworten ausweichend und wirken niedergedrückt. Erst als das Gespräch auf Sowjetrussland kommt und ich ihnen meine Geschichte erzähle, gehen sie aus sich heraus: Tag und Nacht lässt sie die entsetzliche Angst nicht los, dass man sie zwingen wird, in die Heimat zurückzukehren. Ist es wahr, dass die westlichen Alliierten mit den russischen Repatriierungskommissionen zusammenarbeiten? Wird man sie mit Gewalt zurück in die Ukraine bringen? Nein, dann wollten sie lieber dieses Hundeleben hier auf diesem Gut weiterleben. Felsenfest überzeugt, beginne ich ihnen klarzumachen, dass die westlichen Alliierten in ihrem Besatzungsgebiet nie und nimmer Menschenraub zulassen würden, denn etwas anderes wären doch solche Repatriierungen nicht. So gelingt es mir, die Verzweifelten zu beruhigen. – Damals ahnte ich noch nicht, was in Kürze über die gehetzten Menschen hereinbrechen würde.

Es ist stockdunkel und drückend schwül, als man mir mit einer Taschenlateme den Weg zur Scheune weist. Das grosse Holztor schliesst sich knarrend. Noch eine Weile knistert das Heu bei meinen Bewegungen. Dann wird es still. Als sich mein Ohr an die Stille gewöhnt hat, vernehme ich plötzlich geheimnisvolle Geräusche. Ich lausche in die undurchdringliche Dunkelheit. Von allen Ecken und Enden vernehme ich Geraschel und leises Gepfeife. Ich versuche zu unterscheiden, ob es von Ratten kommt, von Mäusen oder von Fledermäusen, oder geben sie etwa alle zusammen dieses seltsame Konzert? Sollen

sie nur, ich fühle mich wohl in ihrer Gesellschaft. – Wie gut es ist, allein zu sein, selbst in dieser schmutzigen Scheune, allein und nicht mehr mit Hunderten von Frauen in eine Baracke gepercht. In dem glücklichen Gefühl, nun frei zu sein, schlafe ich ein ... Ein Rauschen und Brausen weckt mich aus den schönsten Träumen. Es geht ein Wolkenbruch nieder, und der Regen pladdert auf das grosse Dach. An Einschlafen ist nicht mehr zu denken, denn mich quält ein unerträglicher Schmerz an den Füßen, so als hätten sich alle Knochen entzündet.

Am Morgen sind die Knöchel dick geschwollen, und das Auftreten ist eine einzige Qual, viel schlimmer aber noch das Radfahren. In Celle sagt man mir, dass es eine Sehnenscheidenentzündung sei, die nur bei absoluter Ruhe heilen würde. Ruhe! Nein, das kommt später. Erst muss das Ziel erreicht werden. Ausgerechnet jetzt sollte ich meine Fahrt unterbrechen, wo es kein Hindernis mehr gibt? Das ist unmöglich. Um jeden Knöchel wird fest ein Taschentuch gebunden, und weiter geht es mit knirschenden Sehnen. Es ist ein Wunder, zu was die wiedergeschenkte Freiheit den Menschen befähigt. Die Kräfte sind verdoppelt, und Krankheiten werden nicht zur Kenntnis genommen. Ich fahre langsam, langsam in Richtung Hannover. Das Wetter ist trübe und macht schläfrig. Plötzlich schrecke ich zusammen. Von irgendwoher hat es «Hallo!» gerufen. Aus dem Strassengraben winkt eine Frau. Ich steige vom Rad, und sie kommt auf mich zugelaufen. Da bemerke ich, dass sie die feldgraue Aufseherinnenuniform der SS trägt. Sie redet sofort atemlos auf mich ein:

«Können Sie sich nicht an mich erinnern? Ich bin doch ‚Shenja‘? So nannten mich die Polinnen in Ravensbrück! – Waren Sie nicht auch mal in der Waldkolonne? Heissen Sie nicht Grete?» – Sie lässt mich gar nicht zum Antworten kommen, deutet auf ihr entzündetes, ganz verschwollenes Gesicht. «Natürlich sah ich damals anders aus. Aber nach so langer Zeit im Bunker kriegte ich auch noch Gesichtsrose und musste in Schwerin ins Krankenhaus!» Ihre Stimme zittert vor unterdrückten Tränen.

«Ja, natürlich, jetzt kann ich mich erinnern! Kamen Sie nicht damals in den Bunker, weil Sie für die polnischen Häftlinge Briefe an Verwandte schmuggelten? Und ist nicht später auch noch eine aus Ihrer Kolonne geflohen? War es nicht so?»

Sie nickte unter Tränen: «Ja, ganz genauso. Bis man vor fünf Wochen das ganze Lager Ravensbrück evakuierte, sass ich im Bunker. Dann erst liessen sie mich raus. – Was soll nun aus mir werden? In Ulm, wo ich zu Hause bin, wird man mich doch gleich verhaften als ehemalige Aufseherin eines Konzentrationslagers.» Sie beginnt zu schluchzen.

«Aber wo denken Sie hin! Warum sollte man Sie verhaften, Sie haben doch so vielen Häftlingen geholfen und sassen für Ihre Anständigkeit Monat um Monat im Gefängnis», versuche ich sie zu beruhigen.

«Wer wird mir das schon glauben?» wendet sie mit trostloser Stimme ein.

Ich sitze neben «Shenja» am Waldrand und schreibe ihr Adressen ehemaliger Häftlinge auf, rate ihr, an diese zu schreiben, sowie es wieder Postverkehr gibt, und gebe ihr meine eigene Adresse in Thierstein an.

«Aber als allererstes, Shenja, müssen Sie sich andere Kleider beschaffen. Wie können Sie denn jetzt noch in SS-Uniform herumlaufen?! Sie riskieren ja, dass man Sie verprügelt oder totschiägt!»

«Vielleicht haben Sie recht, aber daran habe ich noch gar nicht gedacht, weil ich kein schlechtes Gewissen habe, ich habe doch niemand etwas Böses getan.»

Gomorrha 1945

In Hannover sah ich die erste zerstörte Grossstadt. Ich führte das Rad über die zerrissenen, mit Glasscherben bedeckten Strassen. Kilometerweit auf beiden Seiten nichts als die klaffenden Mäuler der Ruinen, Reste von Fabriken mit ihren bizarr verknäulten Eisengerüsten. In dieser zerschmetterten Stadt hat es aufgehört, Frühling zu sein. Selbst die Sonne scheint gelb und böse, ihr Glanz wird verschleiert durch die schmutzigrünen Staubschwaden, die der Wind vor sich hertreibt. Viele Menschen gehen durch diese häuserlosen Strassen, und ich frage mich verwundert, wo sie alle wohnen mögen, woher sie kommen und wo sie wieder untertauchen. Langsam dringe ich bis zum Zentrum der

Stadt vor und finde dort die Betreuungsstelle für ehemalige KZler. Der Raum ist erfüllt vom hemmungslosen Schluchzen einiger Zigeunerfrauen. Sie suchen ihre Männer und Söhne. Da hilft kein tröstender Zuspruch: «Ihr werdet sie schon wiederfinden ...» Niemand glaubt daran. Da stehen sie nun, die Befreiten, und haben nur einen Gesprächsstoff: Wer waren deine Kameraden? Ist der Sowieso am Leben geblieben? Wann hat man bei euch aufgehört zu vergasen? Haben sie auch bei euch zum Schluss noch welche erschossen? Ich lausche der Unterhaltung zwischen zwei jungen Männern. Es geht um Frauen. «Für mich kommt nur eine ehemalige KZlerin in Frage! Könntest du dir überhaupt vorstellen, eine andere zu heiraten? Über was sollte man sich denn mit der unterhalten? Nur eine, die dasselbe hinter sich hat, kann einen überhaupt noch verstehen.»

Als Durchreisende erhalte ich Geld, Lebensmittelkarten und eine Schachtel Zigaretten. Eine Unterkunft für die Nacht gibt es in dieser zerstörten Stadt auch für KZler nicht. Man empfiehlt mir den Bahnhofsbunker zum Schlafen. Ich erfahre, dass in Hannover ein Büro des Internationalen Roten Kreuzes existiert und wende mich dorthin, voller Hoffnung, nun endlich meinen Kindern nach Palästina schreiben und ihnen mitteilen zu können, dass ich noch am Leben bin. In Mecklenburg hatte ich den ersten Versuch gemacht, ein Lebenszeichen ins Ausland zu senden. Ich sprach auf der Landstrasse einen jüdisch aussehenden Soldaten der US-Armee an, schilderte ihm meine Situation und bat, er solle für mich eine Mitteilung nach Jerusalem senden, da es doch für Deutsche keine Postverbindung gab. Fast ein Jahr später sollte ich erfahren, dass der Soldat meinen Wunsch erfüllt hatte. Anders verläuft der zweite Versuch beim Internationalen Roten Kreuz, wo man meine Bitte als geradezu vermessen abweist. KZ hin, KZ her, eine Deutsche hat kein Recht, diese internationale Hilfsorganisation in Anspruch zu nehmen. Mit den Worten: «Wenn Sie so viele Jahre gewartet haben, Ihren Kindern eine Mitteilung zu schicken, können Sie sich auch noch etwas länger gedulden», damit fertigt man mich an einem Schalter ab.

Ich stehe vor den Resten des pompösen Hauptbahnhofs von Hannover. Es regnet in Strömen. Auf dem weiten Bahnhofplatz, den ein Ruinenfeld umgibt und dessen Asphalt von Brandbombeneinschlägen

zernarbt ist, ragt als letzter unzerstörter Zeuge früheren Glanzes ein einsames Reiterstandbild des Königs Ernst August. Das Regenwasser rinnt in grünspanenen Bächen über Ross und Reiter, und nur mit Mühe kann man noch die Inschrift am Sockel des Monuments entziffern: «Dem Landesvater sein dankbares Volk...» Ich breche in ein gequältes Gelächter aus. In den Teilen der Wartesäle, der Bahnsteige und Gänge, deren Dächer den Bomben standgehalten haben, drängt sich die Masse der Flüchtlinge. Apathisch, grau, mit verfallenen Gesichtern hocken sie überall herum oder bewegen sich mit langsamen mechanischen Schritten wie Betäubte. Wenn es irgendwo laut zugeht, so sind es meistens junge Frauen, die sich lärmend behaupten. Es ist erschreckend, wie sehr chaotische Zeiten die Gesichter und das ganze Gehabe von Frauen verändern. Bei vielen sind Ausdruck und Gebärden brutal und provozierend, und nicht wenige erinnern mich an die Frauenhäftlinge in Sibirien. Ob es der rücksichtslose Kampf ums Dasein ist oder ob Diktaturen solche Typen prägen?

Erschütternd sind die improvisierten Fahrzeuge der Flüchtlinge, auf denen sie ihre Habseligkeiten transportieren. Vier kleine Rollen, darüber ein Brett genagelt, und fertig ist das Gefährt. Besser sind schon die dran, die zwei Fahrräder oder solche von Kinderwagen besitzen, und ganz besonders begehrt sind natürlich richtige Kinderwagen, von Fahrrädern gar nicht erst zu reden. – Wo aber lässt man nun diesen wertvollsten Besitz, das Fahrrad, wenn man im Bunker übernachten will? Wie kann man verhindern, dass es gestohlen wird? Ebenso erstaunt wie gerührt stelle ich fest, dass in dem ganzen Durcheinander des zerstörten Bahnhofs, in den es vorn und hinten hineinregnet, von dem kein Zug abgeht und in dem kein Zug ankommt, die Handgepäckaufbewahrung, so als sei nichts geschehen, in Tätigkeit ist. Ein braver Eisenbahner balanciert zwischen den Regenpfützen hin und her und stellt geduldig nummerierte Zettel aus, kassiert das Geld und behütet die abgegebenen Schätze. Heilige deutsche Ordnung!

Der Bahnhofsbunker ist überfüllt, ohne KZ-Entlassungsschein wäre ich gar nicht hineingekommen. Alle Strohsäcke sind belegt, aber ich finde noch einen Platz an einem der langen Holzische. Auf den Pritschen liegen Frauen und Kinder. Auch hier schläft man in mehreren

Etagen. Das gehört nun mal zu den Errungenschaften des Naziregimes, ebenso wie die ebenerdigen Baracken, der Hitlersche «Barackstil», wie wir es im KZ genannt haben. In der trüben Beleuchtung des Bunkerraumes musterte ich die Tischrunde, zu der ich mich nun für eine Nacht gesellt habe. Es sind meistens Soldaten, ältere Jahrgänge. Einige schlafen schon, den Kopf auf die Arme gelegt, andere führen eine leise, monotone Unterhaltung. Ich horche auf, als der mir gegenüber Sitzende seinem Kameraden mitteilt, dass er in Mannheim-Viernheim zu Hause sei. Beim Namen dieser Stadt fallen mir die letzten verzweifelten Worte Grete sonntags wieder ein: «Nie im Leben werde ich meinen Vater und meine Mutter Wiedersehen ...» Ich wende mich an den Soldaten: «Kennen Sie zufällig eine Familie Faltersleben in Viernheim?» (Faltersleben war der Mädchenname von Grete Sonntag, und Änne ihr richtiger Vorname.) Der Soldat antwortet freundlich: «Aber sicher. Die sind beinahe meine Nachbarn.» – «Dann wissen Sie vielleicht auch, wie es Vater und Mutter Faltersleben geht? Ob sie gesund sind?» – Erstaunt kommt es zurück: «Na, hören Sie mal, wenn Sie die Leute kennen, sollten Sie ja wohl auch wissen, dass der Alte schon seit ein paar Jahren tot ist? – Übrigens, was interessiert Sie die Familie? Sind Sie denn aus Viernheim?» – «Nein, das nicht, aber ich war mit der Änne zusammen, und ich möchte Sie sehr bitten, wenn Sie nach Hause kommen, Mutter Faltersleben zu erzählen, welches Schicksal ihre Tochter hatte.» Mit einem Male ist im Gesicht des Soldaten keine Spur von Freundlichkeit mehr zu entdecken, es wirkt verschlossen und misstrauisch, so dass mir die Lust zum Sprechen vergeht. Da beginnt er wieder: «Die Änne, die habe ich gut gekannt, und ich weiss auch, wie's der geht. Wo wollen denn ausgerechnet Sie das Mädchel gesehen haben?! Die ist ja schon seit mehr als zehn Jahren nicht mehr in Deutschland! Erzählen Sie doch keine Märchen!» – «Nein, das tue ich auch nicht. Ich habe sie zuletzt in Sibirien gesehen.» Und dann beginne ich von unserer gemeinsamen Lagerzeit zu erzählen. Das Gesicht meines Gegenüber wurde von Minute zu Minute trostloser. Als ich geendet hatte, beugte er sich über den Tisch und stiess in schmerzlichem Ton hervor: «Und das sollte einer so treuen Kommunistin passiert sein wie der Änne? Das ist doch menschenunmöglich!

Hatten etwa die Nazis doch nicht gelogen, als sie so was in ihren Zeitungen schrieben? Das mit den Schauprozessen?! – Und da hat sich unsereiner durch die ganzen Jahre gedacht, Gott sei Dank, dass wenigstens die Änne in Sicherheit ist. Die hat es geschafft, kann in einem sozialistischen Land leben. Und wie oft habe ich mir gewünscht, auch so ein Glück zu haben ...»

Schon morgens um sechs Uhr radle ich am nächsten Tag fröstelnd über die Chaussee, die nach Hildesheim führt. An den Mauern längs der Ausfallstrasse begleiten mich die mit weisser oder schwarzer Farbe gemalten Nazilosungen der letzten Kriegsjahre. «Volk ans Gewehr!» steht da in riesigen Buchstaben, oder «Lieber tot als Sklav'!» Von allen möglichen Stellen, manchmal sogar an den Litfasssäulen, von denen schon längst die Fetzen hängen, dräut eine schwarze Silhouette, die ich zuerst für die Reklame eines Kriminalromans halte, bis mich die Unterschrift «Feind hört mit!» eines Besseren belehrt.

Die letzte Etappe

Noch keine halbe Stunde lag der Stadtrand Hannovers hinter mir, als ein schon lange befürchtetes Unglück eintritt. Mein Reifen hat ein Loch, und ich besitze weder Klebstoff noch Gummi. Weit und breit ist kein Haus zu sehen. Erst nach einer Weile tauchen in der Feme Gebäude auf, ein einsamer Bauernhof. Vielleicht wird man mir dort helfen. Ein alter Mann, der Besitzer des Gehöftes, begegnet meiner Bitte um Reparatur des Schadens mit der kategorischen Frage: «Was können Sie dafür zahlen?» Ich biete Geld an, was er als eine unverschämte Zumutung ablehnt. Dann offeriere ich meine Schachtel Zigaretten, worauf er herablassend zustimmt. Der Sohn verrichtet die Arbeit, der Alte nimmt die Zigaretten entgegen. Als er aber feststellt, dass zwei Stück aus der Schachtel fehlen, obgleich ich von einer ganzen Schachtel sprach, poltert er empört los und erklärt, dass nun die Abmachung nicht gelte. Er befiehlt sogar seinem Sohn, die Reparatur, die bereits fertig ist, wieder rückgängig zu machen. Ich verlege mich aufs Bitten und der Bauer aufs neuerliche Fordern. Zu guter Letzt lotst der alte

Gauner mir einen Füllfederhalter ab, das Abschiedsgeschenk von Inka, als ich Ravensbrück verliess.

Schon in Hannover hatte ich erfahren, dass zwischen Hildesheim und Göttingen ein Zug verkehrt. Als ehemaliger KZler erhalte ich eine Fahrkarte, und so gelingt es mir, noch am gleichen Tage in Göttingen zu sein. Spät abends bin ich in einer fremden Stadt ohne Strassenbeleuchtung. Es herrscht völlige Dunkelheit, denn nicht einmal aus den Fenstern der Wohnhäuser fällt ein Lichtstrahl auf die Strasse. Die bei den Bombenangriffen geplatzen Scheiben sind durch Pappe oder Sperrholzplatten ersetzt. Wieder stehe ich vor dem Problem des Übernachtens. Irgendein Passant rät mir, im Polizeirevier nachzufragen. Ich betrete es voller Hemmungen. Hinter einer Barriere sitzt ein älterer Beamter. Ich krame mein Entlassungspapier aus der Tasche und lege es ihm vor. Durch das ständige Auf- und Zufalten ist der Zettel in den Knicken schon ganz zerrissen und in vier Teile auseinandergefallen. Der Polizist ergreift die Fetzen, liest sorgfältig Zeile für Zeile und blickt dann von unten herauf über die Brillengläser auf mich. Kopfschüttelnd und im Ton echter väterlicher Entrüstung erteilt er mir einen Verweis: «Wie können Sie nur mit einem Dokument so liederlich umgehen! Wissen Sie denn nicht, dass dieser Schein Gold wert ist?!»

Ganz verdattert suche ich nach einer entschuldigenden Erklärung. Ich fühle mich plötzlich zehnjährig, so als sei ich vom Lehrer wegen schmutziger Schulhefte getadelt worden, und ohne zu wissen, wie mir geschieht, nehme ich vor diesem Polizisten Haltung an, drücke die Arme an die Seite, ganz so wie in Ravensbrück. Für Minuten habe ich vergessen, dass ich ein freier Mensch bin. Der freundliche Polizist holt seinen grossen Leimtopf, wählt sorgfältig ein Stück biegsamer weisser Pappe, schneidet es mit aller Umständlichkeit zurecht und klebt darauf das so achtlos zerstörte «Wertpapier». Dann wünscht er mir viel Glück in der Freiheit und befiehlt einem jüngeren Kollegen, mich für die Nacht in seiner Wohnung unterzubringen. Seit diesem Erlebnis hatte die Hilfspolizei nichts Erschreckendes mehr für mich, und bis zur endgültigen Heimkehr bewährte sie sich ausgezeichnet als Zimmervermittlerin.

In der Gefangenschaft vergisst man, wie das freie Leben wirklich ist. Es bleibt nur eine vage Vorstellung. Das Bild meiner Sehnsucht während dieser Zeit war ein schattiger grasbewachsener Waldweg, der von frühsummerlichem Laub überdacht wird und auf dem goldgrüne Sonnenflecke liegen. Jetzt, auf der Fahrt durch den Thüringer Wald, wird dieser Traum zur Wirklichkeit. Durch das liebliche Tal folgt meine Strasse den Windungen eines Gebirgsflusses. Es ist Juni, und die Wiesen sind mit Blumen übersät. Ihr strahlendes Grün hebt sich gegen den dunklen Hintergrund der mit Fichten und Tannen bewachsenen Bergänge ab. An einer Stelle weicht das Flüsschen in grossem Bogen der Landstrasse aus, und ich gehe über die duftende Wiese bis an das Gestrüpp seines Ufers. Die Büsche bilden Nischen, in denen man sich gegen die Sicht von der Landstrasse her verstecken kann, und ein flacher Felsen ist der ideale Badeplatz. Beide Ufer sind so dicht mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, dass der Flusslauf in tiefem Schatten liegt. Sein Rauschen verschluckt jedes andere Geräusch. Über rundgewaschene Felsblöcke schiesst das Wasser in kleinen Fällen, bildet Strudel und Katarakte und dunkle Wirbel zum Ufer hin. Ich lasse mich vorsichtig hineingleiten, suche mit beiden Händen Halt an einem Felsen und lasse den Körper vom Strom wegreißen. Im Widerstand gegen das stürzende kalte Wasser kehrt mir die Freude am eigenen Körper zurück, jene animalische Lust am Leben, die ich längst vergessen hatte.

Es ist schon später Nachmittag, als ich mein Rad langsam bergan schiebe. Wieder einmal machen mir die Reifen Sorgen, und ich bleibe stehen, um sie zu prüfen. Da springt ein Radler neben mir ab und fragt freundlich, ob ich etwa eine Panne hätte. Wir kommen ins Gespräch, und er erzählt, dass er von einer erfolgreichen Hamstertour komme, die ihm zwei Flaschen Selbstgebrannten Wacholderschnaps eingebracht habe. Ein Wort gibt das andere, und dann sitzen wir lachend am Strassenrand und probieren von seinen mühevoll erworbenen Schätzen. Vor uns an einer Biegung des Tales ragt ein zerstörter Viadukt. Mein freundlicher Gastgeber ist Brückenbauer, und ich höre voller Staunen aus seinem immer feuriger werdenden Redestrom, dass er überzeugt ist, dass eben jetzt für ihn die grosse Zeit beginne. In seiner

Phantasie lässt er vor mir alle zerstörten Brücken in altem Glanz wieder erstehen. Er werde viele von ihnen selbst aufbauen, und das soll die grosse Chance seines Lebens werden. Am Strassenrand im Abendsonnenschein schwärmt er von Brückengerüsten und Filigranpfeilern, plant und montiert und mokiert sich über alle die, die beim Anblick der vielen zerstörten Brücken jammern. Aber es ist nicht etwa das kommende Geschäft, das ihn so hinreisst, es ist vielmehr die Aussicht auf die unerschöpfliche Fülle der Projekte. Zum Abschied empfiehlt er mir eine Wassermühle im Tal, wo er Freunde hat, die mir ein Nachtlager geben würden. Ein altes Haus voller Frauen und Kinder, Besitzer und Flüchtlinge auf engem Raum zusammengedrängt. Die Müllerin blickt auf den Trubel wie ein Einsiedler auf eine zufällig in seinen Wald verschlagene Reisegesellschaft. Sie lässt sich weder aus der Ruhe bringen noch in ihrem Optimismus erschüttern. «Alles ist ja nur ein Übergang, und bald werden wir wieder normale Zeiten haben.» Sie gibt mir die herzliche Einladung mit auf den Weg, im nächsten Jahr meine Ferien bei ihr zu verbringen. «Ferien» hat sie gesagt? So etwas wird es nie wieder geben.

Ein klarer Sommertag übertrifft den anderen an Schönheit. Ich radle geniesserisch langsam auf einer Höhenstrasse. Mein Blick geht über das besonnte Schachbrett der Felder hin zu den Hügelketten des Frankenwaldes, die zartblau den Horizont begrenzen. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass diese Wanderung doch nie aufhören möge.

Bei Saaldorf ereilte mich das Schicksal, und schuld daran war die zerstörte Brücke. Man wies mir den Weg zu einer Stelle, wo eine Fähre verkehrte. Ich entdeckte sie von einem Abhang aus, der steil zum Fluss hinunterfiel. Es war höchste Zeit, denn sie näherte sich gerade meinem Ufer. Wie so oft in jenen Tagen der völligen Auflösung ergriff mich das Gefühl, dass eben diese Fähre meine letzte Chance sei, das andere Ufer zu erreichen. Ein ebenso schmaler wie abschüssiger Serpentinweg führte hinab zur Anlegestelle. Ich liess das Fahrrad sausen, überwand einige Biegungen gerade noch mit knapper Not und stürzte dann mit voller Wucht kopfüber. Ein Bein hatte sich im Fahrrad verklemmt. Der Schlag war so heftig, dass ich in den ersten Minuten nicht einmal Schmerzen verspürte, sondern mich aufraffte

und mit letzten Kräften zur Fähre humpelte. Dann aber war es geschehen. Das Bein versagte seinen Dienst. Freundliche Leute brachten mich zu einer Rote-Kreuz-Stelle der amerikanischen Armee, wo mir ein Sanitäter einen kunstgerechten Zinkleimverband anlegte und mich beschwor, einige Tage im Bett zu bleiben, weil ich, wie er behauptete, neben der gefährlichen Verletzung auch noch Wasser in den Beinen hätte. Das war zwar beunruhigend, aber zum Kranksein hat man auf der Landstrasse keine Zeit, noch dazu, wenn das Ziel so greifbar nahe ist. Heute noch musste ich Hirschberg erreichen, denn dann trennten mich nur noch zwei Tage von der endgültigen Heimkehr, von Thierstein.

Mit vielem Dank für die Hilfe hinkte ich davon. Was für ein Segen ist doch so ein Fahrrad. Selbst mit einem kranken Bein kommt man noch vorwärts. Aber die Schmerzen verdüsterten mir die Welt, und unter grosser Mühe erreichte ich gegen Abend das Städtchen Hirschberg. Auf der Hauptstrasse stand ein Hilfspolizist. Der sollte mir helfen, schnell ein Nachtlager zu finden. Auf meine Bitte hin kam weder ein Ja noch ein Nein, sondern die beinahe erregte Frage: «Sind Sie eine Politische?!» Und als ich nickte, forschte er zögernd weiter: «Etwa gar eine Kommunistin?» Ich zuckte zusammen und erwiderte: «Das war ich früher einmal...» Er liess mich nicht weitersprechen, griff nach meiner Hand, und in sein Gesicht trat ein Ausdruck fanatischer Bewunderung und Unterwürfigkeit. «Genossin!» flehte er, «du musst unbedingt in mein Haus kommen. Unser Gast musst du sein! Du hast für uns gelitten ...» Mir wurde übel. Mitleid und Abneigung kämpften in mir, doch das Mitleid siegte, und ich stimmte zu. Welche Qual ist es, als Märtyrer bewundert zu werden! Es kamen die «Genossen Nachbarn», es wurde Kuchen gebacken und echter Kaffee herbeigezaubert. Schliesslich teilten sie mir ganz im Vertrauen mit, wovon ihr Herz voll war. Mit strahlenden Gesichtern erzählten sie, welche Vorbereitungen sie bereits zum Empfang der Roten Armee getroffen hätten, denn nun sei ja kein Zweifel mehr daran, dass Thüringen kommunistisch werde. Sie wollten den sowjetischen Genossen mit Transparenten und roten Fahnen entgegengehen.

Am nächsten Tag galt es, die bayerische Grenze zu passieren, und das war kein leichtes Unterfangen. Die Amerikaner hatten an allen

Übergangsstrassen Sperren errichtet, denn sie wollten sich des neuen Flüchtlingsstromes erwehren, der aus Thüringen kam, in Bewegung gesetzt durch die Gerüchte von dem Vormarsch der Russen. Der Sohn des kommunistischen Hilfspolizisten brachte mich auf Schleichwegen ins Bayerische bis auf die Autobahn. Von dieser nazistischen Errungenschaft hatte ich bisher nur vom Hörensagen gewusst. Nun lag sie verödet vor mir, ihre Brücken waren gesprengt, und Gras spross aus dem geplatzten Beton. Viele hundert Kilometer hatte ich nun schon auf verrotteten Landstrassen, ausgefahrenen Wegen und Stegen, über Stock und Stein zurückgelegt. Da erschien mir die Autobahn wie das reine Wunder. Es war, als schwebe man dahin und könne mühelos unermessliche Entfernungen überwinden.

Die letzte Nacht verbrachte ich in Gefrees, das erste und einzige Mal auf dieser Fahrt in einem Hotel. Aber ich konnte keinen Schlaf finden. So nahe am Ziel, packte mich plötzlich die Angst. Was sollte werden, wenn meine Mutter gar nicht in Thierstein war? Ich wusste ja nicht einmal, ob sie noch lebte. Vielleicht wurde sie unter den Trümmern ihres Hauses begraben. Der Soldat in Fürstenberg hatte mir erzählt, dass die Hans-von-Seeckt-Strasse in Potsdam völlig zerbombt worden sei. – Und gegen Morgen steigerte sich meine Angst zur Panik: Ich sah auch das Dorf Thierstein in Trümmern.

In aller Herrgottsfrühe verliess ich das Hotel und machte mich müde und zerschlagen, voll schlimmer Ahnungen, auf den Weg. Gleich hinter Gefrees sah ich einen gebückten alten Mann, der mühselig die tiefen Löcher der zerfahrenen Landstrasse mit Schotter füllte. Zögernd trat ich zu ihm und fragte: «Kennen Sie vielleicht das Dorf Thierstein?» Er blickte auf, wischte sich mit dem Handrücken die tränenden Augen, musterte mich blinzelnd und sagte in fränkischem Dialekt: «Ei ja, das kenne ich schon!» Mit versagender Stimme fragte ich weiter: «Ist Thierstein etwa zerstört?» Dabei starrte ich auf den Mund des Alten, der viel zu lange mit seiner Antwort säumte. So, als spräche er gar nicht zu mir, hörte ich schliesslich die Worte: «Ei ja, das ist abgebrannt!» Das Blut wich mir vom Herzen, und die Stimme versagte. Ich musste noch mehr wissen. Aber der Mann wandte sich wieder seinem Schotter zu und liess mich stehen. Ich aber lenkte das

Rad dicht an ihn heran und flehte: «Sagen Sie mir doch bitte, ist denn das ganze Dorf abgebrannt?! Auch das Haus vom Johannes Thüring?!!» Aber der Alte meinte wohl, genug über das Thema gesprochen zu haben, und mit einem: «Das weiss i net!» drehte er mir den Rücken zu. Ich ging noch einige Schritte bergan, warf das Rad in den Strassengraben und liess mich niederfallen. Das Gesicht verbarg ich in den Armen. – Und das Dengeln der Sensen, diese frühsummerliche, so geliebte Melodie, klang von den Wiesen herüber wie ein Hohn auf meinen Schmerz. Jetzt ist alles vorbei. Wozu noch weiterfahren ...

Aber dann trat etwas ein, was wohl zu den seltsamsten psychischen Veränderungen durch langjährige Haft gehört. Der Gefangene nimmt Schicksalsschläge auf abnorme Art hin. Das kommt sicher daher, dass er sie in ununterbrochener Folge erdulden muss. Sie treffen ihn zwar bis ins Mark, und für eine ganz kurze Frist zerreisst ihn ausweglose Verzweiflung. Aber erstaunlich schnell pflegt er sich wieder zu erholen. Ihm ist keine Kraft mehr geblieben, lange in tiefer Enttäuschung zu verharren. Seine unbewusste Reaktion lässt ihn diese Enttäuschung so rasch wie nur möglich verdrängen. Und so erging es mir auch jetzt. Eben hatte ich noch im Strassengraben gelegen, war am Ende meiner Kraft, hatte aufgegeben. Wenige Minuten später richtete ich mich schon wieder hoch und fasste einen ganz unglaublichen Entschluss: Sollte Thierstein wirklich in Trümmern liegen, sollte ich niemand von den Meinen dort finden, so werde ich eben nach Potsdam fahren. Ich musste Gewissheit haben über das Schicksal meiner Mutter.

Beim Aufstehen wollte mein Körper nicht so wie ich. Die Beine zitterten, und keuchend mühte ich mich mit dem Fahrrad die steile Strasse hinan. Ich musste Gewissheit haben. Auf einer Wiese wurde gemäht. Ich ging zu den Bauern und erhielt eine Bestätigung der schlimmen Nachricht. Ja, Thierstein war wirklich abgebrannt. Das wussten sie alle. Manche sprachen vom ganzen Dorf, andere nur von der Hälfte. Eine SS-Formation habe sich auf dem Friedhof des Dorfes verschanzt und auf die anrückenden Amerikaner geschossen. Diese erwiderten mit Artilleriebeschuss, und das Dorf ging in Flammen auf.

Ich fuhr mit verkrampftem Herzen weiter. Meine Kräfte schwanden,

je näher ich dem jetzt so gefürchteten Ziel kam. Als ich in einem Gehöft Wasser zum Trinken erbat, wagte ich nicht mehr zu fragen. In quälende Gedanken versunken, erreichte ich einen Höhenzug, von dem man Aussicht auf die umliegenden Berge und Ortschaften hatte. In nur wenigen Kilometern Entfernung gewahrte ich über einem dunklen Tannenwald das ragende Turmdach der Burgruine von Thierstein. Das Dorf selbst war durch die Bäume verdeckt. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte ich es das letztemal gesehen. Der Anblick dieser Turmspitze gab mir seltsamerweise Hoffnung, und mit neuem Mut kam ich bis an den Fuss des Thiersteiner Berges. Auf einem Felde neben der Strasse leuchtete das weisse Kopftuch einer Bäuerin. Ich lehnte das Fahrrad gegen einen Baum und ging langsam auf sie zu. Mir war, als erwarte ich nun meinen Urteilsspruch: «Das Haus des Johannes Thüring blieb als eines der wenigen im Dorf unzerstört, und darin leben Ihre Mutter, Ihre Schwester, der Schwager Doktor Fleiss und viele Kinder!» Tränen strömten mir übers Gesicht, ich schluchzte und stammelte Unzusammenhängendes, so dass die Bauersfrau entsetzt verstummte, als ich ohne Worte zum Fahrrad stürzte. Wie im Wahn überwand ich mühelos die Steigung des Berges, raste durch die Dorfstrasse mit den leeren Fensterhöhlen, erkannte den alten Dorfbrunnen am Marktplatz und das Haus meiner Grosseltern. Auf dem Hof stand meine Schwester, die aufschrie, als ich ihr in die Arme fiel. Oben von der steilen Holzterasse im Hausflur rief die altgewordene Stimme meiner Mutter ein ums andere Mal: «Ist sie wirklich gekommen!? Ist sie wirklich gekommen...!?»

Personen- und Sachregister

- Abramow-Mirow, *Leiter der Abt. Internationale Verbindung (OMS) für Europa in der Komintern* 37
- Abtreibungen in Ravensbrück 290 f.
- Adler, Friedrich 13
- Adler, Vali 165, 174
- «Adlershofer Prozess» 202 f., 205
- «Alex» (*Polizeipräsidium und -gefängnis am Alexanderplatz in Berlin*) 201-214
- Alexandra, *Häftling in Karaganda* 119-121, 126, 145 f., 154
- Alexej Michailowitsch, *Tolstojaner, Häftling in Karaganda* 147 f.
- Ambrosova, Emmi 324
- Amerikaner 390, 394, 408, 419-421, 427-429
- Angela, *Zigeunerkind* 281
- Anna Pawlowna («Sozialrevolutionärin»), *Häftling in der Lubjanka* 33
- «Annahmeparagraph» 206 «Antenne», *SS-Oberschwester*
- Arbeitsappell 232
- Arbeitseinsatz in Ravensbrück 343-348
- Arbeitskategorien in Karaganda 82
- Arbeitspensum, in Karaganda: 78, 84, 89, 98 ff., 104, 110, 125, 153
in Ravensbrück: 304 f., 349ff.
- Asoziale Häftlinge, in Karaganda: 80, 96, 111, 133, 135, 141-143
in Ravensbrück: 217, 226-231, 233, 236, 266, 275
- Aufnahmeuntersuchung, medizinische, in Karaganda: 82
in Ravensbrück: 218
- Aufseherinnen in Ravensbrück 321 f.
- Ausbeutung von Häftlingen, in Karaganda: 121 f.
in Ravensbrück: 232 f., 303 ff., 349 ff., 353 f.
- Auschwitz 285, 306, 309, 316 f., 336, 368, 410
- B., *Uhrmacher, ehemaliger KZ-Häftling* 448-456
- Babette, *Schwester der Verfasserin* 27, 194, 359, 472
- Barbusse, Henri, *linksradikaler französischer Schriftsteller* 22
- Beier, Willi, *ausgelieferter deutscher Kommunist* 186, 191
- Bella, Halina 341
- Bereskina, Nadja 65, 68, 69, 71, 82
- Beria, Lawrenti, *Volkskommissar für Innere Angelegenheiten* 108
- Bernhard, *Schwager der Verfasserin, s. Fleiss, Dr. B.*
- Besichtigungen, in Karaganda: 87f., 109
in Lublin: 195
in Ravensbrück: 250, 257 ff.
- «Bettpolitische» s. «Polenliebchen»
- Bialas pod Laska 178, 186-191
- Bibelforscher 212, 217, 233, 242, 248-266, 278 f., 285 f., 316, 339, 385
- Binder, *SS-Unterscharführer* 351, 355, 378
- Binz, *Oberaufseherin* 326-328, 331, 332, 334-341, 381
- Birgit, *norwegischer Häftling in Ravensbrück* 362
- Bjesprisomis, *verwahrloste Kinder in der Sowjetunion* 149
- Bloch, *ausgelieferter jüdischer Redakteur* 182
- Blockälteste 218, 246-267, 297
- Blockleiterin 221
- Blücher, *Marschall der Sowjetunion* 18
- Boris, s. Resnik
- Bötzel, Greta, *Stubenälteste* 250
Bräuning, SS-Sturmabführer, Schutzhaftlagerführer 303, 310f., 318, 332, 341
- Brecht, Bertolt, *kommunistischer deutscher Dichter* 168, 179
- Briefzensur in Ravensbrück 233
- Brun, Stefanie 64 f., 71, 82, 151 473

- Brzelose, *gefährliche Viehseuche in Sibirien* 86, 111, 119, 121, 127, 138ff.
- Buchmann, Erika, *Kommunistin, Blockälteste* 320
- «Bunker», s. Zellenbau
- Burma, *Lagerabschnitt in Karaganda* 83, 86, 118, 154
- Busch, Eva, *Sängerin* 300 f., 335
- Butirka, *Untersuchungsgefängnis in Moskau* 10, 11, 16, 26, 34, 39, 52, 164-182
- Columbia-Haus, *Gestapo-Gefängnis in Berlin* 203
- Danielle, s. Girard, Anise
- Deutsch-Sowjetischer Freundschaftspakt 140, 151 f., 374
- Dimitroff, Georgi, *Generalsekretär der Komintern, später Erster Sekretär der KP Bulgariens, 1949 unter geheimnisvollen Umständen in der Sowjetunion gestorben* 310
- Dittmann, *SS-Obersturmführer, Arbeitseinsatzführer* 312, 323, 324, 347 f., 367
- Dolinki, *Verwaltungspunkt des Lagergebietes von Karaganda* 88, 135, 152, 158
- Drach, *deutscher Schauspieler, von den Sowjets ausgeliefert* 182
- Drechsel, *SS-Blockleiterin* 226, 231, 233, 236, 246, 247 f.
- Dsagnidse, *georgischer Häftling in Karaganda* 108, 137, 141
- Dunkelarrest 55, 63, 230, 326 ff., 341 ff.
- Duty, Hilde 13, 193
- Eberlein, Hugo, *führender deutscher Kommunist, Gründungsmitglied der Komintern* 24, 172
- Eberlein, Werner 24
- Ehlert, *Aufseherin* 305
- Ehrich, *Oberaufseherin* 309
- «El Marje», *Lagerabschnitt in Karaganda* 125, 128
- Emmi, *Zeugin Jehovas in Ravensbrück* 217
- Engländer 437, 438-443
- Englisches Konsulat 55
- Ernährung, in sowjetischer Haft: 72, 74, 77, 83, 90, 97, 102, 117f., 141, 161, 166-168, 182, 195f.
- in Ravensbrück: 219, 264, 295 f., 331, 336
- Eugenie, *Aufseherin, genannt «Shenja»* 344-346, 460
- Evakuierte, polnische 360
- Fekete, Frau, *Ungarin in der Auslieferungszelle* 174, 192, 196f.
- Fischer, Maria 324, 325
- Fischmann, *jüdischer Auslieferungshäftling in der Butirka* 172
- Fleiss, Dr. Bernhard, *Schwager der Verfasserin* 310, 359 f., 472
- Fleiss, Trude, *Schwester der Verfasserin* 211, 472
- Fluchtversuche, aus Karaganda: 122 f.
- aus Ravensbrück: 238ff., 323
- Flugblätter der Royal Air Force 340 f., 408
- Fon, Frau 156 f.
- Französische Häftlinge in Ravensbrück 295, 351 f., 363, 374 ff.
- Französisches Konsulat in Moskau 28
- Frauenarbeit in der Sowjetunion 113, 136
- Frieda, *Häftling im «Alex», s. auch «Adlershofer Prozess»* 203-206
- Furunkulose, Lagerkrankheit 363 ff.
- Gallinat, *Oberaufseherin* 313
- Gamamik, *politischer Kommissar der Roten Armee* 18
- Gaskammern, s. Vergasung
- Gebhard, Julius 24
- Gebhardt, Dr. Professor, *Leiter von Versuchsoperationen in Ravensbrück, im Nürnberger Ärzteprozess zum Tode verurteilt und hingerichtet* 293
- Gesche, *Bibelforscherin in Ravensbrück* 250

- Gehrke, Frau von 206 f.
- German Germanowitsch, *tschechischer Ingenieur (Häftling) in Karaganda* 89
- Gerschinsky, *Lehrer an der «Karl-Liebknecht-Schule» in Moskau* 68, 70 f.
- Geständnissen, Erpressung von – 46, 48 f., 55, 57 ff., 73 f., 105, 188
- Gestapo 45, 191-194, 197f., 200f., 205 ff., 213, 290, 366
- Girard, Anise 362, 372 f., 377
- Globig, Frau 209
- Görlich, Emmi (Sekretärin Treites) 363, 384, 387 f., 391 f., 420-425, 427, 429 f., 431, 436 f.
- Gold, Hamilton 189, 190
- Gorski, *polnischer Kommunist* 15
- Graah, Lille, *norwegischer Häftling in Ravensbrück* 356, 358, 362, 372, 377
- Grade, *Ingenieur, Leiter der Siemens-Baracken* 302-306, 311
- Graf, Maria 338-340, 358, 362
- Graf, *SS-Oberscharführer, Leiter der Schneiderei* 348, 353 f., 363 f., 367, 371, 377-379
- Grigorij Iljitsch, *politischer Häftling in Karaganda* 88, 140, 151
- Gropp, Maria 282
- Gropper, Roberta 165, 171, 180
- GULAG, *oberste Verwaltung der Lager* 121
- Gurewitsch, *Kommandant des Hotel «Lux»* 12, 15, 24
- Haas, Willi, *deutscher Essayist* 270
- Hahn, Rosi 306
- Heckster, Ilse, *holländischer Häftling in Ravensbrück* 362, 367, 378, 379
- Hempel, Ella 250, 262-264
- Henschel, Lotte 213 f., 267 f., 273, 282, 301 f., 358, 361, 380
- Herzfelde, Wieland, *deutsch-kommunistischer Verleger* 21
- Himmler 236, 317
- Hinrichtungen in Ravensbrück 279 ff., 307, 324, 369
- Hitler 92, 101, 140, 210, 272, 279, 304, 314, 317, 359 f., 374, 407 f.,
- Horvath, Judith, *Zigeunerin in Ravensbrück* 316
- Iles, Béla 23 f.
- Injektionen, Tötung durch – 289-292, 317, 357
- Inka, s. Katnarova
- Internationale Kontrollkommission (IKK), *höchste Instanz der Komintern* 21
- Internationales Rotes Kreuz 295, 377, 462
- Invalidenabschnitte in Karaganda 97, 141, 154
- Iwan Petrowitsch, *krimineller Häftling in Karaganda* 117
- Jagoda, *Volkskommissar für Innere Angelegenheiten* 47
- Jakir, *Marschall der Sowjetunion* 18
- Jakoby, *jüdische Ärztin im «Alex»* 213
- Jesenska, Milena 267-277, 280, 290, 325-327, 336, 338, 342, 346, 347, 357, 358, 375
- Jewgenia, *sowjetische Professorin, Häftling in Ravensbrück* 366
- Jochmann, Rosi 324 f.
- Juden, von der NKWD an die Gestapo ausgelieferte 185 f.
- Jüdische Häftlinge in Ravensbrück 280 f., 287 f., 306, 316
- Jürgeleit, *SS-Mann in Ravensbrück* 353
- Jugendlager Uckermark 369
- Kafka, Franz, *Schriftsteller* 269, 270, 277
- Kalandra, Sawis, *tschechischer Journalist, Häftling in Ravensbrück* 347
- Kamarowa, Hilde 21
- «Kaninchen», *versuchsoperierte Polinnen* 294, 325, 345
- Karl-Liebknecht-Schule, Moskau 24, 68, 70
- Kassiber 213, 319, 359

- Katja Semjonowa 42 f., 46,54
 Katnarova, Inka; *tschechische Häftlingsanitäterin*
In Ravensbrück. 362,365 f., 376,379
 Kinder,
 in sowjetischer Haft: 67,69
 in deutscher Haft: 281-283,290,
 361,371
 Klabund 178
 Klein-Träubel, *Oberaufseherin* 340
 Klement Nikiforowitsch, *politischer Häftling in Karaganda* 88, 89, 91, 95, 151
 Knoll, Käthe, *Blockälteste* 247, 255 f., 318f.
 Kögel, *Lagerkommandant in Ravensbrück* 236, 237, 239, 248, 250, 257, 259, 260, 311
 Kolja, *religiöser Narr in Karaganda* 133
 Kollektive, landwirtschaftliche 101, 148
 Kolyma, *Lagergebiet im arktischen Sibirien* 55, 70
 Komintern (Abkürzung für Kommunistische Internationale) 11, 13, 15, 17, 21, 24-26, 37
 Kommandantur in Ravensbrück 217, 310
 «Kommission, Besondere», *administrative Instanz der Sowjetjustiz* 170
 Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) 20, 26, 38, 59 ff., 186, 203, 432
 Konstantin Konstantinowitsch, *politischer Häftling in Karaganda* 85-89
 «Konterrevolutionäre» 44 f., 48, 60, 64
 Kopfrasur 167, 210, 212, 217 f., 452
 Korewa, Helene 324, 340,341
 Korn, Marianne 247 f., 258
 Kouri, *französischer Häftling in Ravensbrück*, s. Tillion, Germaine
 Krajewski, *polnischer Kommunist* 235
 Krankenhaus in Burma 135, 137 ff.
 Krankenrevier in Ravensbrück 288-294, 373
 Krankentransporte 245, 263, 280 f., 312, 273
 Krematorium in Ravensbrück 336, 356, 357, 369, 370
 Kretschmar, Helene 384-387
 Kriminelle Häftlinge in Karaganda 75, 78 ff., 95 f., 106, 117, 122, 132 ff., 141, 143, 144, 146
 in Ravensbrück 217
 Kroch, Frau, *jüdischer Häftling im «Alex» und in Ravensbrück* 210
 Krohn, *Gestapo-Beamter in Berlin* 201, 211
 Krüger, Anne, s. Sonntag, Grete
 Krug, Else 227, 231, 237
 Kun, *Verführer ungarischer Kommunist* 21
 Kurei la, Alfred, *komm. Schriftsteller und SED-Funktionär* 17, 22
 Kurella, Heinrich, *deutscher kommunistischer Redakteur* 17, 18, 27, 31
 Kwapilova, Anicka 350, 352, 358, 362, 369, 372, 374, 377, 379 f.
 KZler, Mentalität der 226 ff., 241 ff., 380 f., 384 f., 459 f.
 Lagergefängnis in Ravensbrück, s. Zellenbau 469
 Landwirtschaft in Karaganda 82 f.
 Lange, *Aufseherin* 353
 Langefeld, Johanna, *Oberaufseherin* 225, 247 f., 261, 282, 285, 309, 311-325, 332, 340
 Laurenzen, *Aufseherin* 310
 Lefortowo, *Gefängnis in Moskau* 16, 26
 Lengyel, Joseph, *ungarischer Kommunist und Schriftsteller* 14, 18f., 23, 27, 31
 Leninskoje, *Lagerabschnitt in Karaganda* 112 f., 124
 Lenski, *polnischer Kommunist* 235
 «Leo», *Lagerpolizistin*, s. Pförtsch, Klara
 Levent-Levith, Franziska 50, 51
 Liberak, Mutter –, *polnischer Anweisungshäftling in Ravensbrück* 344 f.

- Liebe, in sowjetischer Haft: 70 f., 78, 79, 81 f., 91 f., 98, 108f., 110, 116, 120, 132 in deutscher Haft: 133 ff.
- Lieselotte, *ehemaliger KZ-Häftling* 442 f.
- Lisa, *politischer Häftling im «Alex», s. auch «Adlershofer Prozess»* 205 f.,
- Loebel, *SS-Gärtner* 300 f.
- Löffler, *Aufseherin* 325
- Löwen, Hilde 165, 169
- Lubjanka, *Untersuchungsgefängnis in Moskauer*, 16, 18, 26, 29-34, 55
- Lublin, Gefängnis in – 192, 194
- Lück, Anna 263
- Lüschén, *Lehrer an der «Karl-Liebnecht-Schule» in Moskau* 68-71
- «Lux», Hotel, *Gemeinschaftshaus der Komintern in Moskau* 11,15, 20, 26
- Lydia, *Häftling in Karaganda* 118
- Mach, Ilse 271
- Mandel, *Ober auf Seherin* 285, 297, 302, 309
- Margarete Paulowna, «*Ndewalnaja*» in *Karaganda* 91
- Margrete, *norwegischer Häftling in Ravensbrück, s. Oeverland, Margrete*
- Maslow, Arkadij, *Mitglied des Politbüros der KPD, 1926 ausgeschlossen* 88
- Mau, Klärchen 385
- Maurer, Liesel, *Lagerläuferin* 285, 317
- «Meldungen» 313-316, 320, 324
- Melitta, *politischer Häftling im «Alex», s. auch «Adlershofer Prozess»* 204, 205
- Melody, *politischer Häftling in Ravensbrück* 380, 383
- Michailina, *Schwester von Gorski* 15, 23, 29
- Migsch, Thomas 186, 189, 190, 191 f., 194
- Milena, s. Jesenska
- «Mittweida», *Deckname für Gastransporte* 369 f.
- Mohammedanerin in Karaganda 129f.
- MOPR (Internationale Rote Hilfe) 103, 105, 169
- Mori, Carmen, *Häftling und Spitzel in Ravensbrück* 295
- Mühsam, Erich, *deutscher Schriftsteller, Anarchist* 169, 170
- Mühsam, Zenl 165-175
- Müller, Liesl, *Blockälteste* 226
- Mutter der Verfasserin 358, 384, 471
- Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) 191
- Ndewalnajas, «*Aufwärterinnen*» in *Karaganda* 90 f., 141 f., 146
- Neher, Carola, *deutsche Schauspielerin, Häftling in der Auslieferungszelle* 165, 167, 169 f., 174-179
- Nelly, *tschechischer Anweisungshäftling* 350
- Nepflügel im Hotel «Lux» 15,24
- Neumann, Gruppe – 59, 171
- Neumann, Heinz, *Mitglied des Politbüros der KPD, 1937 in Moskau verhaftet* 9, 11-22, 26 f., 59, 181, 189f., 193, 276, 310, 366, 432
- Nina, *Balletttänzerin, politischer Häftling in der Auslieferungszelle* 171 f.
- NKWD, *Sowjetische Staatspolizei* 10-13, 15, 17, 20, 22, 23, 26f., 29, 32, 44, 45, 46, 47, 50, 58, 65, 83, 95, 105, 120-122,126, 144-146, 159-164, 168-170, 173-176, 179-185, 188, 206, 208, 210f.
- «NN»-Häftlinge, *nach Sonderbefehl der Gestapo («Nacht und Nebel») Verhaftete* 372
- Nonnen in Karaganda 117
- Normen, s. Arbeitspensum Norwegische Häftlinge in Ravensbrück 356, 362, 377
- Oberstes Kriegsgericht der Sowjetunion 26 f.

- Oberhäuser, Dr., *SS-Ärztin* 288 f., 292,309
- Ochrana, litauische, *Geheimpolizei* 105
- Oeverland, Margrete, *norwegischer Häftling in Ravensbrück* 362
- Olberg, Betty 165,174,179, 180f., 186f., 191 f.
- Olberg, Valentin 181
- Olga, *politischer Häftling in Karaganda* 114-117
- Paleckowa, *tschechische Kommunistin* 235,271,283 f.
- Peresmotreneje, *Wiederaufnahme des Verfahrens* 158
- Pförtisch, Klara («Leo»), *Lagerpolizistin* 287
- Pieck, Wilhelm, *führender deutscher Kommunist Parteivertreter in Moskau, ehemaliger Präsident der DDR* 20, 26,38
- Pjatnitski, *Generalsekretär der Komintern* 235
- «Polenliebchen» 212, 221, 275
- Politische Abteilung in Ravensbrück 217
- Politische Häftlinge,
in der Sowjetunion: 42 ff., 48, 68, 73, 85 f., 88, 96, 108, 113
in Deutschland: 202 ff., 217 f., 224, 231, 241, 247, 250, 270 f., 274-276, 282, 284, 298 f., 339, 344, 354, 375
- Polnische Häftlinge in Ravensbrück 225 f., 279 f., 293, 311, 316 ff., 324, 344 ff., 376
- Polnische Komintemsektion, *Verhaftung der hinterbliebenen Frauen* 23
- Ponjatowska, *politischer Häftling in Karaganda* 145, 153
- Popentochter, *politischer Häftling in der Butirka* 55
- Poremski, Eugenia 241
- Post,
in Karaganda: 145f., 159
in Ravensbrück: 233 f., 244, 295 f., 338 f., 344 f., 358 f., 376, 378
- Presserova, *tschechischer politischer Häftling in Ravensbrück* 338 f.
- Prügelstrafe in Ravensbrück 236 f., 239, 286, 316, 327, 332, 339
- Quernheim, Gerda, *Häftling und Krankenschwester, wegen Tötung durch Injektionen zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, begnadigt* 290-292,343
- Ramdor, *Gestapomann in Ravensbrück* 295, 323-327, 329, 332 f., 336, 339, 343,346, 366, 428 f.
- «Rasseschänderinnen» 212
- Rauxloh, *SS-Mann* 353
- Redwitz, *Schutzhaftlagerführer* 286
- Resnik, Boris 102 ff.
- Rosenthal, Dr, *SS-Arzt* 290-292,306, 343
- Rote-Kreuz-Pakete 295 f., 388 f., 413
- Rudroff, Anni, *Blockälteste* 324
- Rupp, Minna, *Blockälteste* 219,224
- Russische Häftlinge in Ravensbrück 234, 283 f., 295, 315 f., 318 f., 352, 354 f., 365 f., 367 f.
- Sagorje, Rebekka 65 f., 71, 73, 82
- Salpeter, Tasso 35 f., 42, 47 f., 52 f., 62, 119, 135, 140f., 150, 152f.
- Sanitäre Verhältnisse,
in der Butirka: 35 f., 164f.
auf dem Transport nach Sibirien: 72 f.
in Karaganda: 76ff., 83, 96
im «Alex»: 202
in Ravensbrück: 221,237,361 f.
- Scharinger, Marianne, *Lagerläuferin* 325
- Scheckenreuther, Charlotte, *Frau von Hugo Eberlein* 24
- Schiedlausky, Dr, *SS-Arzt* 288, 344
- Schindler, Berti 250
- Schmidt, Erich, *deutscher Kommunist* 43-46
- Schmidt, Käthe, s. Schulz, Käthe
- Schneider, Betty 333 f., 337
- Schneiderei I 350-356, 362, 364, 367, 375

- Schreibstube in Ravensbrück 309 ff.
 Schroers, *Aufseherin der «Fürsorge»* 340
 Schubert, Hermann, *deutscher Kommunist* 17
 Schulz, Käthe 35 f., 38, 40, 58, 62, 172
 «Schutzhaftschein» 211 f.
 Schwan, Friedel 250
 Schwarz, Maria 325
 Schwedisches Rotes Kreuz 376, 413
 Schwiebus, Haft in – 198
 Seipel, *SS-Mann* 352 f.
 Seitz, *SS-Hauptsturmführer* 311, 315
 Semjon Semjonowitsch, *politischer Häftling in Karaganda* 88
 Serikow, *Lagerkommandant* 83, 144
 Sharik, *Bahnstation im Lagergebiet von Karaganda* 82, 113, 155
 Siemens und Halske 294, 303-306, 309
 Sokolniki, *Gefängnis in Moskau* 16, 26
 Soll, s. Arbeitspensum
 Solowki, *Zuchthaus und Lager auf einer Insel im Weissen Meer* 182, 188 f.
 Sonntag, Dr., *SS-Arzt* 218, 240, 270, 273 f., 278, 288
 Sonntag, Grete 38 f., 54, 65, 66, 68, 71, 73, 84-87, 96, 150-154, 464
 Sosnin, *krimineller Häftling in Karaganda* 117
 Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) 432 ff.
 Spanischer Bürgerkrieg 25
 Spitzel,
 in sowjetischer Haft: 47, 134, 142
 in Ravensbrück: 295, 324
 SS 185 f., 191, 196, 232 f., 236, 238, 244, 265, 277 f., 280, 294 ff., 305 f., 310, 316, 342-345, 350, 356 f., 363, 367, 374 f., 377 f.
 Stalin, Josef 9 f., 12, 19, 33, 47, 140, 211, 374
 Stassowa, *Leiterin der Internationalen Roten Hilfe (MOPR)* 169
 Stoffwinkel in Ravensbrück 217
 Strafblock in Karaganda 95 ff., 257
 Strafvollzug, s. Prügelstrafe
 Stubenälteste 218, 225, 230, 245
 Suhren, *SS-Hauptsturmführer, Lagerkommandant* 295, 312, 318, 332, 366
 Sysran, Gefängnis in – 74
 System der Zwangsarbeiterlager in der Sowjetunion 121
 Tamara, *politischer Häftling in Karaganda* 126, 129, 144 f., 149, 154
 Tanja, *politischer Häftling in Karaganda* 123
 «Tante Anna», *Leiterin der Frauenabteilung im «Alex»* 201
 Tasso, s. Salpeter
 Teege, Bertel, *Lagerläuferin* 285, 317
 Thierstein, *Ort in Oberfranken* 469 ff.
 Tiefenau, Gertrud 63 ff.
 Tillion, Germaine, *französischer Häftling in Ravensbrück* 362, 372 ff., 379 f.
 Tolstojaner in Karaganda 141, 146 f.
 Transport, von Moskau nach Karaganda: 67-75
 von Karaganda nach Moskau: 160-163
 von Moskau nach Berlin: 179-183
 Treite, *SS-Arzt und Unterscharführer* 363 f., 373
 «Trotzkismus» 43, 46, 59, 70, 170, 174
 Tschechische Häftlinge in Ravensbrück 267 ff., 283, 298, 365 ff.
 Tschernin, *sowjetischer Kommunist* 235
 Tschistka, *Parteireinigung* 17, 22
 Tuchatschewski, *Marschall der Sowjetunion* 18
 Unterdörfer, Ilse 264
 Vater, Klara, *Frau des deutschen Kommunisten August Kreuzberg, später Frau von Ernst Wollweber* 156, 160, 163, 174, 179 f.
 Verbannung, «freie» 32, 119f., 152

- Vergasung 210, 237, 241, 263, 280 f.,
312, 316, 342, 370-375
- Verhaftung, Methoden der NKWD bei
der - 9 ff., 15 ff., 23,29
- Verhör 57-64
- Verlag Ausländischer Arbeiter, *Kom-
internverlag in Moskau* 21 f.
- Versuchsoperierte, x «Kaninchen»
- «Wachsamkeit, bolschewistische» 13,
21
- Waletzki, *polnischer Revolutionär* 14,
235
- Weitz, *Zigeunerin* 239
- Wendland, *Fuhrunternehmer* 356
- Wicklein, *Adjutant des Lagerkom-
mandanten Kögel* 280
- Wiedmann, Betty, *Lagerläuferin* 224
- Wiedmeier, Maria, *Anweisungshäft-
ling* 354 f., 366 f.
- Winkelmann, Dr., *SS-Arzt in Ausch-
witz und Ravensbrück* 368, 370,
373
- Wollenberg, Erich, *ehemaliger deut-
scher Kommunist, 1934 aus der
Partei ausgeschieden* 168
- Wollweber, Emst, *deutscher Kommu-
nist, Apparat-Fachmann, bis Feb-
ruar 1958 Minister für Staatssi-
cherheit in der DDR* 180
- Workuta, *Lagergebiet am Nordrand
des Ural* 44
- Zellenbau 216, 284, 325-342
- Zigeuner 108, 122 f., 221, 275, 281,
409-412
- Zimmer, *Oberaufseherin* 261, 265 f.,
275, 302
- Zwangsarbeitssystem in der Sowjet-
union 121 f.